

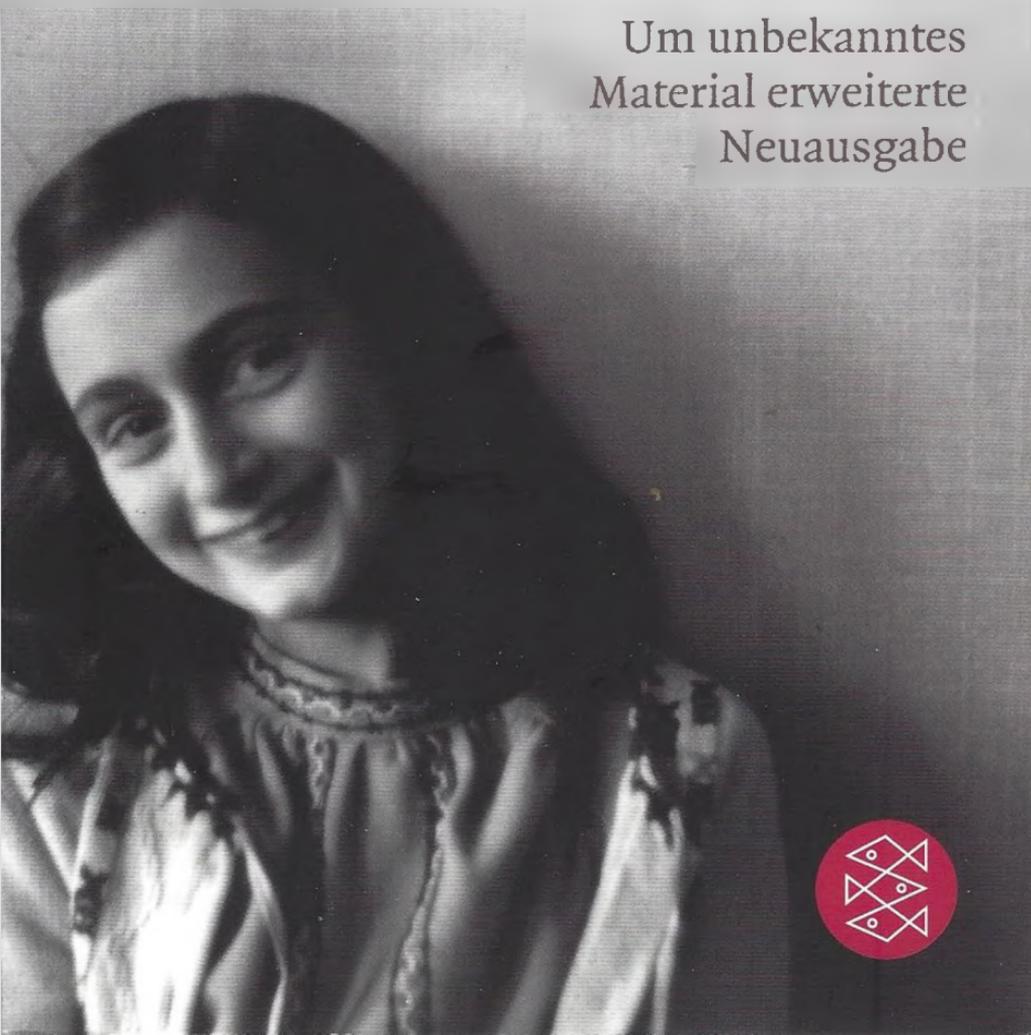
Melissa Müller

Das Mädchen

Anne Frank

Die Biographie

Um unbekanntes
Material erweiterte
Neuausgabe



Die maßgebliche Biographie Anne Franks: vollständig überarbeitet und um unbekanntes Material erweitert

Anne Franks Tagebuch ist eines der eindrucklichsten Dokumente der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft, ein großes Zeugnis von Menschlichkeit und Toleranz und zugleich das Vermächtnis einer begabten jungen Autorin. Doch wer war das Mädchen Anne Frank, wie verbrachte es seine Kindheit, wie war sein familiäres Umfeld? Auf der Grundlage neuester Forschungsergebnisse und teils erstmals verwendeter Dokumente sowie vieler Gespräche mit noch nie zuvor befragten Zeitzeugen gelingt es Melissa Müller, ein umfassendes Bild von der Persönlichkeit Anne Franks zu zeichnen, das bisher selten publizierte Fotos ergänzen.

»Eine gründlich recherchierte und packende Biographie«

DER SPIEGEL

»Eine erzählerisch starke und souveräne Verknüpfung
biographischer und historischer Details«

TIMES

Umschlaggestaltung:

hilßmann, heilmann, hamburg / Anna Lena Witte

Abbildung: Frans Dupont / Anne Frank Fonds /

Anne Frank House via Getty Images

www.fischerverlage.de

ISBN 978-3-596-18902-1



€ (D) 12,00 € (A) 12,40

FISCHER



Anne Frank war vier Jahre alt, als sie Deutschland verlassen, dreizehn, als sie sich mit ihrer Familie in Amsterdam verstecken musste, und noch keine sechzehn, als sie im Konzentrationslager Bergen-Belsen an Typhus starb. Melissa Müllers fesselnde Biographie dieses Mädchens, das zum Mythos wurde, erregte Ende der 1990er Jahre international grosses Aufsehen und wurde in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Zwei zuvor geheim gehaltene Tagebucheinträge Annes sowie Briefe und Aufzeichnungen nie zuvor befragter Zeitzeugen erweiterten das Bild der Familie Frank um wesentliche Facetten. Die Verfilmung des Buchs mit Ben Kingsley und Hannah Taylor Gordon in den Hauptrollen wurde 2001 mit dem Emmy-Award ausgezeichnet.

Nun hat Melissa Müller die Biographie grundlegend überarbeitet und um viele wesentliche Erkenntnisse erweitert. Jüngste Forschungsergebnisse klären, wer zum Netzwerk der Mitwisser gehörte und die Untergetauchten verraten haben könnte, bisher noch nie publizierte Fotos ergänzen das Bild.

Mit einem aktualisierten Vorwort der Autorin zur aktuellen Quellenlage sowie einem Nachwort von Miep Gies, die Anne in dem Amsterdamer Hinterhaus versteckt hatte.

Melissa Müller, 1967 in Wien geboren, wurde als Autorin zeitgeschichtlicher Sachbücher bekannt. Ihr Bestseller «Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben» (in Zusammenarbeit mit Traudl Junge) erschien wie «Das Mädchen Anne Frank» in mehr als 20 Sprachen. Der Oscar-nominierte Film «Der Untergang» basierte auf diesem Buch. Zuletzt erschienen von ihr «Alice Herz-Sommer – ‚Ein Garten Eden inmitten der Hölle‘. Ein Jahrhundertleben» (zusammen mit Reinhard Piechocki) sowie «Verlorene Bilder, verlorene Leben – Jüdische Sammler und was aus ihren Kunstwerken wurde» (zusammen mit Monika Tatzkow). Melissa Müller lebt mit ihrer Familie in München.

Melissa Müller

Das Mädchen Anne Frank

Die Biographie

Mit einem Nachwort von Miep Gies

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2013

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-18902-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Dieses Buch gehört den Überlebenden.

Inhalt

Vorwort zur Neuauflage	9
1. Die Verhaftung	17
2. Anne in Frankfurt	29
3. Exodus	48
4. Neue Heimat	78
5. Im Vorhof der Mörder	115
6. In der Falle	146
7. Ins Versteck	213
8. Das Hinterhaus	244
9. Ausgeliefert	314
10. Der letzte Zug nach Auschwitz	347
11. Sehnsucht	385
Ein Epilog in Biographien	390
Nachwort von Miep Gies	458
Dank	463

ANHANG

Stammbaum	468
Quellen	470
Anmerkungen	473
Bibliographie – eine Auswahl	511
Abbildungsnachweis	519
Personenregister	521

Vorwort zur Neuauflage

Ihr Tagebuch – geschrieben zwischen 1942 und 1944 im Amsterdamer Versteck – ist das meistgelesene literarische Dokument über die Verbrechen der Nationalsozialisten und hat sie zu einer der bekanntesten Figuren unserer Zeit gemacht: das Mädchen Anne Frank, vier, als sie ihre Heimat Deutschland verlassen, dreizehn, als sie sich vor den Nazis verstecken, und nicht einmal sechzehn, als sie im Konzentrationslager sterben musste – als ein weiteres von sechs Millionen Opfern von Hitlers Rassenwahn.

In den vergangenen sechzig Jahren wurde Anne Frank zur Botschafterin der Diskriminierten in einer Welt der Gewalt und Unfreiheit stilisiert, zu einem Symbol für Humanität, für Toleranz, Menschenrechte und Demokratie, zum Inbegriff für Optimismus und Lebenswillen. Für Millionen junger Menschen auf der Suche nach ihrer Identität ist sie Fürsprecherin, ja Heldin. Sie gilt als «Hitlers bekanntestes Opfer», ihr Tagebuch wird als universelle Botschaft des Mutes und der Hoffnung interpretiert und häufig erst in zweiter Linie als Dokument der Shoa. Ihre Gedanken wurden, wie bei Vielzitierten gang und gäbe, zu geflügelten Worten, oft aus dem Zusammenhang gerissen und nach Bedarf verschlagwortet. Gäbe es Vergleichbares im Judentum, man hätte wohl längst ihre Seligsprechung beantragt.

Als Dreizehnjährige las ich das Tagebuch der Anne Frank zum ersten Mal. Mit ihrem pubertätsgesteuerten und doch schon so zielgerichteten Ringen um ihre Persönlichkeitsbildung konnte ich mich sofort identifizieren. In vielem sprach sie mir aus der Seele. Ihre Resentiments gegen die Mutter waren mir nicht fremd. Dass sie ihr Tagebuch als Verfolgte eines Terrorregimes schrieb und etwa acht Mo-

nate nach ihrem letzten Eintrag ums Leben kam, bestürzte mich. Meine damals vermutlich naiv gestellten Fragen nach dem «Warum» stiessen auf verharmlosende Ausflüchte oder, öfter noch, auf Schweigen.

Mit Mitte zwanzig nahm ich das Tagebuch abermals zur Hand und las diesmal die sogenannte endgültige Ausgabe, gegenüber der ursprünglichen Fassung von Otto Frank um einige zum Teil sehr persönliche Eintragungen erweitert. Nun drängten sich mir erst recht zahlreiche Fragen auf: Wie erlebte Annes Familie, väterlicher- wie mütterlicherseits, jene Zeit, in der das Moralgefüge von Millionen Menschen zerbrach und Achtsamkeit zum Fremdwort wurde? In welchem familiären Umfeld, unter welchen Freunden begann Anne sich zu entfalten, welche Erlebnisse prägten sie? Ihr Tagebuch hält schliesslich nur ein Siebtel ihres Lebens fest.

Wieder stiess ich nur auf unbefriedigende Antworten.

So begann – zum ersten Mal in den 1990er Jahren – meine Suche nach der Person hinter der Legende, nach Geschichten und Ereignissen aus dem Leben des deutsch-jüdischen Mädchens Annelies Marie Frank, die ihre Persönlichkeit beeinflusst hatten. Eine zweifellos starke Persönlichkeit, die aber erst in der Entfaltung begriffen war. Es galt also nicht, einen fertigen Menschen zu ergründen und festzulegen, vielmehr wollte ich Anne in ihrer Entwicklung, die so abrupt abgebrochen wurde, begleiten und sie in die Welt zurücksetzen.

Was ist eine Biographie? Mein Ziel war es, möglichst viele Mosaiksteine zu sammeln und zu einem möglichst authentischen Bild von Annes kurzem Leben zusammenzusetzen, ihre familiären Wurzeln ebenso wie ihr gesellschaftliches Umfeld zu erforschen, jenes Geflecht von Menschen, von Lebensläufen zu erhellen, auf das ihr Leben aufbaute, das es berührte.

In seiner Aufrichtigkeit und Klarheit spricht Annes Tagebuch für sich. Den naturgemäss oft fragmentarisierten Blick Annes auf ihre Um- und Aussenwelt, an vielen Stellen – das zeigt der Vergleich mit

der textkritischen Ausgabe ihrer Tagebücher – weiter eingeschränkt durch die Editionsarbeit ihres Vaters, wollte ich durch einen Gesamtblick von aussen erweitern, bei der Tagebuchlektüre aufkommende Fragen beantworten, mich nicht mit dem Ungefähren, der Verklärung zufriedengeben, sondern Zusammenhänge offenlegen. Der Gesamtblick, er dokumentiert ihren Lebens- und Leidensweg ebenso wie den ihrer nächsten Verwandten, engen Freunde und mancher Bekannter, über die Anne schrieb, und zeichnet so den Leidensweg der Juden unter dem Naziregime nach: von der Hasspropaganda über die Ausgrenzung, Erniedrigung und Entrechtung zur Deportation und zum organisierten Massenmord.

Ohne die Begegnungen mit der letzten Generation von Zeitzeugen, ohne das – schrittweise gewonnene – Vertrauen jener Menschen, die Anne Frank persönlich kannten und in aller Welt verstreut leben, in Israel, in den USA oder Brasilien, in Holland, Frankreich, der Schweiz oder Deutschland, wäre dieses Projekt niemals zu verwirklichen gewesen. Ohne ihre Bereitschaft, sich ihren Erinnerungen zu stellen, sich mir zu öffnen und Einzelheiten aus ihrem Leben preiszugeben, über die einige von ihnen mehr als fünfzig Jahre geschwiegen hatten – weil sie vorher niemand danach gefragt hatte oder weil sie noch nicht bereit waren, darüber zu sprechen –, wären viele der Einzelheiten, die in das Buch einfließen, weiterhin, vielleicht für immer, im Dunkeln geblieben. Mehr als zwanzig Menschen, die mit Anne Frank verwandt sind oder befreundet waren, habe ich während meiner Recherchen aufgespürt und kennengelernt, viele mehr, die mit ihrem Vater Otto nach dem Krieg vertraut waren. Manche von ihnen wurden im Laufe der Zeit und in zahlreichen intensiven Gesprächen zu engen Freunden. Dass ich nach Monaten der behutsamen Annäherung auch das Vertrauen von Miep Gies gewinnen konnte, erweiterte meinen Blickwinkel und bereicherte das Buch um viele wichtige Informationen. Dass

sie sich schliesslich bereit erklärte, ein Nachwort für mein Buch zu verfassen, ist ein grosses Glück.

Meine Gesprächspartner vertrauten mir ihre Geschichten an, erzählten von jenen Lebensabschnitten, die sie mit Anne Frank und ihrer Familie verbanden, und zeigten mir Fotografien, Briefe, handschriftliche Aufzeichnungen, aufschlussreiche Dokumente – viele davon bislang unveröffentlicht. So halfen sie mir, ein facettenreiches Bild von Anne und ihrem Leben zu zeichnen und den Antworten auf Schlüsselfragen näher zu kommen, die nicht nur mich, sondern seit Jahrzehnten auch Millionen anderer Tagebuchleser beschäftigen: Wer könnte die Familie Frank verraten haben? Wie erlitt Anne ihre letzten acht Lebensmonate? Was hatte Anne mit ihrem Tagebuch vor? Welche Persönlichkeit steckte wirklich hinter der Mutter, über die Anne mit so viel Härte und Unnachsichtigkeit schrieb und die sie doch so prägte? Und wie dachte Anne über die Beziehung ihrer Eltern?

Annes Vater Otto Frank war nach dem Krieg der Einzige der Familie, der Stellung zum Tagebuch seiner Tochter beziehen konnte. Er beeinflusste das Bild, das sich die Welt von ihm und seiner Familie machte, mit der Auswahl der Tagebuchtexte, die er zur Publikation freigab, und mit seinen Äusserungen in der Öffentlichkeit. Von Annes Mutter wussten wir in den 1990er Jahren fast nichts, nicht einmal, welche Schulbildung sie genossen hatte. Über mehr als fünfzig Jahre war sie – genauso wie ihre gesamte Familie, die Holländers – ohne Konturen geblieben. Der Mutter und ihren Wurzeln endlich die Bedeutung zu geben, die sie für Annes Entwicklung hatte, war deshalb ein weiteres Ziel. Ohne die Mithilfe von in der Welt verstreut lebenden Nachkommen der Familie Holländer und ohne die Aufgeschlossenheit diverser Ämter in Deutschland, deren Archivmaterial mir – aller Bürokratie zum Trotz – als erster Autorin zugänglich gemacht wurde, hätte ich dieses Ziel nicht erreicht. Mein Dank gilt deshalb auch Cor Suijk. Der langjährige Vertraute Otto Franks liess mich erstmals zwei bis dahin geheim gehaltene Tagebucheinträge Annes aus-

werten – die eine vom 8. Februar 1944, die andere die letzte «Einführung», die Anne zu ihrem Tagebuch verfasst hatte. An ihrer Echtheit bestand kein Zweifel.

Die Nachricht vom Auftauchen jener bis dato unbekanntem Seiten beschäftigte die Weltpresse zum erstmaligen Erscheinen dieses Buchs im Spätsommer 1998 wochenlang und war selbst der *New York Times* eine Titelgeschichte wert. Während die Öffentlichkeit – wie mich – vorrangig der Inhalt der Seiten interessierte, rang man hinter den Kulissen um das Eigentum an Annes Originalen. Das ist Geschichte (und im Epilog dieser Ausgabe nachzulesen).

Seither habe ich nicht aufgehört, mich mit Anne Frank und ihrem Umfeld auseinanderzusetzen, neue Spuren zu verfolgen, bewusste und unbewusste Vorurteile, die zum Teil jahrzehntelang wiederholt wurden, zu hinterfragen, auch manche meiner Erkenntnisse zu überdenken und Irrtümer zu korrigieren. In der ersten Ausgabe dieser Biographie stellte ich zur Diskussion, wer die Familie Frank und ihre Mitversteckten verraten haben könnte. Zweimal hatte die Amsterdamer Kriminalpolizei ergebnislos gegen den Hauptverdächtigen Willem van Maaren ermittelt. Miep Gies hatte mir mehrfach versichert, dass sie ihn nicht für den Täter hielt. Sonst schwieg sie, die so gut schweigen konnte, zu Fragen nach dem Verrat.

Umso wichtiger schien es mir damals, neue Vermutungen zu wagen und damit eine Diskussion anzuregen. Das ist gelungen.

In meinen Fokus geriet eine anscheinend harmlose Putzfrau, deren Geschwätzigkeit wenige Wochen vor der Verhaftung die Helfer in Schrecken versetzte. Vier Jahre nach Erscheinen meines Buchs sorgten die Theorien um den gar nicht harmlosen Tonny Ahlers für Aufsehen und Irritation, beweisen liessen auch sie sich nicht.

Heute wissen wir, dass wir Lena Hartog und Tonny Ahlers als zwei von vielen Gefahren sehen müssen, von denen die Untergetauchten betroffen und mit der Zeit regelrecht umzingelt waren. Immer mehr Menschen schauten auf das Hinterhaus, zogen Schlüsse, erzählten sie

womöglich weiter und brachten damit die Versteckten – unbeabsichtigt oder wissentlich – in Lebensgefahr. Ich habe versucht, dieses Netzwerk von Mitwissern und möglichen Verrätern zu ergründen und in Kapitel 9 dieses Buchs nachzuzeichnen.

Es ist ein Privileg für jeden Autor und eine Herausforderung, sein Buch noch einmal neu schreiben zu dürfen. Der Anspruch an sich selbst ist hoch, die Erwartung der Leser ebenso. Die endgültige Biographie, das wissen wir freilich, gibt es ebenso wenig wie die eine historische Wahrheit. Gerade deshalb prüfen wir jeden neuen Mosaikstein auf seinen objektivierbaren Wahrheitsgehalt.

Die Zeit arbeitet dabei einerseits gegen uns, andererseits für uns. Gegen uns, weil in den letzten Jahren viele unserer Zeitzeugen verstorben sind – zuletzt, im Januar 2010, Miep Gies – oder weil ihre Erinnerungen immer undeutlicher werden. Für uns, weil sich seit der ersten Ausgabe dieses Buchs entscheidende neue Quellen und Recherchemöglichkeiten eröffnet haben. Schutzfristen sind abgelaufen – wir können heute in Material Einsicht nehmen, das uns in den 1990er Jahren noch versperrt war. Im Internet greifen wir auf digitalisierte Archive in aller Welt zu, knüpfen Kontakte und stellen Zusammenhänge her, die uns ohne diese Vernetzungen verborgen waren. Das wiederum hilft uns, die subjektiven Erinnerungen der Zeitzeugen einzuordnen und der Lösung so manchen Rätsels näher zu kommen. Ohne den intensiven Austausch mit Gerlof Langerijs in Amsterdam über mehrere Jahre würde das Buch nun nicht in dieser Dichte vorliegen. Gerlof kennt das Amsterdamer Stadtarchiv und viele andere holländische Archive on- und offline wie seine Westentasche, er teilt meine Freude an Detailgenauigkeit, er hat mir über so manche Sprachhürde hinweggeholfen und er hat zahlreiche Nachfahren von handelnden Personen aufgespürt, mit deren Hilfe wir viele offene Fragen beantworten konnten. Erika Prins von der Anne Frank Stiftung las das Manuskript mit kritischem Blick und gab mir wichtige Anregungen.

«Geschichte ist die Gewissheit, die dort entsteht, wo die Unvollkommenheiten der Erinnerung auf die Unzulänglichkeiten der Dokumentation treffen», hat Julian Barnes das tägliche Ringen bei der Quelleninterpretation beschrieben. Neue Quellen, neue Fragen, neue Widersprüche und gelegentlich auch Antworten. Die Realität ist oft weit von der Überlieferung entfernt. Das gilt auch für die unterschiedlichen Verrathshypothesen.

Ein Geschichtsforscher soll die Geschichte nicht nur analysieren, sondern auch wahre Geschichten erzählen, meint der Historiker Yehuda Bauer. Ich habe versucht, die Geschichte der Anne Frank, ihrer Familie und ihres Umfelds so zu erzählen, dass möglichst viele Menschen mir zuhören – in der Hoffnung, dass viele von ihnen sich mit den Verbrechen des Naziregimes, mit den historischen Fakten und den gesellschaftlichen Ursachen, vor deren Hintergrund das Morden stattfinden konnte, auseinandersetzen. Erkennt man an, dass die Welt sich nicht in Schwarzweiss abbilden lässt, auch nicht die Welt des Nationalsozialismus, dass das vermeintlich Gute und vermeintlich Böse immer wieder ins Unklare verschwimmen – gelegentlich auch in diesem Buch –, kann man die Verantwortung nicht so leicht von sich weisen. *«Solange die ganze Menschheit ohne Ausnahme, keine grosse Metamorphose durchläuft, wird der Krieg wüten, wird alles, was aufgebaut, gezüchtet und gewachsen ist, wiederabgeschnitten und vernichtet werden, um danach aufs Neue zu beginnen!»,* schrieb Anne Frank einen Monat vor ihrem fünfzehnten Geburtstag in ihr Tagebuch (3. Mai 1944, Vers. A).

Die Geschichte wiederholt sich nicht, aber der Mensch tut es. Der Mensch lässt sich treiben, bis er seine Ideale aus den Augen verliert. Dann beginnt er – ein Gefangener seiner Vorurteile – für gewöhnlich von neuem. Wir glauben an die Lernfähigkeit der Menschen. Und deshalb erzählen wir diese Geschichten. Geschichten wie jene von Anne Frank. Geschichten gegen das Vergessen.

Januar 2013, Melissa Müller

1. Die Verhaftung

Still! Kein lautes Wort mehr! Wer ist noch im Badezimmer? Der Wasserhahn läuft immer noch. Jetzt bloss nicht mehr die Spülung ziehen. Leise, leise. Seid nicht so unvorsichtig. Psst. Nach zwei Jahren könntet ihr wirklich wissen ... Nachttöpfe ausleeren. Betten zurückschieben. Schuhe ausziehen! Die Glocken läuten schon. Um halb neun, wenn die Lagerarbeiter kommen, muss es still sein.

Das tägliche Morgenritual im Hinterhaus: Um Viertel vor sieben läutet im Zimmer von Hermann und Auguste van Pels der Wecker. Sein Scheppern reisst auch die Familie Frank und Fritz Pfeffer ein Stockwerk tiefer aus dem Schlaf. Dann ein Schlag – jetzt hat Frau van Pels den Wecker abgestellt. Das Knarren, erst stockend, dann immer bestimmter – Herr van Pels steht auf und klettert vorsichtig die steile Holzterrasse hinab. Wie immer ist er der Erste im Badezimmer.

Anne wartet im Bett, bis sie die Badezimmertür abermals knarren hört. Ihr Zimmergenosse Fritz Pfeffer ist der Nächste. Anne atmet auf. Sie genießt die wenigen Minuten, die sie den engen Raum für sich alleine hat. Mit geschlossenen Augen lauscht sie dem Vogelzwitschern im Hinterhof und streckt sich auf ihrer Schlafstätte. «Bett» kann man dieses schmale Sofa, das sie um einen Stuhl am Fussende verlängert hat, nicht nennen. Doch Anne hält ihr Schlaflager für geradezu luxuriös. Miep Gies, die die Franks in ihrem Versteck mit Lebensmitteln versorgt, hat ihr erzählt, dass andere Untergetauchte in winzigen, oft fensterlosen Verschlägen oder in feuchten Kellern auf dem Boden schlafen. Anne steht auf und zieht die Stoffbahnen zum

Verdunkeln der Fenster auf. Disziplin bestimmt ihr Leben im Versteck. Ein kurzer Blick ins Freie. An diesem Freitagmorgen ist die Luft ziemlich dunstig, ein warmer Hochsommertag kündigt sich an. Wenn sie doch einmal... nur für ein paar Augenblicke ... doch Geduld, es ist bald so weit ... das Attentat auf Hitler vor etwa zwei Wochen hat allen Hoffnung gegeben ... wahrscheinlich kann sie im Herbst wieder zur Schule gehen ... ihr Vater und Herr van Pels sind sicher, dass im Oktober alles überstanden sein wird ... dass sie dann frei... tatsächlich, heute ist schon der 4. August 1944.

Eindreiviertel Stunden haben sie Zeit, sich für den neuen Tag einzurichten. Bis acht Menschen ihre Morgenwäsche hinter sich gebracht haben, bis die Bettwäsche verstaut, die Betten zur Seite geschoben, Tisch und Stühle zurechtgerückt sind, vergehen eindreiviertel Stunden im Nu. Wenn um halb neun im Lager direkt unter ihnen der Betrieb beginnt, darf von oben kein Laut mehr durchdringen. Wie leicht könnten sie sich selbst verraten. Der Lagerleiter van Maaren ist ohnehin schon so misstrauisch.

Bevor um neun das Frühstück aufgetragen wird, beschäftigt sich jeder für sich. Möglichst lautlos. Diese halbe Stunde am Morgen ist besonders kritisch. Die Untergetauchten lesen, lernen oder nähen – und warten ab. Muss einer von ihnen unbedingt aufstehen, so schleicht er auf Strümpfen oder in weichen Pantoffeln durch den Raum. Sprechen ist nur im Flüsterton erlaubt. Wenn nach den Lagerarbeitern endlich auch die Büroangestellten eingetroffen sind und Schreibmaschinengeklapper, Telefonklingeln und die Stimmen von Miep Gies, Bep Voskuijl und Johannes Kleiman – sie alle sind Freunde und Helfer der Untergetauchten – zur Geräuschkulisse werden, ist die Gefahr etwas gedämpft.

Endlich kommt Miep, um die Einkaufsliste zu holen. Einkaufsliste? Miep muss nehmen, was sie bekommt. Und sie bekommt von Tag zu Tag weniger. Doch sie weiss, wie sehnsüchtig die Bewohner des Hinterhauses auf sie warten. Anne bestürmt Miep mit allerlei Fragen, wie jeden Morgen. Miep vertröstet sie auf den Nachmittag, wie jeden Morgen. Erst nach dem Ehrenwort, sich nachmittags zu einer

ausführlichen Plauderstunde Zeit zu nehmen, entlässt Anne sie ins Büro. Otto Frank zieht sich mit Peter van Pels in dessen Verschlag im oberen Stockwerk zurück. Englisch steht auf dem Stundenplan, ein Diktat. Allein kommt Peter mit der Fremdsprache nicht weiter. Also widmet Otto Frank ihm seinen Vormittag. So ziehen die Stunden sich wenigstens nicht so hin. Margot und Anne vertiefen sich währenddessen einen Stock tiefer in ihre Bücher. Geduld. Sich in Geduld zu üben – auch das hat Anne in den letzten beiden Jahren gelernt.

Ganz unten im Magazin läuft mit vertrautem Rattern die Gewürzmühle. Willem Gerard van Maaren hat die Tür zur Prinsengracht weit geöffnet, um das Licht und die Wärme des sanften Amsterdamer Sommers hereinzulassen.

Halb elf. Bis zur Mittagspause haben der Vorarbeiter und seine Helfer noch gut zu tun. Plötzlich stehen mehrere fremde Männer im Magazin – SD, Deutscher Sicherheitsdienst. Keiner der Anwesenden hat ihr Kommen bemerkt. Die Männer, einer von ihnen in der Uniform der «Grünen Polizei», die anderen in Zivilkleidung, tragen Waffen. Sie berufen sich auf einen Durchsuchungsbefehl. Ein paar Worte fallen, dann deutet der überraschte van Maaren mit dem Daumen nach oben zu den Büroräumen. Sein Mitarbeiter Lammert Hartog steht angespannt daneben. Sein Blick verrät Unsicherheit. Sofort eilen die Fremden die Treppe hoch zu den beiden Büroräumen, nur einer von ihnen bleibt für eine Weile zurück und behält das Personal im Auge.¹

Ohne anzuklopfen, tritt ein anderer, der später als gross und mager beschrieben wird, in das Gemeinschaftsbüro von Miep Gies, Bep Voskuijl und Johannes Kleiman. Miep schaut erst gar nicht auf. Es ist nicht ungewöhnlich, dass jemand ins Büro kommt. Als sie ein scharfes «Sitzen bleiben. Und keinen Ton!» hört, hebt sie die Augen und blickt in den Lauf einer Waffe. «Rühren Sie sich nicht von der Stelle», befiehlt der Holländer. Dann verschwindet er wieder.

Durch die doppelte Flügeltür klingen schroffe Kommandotöne.

Der SD-Mann und seine holländischen Handlanger, sie alle Angestellte der Gemeindepolizei Amsterdams und erfahrene Kopfgeldjäger, sie alle Mitglieder der Nationalsozialistischen Bewegung der Niederlande (NSB), sie alle Familienväter in fortgeschrittenem Alter, haben den Firmenchef Victor Kugler im Nebenraum an seinem Schreibtisch überrascht. Ihre Waffen bedrohen Kugler.²

«Wem gehört dieses Gebäude?», fährt der Uniformierte ihn auf Deutsch an. Kugler meint, einen Wiener Akzent zu erkennen. «Herrn Wessels», antwortet er ebenfalls auf Deutsch. Seine Kindheit und Jugend hat Kugler im sudetendeutschen Hohenelbe verbracht, einer kleinen Stadt am Fusse des Riesengebirges, im, damals noch, österreichisch-ungarischen Kaiserreich.

«Wir sind hier nur Mieter.»

Steif bleibt Kugler sitzen und nennt schnell auch die Adresse des Holländers, dem das Gebäude Prinsengracht 263 seit dem 23. April 1943 gehört.

Ungeduldig faucht der SD-Mann etwas wie: «Lenken Sie nicht ab!» Sein Name, stellt sich heraus, ist Silberbauer. Karl Josef Silberbauer.

«Wer hier der Chef ist, will ich wissen.»

«Das bin ich», erwidert Kugler.

«Mitkommen.»

Kugler, ein nach aussen ruhig und streng, auf viele geradezu unnahbar wirkender Mann, muss die SD-Männer einen Stock höher, in weitere Lagerräume bringen. Sie fragen nach versteckten Waffen. Jede Kiste, jedes Fass, jeden Sack muss er öffnen. Dabei versucht er, seine Gedanken zu ordnen. Was suchen die Männer? Sind sie gekommen, um ihn zu holen? Wissen sie etwa, dass er mit Widerständlern in Kontakt steht? Dass er einen gefälschten Ausweis ...? Wenn sie nur nicht das Hinterhaus ... was, wenn das viele Gerede nun doch den Falschen erreicht hat? Zwei Jahre und einen Monat haben sie gemeinsam überstanden. Unmöglich, dass gerade jetzt... jetzt, da die Offen-

sive der Alliierten endlich auch in Nordfrankreich vorankommt. Jetzt, da es sich nur noch um ein paar Wochen handeln kann. Momente der Selbsttäuschung.

«In Ihrem Haus sind Juden versteckt», hört Kugler einen der Holländer sagen. Seine Hoffnung weicht der fatalen Gewissheit: Leugnen macht alles noch schlimmer.

«Wo sind sie?», mischen die anderen sich ein. Es sind Gezinus Gringhuis und Willem Grootendorst, einer klein und auffallend korpulent, der andere mit einem langgezogenen, gelblichen Gesicht. Einen weiteren werden Kleiman, Kugler und Otto Frank später auf einem Foto identifizieren, den grossen und hageren Maarten Kuiper «mit einer spitzen Nase in einem kleinen Gesicht» und «dem stechenden Blick eines Verrückten». Möglich aber, dass sie sich fehlleiten liessen. Kuiper war in mörderische Aktionen gegen Widerstandskämpfer verwickelt und wurde dafür später verurteilt, sein Gesicht ging nach dem Krieg durch die Presse.

«Wo sind sie?» Die Worte klingen wie ein Urteilsspruch in letzter Instanz. Silberbauer befiehlt Kugler voranzugehen.

Kugler gehorcht. Was bleibt ihm anderes übrig? Die Männer folgen ihm mit gezogenen Waffen. Kuglers kühlblaue Augen scheinen – mehr noch als sonst – wie eine undurchdringliche Wand. Die ihm eigene überkorrekte, stets kontrolliert wirkende Körperhaltung täuscht jedoch, das Gefühl von Machtlosigkeit lähmt seine Gedanken. Die letzten Minuten vor einem Gewitter, schwül, drückend, bedrohlich. Quälende Zweifel überfallen ihn. Was ihm an seiner Umgebung vertraut ist, verschwimmt. Bluffen die Männer nur, wie sie das bei solchen Razzien angeblich zu tun pflegen? Lässt er sich gerade in die Irre fuhren? Oder haben sie tatsächlich einen Hinweis bekommen? Wurden seine Schützlinge verraten? Von einem Nachbarn? Einem Arbeiter? Warum gerade heute?

Scheinbar teilnahmslos geht Kugler den Korridor entlang, der das Vorder- mit dem Hinterhaus verbindet. Stufe für Stufe steigt er die halbsbrecherisch steile Treppe hinauf, die sich oben gleich einer Wendeltreppe nach rechts windet. Dicht hinter ihm folgen die fremden Männer. Vierzehn, fünfzehn, sechzehn. Jetzt stehen sie in einem Vor-

raum, den die grossgeblümete Tapete in Beige und Rot noch enger erscheinen lässt. Hinter ihnen die Verbindungstür zum Gewürzlager, direkt vor ihnen ein mannshohes Bücherregal mit drei Fächern, vollgestellt mit grauen, abgegriffenen Aktenordnern. Über dem Regal hängt eine grosse Landkarte, wie man sie auch in Ämtern und Schulen sieht. Belgien im Massstab 1:500'000.

Aufmachen! Weshalb wissen sie Bescheid? Ein Ruck. Wie ein schweres Tor lässt sich das Bücherregal von der Wand ziehen. Dahinter – fast einen halben Meter über dem Boden – kommt eine weisse Tür zum Vorschein, deren oberes Ende hinter einer dünnen Wand und der Landkarte verschwindet. Der Sturz des Türstocks ist mit einem mit Holzwolle gefüllten Lappen gepolstert.

Haben die Franks die lauten Schritte, die fremden Stimmen schon gehört? Auf Victor Kuglers Zögern reagieren die SD-Männer mit neuerlichem Drängen. Direkt vor ihnen führt eine weitere Treppe, gerade breit genug für eine Person, in den oberen Stock des Hinterhauses. Kugler geht links daran vorbei, einen schmalen Gang entlang auf die Verbindungstür zu. Er öffnet sie.

Zuerst sieht er Annes Mutter Edith Frank, die an ihrem Tisch sitzt. «Gestapo», hört er sich zischen. Mehr kommt ihm nicht über die trockenen Lippen. Sie wird in Panik ausbrechen, fürchtet er. Doch Edith bleibt sitzen, wie gelähmt. Aus weiter Ferne schaut sie auf Kugler und die fremden Männer. Teilnahmslos. «Hände hoch», befiehlt ihr einer der Holländer mit gezogener Waffe. Mechanisch hebt sie ihre Arme. Ein anderer treibt Anne und ihre Schwester Margot aus dem Nebenzimmer. Mit den Händen über dem Kopf müssen sie sich neben ihre Mutter stellen.

Zwei der holländischen Polizisten sind inzwischen ein Stockwerk höher gerannt. «Hände hoch!» Während der eine mit seiner Pistole Herrn und Frau van Pels in Schach hält, stürmt der andere die kleine Nebenkammer. «Hände hoch!» Wie gefährliche Verbrecher, die um ihre Freiheit kämpfen könnten, tastet er Otto Frank und Peter van Pels nach Waffen ab. Dann treibt er sie hinaus, wo Peters Eltern stehen,

schweigend, die Hände über dem Kopf, auch sie den Blick ins Leere gerichtet. «Runter mit euch. Aber schnell.» Als Letzter erscheint auch Fritz Pfeffer, eine Waffe im Rücken.

Acht Juden auf einen Streich. Ein überraschend guter Vormittag. «Wo ist Ihr Geld, wo sind Ihre Wertsachen?», fragt Silberbauer in seinem Befehlston. Tempo, Tempo, keine Zeit zu verlieren. Die acht Gefangenen wirken gefasst. Nur Margot weint lautlos.

Otto Frank spürt, dass sie sich jetzt kooperativ zeigen müssen. Dann wird alles gut. Die Deutschen haben doch selbst Angst. Sie wissen doch auch, dass die Offensive der Alliierten ..., dass es sich nur noch um Wochen handeln kann. Otto zeigt auf den in der Wand versenkten Schrank, in dem er die Wertsachen der Familie aufbewahrt. Silberbauer ordnet seinen Helfern an, die übrigen Räume des Hinterhauses nach Schmuck und Geld zu durchsuchen, auch den Dachboden. Er selbst holt die sperrige Kassette der Franks aus dem Schrank. Sein Blick streift durch das Zimmer. Jetzt hat er gefunden, was er braucht. Ottos lederne Aktentasche. Eigentlich Annes Aktentasche; denn Otto hat sie seiner Tochter vor einiger Zeit zum Aufbewahren ihrer persönlichen Papiere überlassen. Silberbauer öffnet die Tasche, dreht sie kopfüber und lässt die Tagebücher, Schreibhefte und losen Blätter achtlos auf den Boden fallen. «... *mein Tagebuch nicht, mein Tagebuch nur zusammen mit mir!*», hat Anne vier Monate vorher notiert. Jetzt zeigt sie keine Reaktion.

Herman van Pels macht einen Versuch, den Polizisten für ihre Freilassung Geld zu bieten. Sie verlachen ihn. «Los, fertigmachen! Beeilung! In fünf Minuten sind alle abmarschbereit», brüllt Silberbauer und lässt den Inhalt der Kassette in die Aktentasche gleiten. Wie in Trance holen die Verhafteten ihre Fluchttaschen aus dem Nebenzimmer, von oben. Rucksäcke, die seit zwei Jahren bereithängen, gepackt für den Notfall, dass wirklich einmal ein Brand ausbrechen sollte und sie das Hinterhaus verlassen müssten. Über das wüste Durcheinander sehen sie hinweg.

Auf seinen schweren Stiefeln treibt es den Oberscharführer, seit 1939 bei der SS, in dem engen Zimmer hin und her. Das wirkt einschüchternd, wird man ihm gesagt haben. Ihm hilft es auch, die Zeit bis zum Abmarsch zu überbrücken. Er ist 33 Jahre alt, gelernter Maschinenschlosser. Sein aschblondes Haar über den fleischigen grossen Ohren ist militärisch ausrasiert, seine Lippen sind hell und schmal, seine Augen zu Schlitzen zusammengekniffen. Ein Allerweltstyp, gehorsam, obrigkeitshörig. Seine Uniform gibt ihm Halt, das sieht man. Er gehört jetzt zu den Stärkeren, das denkt er. Viel mehr denkt er nicht. Er führt Befehle aus. Das Hinterhaus zu räumen ist ein solcher Befehl. Bis in den Spätherbst 1943 ist der «Kriminaloberassistent» in seiner Heimatstadt Wien im Dienst der Geheimen Staatspolizei gestanden, am 11. November hat man ihn auf Anweisung des Reichssicherheitshauptamts Berlin (RSHA) dem Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes in Den Haag zugeteilt. Nun wird er – obwohl die Deportationen der Juden Amsterdams intern inzwischen als «erfolgreich abgeschlossen» gelten – als Sachbearbeiter in der Amsterdamer Aussenstelle der Gestapo-Abteilung IVB4 eingesetzt, dem sogenannten Judenreferat, das mit der effizienten «Lösung der Judenfrage» beauftragt und Adolf Eichmann unterstellt ist. Silberbauers ihm kürzlich angetraute Frau Barbara arbeitet indessen als Krankenschwester in Wien.

Plötzlich hält Silberbauer inne und fixiert die grosse graue Kiste, die zwischen Edith Franks Bett und dem Fenster auf dem Boden steht.

«Wem gehört diese Truhe?», will Silberbauer wissen.

«Mir», antwortet Otto wahrheitsgemäss. «Leutnant d. Res. Otto Frank» steht in deutlich lesbaren Lettern auf dem Deckel der eisenbeschlagenen Kiste. «Ich war Offizier im Ersten Weltkrieg.»

«Aber ...», Karl Silberbauer fühlt sich sichtlich unwohl. Diese Kiste hat hier nichts verloren. Sie stört seine Routine. «Aber warum haben Sie sich dann nicht gemeldet?» Otto Frank ist in der militärischen Rangordnung höher gestellt. Frank, ein Jude. «Sie wären doch nach

Theresienstadt gekommen», zitiert Otto den SS-Mann nach dem Krieg. Theresienstadt. Die geschenkte Stadt. Jemand wie Silberbauer glaubt die NS-Propaganda von den menschenwürdigen Lebensbedingungen im «jüdischen Siedlungsgebiet» vermutlich bereitwillig.

Unruhig schaut er durch den Raum, vermeidet den Blickkontakt mit Otto Frank, der scheinbar überlegen dasteht. Im Unterschied zu den anderen möchte er nichts mehr einpacken.

«Wie lange sind Sie hier schon versteckt?»

«Zwei Jahre», antwortet Otto Frank, «und einen Monat.» Als er Silberbauers ungläubiges Kopfschütteln sieht, deutet er an die Wand rechts neben der Tür zu Annes Zimmer. Dünne Bleistiftstriche auf der Tapete markieren, wie Anne und Margot seit dem 6. Juli 1942 gewachsen sind. Silberbauers Blick bleibt an einer gleich rechts neben den Strichen an der Wand befestigten Karte der Normandie hängen, auf der Otto den Vormarsch der Alliierten nachvollzogen hat. Zahlreiche Stecknadeln mit bunten Köpfen, rot, orange und blau, aus Ediths Nähkasten markieren die Erfolge der Invasionstruppen.

Silberbauer ringt sich zu einem geräusperten «Sie können sich Zeit lassen» durch. Verliert er gleich die Fassung? Ist er gar betroffen? Während seine Helfer die Gefangenen bewachen, zieht er es vor, unten nach dem Rechten zu sehen.

Durch das kleinere Chefbüro, in dem eben noch Victor Kugler gearbeitet hat und nun sein Kollege Johannes Kleiman verhört wird, und den fensterlosen Durchgangsbereich betritt er das Gemeinschaftsbüro. Durch die fast raumhohen Fenster sieht man die Sonnenstrahlen wie Sternschnuppen auf dem Grachtenwasser tanzen.

«So», hört Miep Gies, die allein in dem Büro zurückgeblieben ist, Silberbauer in seinem Wiener Dialekt sagen. Ihrem Mann Jan, der zwischenzeitlich, wie jeden Tag um etwa zwölf, an der Prinsengracht vorbeikam, konnte sie an der Eingangstür die Lebensmittelkarten zu stecken und ihn unbemerkt wegschicken.

Der Personenwagen, mit dem die SD-Männer kamen, war weggefahren, der Eingang unbewacht. Das hatte auch der Lagerarbeiter Lammer Hartog genutzt und sich davongestohlen.³ Und auch Bep Voskuijl hatte das Gebäude inzwischen verlassen – weinend. Kleiman hatte Mieps Bürokollegin mit Aufträgen fortgesandt. Sie sollte dem Drogisten in der benachbarten Leliegracht, einem guten Bekannten Kleimans, dessen Geldbörse bringen und Frau Kleimann verständigen, dass er heute nicht heimkommen würde.

Auch Miep hätte gehen können. Doch sie wollte bleiben.

«Miep, sieh zu, dass du aus der Angelegenheit rausbleibst», kann Kleiman ihr noch zuflüstern, bevor er abgeführt wird. «Uns kannst du jetzt nicht retten, aber rette, was hier zu retten ist.»

«Jetzt bist du an der Reihe», droht Silberbauer. Sein Akzent klingt vertraut. Miep ist selbst in Wien geboren und hat bis zu ihrem elften Lebensjahr dort gelebt.

«Ich bin auch aus Wien», antwortet sie mit fester Stimme.

Mit einer Landsmännin hat der Nazi nicht gerechnet. Nur nicht aus der Routine kommen. Personalausweis. Standardfragen. Silberbauer ist überfordert. «Schämen Sie sich nicht, diesem Judenpack zu helfen, Sie Verräterin?», schreit er, als könnten ihm die aggressiven Laute den Halt zurückgeben, den er eben zu verlieren droht. Seit der Landung der Alliierten am 6. Juni sind die Aktionen gegen Juden praktisch eingestellt und die «Judenjäger» wie Grootendorst, Gringhuis oder Kuiper in andere Abteilungen versetzt worden. Der Sicherheitsdienst muss jetzt Widerstandsgruppen aufspüren, «kriminellen Delikten nachgehen» und sich auf die Verteidigung Hollands vorbereiten.

An diesem Morgen hat Silberbauers Dienststellenleiter Julius Dettmann eine Ausnahme gemacht – den Tipp des Informanten konnte er offenbar nicht unbeantwortet lassen. Er rief eine Gruppe von gerade greifbaren, hinreichend erfahrenen Mitarbeitern zusammen und schickte sie sogleich los. Dass ihr gleich acht Juden ins Netz gehen würden, hatte auch Dettmann nicht geahnt.

Miep nimmt all ihre Kraft zusammen und schaut Silberbauer fest

in die Augen. Endlich beruhigt er sich, sagt etwas von persönlicher Sympathie und dass er nicht wisse, was er mit ihr tun solle, und verlässt mit der Androhung den Raum, morgen wiederzukommen, um sie zu kontrollieren. «Aus persönlichen Gründen lasse ich Sie gehen, aber wenn du fliehst, dann greifen wir uns deinen Mann», hört Miep ihn sagen.

«Von meinem Mann bleiben Sie fern», antwortete sie. «Er hat mit der Sache nichts zu tun.»

«Quatsch. Er gehört auch dazu.»

Einer der Nazi-Polizisten hat inzwischen einen Transporter angefordert. Gegen ein Uhr mittags trifft er ein, ein Lieferwagen ohne Seitenfenster, wahrscheinlich dunkelgrau. Streng bewacht, steigen die acht Verratenen die Treppe aus dem Hinterhaus hinunter, tappende Schritte, einer nach dem anderen, durch den Korridor an den Büros vorbei, noch eine steile Treppe, dann stehen sie im Freien. Das erste Mal seit zwei Jahren und einem Monat wieder draussen. Die gierigen Blicke der Schaulustigen schmerzen. Das Sonnenlicht blendet. Drinnen im Wagen ist es wieder dunkel.

Miep bleibt mit Lagerleiter van Maaren im Haus zurück. Johannes Kleiman und Victor Kugler sind mit den Untergetauchten abtransportiert worden. Fassungslos sitzt Miep an ihrem Schreibtisch, erschöpft und leer. Sie könnte das Haus verlassen, doch sie bleibt immer noch. Wie kann sie ihren Freunden helfen? Gibt es doch noch eine Rettung? Werden die Polizisten zurückkehren? Minuten vergehen, oder Stunden, sie weiss es nicht. Dann endlich kommt ihr Mann Jan zurück und erlöst sie aus ihrer Starre. Gegen fünf Uhr, so werden Bep und Miep später zu Protokoll geben, taucht auch Bep wieder auf. In ihrer Not ist sie stundenlang durch Amsterdam geirrt, auf der Flucht vor dem Sicherheitsdienst.⁴

Gemeinsam mit van Maaren wagen sich die Helfer, nachdem sie das Bürogebäude verriegelt haben, ins Hinterhaus. Silberbauer hat die Tür hinter dem Bücherregal versperrt und den Schlüssel mitgenommen. Doch Miep hat einen Zweitschlüssel. Entsetzt stehen sie vor

dem Chaos, das die Polizisten angerichtet haben. Hemmungslos haben die Männer alles aus den Schränken gerissen, die Betten zerlegt. Der Boden im Zimmer der Franks ist mit Heften und losen Blättern bedeckt. Beps Blick fällt auf ein kariertes Büchlein, das einem Poesiealbum ähnelt. Annes Tagebuchaufzeichnungen! Flink sammeln die beiden Frauen die Papiere ein. Van Maaren hält am Eingang Wache. Dann greifen sie nach ein paar Bibliotheksbüchern, die sie für Anne und Margot ausgeliehen hatten. Da, Ottos Kofferschreibmaschine. Annes Frisierumhang. Wertvolles, das sie für die Verhafteten aufbewahren wollen, finden sie nicht. Das haben die Polizisten bereits gestohlen.

Es ist spät geworden. Draussen scheint immer noch die Sonne und taucht Fassade und Innenräume der Prinsengracht 263 in jenes goldgelbe, klare Abendlicht, das man von den Bildern Vermeers kennt. Miep stapelt Annes Tagebücher und die vielen losen Blätter und verstaut sie in Beps Anwesenheit in ihrer Schreibtischschublade. Soll sie sie absperren? Nein, das würde bloss die Neugierde desjenigen erregen, der daran rüttelt. Sie wollen Anne ihre Aufzeichnungen doch gleich zurückgeben, wenn sie wiederkommt.

2. Anne in Frankfurt

Anne meldete sich lautstark ins Leben. Morgens um halb acht am 12. Juni 1929 – die noch schwachen Strahlen der Frühlingssonne kämpften sich gerade durch die Dunstwolken über Frankfurt – wurde sie in der Klinik des Vaterländischen Frauenvereins geboren. Die Bestimmtheit ihrer ersten Schreie beruhigte die Mutter. Die Geburt war nicht komplikationslos verlaufen, beinahe hätte das Kind, mit 54 Zentimetern Länge und einem Gewicht von mehr als vier Kilo auch von beruhigender Statur, zu wenig Sauerstoffbekommen. Die Intensität, mit der Anne die folgenden Wochen durchschrie, sollte Edith Frank-Holländer jedoch noch ihre Ruhe rauben.⁵

Zwei Tage nach der Geburt durfte die dreijährige Margot ihr Schwesterchen erstmals besuchen. An der Hand ihrer Aachener Oma kam sie in die Klinik. Die Sorge der Eltern, sie könnte mit Eifersucht reagieren, erwies sich als unbegründet. Margot lachte begeistert beim Anblick des Neugeborenen mit den abstehenden Ohren und den zerzausten, schwarzen Haaren auf dem Kopf; so weich, dass man unentwegt darüberstreichen mochte. Als Otto Heinrich Frank den vollen Namen seiner zweiten Tochter mit «Annelies Marie» eintragen lassen wollte, stiess er bei der Verwaltung der Klinik in der Eschenheimer Anlage zunächst jedoch auf Unverständnis. Man hatte den «Säugling Frank» bereits mit männlichem Geschlecht versehen.

Margot wartete ungeduldig, bis die Mutter und das neue Schwesterchen endlich nach Hause in den Marbachweg kamen. Nach seiner Heirat am 12. Mai 1925 und einer Hochzeitsreise nach San Remo war das Ehepaar in Ottos Elternhaus in der Merton Strasse 4 beim Beetho-

venplatz gezogen, das der Vater, Bankier Michael Frank, 1901 gekauft und das seine ebenso resolute wie liebenswürdige Mutter Alice Betty Frank-Stern seit dem plötzlichen Tod ihres Mannes im Jahr 1909 mit Würde und Traditionsbewusstsein allein geführt hatte. Ein grossbürgerliches Stadthaus im noblen Westend, repräsentativ und geräumig, von zeitgemässer Exklusivität, natürlich mit Dienstboteneingang. Insgesamt zwei Jahre lebten Otto und Edith Frank in dem Haus, schon neun Monate nach dem Einzug kam Töchterchen Margot Betty dazu. Mit dem zweiten Vornamen wollte Edith an ihre zwei Jahre ältere Schwester Bettina – «Betty» – erinnern, die 1914, im Alter von sechzehn, an den Folgen einer Blinddarmentzündung gestorben war. Eine glückliche Fügung, dass die Grossmutter diesen Namen auch als Wertschätzung ihrer Person interpretieren konnte.

Edith Frank dürfte ihren Wunsch nach einem eigenen Heim, einem nach ihren eigenen Vorstellungen geführten Haushalt immer dringender geäussert haben. Das entsprach zwar weder Ottos noch Ediths Familientradition – Eltern, Kinder und Kindeskindern wohnten von jeher selbstverständlich als Grossfamilie unter einem Dach. Aber Ediths Wunsch entsprach der Zeit. Die junge Generation emanzipierte sich, wollte – trotz ihrer Liebe und Verbundenheit zur Familie – ihr eigenes Leben führen. Mitte 1927 – Margot hatte gerade gehen gelernt – mietete Otto Frank schliesslich eine Wohnung am Marbachweg, an der Bertramshöhe am Stadtrand von Frankfurt.

War es schon einigermaßen ungewöhnlich, überhaupt eine eigene Wohnung in der gleichen Stadt zu nehmen, so überraschte die Wahl des Stadtteils erst recht. Dass Otto und Edith Frank gerade an den unschicken Marbachweg zogen, hatte mehrere Gründe.

Zum einen wollte Otto dem modernen und weitsichtigen Wunsch seiner Frau nach einem Stück Garten, jedenfalls einem grosszügigen Balkon, entsprechen. Ihre Kinder sollten im Grünen aufwachsen, möglichst viel an der frischen Luft spielen. Zum anderen war der

Frankfurter Wohnungsmarkt eng, die Preise entsprechend hoch, doch am Marbachweg waren geräumige Wohnungen noch recht günstig zu haben. Aber auch andere wichtige Überlegungen dürften der Entscheidung für die Doppelhaushälfte am Marbachweg vorausgegangen sein. Schick oder nicht schick – die Gegend hatte so gar nichts mit dem jüdischen grossbürgerlichen Milieu gemein, an das sowohl Otto als auch Edith gewöhnt waren. In das eben erst besiedelte Neubaugebiet zogen Beamte, Lehrer, kleine Angestellte – keine Unternehmer wie Otto Frank. Die Familie musste auf eine Aussenseiterrolle gefasst sein, dürfte aber gerade in diesem ungewohnten Umfeld auch die Chance zur vorbehaltlosen Integration, wie sie Otto und Edith im Sinn stand, gesehen haben.

Das Risiko schien sich zu lohnen. Für Margot erwies sich die kleinbürgerliche, geradezu ländliche Idylle am Marbachweg als Paradies. Die Bewohner der Häuserreihe, Doppelhaus an Doppelhaus, jedes mit Gartenanteil, wuchsen mit der Zeit zu einer bunten Grossfamilie zusammen. Die Franks bewohnten eine grosse Wohnung in der rechten Doppelhaushälfte, Hausnummer 307. Eigentlich waren es zwei getrennte Wohnungen übereinander, die nur über das Treppenhaus miteinander verbunden waren. Das war zwar etwas unpraktisch, sie gewöhnten sich aber schnell daran. Unten hatten sie den Wohn- und Essbereich mit ihrer umfangreichen Bibliothek eingerichtet – die Franks waren keine Intellektuellen, aber interessiert und belesen. Ausserdem die Küche, ein Bad und ein Zimmer für Edith. Eine kleine Kammer nur, aber gross genug für ihren zierlichen Sekretär, den sie aus Aachen mitgebracht hatte, und ein zusätzliches Bücherregal, in dem sie auch ihre hebräischen Gebetbücher aufbewahrte. Im Stockwerk darüber befanden sich das Schlafzimmer der Eltern, Margots Kinderzimmer, das Mädchenzimmer der Haushälterin Kati Stilgenbauer und ein Raum für Gäste. Schliesslich kamen Ediths Eltern und Brüder häufig aus Aachen angereist.

Nebenan in Nummer 305 wohnte im Erdgeschoss der Vermieter

Otto Könitzer, ein Lehrer, der das Haus mit Unterstützung der Siedlungsgenossenschaft des Frankfurter Lehrervereins gebaut hatte. Im Stockwerk darüber Familie Stab mit ihren beiden Mädchen Hilde und Marianne. Herr Stab war Angestellter der Baugesellschaft *Philipp Holzmann*. Das Nachbarhaus, Nummer 303, hatten die Naumanns, eine Lehrerfamilie mit sechs Kindern, errichtet.

Trotz ihres unterschiedlichen sozialen und konfessionellen Hintergrunds pflegten die Erwachsenen nachbarschaftlich-freundliche Beziehungen. Während im Westend immerhin zwanzig Prozent Juden gelebt hatten, waren die Franks hier eine grosse Ausnahme. Eine Synagoge gab es in der Nähe nicht. Otto fiel das vermutlich erst auf, als Edith ihn darauf hinwies. Er war ohne religiöse Erziehung gross geworden. Sie hingegen besuchte weiterhin regelmässig die Synagoge im Westend. Auch die Naumanns und die Stabs gehörten als Katholiken in Frankfurt zu einer religiösen Minderheit.

Die Kinder, die religiöse wie soziale Unterschiede nur wahrnehmen, wenn ein Erwachsener sie darauf hinweist, spielten tagaus, tagein miteinander; Margot, eine der Jüngsten, wurde liebevoll integriert. Genauso hatten Otto und Edith sich das erhofft: Margot – und später natürlich auch Anne – sollte unbefangen, frei von Vorurteilen aufwachsen, ein offenes Herz für alle Menschen haben, egal welcher Herkunft, egal welcher Religion. Nach jahrelangen antisemitischen Anfeindungen schien sich die Lage in Deutschland nun wieder entspannt zu haben. Nach dem Ersten Weltkrieg hatten Rechtsradikale gegen die Juden gehetzt, sie für die deutsche Niederlage und die ökonomische und soziale Krise der frühen zwanziger Jahre verantwortlich gemacht. Seit einiger Zeit ging es wirtschaftlich wieder aufwärts.

Meist trafen sich die Kinder bei Hilde und Marianne Stab, denn ihr Garten war der grösste, hatte eine Schaukel und einen Sandkasten. Sie buken Sandkuchen oder versorgten ihre Puppen, vergnügten sich beim Tischtennispielen, mit dem Ball oder beim Fangen. Im Haus

spielten sie – mit frommer Ernsthaftigkeit – oft «Kirche». Hilde Stab baute in ihrem Zimmer einen kleinen Hausaltar auf und gab als Pfarrer die Spielregeln vor. Die fünf Jahre jüngere Margot mimte einen der Messdiener. Wer mitspielen wollte, war willkommen. Nur mit Otto, Heidi und Eva, den drei Kindern des Vermieters, wurden sie nie richtig warm. Vielleicht, weil deren alte Oma immer so böse aus dem Fenster schaute und beim kleinsten Anlass schrecklich schimpfte. Dass ihr Vater der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei unter der Führung eines gewissen, propagandistische Reden schwingenden Adolf Hitler nahestand, war den Kindern natürlich nicht bewusst. Den Eltern entging das hingegen nicht. Juden, so hatte man dem Vermieter, Otto Könitzer, beigebracht, könnten keine deutschen Volksgenossen sein. Das sagte man 1927 nicht laut; aber genaugenommen waren Juden für jemanden wie ihn Staatsfeinde, die den Deutschen ihre Arbeit Wegnahmen. Aber Juden – so sein antisemitisches Vorurteil – waren reich. Juden waren deshalb verlässliche Mieter. Man brauchte sich nicht zu sorgen, dass sie morgen ihre Miete schuldig blieben. Deshalb waren ihm die Franks gerade recht. Dass sie gleich zwei Wohnungen gemietet hatten, bestätigte sein Vorurteil.

Zu Gertrud Naumann entwickelten die Franks vom ersten Tag an ein besonders inniges Verhältnis. Das Mädchen mit den Zöpfen bis zum Po und dem freundlichen Grinsen hatte das Abladen des Umzugswagens neugierig beobachtet und ging von da an bei den Franks ein und aus. Gertrud war die Jüngste von sechs Geschwistern und geradezu verrückt nach kleinen Kindern. Hingebungsvoll schob sie Margot im Kinderwagen vor sich her, trug sie herum, führte sie den Nachbarskindern vor. Doch sie betrachtete Margot keineswegs als Puppe, die sie weglegen konnte, sobald sie ihr langweilig wurde. Mit ihren zehn Jahren schien Gertrud bereits begriffen zu haben, welche Verantwortung die Betreuung eines Kleinkinds bedeutet. Edith Frank spürte das und vertraute ihr Margot gerne an.

Am frühen Nachmittag, wenn Gertrud aus dem Unterricht von den katholischen Ursulinen kam und Margot ihren Mittagsschlaf halten sollte, legte Gertrud sich still neben sie und hielt Wache.kehrte Otto nach seiner Mittagspause zurück ins Büro und hatte Edith Besorgungen zu machen, konnten sie Gertrud getrost mit Margot allein lassen. Für den Notfall war immer noch Kati da, die gute, von allen geliebte Seele des Hauses. Zwischen ihr und Edith herrschten Harmonie und Verständnis. «Frau Frank habe ich mir in vielen Lebenslagen zum Beispiel genommen.»⁶

Häufig blieb Gertrud zum Essen – die Eintöpfe mit Graupen oder Grünkern, Suppenfleisch und Gemüse schmeckten ihr besser als ähnliche Gerichte bei ihr daheim. Und die Cervelatwurst, die Edith auf den Tisch brachte, schien ihr die beste auf der ganzen Welt. Am liebsten ass Gertrud die erfrischende Kaltschale aus Cornflakes, geriebenem Apfel und süßem Rahm, eine geradezu exotische Kreation, die nur bei den Franks serviert wurde. Edith war in einem koscheren Haushalt aufgewachsen, sie selbst hielt sich jedoch nicht an die jüdischen Speisegesetze. Otto hätte auch keinen Wert darauf gelegt. Wenn ihre Eltern aus Aachen zu Besuch kamen, bereitete Edith Milch und Fleisch freilich nur getrennt zu, Schweinefleisch war dann tabu.⁷

Auch wenn die Franks Gäste hatten, war Gertrud oft anwesend. Wenn Verwandte zu Besuch kamen oder Freunde aus dem Westend, die Wertheimers oder die Samuels, zu denen Otto und Edith auch weiterhin Kontakt hielten. Oder Ottos Sekretärin Emeline Margarete Schneider, eine grosse, kräftige Frau mit einer dick verglasten Brille, die kinderlos geblieben war und Gertrud am liebsten als Haustochter aufgenommen, gar adoptiert hätte.

Nein, Gertrud war kein Kindermädchen, Gertrud war für die Franks fast wie ein eigenes Kind. Sie gehörte zur Familie. «Papa Frank», nannte sie Otto, obwohl sie ihren eigenen Vater, einen strengen, gerechten Mann, sehr liebte. Doch Ottos Herzlichkeit zog sie an. Edith hingegen war nicht der Mensch, auf dessen Schoss man sich setzte, den man stürmisch umarmte oder der einem zur Begrüssung

einen herzhaften Kuss auf die Wange drückte. «Edith war ja ein verschlossener Mensch», urteilte etwa die Schwiegermutter, «aber so unendlich gut und hilfsbereit.»⁸ Sie zeigte ihre Zuneigung eher verhalten, mit freundlichen Worten oder aufmerksamen Geschenken. Zum Geburtstag etwa – und auch zu Weihnachten, obwohl die Franks selbst nie Weihnachten feierten. Von ihnen bekam Gertrud ihre erste Uhr, ein andermal eine Kette, eine hübsche Pelzkrawatte oder einen versilberten Federhalter. In den Osterferien 1928 nahmen die Franks sie mit nach Bad Soden am Taunus, Gertrud teilte ein Zimmer mit Margot. Dass die Familie gerade in den Kurort Bad Soden fuhr, keine 20 Kilometer ausserhalb Frankfurts gelegen, hatte einen guten Grund: Neben dem 1901 gegründeten *Bankgeschäft Michael Frank* gehörte zum Familienunternehmen die *Sodener Mineralprodukte Gesellschaft* zum Vertrieb von *Fay 5 echten Sodener Mineral-Pastillen*, Lutschtabletten gegen Husten und Heiserkeit, die vor Ort aus den kochsalz- und kohlen säurehaltigen Mineralquellen gewonnen wurden. Diesen Geschäftszweig führte Ende der zwanziger Jahre Otto Frank. Ein Kaufmann aus Überzeugung war er nicht.

Als Edith die kleine Anne zwölf Tage nach ihrer Geburt nach Hause brachte, empfing Gertrud sie ebenso begeistert wie Margot. Sie würden Anne in Margots Puppenbettchen stecken, ihr den Po pudern, sie spazieren führen, liebkosen und verwöhnen ...

Die Begeisterung verging den beiden auch nicht, als Anne weinte und weinte, zwischendurch vor Erschöpfung einschlief, um bald darauf wieder herzerreissend loszuschreien. Ein stürmisches Kind. Tagsüber war sie unruhig – offenbar machte ihr die Hitze zu schaffen. Nacht für Nacht raubte sie ihren Eltern den Schlaf – der Bauch tat ihr weh. «Hat viel Durchfall und Bauchschmerzen», vermerkte Edith in Annes Babybuch. «Schreit sechs Wochen die ganze Nacht durch.»

Anne traf das Schicksal der Zweitgeborenen. Hatte Edith jeden Fortschritt ihres ersten Kindes noch detailreich ausgeführt und liebevoll kommentiert, so beschränkte sie sich nun auf wenige knappe Notizen zwischen den Fotos.

Vielleicht liess Anne ihr tatsächlich keine Musse dazu. Edith und Otto waren verwöhnte Eltern: Margot war als Sonnenschein geboren worden, strahlte aus dem Gitterbettchen, schlief von Geburt an die Nächte durch – und liess auch die beiden ruhen. Weinen und Schreien gehörten nicht in ihr Repertoire. «Engelchen», so nannte man das bildhübsche Mädchen deshalb in der Familie.

Annes ausgeprägter Wille hingegen war eine Herausforderung für die Eltern, ihre Ruhelosigkeit anstrengend. Abwechselnd kümmerten sie sich um das Sorgenkind, häufig stand Otto nachts an ihrem Bett, sprach ihr tröstend zu und massierte ihren Bauch.⁹

Vielleicht aber schrieb Edith auch deshalb so wenig in das Babyalbum, weil sich zu den Sorgen um Annes Wohlbefinden weitere, vor allem wirtschaftliche Unsicherheiten gesellten – obwohl zunächst alles gut zu laufen schien. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte die Familie Frank grosse finanzielle Verluste hinnehmen müssen. Geschäftlich, weil die Bank durch die einschränkenden Bestimmungen für den Devisenhandel in Bedrängnis geraten war. Privat, weil die Inflation die Ersparnisse zunichtegemacht und die Familie, patriotisch, wie sie war, zudem auf Krieganleihen gesetzt und verloren hatte. «In den jetzigen Zeiten muss man mit allem ‚Baren‘ zufrieden sein», hatte Otto Frank, nach dem Verkauf eines Gemäldes aus dem Familienbesitz, von der Front an seine Schwester Leni geschrieben, «denn man weiss noch gar nicht, was alles kommt.»¹⁰

Seit Margots Geburt hatte sich die wirtschaftliche Lage in Deutschland langsam stabilisiert. Nach Jahren der Depression hofften Edith und Otto auf ein sicheres und solides Leben. 1927 war allgemein ein geschäftlich erfolgreiches Jahr. Die liberale bürgerliche Mitte, deren Werten sich Otto und Edith verbunden sahen, versprach

Kontinuität. Goldene Zwanziger? Otto gab seine Stimme – gleich dem Grossteil der deutschen Juden – der Deutschen Demokratischen Partei, die für den Fortschritt und eine wachstumsorientierte Privatwirtschaft eintrat und den Spagat zwischen sozialer Gerechtigkeit, Toleranz, Mitmenschlichkeit und Individualismus versprach. Sie war national orientiert, aber undogmatisch.

Otto, der in der Welt herumgekommen war, war stolzer Deutscher. Ein Patriot. Wäre sein Vater nicht so früh, nur etwa eineinhalb Jahre nach Ottos Schulabschluss, gestorben, hätte er sich seiner Reiselust sicher noch länger hingegeben. Er hatte in Amsterdam gelebt und davor in New York. «Schon während der Schulzeit wurde ich wegen meiner Neigung zu Reisen ins Ausland aufgezogen, besonders wegen meiner ‚Erholungsreise‘ nach Spanien während der Osterferien und nach England während der Muluszeit», hatte Otto 1918 in einem Feldpostbrief an seine früheren Mitschüler geschrieben, die den «Verein ehemaliger Lessing-Gymnasiasten» gegründet hatten. «So hielt ich es denn auch nach Verlassen der Schule nicht allzu lange zu Hause aus und verbrachte die Winter 1909/10 und 1910/11 in New York. Die Absicht, dauernd im Ausland zu bleiben, hatte ich nie.»¹¹

Nach einer wenig inspirierten Zeit an der Universität Heidelberg, wo er im Sommersemester 1908 neben Kunstgeschichte Wirtschaftswissenschaften belegt hatte, und einem Lehrjahr im Frankfurter *Bankhaus Ferdinand Sander* war Otto der Einladung seines Studienkollegen und Freundes Charles Webster Straus nach New York gefolgt. In der ersten Zeit absolvierte Otto dort Praktika in verschiedenen Abteilungen von *Macy's* – das berühmte Kaufhaus gehörte zum Unternehmen der Familie Straus. Später wurde er an das Manhattaner Bankhaus *L. M. Prince & Co.* vermittelt. Abends unterhielt er sich bei gesellschaftlichen Anlässen in einem grossen Bekanntenkreis aus Amerikanern und deutsch-jüdischen Auswanderern – etwa den Familien Straus oder Abraham, den Oppenheimers oder dem «Brooklyn-

Zweig» der Rothschilds. Otto stand der Welt offen und interessiert gegenüber, doch seine Heimat Deutschland war ihm am nächsten. Nach seiner Rückkehr hatte er im Herbst 1911 zunächst eine Stelle bei der Düsseldorfer *Fenestra*, einer Gesellschaft für Fenster und Metallbauelemente, angetreten und zu Kriegsbeginn 1914 auf deren Vermittlung die Leitung des gut hundert Kilometer entfernten *Hammerwerks Plettenberg* zur Hufeisenfabrikation für das Heer übernommen.¹²

Nur vier Monate nach Annes Geburt bestätigten sich die bösen Vorahnungen. Der Kurssturz an der New Yorker Börse am Freitag, dem 25. Oktober 1929, dem Schwarzen Freitag, stürzte die Finanzwelt in eine tiefe Krise, ein kleines Bankhaus wie das *Bankgeschäft Michael Frank*, das vorrangig Auslandsgeschäfte tätigte, erst recht. Der Umsatz der Bank ging um 90 Prozent zurück. Auch das Bad Södener Geschäft mit den Hustenbonbons brach ein. Wer um seinen Arbeitsplatz bangen musste, wer ihn plötzlich verlor, der hielt Halskratzen und Heiserkeit auch ohne reizmindernde Tabletten aus.

Und immer mehr Menschen standen auf der Strasse. Otto war in Sorge – nicht nur um seine eigene Familie, denn trotz der monatlichen Apanage, die Edith aus Aachen erhielt, war Geld nicht im Überfluss vorhanden, sondern auch um seine Mutter und seine Geschwister. Sie alle waren von dem Familiengeschäft abhängig.

Die Lage spitzte sich bald zu. Mit der Verschlechterung der ökonomischen Situation – dramatisch steigenden Arbeitslosenzahlen, Steuererhöhungen, Kürzung der Sozialleistungen – wuchsen Unruhe und Unzufriedenheit in der Bevölkerung. Die Schuldigen waren schnell gefunden – die Juden. Die Juden waren alle gleich ... Nun konnte man es also wieder laut sagen: Der Jude, wer sonst, hätte den Arier, achtbar und aufrecht, edel und ehrlich, strebsam und stark, um Gut und Geld gebracht. Der Jude ist unser Unglück, hörten Arbeitslose von fanatischen Rechten, hörten Kinder von ihren Eltern.¹³ Wer sich benachteiligt fühlte, war empfänglich für antijüdische Propa-

ganda. Brachten es die National-Sozialisten 1928, kurz vor der Weltwirtschaftskrise, auf drei Prozent der Wählerstimmen, so stieg ihr Anteil bei den ersten Reichstagswahlen während der Krise, im September 1930, bereits auf 18 Prozent, im Juli 1932 gar auf 37.

Otto und Edith waren realistisch genug, die drohende Gefahr ernst zu nehmen, aber so optimistisch, sie nur als ein vorübergehendes Übel zu werten. Margots und Annes heile Kinderwelt sollte jedenfalls nicht gestört werden. Zu Hause drehte sich alles um die beiden Mädchen – selbst wenn Gäste kamen. Amüsierten sich die Erwachsenen mit Ratespielen, durften Margot und oft auch Gertrud Naumann mitspielen und wurden mit einfachen Fragen bedacht.

Anne war zu klein, um mitzumachen. Doch schon bevor sie sprechen konnte, gelang es ihr, die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf sich zu lenken. Aus dem herzerreissend weinenden Säugling, der tatsächlich an unangenehmen Schmerzen gelitten haben musste, war ein lebhaftes Kleinkind geworden. Annes ausgeprägte Neigung zu allerlei Unsinn liess Entertainerqualitäten erahnen. Ihre Kindermädchen, ihre Grossmütter und nicht zuletzt ihren Vater verstand sie mit ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und ihrer quecksilbrigen Munterkeit so geschickt um den Finger zu wickeln, dass sie ihre Wünsche meist durchsetzte. Ihr charmantes Lächeln wirkte alles andere als perfekt und konnte gerade deshalb betören, ihr vergnügt glucksendes Lachen steckte an – den Vorbiss und die ausgeprägten Eckzähne hatte sie unübersehbar dem Vater zu danken.

Kam sie mit Anschmiegsamkeit und einnehmenden Augenaufschlägen nicht zum Ziel, weinte sie bitterlich um Erbarmen. Wie sie es auch anstellte, am Ende setzte sie sich durch. «Frauenzimmerchen» nannte Ottos Mutter ihre jüngste Enkelin. Anne war eigenwillig, viel eigenwilliger als Margot. Wenn ihr danach war, ignorierte sie simple Anstandsregeln, die für Margot immer selbstverständlich waren. Aber das kleine Mädchen mit dem neugierigen Lausbubenlächeln



Die zweijährige Anne und ihre Mutter, Frankfurt 1931.

provozierte seine Eltern nur selten so sehr, dass sie sich nicht anders als mit einem Klaps auf den Po zu helfen wussten. Anne forderte sehr viel Aufmerksamkeit, war stark stimmungsabhängig und konnte gar nicht genug bekommen von zärtlichen Liebesbeweisen. Und sie hatte Glück mit ihren Eltern. Wann immer sein Beruf es zuließ, beschäftigte Otto Frank sich intensiv mit seinen Kindern und gab die Liebe und Fürsorge weiter, die er selbst mitbekommen hatte. Die gesamte Familie Frank schenkte ihren Kindern überdurchschnittlich viel Aufmerksamkeit. Ähnliches galt freilich für Ediths Familie.

Wenn andere männliche Familienoberhäupter in aller Regel auch wenig mit ihren Sprösslingen anfangen konnten, Gehorsam und gutes – also unauffälliges – Benehmen einforderten, überraschte Ottos er-

zieherisches Engagement. «Pim» nannten ihn seine Kinder. Woher der Name käme, wurde er immer wieder gefragt. Otto konnte sich selbst nicht entsinnen. Vielleicht eine Abwandlung des französischen *père*? Oder eines der in der Familie beliebten Wortspiele, bei denen aus Grosspapa «Graspopo» oder aus Papa «Papim» und schliesslich «Pim» wurde? Der Name hielt sich jedenfalls auch noch, als aus den Kindern bereits junge Damen geworden waren.¹⁴

Otto spielte mit Margot und Anne, wurde nicht müde, ihnen die Welt zu erklären, und erzählte ihnen selbsterdachte Geschichten von den beiden «Paulas». Von der braven Paula, die ihren Eltern immer nur Freude bereitete. Und von der bösen Paula, die nichts als Schabernack im Kopf hatte und von einem Fettnäpfchen ins nächste tappte. Paula und Paula waren unsichtbar, wer aber mucksmäuschenstill war und seine Ohren spitzte, konnte erahnen, wo sie sich gerade versteckten. Einmal war die brave Paula präsent, ein andermal kam die böse hervor – je nachdem, wie Margot und Anne sich benommen hatten, je nachdem, was Otto ihnen sagen wollte.

Erdacht hatte die beiden Paulas Ottos Mutter. Alice Frank-Stern war eine bemerkenswerte, weltgewandte Dame. Sie beherrschte Englisch und Französisch in Wort und Schrift und war auch mit dem Italienischen gut vertraut. Nach dem frühen Tod ihres fünfzehn Jahre älteren Mannes hatte sie den Vorsitz der Bank übernommen. Eine ungewöhnliche Entscheidung für eine Frau, gerade fünfundvierzig, Mutter von vier Kindern, in diese Männerwelt vorzudringen; ein Beweis für ihre Aufgeschlossenheit und ihren Mut. «Omi» – so riefen Margot und Anne sie zur Unterscheidung von «Oma Holländer» aus Aachen – war eine moderne Frau, streng, aber gütig, grüblerisch, aber zielgerichtet, zurechtweisend, aber geistreich – eine Grande Dame mit stolzem, aufrechtem Gang, die sich gern schriftlich ausdrückte und auch ihre Kinder dazu anhielt. Annes und Margots Cousins Stephan und Bernd nannten sie «I». Für die beiden Söhne von Ottos

Schwester Helene hatte sie die Mäusegeschichten erfunden. Sie erzählte von der Kirchenmaus, der Feldmaus oder der Schulmaus, und um eine Fortsetzung war I nie verlegen.¹⁵

Oma Rosa Holländer-Stern war ganz anders als die Frankfurter Omi. Dass die beiden den gleichen Mädchennamen – Stern – trugen, war Zufall. Oma Holländer war zurückhaltend und bescheiden, in ihren dunklen langen Röcken und mit der runden Nickelbrille auf der Nase erschien sie altmodisch und gemütlich. In jungen Jahren jedoch soll sie eine regelrechte Plaudertasche gewesen sein; nicht umsonst riefen ihre Nichten sie «Tante Ratschatscha».¹⁶ Wie Alice Frank-Stern war sie bereits verwitwet, als Anne zur Welt kam. Ihr Mann Abraham, ein gebürtiger Rheinländer, der mit Glatze und exakt aufgezwickeltem Schnurrbart zwar streng wirkte, dessen Gesicht beim Anblick seines ersten Enkeltöchterchens jedoch stets zärtlich strahlte, war am 19. Januar 1927 gestorben, einen knappen Monat vor Margots erstem Geburtstag.

Oma Holländer hatte in der jungen Familie Frank den Ruf eines sanften Engels, Margot war nach ihr geraten. Die aufgeweckte Anne, befürchteten Otto und Edith, würde der gutmütigen Oma auf der Nase herumtanzen. Doch ihre Geduld schien grenzenlos. Sie musste sich von Otto und Edith sogar vorwerfen lassen, die Kleine zu nachsichtig zu behandeln, zu sehr auf ihre Launen einzugehen. Sie entschuldigte sich dafür und begründete ihre Milde damit, dass ihr erstgeborener Sohn Julius als Kind ähnlich stürmisch und schwer berechenbar gewesen sei. Wäre die Kinderpsychologie damals weiter gewesen, hätte er sich vermutlich anders entwickelt, glaubte die Oma.¹⁷

Julius, der zeit seines Lebens als schwierig galt und später unter Depressionen gelitten haben soll, trat meist mit seinem drei Jahre jüngeren Bruder Walter zusammen auf, wohl auch deshalb, weil beide Männer unverheiratet blieben, zu Hause lebten und seit dem Tod des Vaters auch das 1858 gegründete Familienunternehmen zum Handel mit industriellen Anlagen, Eisenschrott und Aluminium gemeinsam führten. Julius und Walter liebten die Kinder, kamen sie häufig in

Frankfurt besuchen und kutschierten sie in ihrem Auto nach Aachen. Das was jedes Mal ein Ereignis, denn Otto Frank besass keinen Wagen.

Eine Besserung der wirtschaftlichen Lage war auch ein Jahr nach dem grossen Börsenkrach nicht in Sicht. Dem *Bankhaus Michael Frank* ging es miserabel. Die unternehmerische Vernunft verlangte es, sich zu verkleinern. Es fiel der Familie Frank schwer, den Sitz des Bankhauses in der Neuen Mainzer Strasse, der wohl vornehmsten Geschäftsadresse der Stadt, aufzugeben. Vater Michael Frank hatte den Umzug aus der nahe, aber weniger zentral und nicht so elegant gelegenen Hochstrasse ins noble Bankenviertel, in die unmittelbare Nachbarschaft der grossen Bankhäuser wie der *Deutschen Effecten- und Wechselbank* oder der *Frankfurter Bank*, 1909 – kurz vor seinem Tod – noch selbst in die Wege geleitet. Ein wichtiger Schritt für den damals schon Sechzigjährigen, der 1879 aus Landau in der Pfalz zugezogen war und in die angesehene Frankfurter Familie Stern eingeeiratet hatte: Nun hatte er es geschafft. Den Einzug in die klassizistische Villa, zuvor das Wohnhaus einer führenden Frankfurter Familie, der Du Fays, erlebte Michael Frank allerdings nicht mehr.

Das neue Gebäude, in das die Familie Frank die Bank jetzt verlegte, lag hübsch, aus unternehmerischer Sicht aber ungünstig. Die Bockenheimer Anlage, unweit des Hauses, in dem Michael Frank sein Unternehmen vierzig Jahre vorher gegründet hatte, war ursprünglich eine angemessene Wohnadresse für vornehme Frankfurter Bürger – Christen wie Juden. Eine typische Geschäftsgegend war sie nie. Die Räume im Erdgeschoss des Hauses Bockenheimer Anlage 20, in denen die Franks nun sowohl ihre Bank betrieben als auch die Bad Sodener Geschäfte verwalteten, waren wenig repräsentativ. Um Mietkosten zu sparen, teilte man sie zudem mit einem anderen Unternehmen.

Den geschäftlichen Sparmassnahmen folgten die privaten. Otto Frank kündigte den Mietvertrag am Marbachweg. Im März 1931 zog die Familie in die Ganghoferstrasse 24 um. Die neue Wohnung, kleiner und deshalb günstiger, lag im Erdgeschoss einer Villa im sogenannten Dichterviertel. Der hübsche Garten, der zum Haus gehörte, und die weiten Wiesen und Felder, die an das Viertel anschlossen, sahen in ihrem bunten Frühlingskleid besonders einladend aus. Ein Dorado für Kinder. Obwohl nur zehn Minuten zu Fuss vom Marbachweg entfernt, übersiedelten die Franks doch wieder in eine andere Welt. Hatten sie vorher zwischen kleinen Angestellten und Beamten gewohnt, so teilten sie die Gegend nun mit liberal gesinnten Ärzten, Anwälten, Architekten – Juden wie Christen. Eine bürgerliche Welt, in der sich die Franks in der sich zuspitzenden politischen Lage sicher besser aufgehoben fühlten.

Persönlich hätte er keinen Antisemitismus zu spüren bekommen, betonte Otto in Nachkriegsinterviews, aber die bisherigen Nachbarn, die Naumanns und die Stabs beispielsweise, sahen das anders: Die Franks hätten umziehen müssen, erzählten sie einander, weil die Anfeindungen des NSDAP-nahen Lehrers nicht mehr zu ertragen waren und weil ihnen die vorbeiziehenden SA-Gruppen mit ihren antisemitischen Marschgesängen Furcht eingejagt hatten. Ins Dichterviertel wagten sich die lärmenden Nationalsozialisten nicht vor.

Der fanatische Hausbesitzer am Marbachweg blieb seinen engstirnigen Prinzipien und seiner Doppelmoral treu. Er suchte wieder einen jüdischen Mieter, und er fand ihn in einem deutschnational gesinnten Börsenmakler, dem Orthodoxie und Zionismus gleichermaßen fremd waren und der dem durchaus verbreiteten Trugschluss aufsass, selbst keineswegs zu «jenen Juden» zu gehören, denen seiner Ansicht nach die Anfeindungen der Rechtsradikalen galten. Der Antisemitismus der Nationalsozialisten, dessen war er sich sicher, meinte die schwarzgekleideten, womöglich kaftantragenden, «teitsch-», nämlich jiddischsprechenden osteuropäischen Schtetljuden – und nicht ihn.

Während der Umzugstage blieb Anne bei den Naumanns. Sie schlief in dem Kinderbettchen, das schon den sechs Naumann-Kindern, vier Mädchen und zwei Buben, standgehalten hatte und für alle Fälle aufbewahrt worden war. Gertrud, nun schon fünfzehn und noch genauso kinderlieb wie als Zehnjährige, badete, fütterte und wickelte das muntere Mädchen. Anne schien das Abenteuer zu geniessen und Gertrud zu vertrauen. Geduldig bewachte die ihre kleine Freundin auf ihren Entdeckungsreisen – wackelig bewegte sich Anne vorwärts, aber immerhin schon auf zwei Beinen. Nur wenn es ganz schnell gehen musste, warf sie sich auf die Knie und krabbelte los.

Als die neue Wohnung eingerichtet war, die stahlblaue Sitzgarnitur mit den ovalen Beistelltischchen wieder ihren Platz gefunden hatte, kam Gertrud fast so häufig zu Besuch wie früher. Die Kinder fanden rasch neue Spielkameraden in der Umgebung, doch die Freundschaft zu Gertrud blieb einzigartig. Ab und zu luden die Franks sie sogar zum Übernachten ein. Zu ihren Geburtstagen beschenkte sie Margot und Anne mit hübschen Kleidchen, die ihre ältere Schwester Elisabeth selbst bestickt hatte, oder mit Spielen. Einem Diabolo etwa. Noch war Anne für das Spiel zu klein und ungeschickt. Später jedoch hatte sie grossen Spass daran, den hölzernen Kegel, eine Kreuzung zwischen Zwirnpule und Sanduhr, auf der Schnur – ähnlich einem Springseil, das an zwei Holzgriffen festgebunden war – tanzen zu lassen, ihn hochzuwerfen, wieder aufzufangen und zum Weitertanzen zu bewegen. Ein andermal schenkte Gertrud den Mädchen ein Quinto, ein Gesellschaftsspiel. «Weisst du, dass Annes und Margots schönstes Spiel dein Quinto ist?», schrieb Edith Frank später an Gertrud Naumann. «Auch die Grossen spielen mit.»¹⁸

Die Gespräche zwischen den Erwachsenen wurden – manchmal deutlich, unterschwellig jedoch immer – von der politischen Situation be-

herrscht. Selbst wenn, weil Damen am Tisch waren oder es aus einem anderen Grund gegen das gute Benehmen versties, Äusserungen über die politische Entwicklung im Staat vermieden wurden, waren Sorge und Verunsicherung darüber doch allgegenwärtig. Der Einfluss der NSDAP wuchs. Ihr Programm war simpel, ihre Haltung erfolgversprechend – sie stellte sich vor allem dagegen: gegen den Liberalismus, gegen den Sozialismus, gegen den Kapitalismus, gegen die Bürgerlichkeit, gegen die Elite, gegen die Bonzen – und, vor allem, gegen die Juden. In schlechten Zeiten wie diesen genügte das vielen Menschen. Die NSDAP würde endlich aufräumen mit dem maroden System der Weimarer Republik. Wie – danach fragten diese Menschen nicht. Die NSDAP war für die vielen Neider, die sich benachteiligt fühlten, die grosse Hoffnung. Ihre Massenkundgebungen, Rednerveranstaltungen, Demonstrationen rissen das «Volk» mit. Immerhin drehte sich ja alles um «das Volk», das «deutsche Volk», die «blutsreine Volksgemeinschaft». Was die NSDAP unternahm, geschah aus «Liebe zum Volk». Deutschland, Deutschland über alles. Der «Der Staat bin ich»-Stil ihres Parteiführers Adolf Hitler war vielen recht. Endlich einer, der es richten würde. Von denen, die er beunruhigte, nannten ihn die meisten ein vorübergehendes Übel.

1925 war der erste Band von *Mein Kampf* erschienen, im Dezember 1926 der zweite. Seit 1930 wurde Hitlers Propagandaschrift einbändig aufgelegt. Auch Otto hatte darin geblättert und einige Passagen gelesen. «Kein Volk entfernt diese Faust [des Juden] anders von seiner Gurgel als durch das Schwert...», schrieb Hitler. «Ein solcher Vorgang ist und bleibt aber ein blutiger.» Die deutsche Regierung hätte versäumt, die Juden schon zu Beginn des Ersten Weltkrieges «unbarmherzig auszurotten». Deutschland hätte den Krieg nicht verloren, wenn man «12'000 oder 15'000 von ihnen unter Giftgas gehalten hätte». Hitler war im Ersten Weltkrieg das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen worden – genauso wie Otto Frank. Wie lange würde dieser Mann seinen Irrsinn noch verbreiten können, dachte Otto. Wie

weit würde man ihn gehenlassen? Wann würden seine Absichten durchschaut? Was, wenn er tatsächlich an die Macht käme? Was würde dann aus den Juden? Wäre seine Familie dann überhaupt noch sicher in Deutschland? Würde Hitler ihnen die Existenzgrundlage nehmen können? Fragen über Fragen, die Otto beschäftigten. Nur in einem war er sich sicher: Wir dürfen es nicht zulassen, dass uns dieser Mann unsere deutsche Identität nimmt, warnte er wiederholt im engsten Familien- und Freundeskreis. Wenn sich nur die wirtschaftliche Lage endlich besserte ...

3. Exodus

«Liebste Mutter, sehr überrascht war ich über euren gestrigen Anruf und habe mich gefreut, euer aller Stimmen wieder einmal gehört zu haben. Der Anlass hätte allerdings ein freudigerer sein dürfen. Ich nehme an, dass Jean mich richtig verstanden hat. Die Dreiteilung in laufender Gebrauch, einmalige Rückstände und Hypothekenzinsen ist ja klar», schrieb Otto Frank am 13. Juni 1932 in einem Brief an seine Mutter.¹⁹ Alice Frank-Stern, «Mutter» oder «Mutt'1», wie ihr Sohn sie liebevoll ansprach, war gerade zu Besuch in Paris, bei Jean-Michel, einem Neffen ihres verstorbenen Mannes Michael Frank. Michael war als siebtes von elf Kindern aufgewachsen, von denen nur eines in der pfälzischen Heimatstadt Landau geblieben war. Sein zwei Jahre jüngerer Bruder Léon war nach Paris ausgewandert, hatte seine Nichte Nanette zur Frau genommen, die Tochter seiner ältesten Schwester und eines Rabbiners aus Philadelphia, und war als Börsenmakler wohlhabend geworden. Jean-Michel, mittlerweile 37 Jahre alt und als Innenarchitekt und Möbeldesigner erfolgreich, war einer seiner Söhne und demnach Otto Franks Cousin. «Es ist mir unverständlich, dass Jean noch nicht richtig orientiert zu sein schien und erst durch meinen Brief an Leni ersah, wie die Lage wirklich ist ...» Offensichtlich war Alice Frank vor allem deshalb nach Paris gereist, um ihren extravaganten Neffen um Hilfe zu bitten. Sein 1919, nach dem Tod der Mutter ererbtes Vermögen hatte ihm Zutritt zu den Kreisen um Strawinski und Diaghilev und zu den Surrealisten um Aragon, Eluard oder Picasso verschafft. Unter ihrem Einfluss hatte er sich dem Kommunismus angenähert. Mit Jean Cocteau verband ihn eine Freundschaft auf Lebenszeit, mit den Brüdern Giacometti oder mit

Dali arbeitete er zusammen. Experimente mit Drogen gehörten für die Künstler zum Alltag.²⁰

Die finanzielle Situation der Franks war Mitte 1932 bedrohlich geworden, die Geschäfte gingen schlecht wie nie. Nicht nur die Bank steuerte ins Desaster, auch die Einnahmen aus den Bad Sodener Quellen drohten nun ganz zu versiegen. «So aber fehlen die notwendigsten Mittel ... Mein Pessimismus und die Sorgen der letzten Monate waren begründet genug. Ich will Dir gegenüber noch die Frage aufwerfen, ob es überhaupt ratsam ist, den Haushalt in der Mertonstrasse [den Familiensitz nahe dem Beethovenplatz in Frankfurt] auf die Dauer noch zu erhalten», fuhr Otto fort. «Ich meine das vom wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkt.»

Über seinen zwei Jahre jüngeren Bruder Herbert schrieb er: «Dazu kommt, dass Herb schliesslich versuchen wird, von Frankfurt wegzukommen und irgendwo Arbeit zu finden. Er kann hier nicht viel tun.» Drei Monate vorher, im April 1932, war Herbert Frank verhaftet und einige Wochen im Gefängnis festgehalten worden. Die Bank hätte «Bestimmungen über den Effektenhandel mit dem Ausland übertreten», teilten ihm die Beamten der Frankfurter Steuerfahndung mit. Als ihr «massgeblicher Inhaber», hiess es, wäre Herbert Frank für den Vorgang verantwortlich.

Herbi, oder Herb, wie er in der Familie hiess, war ein offener und herzlicher Charakter, recht unkompliziert und auffallend lebensfroh, manchmal ein wenig spöttisch. Ein Mensch, der – viel mehr als sein Bruder Otto – geniessen konnte und sich nicht leicht aus der Ruhe bringen liess. Am 12. April 1922 hatte er gegen den Rat seiner Familie die Amerikanerin Hortense Schott geheiratet, seit 1923 hatte er als Gesellschafter des Bankhauses und – wider Willen zwar, aber weil seine Brüder Robert und Otto sich noch weniger dazu berufen fühlten – als sein Direktor fungiert.

Im Winter 1931/32 waren ihm von einem Unbekannten, der sich als deutscher Effektenhändler mit Wohnsitz in Karlsruhe auswies,

Aktien deutscher Industrieunternehmen im Wert von mehr als einer Million Reichsmark angeboten worden. Herbert sollte als Zwischenhändler auftreten und das Paket an verschiedene Frankfurter Banken Weiterverkaufen. Ein verlockendes Geschäft – eine verlockende Vermittlungsprovision vor allem, die die Bank in ihrer unglücklichen wirtschaftlichen Lage gut brauchen konnte. Herbert wickelte das Geschäft ab – an sich eine Routineangelegenheit – und erkannte den Haken daran nicht. Die Aktien und Schuldverschreibungen, die ihm der Unbekannte zum Verkauf übergeben hatte, waren im Ausland ausgegeben worden. Und der Handel mit ausländischen, also im Ausland emittierten Wertpapieren war in Deutschland seit 1931 streng verboten. Ob die betroffenen Aktiengesellschaften ihren Unternehmenssitz in Deutschland oder anderswo hatten, zählte nicht.

Dass Herbert über die gesamte Transaktion wie über jedes seiner Geschäfte offiziell Buch führen lassen, dass die Gebühren und Provisionen in den üblichen Höhen und korrekt nachvollziehbar aufgelistet worden waren, liess seine Unschuld vermuten. Hätte er einen Betrug geplant, hätte er ihn wenigstens zu verschleiern versucht. Herbert hatte dem durchaus seriös auftretenden Effektenhändler geglaubt und war deshalb vermutlich nicht auf die Idee gekommen, sich nach dem Ausgabeort der Aktien zu erkundigen.

Am 14. Mai 1932 wurde Herbert zwar aus der Untersuchungshaft entlassen, in der Frankfurter Bankenszene konnte – und wollte – er sich vorläufig jedoch nicht mehr zeigen. Ob der Prozess, der ihn erwartete, nun seine Schuld oder Unschuld beweisen würde, sein Ruf war in jedem Fall beschädigt. Das war umso ärgerlicher, als das Aktiengeschäft sich offensichtlich wieder im Aufwind befand. Fast ein Jahr lang war die Frankfurter Börse – als Folge der weltweiten Depression – geschlossen geblieben, just im April 1932 hatte man den Handel wiederaufgenommen. Die deutsche Finanzwelt wertete dies als deutliches Indiz für einen Aufschwung und atmete – vorsichtig – auf.

Der Prozessbeginn liess auf sich warten. Noch im Sommer trat Herbert als Direktor des *Bankgeschäfts Michael Frank* zurück und entschied sich, Deutschland zu verlassen. Seine impulsive Frau hatte sich bereits 1930 von ihm getrennt – und die Vorurteile der Familie bestätigt. Im August 1932 wurde die Ehe geschieden. Als im Oktober desselben Jahres das Verfahren gegen die Bank und Herbert als Hauptangeklagten eröffnet wurde, hatte er sich bereits in Paris niedergelassen und dachte nicht daran, zu den Verhandlungen zu erscheinen. Erst die Haft und schliesslich die Anspannung wegen der unnötigen Verschleppung der Angelegenheit vom April in den Oktober hätten Herbert Frank «nicht nur materiellen, sondern auch geistigen Schaden» zugefügt, von dem er sich noch nicht erholt habe, begründete sein Verteidiger die Abwesenheit seines Klienten.

Otto Frank – überzeugt, dass «aus der ganzen Sache nicht viel werden würde» – vertrat seinen Bruder vor Gericht und vor der Presse. Die Bank hätte dem ihr unbekanntem Effektenmakler, der sich glaubwürdig als Deutscher ausgewiesen hatte, leider vertraut. Der habe sich ins Ausland abgesetzt und könne deshalb nicht verhört werden.

Das Verfahren gegen Herbert Frank wurde eingestellt, das Gericht dürfte eingesehen haben, dass er Opfer, nicht Täter war. Wer dem Steuerfahndungsdienst überhaupt – nur knapp vier Monate nach der Transaktion – den Tipp gegeben hatte, sich die jüngsten Geschäfte der Bank genauer anzusehen, wurde nie bekannt. Wenn jemand der Bank schaden, sie gezielt um ihre Geschäftsgrundlage bringen wollte, dann war ihm das geglückt. Die negative Berichterstattung im Vorfeld der Verhandlung beschleunigte den Niedergang der angeschlagenen Bank zusätzlich.

«Wohin wir alle noch verschlagen werden, wissen wir nicht», schloss Otto seinen unheilverkündenden Brief vom 13. Juni 1932 an seine Mutter, «aber die Hauptsache ist, dass wir gesund bleiben und du ein Auskommen hast. Wir jüngeren Menschen können uns leichter abfinden. Den Tatsachen muss man ins Gesicht sehen und endlich

einmal klare Bahnen schaffen.» Otto übernahm die Rolle des Bankdirektors offiziell zum 1. Oktober 1932, konnte aber auf die Entwicklung des Geschäfts ebenso wenig Einfluss nehmen wie Herbert vor ihm. Falschen Hoffnungen gab sich der Realist, der als nachdenklicher und zurückhaltender als sein jüngerer Bruder galt, sicher nicht hin. «Das Geschäft versuchen wir weiter zu halten, solange es geht, wie wir letzten Endes hier eine Lösung finden, müssen wir später besprechen ... Die Firma gewaltsam aufzulösen, ist vorläufig zwecklos.»

Irgendwie musste es weitergehen. Irgendwie ging es weiter. Sah es am 13. Juni so aus, als könnte das Unternehmen die laufenden Forderungen nicht mehr bedienen, kam am 14., noch bevor Ottos Brief dort eingetroffen sein konnte, doch die erlösende Nachricht aus Paris. «Soeben kam dein Telegramm an, das ich so verstehe, dass für die Julizinsen eine Regelung erfolgen wird. Ich brauche dir wohl kaum zu sagen, wie gross die Erleichterung ist, die geschaffen wird, da es sonst ja unmöglich gewesen wäre, das Haus zu halten. Ich finde, dass die Art, wie Jean sich bemüht, grossartig ist und nicht genug anerkannt werden kann», freute sich Otto. Cousin Jean-Michel Frank war international gut im Geschäft. Mit seinen klaren, reduktionistischen Möbelentwürfen aus ungewöhnlichen Materialien setzte er Massstäbe im modernen Design, seine avantgardistischen, mit Fischhaut überzogenen Tische, Stühle und Kommoden waren gesuchte Sammlerstücke. In den frühen dreissiger Jahren stattete er das neuerbaute New Yorker Rockefeller Center aus.

Jeans Hilfe kam gerade noch zur rechten Zeit. Doch die Finanzspritze betäubte nur die akuten Schmerzsymptome, auf die Krankheitsursache hatte sie keine Wirkung. «Das Geschäft ist schlecht, man sieht nicht, wohin alles noch gehen soll», hatte Otto schon drei Monate vorher, am 2. April 1932, an seine Schwester Helene geschrieben. «Nur die Kinder sind lieb und lenken ab.»

Margot hatte sich von einem süssen Baby zu einer kleinen Schönheit gemausert. Artig und scheu, fast zu ernst, blickte sie aus ihren

dunklen, ausdrucksvollen Augen. Auch wenn sie spielte und lachte, tat sie das mit Anstand. Ein Vorzeigekind, das nirgendwo aneckte und allen Verwandten Freude machte. «Margot verträgt Küsse nicht», wunderte sich jedoch ihr Cousin. Eine kleine Dame schon mit sechs – trotz des Babyspecks, der sich hartnäckig an ihren Backen und Hüften hielt. Eine vorbildhafte Schwester für Anne, um die Margot rührend bemüht war, deren Lebendigkeit und Übermut sie mit ihrer Ruhe ausglich.

Ostern 1932 wurde Margot eingeschult – und Anne war eifersüchtig. Die Eltern hatten sich für die Ludwig-Richter-Schule am Eschersheimer Lindenbaum entschieden. Einiges sprach für diese öffentliche Schule: Einmal lag sie in unmittelbarer Nachbarschaft zur Wohnung. Der Schulweg war kurz, viele bekannte Gesichter aus der Umgebung – aus unterschiedlichstem sozialem Umfeld, evangelische, katholische und jüdische Mädchen – trafen zusammen. Zum anderen war die Schule, obwohl nach dem Dresdner Maler altdeutscher Idyllen benannt, auffallend modern, die Unterrichtsmethoden fortschrittlich. So eine Schule hatten Edith und Otto sich für ihre Töchter vorgestellt. Das Schulgebäude war im Rahmen des Avantgarde-Stadtplanungsprogramms «Neues Frankfurt» entstanden und erst dreieinhalb Jahre alt, die Klassenzimmer waren modern und funktionell geplant, mit grossen, nach Süden blickenden Fenstern. Statt der traditionellen sperrigen Schulbänke gab es leichtgewichtige Stahlrohrtische, die schnell verschoben, in Reihen, Gruppen, U-Form verrückt werden konnten. Dazu ein Schulgarten, in dem die Kinder sich austobten. Wann immer das Wetter es zuließ, wurde der Unterricht ins Freie verlegt. Natur und Lernen, das schloss sich, anders als man früher gedacht hatte, nicht aus.

Der Schuldirektor Walter Hüsken war Reformpädagoge und durch und durch Demokrat. 1930 hatte er die Radikaldemokratische Partei mitgegründet. Der Name war, zumindest aus späterer Sicht, unglücklich gewählt; denn radikal war diese Partei nur in einer Hinsicht – in ihrer kompromisslosen Abgrenzung zu den Radikalen, nach rechts

ebenso wie nach links. Sie sah sich als Nachfolgerin der nach rechts aussen gedrifteten Deutschen Demokratischen Partei (DDP) und vertrat konsequent die bürgerliche Mitte, der auch Otto Frank sich verbunden fühlte.

Die Demokratisierung des Schulsystems war Walter Hüsken ein Anliegen. Statt Einwegkommunikation vom Lehrer zu den Schülern, statt Zuhören bis zum Einschlafen war eine aktive Beteiligung am Unterricht gefragt. Die Lehrer an seiner Schule waren keine rohrstabschwingenden Zuchtmeister, sondern vertrauenerweckende Partner mit offenen Ohren für die ihnen anvertrauten Kinder. Weniger Zwang, mehr Freiheit – nach diesem Grundsatz wurde unterrichtet.

Das Konzept war vielversprechend, seine Umsetzung drohte jedoch an der Wirtschaftskrise zu scheitern. In Margots Klasse sassen insgesamt 43 Mädchen beieinander. Zu viele Schülerinnen für eine einzige Lehrerin, um sie individuell betreuen zu können. Doch für eine weitere Lehrkraft reichte das Budget nicht. Zu viele Schülerinnen in einem einzigen Raum, doch zusätzliche Klassenzimmer waren nicht zu finanzieren. Auch die Schulen mussten sich dem allgemeinen Sparkurs fügen.

Im Herbst 1932 bekam Margot ihr erstes Zeugnis. Sie war eine «gute» Schülerin, ihr Fleiss mehr als lobenswert. Margot ging gern zur Schule. Dass sie eines der fünf jüdischen Mädchen in ihrer Klasse war, war den anderen 38 egal. Und den Lehrern offenbar auch. Zweimal in der Woche besuchte sie den jüdischen Religionsunterricht, darauf bestand ihre Mutter. Als exotisch oder einfach nur anders galt sie deshalb nicht. Die katholischen Mädchen hatten ja auch einen anderen Religionslehrer als die evangelischen. Noch war Margot eine von allen. Und ihre besten Freundinnen waren getauft. Heile Kinderwelt. Noch.

Die Welt der Erwachsenen war längst nicht mehr heil. Selbst ins privilegierte Dichterviertel, wo man sich – aus Ignoranz oder Hang zum Selbstbetrug – die heile Welt noch vormachen konnte, war inzwischen durchgedrungen, dass sich der nationalsozialistische *Bund*



An der Hauptwache: die letzte gemeinsame Aufnahme von Anne, Edith und Margot Frank in Frankfurt, 1933.

deutscher Mädels (BDM) in anderen Stadtteilen wachsenden Zustroms erfreute. Die Mädchen der Hitlerjugend hatten stolz auf ihre Rasse zu sein, sie würden «deutsche Frauen» werden, diszipliniert, gehorsam, pflichtergeben. Umgang mit Juden? Verboten.

Dabei waren der BDM und überhaupt die Hitlerjugend für Kinder ab zehn ein vergleichsweise harmloses Indiz für die politische Entwicklung im Land. Gelähmt sah die bürgerliche Mitte zu, wie rasch

sich der Aufstieg der NSDAP von einer Randgruppe, einer Kleinpartei, zur dominierenden politischen Kraft im Land vollzog. Nun konnte man sie beim besten Willen nicht mehr ignorieren. Mehr als 6,4 Millionen Menschen hatten bei den Reichstagswahlen am 14. September 1930 für die Hitler-Partei gestimmt. Statt vorher zwölf zogen nun 107 Nazi-Abgeordnete ins Parlament ein. Die NSDAP war die zweitstärkste Fraktion des Reiches, im Wahlkreis Ostpreussen gar schon die stärkste.

Im Mai 1932 hatten fast sechs Millionen Deutsche keine Arbeit – und viele von ihnen ihr Vertrauen in die Demokratie verloren. Bei den Reichstagswahlen am 31. Juli verzeichnete die NSDAP ihren grössten Wahltriumph: 37,3 Prozent der Stimmen bedeuteten eine neuerliche Verdopplung der Parlamentssitze. Und Terror. SS und SA, die im April des Jahres vorübergehend verboten worden waren, marschierten nun wieder und zeigten ihren politischen Gegnern ihr wahres Gesicht. Ihre Brutalität und ihr Zynismus verschreckten sogar manchen Wähler ihrer Stammpartei. Gegenüber den Juliwahlen verlor die NSDAP bei den neuerlichen Wahlen am 6. November zwei Millionen Stimmen, die sich nun wieder auf die Deutschnationalen oder das Linksaussen-Lager, die Kommunistische Partei Deutschlands, besannen.

Nur Kurzsichtige deuteten dies als Zeichen der Hoffnung. In Wahrheit gab die politische Lage keinen Grund zur Erleichterung. Die Gegner der Weimarer Republik, auf der extremen Rechten wie Linken, waren mit insgesamt 58,5 Prozent bereits in der Mehrheit. Deutschland war unregierbar geworden.

Otto Frank gehörte nicht zu jenen Bürgern, die sich von der allgemeinen Es-kann-nicht-sein-was-nicht-sein-darf-Lethargie lähmen liessen. Würden, was nicht mehr so unwahrscheinlich war, Hitler und seine NSDAP an die Macht kommen, kämen die Juden womöglich wirklich in Gefahr. Das hatte der «Führer» – wie Hitler sich seit 1921

von seinen Parteifreunden nennen liess – angekündigt, das nahm Otto ernst. Dann bliebe ihnen nichts anderes übrig, als Deutschland zu verlassen. Dann könnte sie nicht einmal mehr ein Wirtschaftsaufschwung retten. Der war, jedenfalls für den Grossteil der Bevölkerung, ohnehin nicht in Sicht. Den Franks war es immer deutlich besser als dem Bevölkerungsdurchschnitt gegangen, nun aber drohten die knappen Ressourcen ganz zu versiegen.

War es unter diesen Umständen nicht leichtsinnig, weiterhin Monat für Monat Geld in die Mietwohnung zu stecken? Im Haus der Mutter war doch Platz für alle. Persönliche Vorlieben und Ressentiments hatten hintanzustehen, die Vernunft allein zu entscheiden. Zum Jahresende 1932 teilte Otto seinem Vermieter brieflich mit, er müsse das Mietverhältnis «infolge der veränderten wirtschaftlichen Lage» leider aufkündigen. Die vertraglich vereinbarte dreimonatige Kündigungsfrist hielt er ein, Ende März 1933 zog er mit Edith und den Kindern zurück ins Westend, in jenes Haus, aus dem sie genau sechs Jahre zuvor, im März 1927, weggezogen waren, um ein unabhängiges Leben aufzubauen.

Dass die Rückkehr an den Beethovenplatz keine Heimkehr, sondern nur eine kurze Zwischenstation sein würde, daran bestand für Otto schon spätestens Ende Januar 1933 kein Zweifel mehr. Am 30. des Monats war geschehen, was er lang befürchtet hatte. Reichspräsident Paul von Hindenburg – einst ein respekteinflössender, kraftvoller Mann, nun sich nur mehr mühevoll aufrecht haltend, die Krankheit ins Gesicht geschrieben, eine Marionette, die zu führen keine Kunst war – hatte Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt. Der Nazi-Führer war nun fast am Ziel seiner Wünsche.

Von der völligen Umkehrung der gegenwärtigen Zustände in Deutschland, von der Beseitigung des Krebschadens der Demokratie sprach er in jeder seiner Antrittsreden. Einmal an den Schalthebeln der Macht, legte er binnen kurzem mit Hilfe von Notverordnungen die Kontrolle der Oppositionsparteien in Reichstag und Landtagen

still. «Zum Schutze des deutschen Volkes», wie es hiess.²¹ Der Brand des Reichstags in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1933 war ihm willkommener Anlass, den stärksten Gegner, die KPD, zu zerstören. Versammlungs- und Meinungsfreiheit wurden aufgehoben. Für die Bevölkerung hiess das, dass sie der totalitären Willkür ausgeliefert war. Ihre Reaktion: Verunsicherung. Sie duckte sich, muckste nicht, wartete ab.

Umso lauter gebärdeten sich die Parteigenossen. Umzüge und Aufmärsche am Tag und bei Nacht, Schlachtrufe im Chor und über Lautsprecher. Die Männer in ihren braunen SA-Uniformen wurden als Hilfspolizisten eingesetzt, viele von ihnen halbstarke Mitschreier und begeisterte Schläger. Eine Horde bisher Zukurzgekommener, die sich aus allen Schichten rekrutierte.

Schon im Februar und März 1933 hörte man von Terroraktionen gegen Oppositionelle, gegen Angehörige der Linksparteien, gegen Liberale und Intellektuelle – und vor allem gegen Juden. Am 11. März trat Frankfurts Oberbürgermeister Ludwig Landmann zurück. Freiwillig, wie es hiess. Aus freiem Willen habe er auch gleich darauf die Stadt – das nach Berlin grösste jüdische Zentrum Deutschlands – verlassen. In Wahrheit flüchtete er vor den Nazis, die ihm seine Verhaftung angedroht hatten. Landmann war nicht nur ein politischer Gegner, er stammte noch dazu aus einer jüdischen Familie. Er war aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgetreten und verstand sich als Atheist und deutscher Patriot. Die Nazis sahen nur seine «Rasse»: Jude.

Am 13. März, einen Tag nach ihrem Erfolg in den hessischen Kommunalwahlen, zogen die Nationalsozialisten am geschichtsträchtigen Rathaus Frankfurts, dem Römer, zum ersten Mal die Hakenkreuzfahne auf. Ihre Gegner verhielten sich still, einerseits, weil sie, ohne es bemerkt zu haben, längst mundtot gemacht waren, andererseits, weil sie sich des Ernsts der politischen Lage noch nicht bewusst waren. Hitlers Reden von den arischen Volksgenossen und den Untermenschen – Slawen, Zigeunern, Homosexuellen und Juden –, von Blut, Boden und Ehre klangen vielen zu abwegig, zu unlogisch,

um sie als ernsthafte, über längere Zeit bedrohliche Gefahr begreifen zu können. Sein politisches Konzept hielten sie für zu absurd, als dass es überdauern könnte. «Wer sich nicht bekehren lässt, muss gebeugt werden ... Todesstrafe für Landes- und Volksverrat», hatte Hitler angekündigt.²² Hysterische Drohworte eines Irren? Oder ernst zu nehmen? Der Spuk müsse doch bald ein Ende haben – dieser Hoffnung gaben sich viele hin.

Otto Frank hingegen war gewarnt. Dies war erst der Anfang. Nur eine Frage der Zeit, befürchtete er, bis die Gemeinde Bad Soden dem – jüdischen – Unternehmen den Vertrag zur Nutzung der Mineralquellen aufkündigen würde, bis die – jüdische – Bank offen boykottiert würde. Die Frage, wie, vor allem aber wo es weitergehen sollte, quälte ihn. Seine Familie würde nicht in Deutschland bleiben können. Sie würden die Heimat verlassen müssen. Aber wie lang müssten sie fortbleiben? Wohin sollten sie gehen? In die Schweiz, wo seit 1930 Ottos Schwester Helene mit ihrer Familie lebte? Zu den Pariser Verwandten? Nach London zu seiner zehn Jahre jüngeren Grosscousine Milly Stanfield, nach Amsterdam, wo er noch Bekannte von früher hatte? Oder besser in die USA – dazu müsste er seine alten Kontakte aufwärmen.

Egal wohin, erst brauchte Otto Arbeit. Denn zum einen fehlten ihm die Reserven, um ein Leben im Exil über längere Zeit finanzieren zu können, zum anderen würde er ohne Arbeit keine Aufenthaltsgenehmigung in einem fremden Land erhalten.

Der beste Vorschlag kam von Ottos Schwager, Erich Elias. Die beiden kannten sich bereits seit dem Winter 1919. Erich hatte zu jener Zeit als Vertreter und Effektenhändler der Bankfirma *Gebrüder Heichelheim* an der Frankfurter Effektenbörse gearbeitet, Otto – als Teilhaber des *Bankgeschäfts Michael Frank* – Geschäfte mit ihm gemacht. Ohne Zweifel lernte er Erich Elias nicht nur als fähigen Banker, sondern darüber hinaus als sympathischen und seriösen Zeitgenossen schätzen. Wahrscheinlich, dass Otto, damals dreissig und selbst noch unverheiratet, den Geschäftsfreund in seine Familie ein-

führte und ihn mit seiner fast viereinhalb Jahre jüngeren Schwester Helene bekannt machte. «Lunni» oder «Leni» – so ihr Kosename – stand Otto sehr nahe. Er fühlte sich an Vaters statt für sie verantwortlich – und charakterlich mit ihr verwandt. «Gerade du bist so sehr der Mensch, der sich vom Gefühl gern leiten liesse, der Liebe braucht, um zu blühen und der Liebe geben kann», hatte er ihr im Mai 1917 geschrieben. «Ich bin ja in dieser Beziehung ähnlich.» Frühere Bekanntschaften hatte er ihr vehement ausgedreht. «Ideale sind darum Ideale, weil sie nicht erreichbar sind», hatte er ihr in einem seiner regelmässigen Briefe von der Front eingebläut, in einem weiteren eine Warnung ausgesprochen: «Gehe in dieser Sache nicht zu weit. Es hat wirklich keinen Sinn und kann nur schaden. Du musst vernünftig sein ...»²³

Gegen Erich Elias hatte er hingegen nichts einzuwenden. Im Gegenteil, es war in seinem Sinn, dass seine sensible Schwester, deren Interesse der Kultur galt, vor allem der Musik und dem Theater, und die vier Sprachen beherrschte, sich zu diesem ebenso gütigen wie verlässlichen und offensichtlich geschäftstüchtigen Mann hingezogen fühlte. Er sollte der ruhige Pol im Leben der temperamentvollen Helene werden.

Ende 1920 schied Erich Elias bei den *Gebrüder Heichelheim* aus, am 3. Februar 1921 trat er in das *Bankgeschäft Michael Frank* ein – als sein Teilhaber. Knapp zwei Wochen später, am 16. Februar, heiratete er Helene. (Otto fühlte sich Elias offenbar so verbunden, dass er ihn vier Jahre später als seinen Trauzeugen wählte.)

Die Bank steckte tief in der Krise, als Erich Elias im Sommer 1929 einem beruflichen Angebot nach Basel folgte. Er sollte die Schweizer Opefta-Vertretung aufbauen, ein Tochterunternehmen der Frankfurter *Pomosin-Werke*. Diese beschäftigten sich seit 1911 mit der Gewinnung von Pektin aus Apfeltrester, einem Geliermittel für die Marmeladenherstellung, und belieferten – als Monopolist in Europa – die Marmeladenindustrie. 1928 wurde zur Erschliessung des Privatkunden- oder «Hausfrauen»-Marktes *Opekta* ins Leben gerufen, die zwar

vertraglich gebunden war, ausschliesslich in den *Pomosing-Werken* hergestelltes Flüssigpektin abzufüllen und zu vertreiben, nach aussen hin aber unabhängig auftreten musste. Die Grosskunden aus der Marmeladenindustrie sollten nicht vergrault werden.

«*Opekta* Gelierhilfe» war, wenn man so will, ein revolutionäres Produkt. Davon mussten die Hausfrauen allerdings erst mühsam überzeugt werden. Das Geschäft lief schleppend an. Für den Bankkaufmann Erich Elias war die geplante Expansion der *Opekta-Gesellschaft* in die umliegenden europäischen Länder trotzdem eine gute Chance – und für die Bank eine Erleichterung. Sie musste eine Familie weniger ernähren.

Nun, Anfang 1933, erzählte Erich seinem Schwager Otto, wie unzufrieden Robert Feix, der Teilhaber und kaufmännische Direktor der *Pomosing-Werke* und Gründer von *Opekta*, mit den geschäftlichen Entwicklungen in den Niederlanden sei. *Opekta* müsse als Markenprodukt eingeführt werden, der bisherige Beauftragte, ein gewisser Viktor Kugler, käme nicht in Fahrt. Ob das nicht eine Herausforderung für Otto wäre? Holland war nahe der Heimat und – wie die Schweiz – im Ersten Weltkrieg neutral geblieben. Die Holländer waren ein liberales und tolerantes Volk, sie würden sich auch künftig aus politischen Streitereien heraushalten. Die Juden Amsterdams lebten integriert. Ausserdem hätte Otto in Amsterdam einen persönlichen Startvorteil, er kannte sich aus, die niederländische Sprache war ihm nicht fremd.

Otto Frank hatte bereits zehn Jahre zuvor Erfahrungen in Holland gesammelt. In der Hoffnung, das angeschlagene Bankhaus stärken zu können, hatten die Gesellschafter beschlossen, eine Tochtergesellschaft in Amsterdam zu gründen. Otto sollte ihr Geschäftsführer werden – seit seinem New-York-Praktikum galt er als das Familienmitglied mit der grössten Ausländserfahrung.

Am 31. Dezember 1923 hatte er *M. Frank & Zonen*, «Michael Frank und Söhne», als Gesellschaft zur Ausübung eines Geldhandels- und Bankgeschäfts mit Sitz an der Keizersgracht 604 ins niederländi-

sche Handelsregister eintragen lassen. Gesellschafter waren Otto, der zu diesem Zweck seinen Hauptwohnsitz in die Keizersgracht verlegt hatte, sowie Herbert Frank, Schwager Erich Elias und das Frankfurter Stammhaus Michael Frank.

Die Idee hatte damals in der Luft gelegen. Zahlreiche deutsche Banken versuchten, ihre Position durch Zweigstellen in Amsterdam, das sich nach dem Ersten Weltkrieg zum europäischen Zentrum des Devisenhandels entwickelt hatte, zu stärken. Sie mussten allerdings mit einer einschränkenden Auflage leben. Um sich vor unliebsamer Konkurrenz zu schützen, durften die neugegründeten Filialen sich ausschliesslich um die Verwaltung deutschen Kapitals kümmern, das aus Steuergründen nach Holland transferiert worden war. Vom Geld niederländischer Kunden sollten sie die Finger lassen.

Die Strategie der Franks war nicht aufgegangen. Schon ein Jahr nach der Gründung, am 15. Dezember 1924, musste Otto Frank aufgeben. Riskante Devisenspekulationen hatten sich zu seinen Ungunsten entwickelt – *Michael Frank & Zonen* wurde liquidiert. Konkurs wurde jedoch nicht angemeldet. Offenbar sicherte die Bank ihren Gläubigern zu, die Schulden in Raten zurückzuzahlen. Gut vier Jahre dauerte es, bis die Sache bereinigt war. Erst Ende Januar 1929 – ein halbes Jahr vor Annes Geburt – war die Auflösung der Gesellschaft vollständig abgewickelt und das Unternehmen aus dem niederländischen Handelsregister gelöscht.

Anfang April 1933 verschlechterte sich die Lage der jüdischen Bevölkerung Deutschlands drastisch. Antijüdische Propaganda hatte schon Ende März Böses verheissen. Am 27. März etwa hatte die Stadtverwaltung Köln verlautbaren lassen: «Jüdische Firmen sind in Zukunft weder zur Abgabe von Angeboten heranzuziehen, noch bei Erteilung von Aufträgen usw. zu berücksichtigen.» Zwei Tage später, am 29. März, hatte sich der hessische Staatspräsident zu Wort gemel-

det: «Ehrensache der deutschen hessischen Presse ist es, im Nachrichten-, Unterhaltungs- und Anzeigenteil fremdrassige internationale jüdische Einflüsse auszuschalten.»²⁴ Hetzkampagnen, die das Terrain für den ersten planmässigen Boykott-Tag seit der Machtergreifung Hitlers bereiten sollten. Am Samstag, dem 1. April 1933, pünktlich um zehn Uhr, so der Befehl, sollten sich vor jedem jüdischen Geschäft im Reich uniformierte, teils bewaffnete Nationalsozialisten postieren und die Kunden am Betreten hindern. «Deutsche! Wehrt Euch! Kauft nicht bei Juden!» Vielerorts wurden die Menschen, die die Wachposten ignorierten und das Geschäft trotzdem betreten, fotografiert, ihre Konterfeis am darauffolgenden Tag in der Zeitung veröffentlicht. Neben den jüdischen Einzelhändlern wurden vor allem Freiberufler, Ärzte und Anwälte boykottiert. Banken blieben, weil selbst die skrupellosen Nazis einen internationalen Bankenkrach fürchteten, vorerst verschont.

Die fanatischen Antisemiten der Partei, allen voran Stürmer-Herausgeber Julius Streicher und Heinrich Himmler, waren jedoch enttäuscht: Zwar wehrte die Bevölkerung sich nicht gegen die Aktion, aber sie liess sich auch nicht recht mobilisieren. Sie schaute weg, senkte den Blick, liess die Dinge geschehen.

Der Brief des Vorstands der Israelitischen Gemeinde Frankfurts in der Aprilausgabe des Gemeindeblattes war da nur ein schwacher Trost für die jüdische Bevölkerung: «Nichts kann uns die tausendjährige Verbundenheit mit unserer deutschen Heimat rauben, keine Not und Gefahr kann uns dem von unseren Vätern ererbten Glauben abspenstig machen», hiess es. «Wenn keine Stimme sich für uns erhebt, so mögen die Steine dieser Stadt für uns zeugen, die ihren Aufschwung zu einem guten Teil jüdischer Leistung verdankt, in der so viele Einrichtungen vom Gemeinsinn der Juden künden, in der aber auch das Verhältnis zwischen jüdischen und nichtjüdischen Bürgern stets besonders eng gewesen ist.»²⁵

Der Judenboykott war mehr als nur eine Probemobilmachung. Er

war Auftakt zu einer Flut antijüdischer Erlasse, die Juden aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens ausschlossen. Auftakt zur Isolation. Das Gleichberechtigungsprinzip, seit 1871 in der deutschen Verfassung verankert – abgeschafft.

Auch in Frankfurt gingen die Einnahmen der jüdischen Geschäfte nach dem 1. April stark zurück, viele mussten Bankrott anmelden oder ihr Unternehmen unter Wert verkaufen. Allein bis Oktober 1933 schlossen 536 jüdische Unternehmen, die Zahl der jüdischen Arbeitslosen stieg rasch.

Wie die Erwachsenen waren jetzt auch die jüdischen Kinder der nationalsozialistischen Willkür ausgeliefert. Nachdem Otto, Edith und die Kinder zurück ins Westend gezogen waren, meldeten sie Margot von der Ludwig-Richter-Schule auf die Varrentrapp-Schule um, eine der grössten öffentlichen Schulen Frankfurts. Eine neue Umgebung, neue Klassenkameraden – und vor allem eine ganz andere, traditionellere erzieherische Atmosphäre, an die die ruhige, zurückhaltende Siebenjährige sich erst langsam würde gewöhnen müssen.

Die Voraussetzungen dazu waren schlecht. Das Gesetz zur «Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom 7. April 1933 verfügte, dass sämtliche Einrichtungen des Reichs, der Länder und Gemeinden, und damit auch Schulen und Hochschulen, zu «säubern» seien. Jüdische Lehrer, aber auch solche mit anderer politischer Gesinnung, und damit «Reichsfeinde», konnten mit sofortiger Wirkung beurlaubt werden. Walter Hüsken, Margots früheren Rektor an der Ludwig-Richter-Schule, entliessen die Nazis als einen der ersten Lehrer. Auch ihre frühere Klassenlehrerin erschien, wie die Franks erfuhren, nach den Osterferien nicht mehr zum Unterricht.

Am 25. April der erste Direktangriff auf die jüdischen Schüler: An keiner Schule waren von nun an mehr als fünf Prozent Juden zum Unterricht zugelassen, im gesamten Reichsgebiet nicht mehr als 1,5 Prozent.²⁶ Die jüdischen Kinder mussten in eine Ecke des Klassenzimmers verbannt werden, strikt getrennt von ihren «arischen» Mit-

schülern. Dass Margot und Anne, die schon alt genug für den Kindergarten war, in öffentlichen Schulen bald ganz unerwünscht sein würden, ihre Ausbildung gefährdet war, diese Annahme war nicht abwegig und sicher ein weiterer Anstoss für Otto und Edith, ihre Emigration vorzubereiten.

Als am 10. Mai 1933 nationalsozialistische Studentengruppen «wider den undeutschen Geist» marschierten und in effektheischenden, schauprozessartigen Strassenaktionen «undeutsches Schrifttum» verbrannten, stand so gut wie fest, dass die Franks nach Amsterdam emigrieren würden. «Wenn der Jude Deutsch schreibt, lügt er», hatten die Nazis schon zwei Monate vorher propagiert. Die Werke von Thomas, Klaus und Heinrich Mann, Arnold und Stefan Zweig, Kurt Tucholsky, Erich Maria Remarque, Franz Werfel, natürlich die kommunistischen Schriften von Marx und Engels und Bert Brechts Bücher wurden zusammen mit vielen anderen in zahlreichen deutschen Städten unter lauten Parolen ins offene Feuer geworfen, so, als wolle man die Autoren selbst auf dem Scheiterhaufen richten. Otto Franks Lieblingsdichter Heinrich Heine, dessen Lorelei jedes Schulkind kannte, wurde zur Unperson erklärt. «Dichter unbekannt» stand von nun an in allen Schulbüchern, anstelle des Namens jenes Dichters, der ein Jahrhundert vorher festgestellt hatte: «(...) dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.»²⁷

Im Hochsommer 1933 hatte Otto seine Entscheidung für Holland und gegen ein anderes Emigrationsland gefällt. Er reiste nach Amsterdam, um die Übersiedlung der Familie vorzubereiten. Edith und die beiden Mädchen zogen zwischenzeitlich nach Aachen zu Oma Holländer und den Onkeln Julius und Walter. Erst wollte Otto sich beruflich Überblick verschaffen und eine angemessene Wohnung finden, dann sollten seine Damen nachkommen. Bis dahin würde Edith zwischen

Aachen – strategisch günstig, direkt an der holländischen Grenze gelegen – und Amsterdam pendeln. Im politischen Notfall hätten Edith und die Mädchen sich in kürzester Zeit über die Grenze in Sicherheit bringen können.

Ottos beruflicher Neustart verlief nicht glatt. Ursprünglich wurde der mittlerweile vierundvierzigjährige Familienvater «als Treuhänder nach Amsterdam geschickt», um eine Tochtergesellschaft der aus steuerlichen Erwägungen im Schweizerischen Glarus angesiedelten *Rohstoff Verkehrs-Aktiengesellschaft (Rovag)* zu gründen, unter deren Dach seit 1929 die *Opekta Köln* und inzwischen mehrere ausländische *Opekta*-Gesellschaften vereint waren. Erich Elias leitete die *Rovag*. Dann ergaben sich verschiedene devisenrechtliche Probleme, und die Eigentümer der Pomosin-Werke sahen sich gezwungen, ihren Plan zu ändern – jedenfalls dessen Aussenwirkung.²⁸

Die in Utrecht ansässige Agentur *Pomosin Import Utrecht* vertrieb das Pektin der Frankfurter *Pomosin-Werke* in Holland bereits seit den zwanziger Jahren.²⁹ Ihr Direktor Frans van Angeren, ein erfolgreicher Restaurantbesitzer, der den Handel mit Pektin als Zusatzgeschäft betrachtete, vertrat offenbar die Ansicht, dass im Holland der dreissiger Jahre gerade genug Nachfrage nach Geliermittel zur Marmeladenherstellung bestand, um sein Unternehmen zu ernähren. Sich freiwillig einer Konkurrenz zu stellen, noch dazu aus ein und derselben Unternehmensgruppe, hielt er wohl für ebenso überflüssig, wie einen von Frankfurt diktierten Aufsichtsrat in seinem Unternehmen anzuerkennen. Diese Position hatte Robert Feix offenbar Otto Frank zugebracht.

«Nachdem sich durch die Vorkommnisse bei Herrn van Angeren herausgestellt hat, dass die Gründung einer eigenen *Opekta*-Filiale in Holland nicht angängig ist, habe ich es übernommen, unter eigenem Namen ein *Opekta-Geschäft* aufzubauen», klärte Otto Frank seinen Schwager am 5. August 1938 offiziell über längst abgesprochene Entscheidungen auf.³⁰ Auf welche «Vorkommnisse» Otto anspielte, lässt sich nicht mehr klären. Nach seiner Aussage stand van Angeren

mit der Zollbehörde in Konflikt. Hinzu kam, dass der Firmengründer Robert Feix und die deutschen Finanzbehörden mehrfach wegen angeblicher Devisendelikte aneinandergeraten waren. Die holländische *Opekta* musste als «ein rein holländisches Unternehmen» firmieren, an dem die *Rovag* offiziell keine Anteile hielt.³¹

Deutlich ist, dass die massgeblichen Personen bei den *Pomosin-Werken* und bei *Opekta* sich trotz dieser offiziellen Firmenkonstruktion als Beteiligte an *Opekta Amsterdam* verstanden (und später darauf Anspruch erhoben). In ihren Augen war Otto Frank weiterhin blosser Strohhalm. Otto Frank selbst jedoch betrachtete die Treuhänderschaft fortan «als aufgehoben» und sich selbst als «völlig unabhängig».

Für die Berechtigung, die Schutzmarke *Opekta* zu nutzen, sollte er «eine Lizenzgebühr von zweieinhalb Prozent vom Umsatz an die *Opekta A.-G.* bezahlen und seinen «Bedarf an Pektin [ausschliesslich] beim *Pomosin*-Konzern decken».³² Zusätzliche, wohl von *Pomosin Utrecht* durchgesetzte und einigermaßen desillusionierende Auflage: Otto musste sich verpflichten, dem Unternehmen geschäftlich nicht in die Quere zu kommen und sein Pektin in aller Zukunft ausschliesslich an Endverbraucher zu verkaufen. Die holländischen Konservenfabriken und Marmeladehersteller belieferte weiterhin ausnahmslos *Pomosin Utrecht*, an dem «Hausfrauen»-Geschäft zeigten weder Frans van Angeren noch sein Schwager Joop Hofhuis, den er inzwischen zu seinem Geschäftsführer berufen hatte, Interesse. (Damit dürfte auch die vertrauensvolle, ja freundschaftliche Beziehung zu erklären sein, die sich alsbald zwischen der Familie Hofhuis und der Familie Frank entwickelte und von der noch zu berichten sein wird.)

Handelte Otto Frank nun nach aussen auch als selbständiger Kaufmann – das notwendige Startkapital fehlte ihm. Offiziell half sein Schwager aus. Er gewährte Otto ein zinsfreies, mit Anteilen von *Opekta Amsterdam* gesichertes Darlehen in Höhe von 15'000 holländischen Gulden, das Otto innerhalb von zehn Jahren zurückzahlen

oder durch die Abtretung von Aktien tilgen sollte. Tatsächlich kam das Geld von der *Rovag*. «Da Herr Frank mit der *Rovag* direkt keine Vereinbarungen treffen kann, habe ich dieses Abkommen auf meinen eigenen Namen, jedoch im Interesse der *Rovag* und nur für diese verbindlich geschlossen», schrieb Erich Elias am 15. August 1933.³³

Laut Eintrag beim Einwohnermeldeamt zogen Otto und Edith Frank bereits einen Tag später offiziell nach Amsterdam zu, am 15. September liess Otto das Unternehmen als *Nederlandsche Opekta Maatschappij NV*, *Niederländische Opekta Aktiengesellschaft*, zur «Produktion und zum Handel mit Obstprodukten, besonders mit Pektin» ins Handelsregister der niederländischen Industrie- und Handelskammer eintragen. Alle Aktien hielt Otto selbst. Im Juli 1934 liess er den Beisatz «in oprichting», «in Gründung», löschen. Ein halbes Jahr zuvor, Ende Januar 1934, war das *Bankgeschäft Michael Frank* offiziell stillgelegt worden. Ein Anwalt hatte sich in Ottos Abwesenheit um die Liquidation der *Sodener Mineralproduktegesellschaft* gekümmert. (Das Pastillengeschäft führt die Gemeinde Bad Soden bis heute fort.)³⁴

Für die Wohnungssuche schien Otto wenig Zeit zu haben. Er hatte gleich nach seiner Ankunft in Amsterdam ein Untermietszimmer im zweiten Stock des Hauses Stadionkade 24 bezogen – und sich ins Geschäft gestürzt.³⁵ «Nun bin ich schon vier Wochen hier und habe viel Arbeit. Ich hoffe, dass ich dich auch mal hier sehen werde, wenn alles klappt», schrieb er am 4. September 1933 an Gertrud Naumann in Frankfurt, mit der er kurz vor seiner Abreise noch einmal spazieren gegangen war. Nimm deine Kinder ernst, hatte er ihr auf ihren Lebensweg mitgegeben, damit sie dich ernst nehmen können. Wenn du ihnen etwas versprichst, musst du es halten – sonst verlieren sie ihr Vertrauen in dich.

Edith Frank-Holländer pendelte jetzt regelmässig zwischen Aachen und Amsterdam, um ihrem elf Jahre älteren Ehemann beizustehen. Otto stand beruflich unter grossem Druck; Edith musste die Suche nach einer grösseren Wohnung vorantreiben.

«Liebe Gertrud», wandte sie sich am 3. November an ihre junge Freundin, die sehr unter der Trennung von den Franks litt, «mein Mann hat sich mit deinem schönen Brief sehr gefreut; sobald er mehr Zeit hat, schreibt er dir. Ich laufe viel um wegen Wohnungen und weiss noch nicht, wann ich wieder in Frankfurt bin. Die Kinder sind lieb und vergnügt in Aachen.» Als Absender benutzte sie Ottos ersten Firmensitz in der Altstadt, Nieuwe Zijds Voorburgwal 120. Ein kleines, nur aus zwei Zimmern bestehendes Büro in einem auffallend modernen Gebäude, mit seinen neun Stockwerken für Amsterdamer Verhältnisse geradezu ein Hochhaus.³⁶

Zwei Wochen später meldeten die Franks Erfolg. «Nun werden wir bald Wohnung haben, der Winter geht auch herum und vielleicht können wir dich nächstes Jahr mal hier sehen», schrieb Otto am 16. November in knappen Worten auf eine Postkarte an Gertrud, die auf Nachricht wartete. Im nächsten Satz die Begründung für seine Hast: «Ich habe sehr viel zu arbeiten und bin recht müde und nervös, sonst aber Gott Lob gesund.»

Zu den körperlichen Anstrengungen, sich geschäftlich zurechtzufinden, kam die psychische Belastung, von der Heimat, von allen Verwandten und Freunden Abschied zu nehmen und sich auf ein Leben in einem neuen sozialen Umfeld einzulassen. «Ökonomische Gründe» gab Otto Frank bei seiner Registrierung in Amsterdam an. Die Emigration nach Holland war keine Flucht, daraufbestand er auch später.

«Ich selbst empfinde das oft und habe es oft empfunden, dass Mutter und Geschwister die einzigen wirklich zuverlässigen Menschen sind, jedenfalls kann es bei uns so sein, den Juden», hatte Otto im Februar 1916 in einem Brief an seine Schwester Leni sinniert.³⁷ Nun war er zwar deutlich älter und hatte eine eigene Familie, die Verantwortung und Stütze zugleich bedeutete, zudem war er damit gross geworden, in allen Teilen Europas Verwandtschaft zu haben. Nichtsdestotrotz vermisste er seine Leute, die sich, wie man so sagt, in alle Windrichtungen zerstreut hatten.

Herbert Frank war ja gezwungenermassen schon im Spätsommer 1932 nach Paris emigriert und fühlte sich, wie Edith später feststellte, dort «doch so verlassen». Bruder Robert «Robbo» Frank, der Spassvogel der Familie, hatte sich mit seiner Frau Charlotte, «Lotti», einer Christin, für die Kunstmetropole London entschieden. Sein Interesse hatte schon von Jugend an der Kunst gegolten. Zudem war er ein recht begabter Zeichner und überraschte die Familie mit seinen Illustrationen. Für seinen Neffen Stephan Elias entwarf, zeichnete und betextete er sogar ein Kinderbuch.

1907 hatte Vater Michael Frank eine Kunsthandlung erworben, wohl um seinem Erstgeborenen, dem das Bankgeschäft noch fremder war als seinen jüngeren Brüdern, ein Einkommen zu sichern. Robert trat als Prokurist in das Unternehmen ein. Als das Geld der Familie während des sich hinziehenden Ersten Weltkriegs knapp wurde, kümmerte er sich um den Verkauf von Bildern aus dem Familienbesitz. «Robert hat das Bild *Adam und Eva* verkauft und ist sehr traurig darüber», kommentierte Otto in einem Brief von der Front. «Ich hingegen bin froh, dass das Bild zu einem so guten Preis aus dem Haus ist.»³⁸ Auch in London widmete Robert sich dem Kunsthandel.

Mutter Alice Frank-Stern verliess Frankfurt etwa zwei Monate nach Otto, sie emigrierte jedoch nach Basel. Ihre Tochter Helene, die ihrem Ehemann 1930 in die Schweizer Grenzstadt gefolgt war, hatte sich in der Wahlheimat bereits gut eingerichtet. Ihre finanzielle Situation war gesichert, ihre Lebensumstände stabil. Die Enkelsöhne Stephan – er hatte noch mehrere Monate bei der Omi in Frankfurt gelebt, bevor auch er nach Basel umgezogen war – und der dreieinhalb Jahre jüngere Bernd vergötterten ihre «I». Wenn sie ihnen am Sonntagmorgen eine ihrer phantasiereichen Mäusegeschichten erzählte und im Hintergrund leise klassische Musik spielte, war das jedes Mal ein kleines Fest für die Buben.

Im Sommer 1933 mietete Alice Frank-Stern ein Vierzimmer-Apartment in der Baseler Schweizergasse 50. In der Wohnung des

Schwiegersohns, Gundeldingerstrasse 139, wohnte bereits dessen Mutter, die gemeinsam mit Helene und Bernd nach Basel umgezogen war. Ihr neues Heim gefiel Alice Frank-Stern durchaus – aber dem Vergleich mit ihrem Haus am Frankfurter Beethovenplatz, in dem sie mehr als dreissig Jahre gewohnt und das sie schwersten Herzens, aber zu einem angemessenen Preis verkauft hatte, hielt es nicht stand. Wenigstens hatte sie ihre liebsten Möbelstücke nach Basel mitnehmen können. Und die neue Küche war sogar grösser als ihre frühere in Frankfurt.

Glücklich war sie in der neuen Umgebung dennoch nicht, zu stark war ihre Bindung an ihre Heimatstadt. Bis an den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts liess sich ihr Stammbaum zurückverfolgen, ihre Vorfahren väterlicherseits, die Sterns, ebenso wie mütterlicherseits, die Cahns, stammten aus Frankfurt. Dass ihre Mutter, Anne Franks Urgrossmutter, Cornelia hiess, deutete darauf hin, dass die Familie sich Deutschland, und im Besonderen Frankfurt, mehr verbunden fühlte als dem Judentum. Cornelia – so hiess auch die Schwester Goethes – war ein verbreiteter bürgerlicher Frankfurter Vorname. Die he-



Alfred Holländers Bar-Mizwa-Feier, Oberhausen 1912; hinten v. l.: Max Moses Holländer, Abraham Holländer; ganz r.: Alfred Holländer; vorne v. l.: Mathilde Holländer-Berg, Bertha Boes, Rosa Holländer-Stern.

bräusche Tradition spielte im Leben der Sterns offensichtlich schon damals kaum mehr eine Rolle.

Auch Annes Urgrossvater, der mit dem Verkauf «versilberter Waaren» ein recht wohlhabender Mann geworden war, hatte Integration mehr bedeutet als seine jüdische Herkunft. Als hätten sie das gehnt, hatten ihn seine Eltern August Heinrich genannt.

August hiess auch Goethes Sohn.

Im November 1933 erhielt Gertrud Naumann den ersten ausführlichen Brief von Alice Frank-Stern. «Ich weiss ja, wie traurig du warst, dass wir alle nun die Heimat verlassen haben, aber ich hoffe von Herzen, dass du uns Liebe und Anhänglichkeit bewahrst», schrieb die unfreiwillig Verpflanzte und gab sich zuversichtlich. Sie habe es gut getroffen, die Strasse, in der sie wohnte, sei ruhig; frei-



Annes Urgrossvater Carl Benjamin Holländer (1830-1924).

lich, die Stadt kleiner, mit Frankfurt oder Amsterdam nicht zu vergleichen, aber schöne Plätze gäbe es auch dort. Dass ihr die Sprache zu schaffen machte, gab sie zu: «Das Schweizerdeutsch ist auch keine schöne Sprache, man versteht es ganz schwer.» Edith Frank durchschaute ihre stolze Schwiegermutter: «Die Omi in Basel leidet auch immer unter Heimweh und dem Getrenntsein von ihren Kindern.»

Bis Ende 1933 waren laut einer 1941 von der *Reichsvereinigung der Juden in Deutschland* erarbeiteten Statistik etwa 63'000 Juden aus dem Deutschen Reich emigriert. Ediths Angehörige dachten vorerst jedoch nicht daran, Deutschland zu verlassen. «Die beiden Brüder waren so verblendet wie viele», sagte Otto Frank später. Julius und Walter Holländer führten das Aachener Unternehmen weiter, so gut es ging. Annes aus der kleinen Ortschaft Aldenhoven nahe Aachen stammender Urgrossvater Carl Benjamin Holländer, ein religiöser Mann, hatte es 75 Jahre zuvor gegründet. Ihr Grossvater Abraham – er überlebte Benjamin, der 94 Jahre alt wurde und seine letzten Lebensjahre erblindet im Haus des Sohns verbracht hatte, um nicht einmal vier Jahre – hatte das Lumpen- und Alteisenrödelgeschäft zu einer respektablen Grosshandlung für Rohprodukte aus Metallen aller Art ausgebaut und es als einer der führenden Unternehmer Aachens zu Wohlstand und Ansehen sowohl in der Stadt als auch innerhalb der Synagogengemeinde gebracht. Sein um vierzehn Jahre jüngerer Bruder Max Moses hatte eine Zweigstelle im rheinischen Oberhausen errichtet.

Nun gingen die Geschäfte mehr schlecht als recht – auch das beschauliche Aachen verschonten die Nazis nicht. Doch Julius und Walter wollten an eine baldige Besserung der Situation glauben – ebenso wie die zahlreichen Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen, mit denen Edith gross geworden war.

Ihr Vater Abraham hatte acht Geschwister. Mit einigen ihrer Cousinsen, Meta Hartog sowie Frieda und Irma, Ilse und Elsbeth Holländer, hatte sie dieselbe Schule in Aachen besucht. Nach ihrer Heirat



Annes Grossvater Abraham Holländer (1860-1928).

nach Frankfurt sah sie ihre Cousinen kaum noch, der Kontakt riss aber nie ganz ab. Meta, Jahrgang 1900 wie Edith, wollte Opernsängerin werden – und es gelang ihr später tatsächlich, an der New Yorker *Metropolitan Opera* aufzutreten. Elsbeth hatte sich 1931 das Leben genommen und zwei kleine Kinder zurückgelassen. Mit ihrer Cousine Irene Kronheim-Holländer, die in Oberhausen aufgewachsen war, hatte Edith als junge Frau Tennis gespielt. Irene war modern und emanzipiert, eine der ersten Frauen Deutschlands, die den Führerschein gemacht hatten; zudem war sie kaufmännisch ausgebildet. Ihre Verwandten sprachen deshalb von ihr als dem «Hirn» der Familie. Obwohl sie sich im Oktober 1933 scheiden liess, weil ihr Ehe-

mann sie mit seiner Sekretärin betrogen hatte, dachte auch sie vorläufig nicht daran, Dortmund, wo sie nun mit ihren beiden Töchtern lebte, zu verlassen. Unfair jedoch, ihr allein politische Blindheit zu unterstellen. Immer war die Emigration auch eine Frage des Geldes.³⁹

Für Edith Frank hatte der Umzug nach Amsterdam wenigstens ein Gutes: Die Entfernung zu ihrer Familie vergrösserte sich nicht. Aachen lag etwa auf halbem Weg zwischen Frankfurt und Amsterdam. Ihre Mutter und Brüder würden sie künftig bestimmt genauso häufig besuchen kommen können wie bisher ... Die Wohnung, die sie gefunden hatten, war zwar nicht so repräsentativ, wie sie es gewohnt waren, doch für Gäste würde allemal Platz sein.

«Unsere Wohnung ist ähnlich der in der Ganghofer Strasse, nur viel kleiner», beschrieb Edith das neue Heim am Merwedeplein, inmitten einer modernen Grosssiedlung im Stadtviertel Amsterdam Zuid südlich der Amsterdamer Altstadt. *Rivierenbuurt* hiess die Siedlung, mit der sich die Stadt in Richtung Watergraafs- und Sloterveer ausbreitete. Flussviertel, weil viele der breit und übersichtlich angelegten Strassen nach Flüssen benannt waren. Am 5. Dezember 1933, so vermerkte es das zuständige Einwohnermeldeamt in seinen Büchern, bezogen sie und Otto die Räume, die nicht nur günstig, sondern – das konnte Edith vielleicht nicht abschätzen – für holländische Verhältnisse sogar recht grosszügig geschnitten waren. «In unserem Schlafzimmer kann ausser den Betten nichts mehr stehen. Kein Keller, kein Speicher, aber alles hell, bequem und warm, sodass ich ohne Mädchen gut fertig werde.» Am 7. Dezember liess Otto auch Margot und Anne registrieren. Doch erst wollte Edith ein wenig Alltag in die neue Wohnung einkehren lassen. Ihre Möbel, die stahlblaue Sitzgarnitur, die Schränke, ihr Sekretär, die Bibliothek – Kisten um Kisten mit Büchern – und der übrige Hausrat mussten überstellt werden, be-



Anne und Margot in Aachen, 1933. Die Kleider hatte Gertrud Naumanns Schwester Elisabeth genäht.

vor sie die Mädchen nach Amsterdam holte. Bei Oma Holländer in Aachen waren sie ohnehin gut aufgehoben.

Schon vom Babyalter an war Anne regelmässig in Aachen gewesen. «Freut sich, wenn morgens jemand, meist Onkel Julius, zu ihr ins Zimmer kommt, und macht viel Unsinn», hatte Edith schon im September 1929 in Annes «Merkbuch für unser Baby» eingetragen. Ediths Brüder liebten Anne wie ihr eigenes Kind. Die Oma – eine Oma wie aus dem Bilderbuch – verwöhnte ihre Enkel und hatte sprichwörtlich Engelsgeduld mit der nun viereinhalbjährigen Anne, die sich zu einem überaus lebendigen kleinen Fratz entwickelt hatte und bereits für kecke Sprüche gut war. «Kann jemand für die alte Dame aufstehen?», soll sie geflötet haben, als sie mit ihrer Oma die vollbesetzte Strassenbahn bestieg.⁴⁰ Schüchtern war der Dreikäsehoch nicht. Doch die bestimmte Aufforderung, ihrer Oma einen Sitzplatz frei zu machen, war wohl nicht ihrem Übermut oder gar einer gewissen Unverschämtheit zuzuschreiben. Viel eher war sie Ausdruck einer ebenso liebevollen wie fürsorglichen Zuneigung nicht nur zu ihrer Oma, sondern zu alten Menschen generell – einer Zuneigung und Sozialkompetenz, die Anne auch beibehielt, als sie älter wurde.

Kurz vor Weihnachten 1933 meldete sich Edith noch einmal bei Gertrud Naumann: «Morgen bringen beide Onkels Margot hierher und bleiben über Weihnachten hier.» Margot sollte sich in Ruhe in Amsterdam eingewöhnen können, bevor sie am 4. Januar – wenn die holländischen Kinder von ihren Weihnachtsferien zurückkamen – in die Schule eintreten würde. Annes Wutausbruch, wenn die drei sie zurücklassen würden, konnte sich Edith allzu gut vorstellen. «Anne will auch mitkommen. Oma wird's schwer haben, das Kind noch ein paar Wochen dort zu halten ...»

4. Neue Heimat

Anne Frank war nicht leicht zufriedenzustellen. Unentwegt brauchte das lebhaftes Mädchen die Aufmerksamkeit ihrer Umwelt – so jedenfalls empfanden es ihre Eltern. Immer wollte sie dazulernen, stellte Frage um Frage – und liess sich nicht mit halben Antworten abpeisen. Auf ihr «Warum» erwartete sie ausführliche Zuwendung, sonst war sie tief gekränkt. Anne konnte ein Quälgeist sein. Doch wenn sie den Kopf schief legte, ihren Blick senkte, ihr verschmitztes, nur scheinbar verschämtes Lächeln aufsetzte und einen bedeutungsvollen Augenaufschlag inszenierte, dann widerstand ihr niemand, am wenigsten ihr Vater. Neugierde, Abenteuerlust und Humor blitzten aus ihren grossen, grünbraunen Augen, deren Ausdruckskraft ein dunkler Kranz aus langen Wimpern und Brauen verstärkte. Unentwegt wollte sie etwas erleben, Menschen um sich und Spass haben. Sonst wurde sie zappelig. Ging ihr etwas gegen den Strich, konnte ihre Stimmung augenblicklich umschlagen. Dann meldete sich der Dickkopf in ihr, und sie versuchte, ihren Willen mit Zornestränen durchzusetzen.

Am Dienstag, dem 12. Juni 1934, war sie noch aufgekratzt, das Strahlen ihrer Augen noch anziehender als sonst. Dieser Tag gehörte ihr. Es war ihr Geburtstag, ihr fünfter und der erste in der neuen Heimat. Nachmittags durfte sie ihre neuen Freundinnen zu einem Fest einladen – so wie es auch in Frankfurt Familienbrauch gewesen war. Mit einigen anderen kamen Hanneli, mit der sie den Kindergarten besuchte, Sanne, die um die Ecke, und die zwei Jahre jüngere Juliane, die im Stockwerk über ihr wohnte. Margot hatte ihre Klassenkameradin Barbara, Sannes drei Jahre ältere Schwester, dazugeladen. Jeder

Gast brachte Anne ein Geschenk mit und erhielt als Dankeschön eine kleine Erinnerung. Juliane beispielsweise nahm ein blechernes Tee-service für ihre Puppenküche mit nach Hause.⁴¹

Anne war eine perfekte Gastgeberin: Ihr Enthusiasmus und ihre Entschiedenheit rissen die anderen mit, ihr aufmunterndes Kichern und ungezwungenes Plaudern wirkten ansteckend. Auch wenn Deutsch in ihrem kindlich-heiteren Schwatzen noch den Ton angab, so mischte sie doch schon zahlreiche holländische Worte darunter, die sie aufgeschnappt hatte.

Dabei war sie erst vier Monate zuvor aus Aachen nach Amsterdam gekommen – als Überraschung für Margot, die damals bereits seit zwei Monaten in Holland lebte.⁴² Am 16. Februar hatte Margot ihren



Anne Frank (vorne r.), Margot (hinten r.) und Barbara Ledermann (l. daneben) bei einer Kinderparty. Amsterdam, Februar 1934.

achten Geburtstag gefeiert. Die Eltern hatten Anne fein herausgeputzt auf den Gabentisch gesetzt. Als scheue Primaballerina im weissen Tüllrock, die Haare lausbubenkurz geschnitten, hatte Anne schliesslich an Margots Geburtstagsfest teilgenommen, zurückhaltender als sonst, still staunend über die neue Umgebung, die fremden Menschen.

Doch die Schüchternheit hatte sich schnell gelegt. «Anne hat sich besser als Margot eingelebt», teilte Edith Frank Gertrud Naumann im Juli mit. Die beiden standen nach wie vor in regem Briefwechsel.⁴³

Die ersten Wochen waren für Anne aber nicht einfach gewesen. Margot ging jeden Morgen zur Schule, kam erschöpft, aber voller neuer Eindrücke nach Hause. Edith Frank bemühte sich, ihr die Umstellung leicht – und ohne Aufregungen – zu gestalten. Den Ausnahmezustand der Umzugswochen sollten möglichst rasch Gewohnheit und Alltag ablösen, die kleine Kinder brauchen, um sich sicher zu fühlen.

Anne hatte wieder und wieder nach ihren Freundinnen in Frankfurt und Aachen gefragt, wollte unbedingt auch mit anderen Kindern zusammen sein. Sie hatte ihre Mutter gedrängt, sie in den Kindergarten zu schicken, doch alle Plätze waren vergeben.

Im Mai war es endlich so weit: Anne durfte den Kindergarten der 6. Montessorischule in der Niersstraat besuchen, etwa zehn Minuten zu Fuss vom Merwedeplein.⁴⁴ Schon am ersten Tag schloss sie Freundschaft mit einem Mädchen, das Deutsch sprach wie sie und erst wenige Tage in Amsterdam wohnte – Hanneli Goslar. Anne hatte das schüchterne Mädchen schon einige Tage zuvor gesehen, in einem Kaufmannsladen. Anne an der Hand ihrer Mutter, Hanneli an der von Ruth Goslar. Den Damen war aufgefallen, dass sie beide Deutsch sprachen, erleichtert hatten sie ein Gespräch begonnen und dabei auch festgestellt, dass sie Haus an Haus am Merwedeplein wohnten. Die Kinder hatten sich derweil interessiert beäugt.

Als Hanneli zum ersten Mal ins «Kinderhaus» kam, wie die Vor-

schulklassen in Montessorischulen heissen, war Anne schon da. Beruhigt, unter den vielen fremden Gesichtern ein bekanntes entdeckt zu haben, das ihre Sprache sprach, steuerte sie auf Anne zu. Die breitete einladend ihre Arme aus und herzte die neue Freundin mit einer Selbstverständlichkeit, die Kinder gegenüber Erwachsenen so überlegen macht. Ihren besorgten Müttern, die auf Jammern und Tränen ihrer Mädchen gefasst waren, schenkten sie keine Beachtung mehr.⁴⁵ «Anne geht nun mit Freuden in den Kindergarten», hatte Edith zu berichten.

Anne fand in kürzester Zeit zahlreiche Freunde. Sie war beliebt, denn sie verbreitete gute Laune. In der Regel war sie zu Spässen aufgelegt, regte lustige Spiele an, fand immer Grund, zu kichern und zu tuscheln. Dass sie bestimmend und besitzergreifend war, fiel immer nur dann auf, wenn sie ihren Willen nicht auf Anhieb durchsetzen konnte.

Ihren besten Freundinnen, Hanneli und Sanne, dürfte Annes tonangebende Art nicht unrecht gewesen sein. Hannah Elisabeth Goslar, «Hanneli» für die deutschen Emigrantenkinder, «Lies» jedoch für ihre holländischen Schulkameraden, die den Namen «Hannah» nicht aussprechen konnten, war ein halbes Jahr älter als Anne, deutlich grösser gewachsen, aber ebenso zart gebaut, dürr eigentlich, ihr mittelbraunes Haar zu vorwitzigen Locken gekringelt. Sie galt als extrem sanft und zurückhaltend. Und unsicher. Susanne Ledermann, «Susi», wie ihre Eltern und die Schwester Barbara sie auch in Holland noch riefen, für Anne jedoch «Sanne», auch sie etwa ein halbes Jahr älter, war ein ruhiges, kluges Kind, weniger sprunghaft, weniger verspielt als Anne. Auch wenn sie lächelte, stand eine gewisse Ernsthaftigkeit in den grossen, dunkelbraunen Augen des zierlichen Mädchens.

Anne, Hanne und Sanne hiess das Trio bei den anderen Kindern, die sich zum Spielen am Merwedeplein trafen. Wie das bei kleinen Mädchen üblich ist, stand einmal die eine, einmal die andere höher im Kurs, dann wieder die dritte. Natürlich hatte jede der drei – zum insgeheimen Missfallen der beiden anderen – auch andere Freundin-



Hannah Goslar, Anne Frank, Dolly Citroën, Hannah Toby, Barbara Ledermann, Sanne Ledermann (v. l.), Amsterdam 1937.

nen. Im Grunde aber waren die drei unzertrennlich – und blieben es auch, als sie älter wurden. Ihren Eltern war das recht, denn auch zwischen ihnen wuchsen, über die schicksalverbundene Zweckgemeinschaft hinaus, bald enge Freundschaften.

Der Merwedeplein war ein Zentrum des Flussviertels, in das die Franks gezogen waren. Zwar war der in einem offenen Dreieck angelegte Platz nicht von üppigen Wiesen umgeben wie die nahezu ländliche, für Kinder jedenfalls paradiesisch schöne Gegend um die Ganghoferstrasse in Frankfurt, nichtsdestotrotz hatte man bei seiner Planung die Bedürfnisse von Kindern im Kopf gehabt. An der Spitze des fast gleichschenkligen Dreiecks stand *De Wolkenkrabber*, der für damalige Zeiten wagemutige zwölf Stockwerke in den Himmel strebte und mehr als doppelt so hoch wie die umliegenden Häuser war.

An dem Hochhaus, von dessen oberen Etagen aus das ganze Viertel zu überschauen war, gabelte sich die Strasse. Linker Hand begann

mit der Nummer 1 die Häuserreihe mit den ungeraden, auf der rechten Seite mit der 2 die Reihe mit den geraden Nummern. Ein Haus gleich dem anderen, schlichte, sachliche Fassaden aus sandfarbenem Backstein. Weisse Fensterläden ohne Firlefanz, zum Hinterhof kleine Balkone, gerade gross genug für zwei Liegestühle. Moderne Stadtplanung, unkompliziert, anpassungsfähig, preisgünstig. Geschichts- und gesichtslos – und vielleicht gerade deshalb wie geschaffen für Menschen, die wieder von vorne anfangen mussten. Die Franks bewohnten Merwedeplein Nummer 37, den zweiten Stock des fünften Hauses an der linken Strassenseite mit einem zusätzlichen Zimmer im Stockwerk darüber; in Holland bekommt jede Wohnung in einer Strasse eine «Hausnummer», als handelte es sich um eigenständige Gebäude.

Der Wolkenkratzer, an dessen Fuss man gegen eine monatliche Parkgebühr sein Fahrrad abstellen konnte, war Treffpunkt der «Gros-



*Der Merwedeplein mit dem «Wolkenkratzer», Amsterdam Zuid ca. 1936.
Die Franks bewohnten die Wohnung im zweiten Stock, vorne rechts im Bild.*

sen». Die jüngeren Kinder kamen mitten auf dem Platz zusammen, der – wie andere Teile des Viertels auch – 1934 noch Baustelle war. Ein überdimensionaler Sandkasten, in dem sich Sandburgen bauen, Sandtunnel graben, Sandkuchen backen, Sandschlachten schlagen liessen.

Später wurde der Platz begrünt. Symmetrisch gepflanzte Büsche und Bäume trennten den Asphalt der Strasse von der gepflegten Rasenfläche in der Mitte. Kein Zierrasen jedoch, sondern eine robuste Spielwiese. Wenn es – in Amsterdam eine Seltenheit – nicht gerade regnete, zog der Merwedeplein nahezu alle Kinder aus der näheren Umgebung an. Sie schlossen sich zu Cliques zusammen, für gewöhnlich blieben die Kinder, die links des Platzes wohnten, unter sich, ebenso wie die von der rechten Seite. Neuankömmlinge hatten es – wenn ihnen nicht gerade die Kontaktfreudigkeit und Überzeugungskraft einer Anne beschert waren – nicht ganz leicht, Anschluss zu finden.

Wollte einer den anderen abholen, klopfte oder klingelte er nicht an dessen Wohnungstür, sondern piffte die im engeren Freundeskreis vereinbarte Erkennungsmelodie. Wer – wie Anne mit ihren vorstehenden Schneidezähnen – nicht pfeifen konnte, musste sich zu helfen wissen: Anne trällerte die Tonfolge eben als kleines Liedchen, wenn sie eine Freundin zum Mitspielen rufen wollte.

Auf der Wiese und zwischen den Büschen spielten die Kleinen Verstecken, Fangen, mit Murneln oder mit dem Ball. Immer fanden sich genug Kinder, um ein Mannschaftsspiel, etwa Schlagball, zu organisieren. Die Mädchen übten Handstände und schlugen Räder, sprangen mit dem Springseil. Auf dem Trottoir, das sich rund um die Wiese zog, hüpfen sie die mit Kreide aufgemalten Felder von «Himmel und Hölle» ab, umkreisten den Platz mit ihren hölzernen Rollern oder auf Rollschuhen oder versuchten, ihre Holzreifen mit Hilfe von kleinen Stäbchen möglichst gerade den Weg entlangzutreiben.

Seit 1933 zogen viele jüdische Familien in die Gegend, in der Mehrheit Emigranten aus Deutschland und ab 1938 auch aus Österreich, auf der Suche nach einem erschwinglichen Zuhause. Als die Franks ihre Wohnung am Merwedeplein bezogen, standen viele andere im Viertel noch leer. Langsam wurde eine nach der anderen vermietet, schliesslich lebten etwa 50'000 Menschen im *Rivierenbuurt*, 32 Prozent von ihnen waren Juden. Für die meisten Holländer war die Gegend immer noch zu teuer.

Die Eltern lernten sich häufig über ihre Kinder kennen. In einem Umfeld, an dem alles nüchtern und neu, vieles fremd war, hatte Nachbarschaftlichkeit – Aufmerksamkeit, Hilfsbereitschaft, Zusammenhalt – einen hohen Stellenwert. Natürlich traf man in erster Linie seinesgleichen, Exilanten. Das ähnliche Schicksal verband, unabhängig von Herkunft und sozialem Hintergrund. Die holländische Bevölkerung stand den vielen Fremden mit gemischten Gefühlen gegenüber. Das Verständnis für ihre Sorgen, der Wille zur Hilfsbereitschaft war – mit der wachsenden Zahl der Einwanderer – zunehmend von Angst vor Überfremdung begleitet. Bereits zum Jahreswechsel 1933/34 zählte die holländische Einwanderungsbehörde 4200 jüdische Flüchtlinge aus Deutschland, und der Zustrom nahm in den darauffolgenden Jahren zu.

In den Trambahnlinien, die Amsterdam Zuid mit dem Zentrum verbanden, sei nur noch Deutsch zu hören, hiess es. Vom «Orientexpress» war die Rede, sogar die Schaffner würden nur noch Deutsch sprechen.⁴⁶ Und das fanden die meisten Holländer nicht komisch. Nicht wenige stellten sich schliesslich stur: Mofte bleibt Mofte. Deutscher bleibt Deutscher – egal ob deutscher «Arier» oder deutscher Jude. Eine Einstellung, mit der sie sich von einer Verantwortung entbanden, die sie nicht tragen wollten.

In einem Ghetto lebten die Juden jedoch keineswegs. Die meisten wollten sich keine eigene Welt schaffen, sondern sich in die holländische integrieren, so gut es ging. Mit der Zeit intensivierte sich der Kontakt zu den niederländischen Nachbarn – wieder gaben die Kin-

der, die sich sprachlich schneller anpassten und mit Holländern in die Schule gingen, den Anstoss.

Edith und Otto Frank bemühten sich aktiv um ihre nachbarschaftlichen Beziehungen, pflegten Bekanntschaften zu ebenfalls aus Frankfurt emigrierten Familien, etwa den Werheimers, und bauten neue auf. Mit den Goslars und den Ledermanns verbanden sie schon bald Freundschaften.

Die Goslars hatten sich nur wenige Monate nach den Franks für Holland als Exil entschieden und am Merwedeplein niedergelassen. Hans Goslar, Jahrgang 1889 wie Otto Frank, hatte zwischen 1919 und 1932 die Pressestelle des Preussischen Staatsministeriums geleitet; seine Frau Ruth, zwölf Jahre jünger als ihr Mann, also etwa in Edith Franks Alter, war die Tochter eines zionistischen Anwalts und hatte vor ihrer Hochzeit als Lehrerin gearbeitet.

Als Leiter der Pressestelle durfte sich Hans Goslar «Preussischer Pressechef», «Regierungsrat» und ab 1926 auch «Ministerialrat» nennen. «Ohne Goslar», hatte ihn der preussische Innenminister Carl Severing gelobt, «wären wir in vielem steckengeblieben. Das ist nicht nur ein Mensch von unermüdlichem Arbeitseifer, sondern auch ein Mann von ausserordentlichem Wissen und von einem staunenswerten Gedächtnis. Für die Nazis ist er der Feind Nummer 1. Ein Hass, der ihn einem Demokraten nur sympathischer machen kann.»

1932 wurde Goslar beurlaubt. Unbefristet. Schon vor der Machtübernahme Hitlers war der Jude, der seine Amtszeit hindurch Schabpat gehalten und nicht gearbeitet, dafür jeden Sonntag allein im Büro verbracht hatte, wohl einigen ein Dorn im Auge. Ein Opfer voraussehlenden Gehorsams? Zahlreiche Parteien nahmen ihre jüdischen Mitglieder bereits zu dieser Zeit aus dem Rampenlicht.⁴⁷

Wie Otto Frank stammte auch Hans Goslar aus einem assimilierten Elternhaus, in dem, im Unterschied zu den Franks, alle Jahre wieder die Kerzen auf dem Weihnachtsbaum angezündet wurden. Nach guter deutscher Tradition. In Osteuropa, wo er während des Ersten

Weltkriegs als Soldat dienen musste, lernte der sozialdemokratische Zionist jedoch die mystische Kraft des Ostjudentums kennen – und schätzen. Er kehrte als religiöser Mann nach Berlin zurück und sah es als seine Pflicht, sich in «den Geist und die Formen der jüdischen Gotteslehre hineinzuverensenken».

1933 tat sich für den engagierten Mann eine neue berufliche Chance auf: Der damals erst drei Jahre alte Unilever-Konzern bot ihm eine interessante Stelle in London an, Hans Goslar, gelernter Volkswirt, zog samt Familie nach England. Als sich jedoch herausstellte, dass man ihm dort seine Schabbatruhe nicht zugestehen konnte, vielleicht nicht zugestehen wollte, verzichtete er lieber auf das sichere Einkommen, als seinen Prinzipien untreu zu werden.

In Amsterdam, als Zwischenstation vor der Emigration nach Palästina geplant, eröffnete Goslar eine private Beratungsstelle für jüdische Emigranten. Die Leitung des Büros, das, um Mietkosten zu sparen, in der Wohnung am Merwedeplein 31, im Haus neben den Franks untergebracht war, übernahm seine Frau Ruth. Sein Partner wurde Franz Ledermann, Wirtschaftsanwalt und Notar, auch er – gleich Otto Frank und Hans Goslar – 1889 geboren. Ledermann war mit seiner Frau, Ilse Ledermann-Citroën, vier Jahre jünger als Edith Frank und holländischer Abstammung, und den Töchtern Barbara und Susanne aus Berlin nach Amsterdam emigriert.

Wie schon viele Jahre davor hatten die Ledermanns auch 1933 ihre Sommerferien in Holland verbracht und Verwandte besucht. Ein angeheirateter Onkel, Journalist bei der Zeitung *De Haagse Post*, warnte die Familie, bloss nicht mehr nach Deutschland zurückzukehren. Im Frühjahr 1924 habe er vom Hochverratsprozess in München berichtet und schon damals begriffen: Dieser Adolf Hitler, der im November 1923 den Putsch gegen die Reichsregierung und den Marsch zur Feldherrnhalle angeführt hatte, wäre durch seine Verurteilung nicht zu bremsen, sondern würde noch gefährlicher werden. Die bayerischen

Richter hätten seine demagogischen Reden, seine Angriffe gegen die Republik nicht einmal unterbrochen. Nun, da dieser hetzerische Rhetoriker Reichskanzler sei, würde er seine Drohungen wahr machen. Darauf schliesse er, der Ledermann'sche Onkel, eine Wette ab.

Während Ilse Ledermann-Citroën am liebsten sofort in Holland geblieben wäre, zögerte ihr Mann. Seine Kanzlei in Berlin florierte. Sie führten ein Leben in Wohlstand. Sie verkehrten in bester Gesellschaft. In Holland dagegen würde Franz Ledermann vorerst keine Anwaltszulassung erteilt. Er sprach doch kaum Holländisch. Und schliesslich war er Deutscher – und er kannte so viele gute Deutsche. Nein, die Deutschen würden niemals zulassen, dass ...

Doch schon Mitte 1933 bekam Franz Ledermann, sehr intelligent, aber sehr gutgläubig und durch und durch unpolitischer Schöngest, den Iudenboykott genauso zu spüren wie alle jüdischen Anwälte, er verlor seine wichtigsten Klienten und durfte fortan ausschliesslich Juden vertreten. Als seine Einnahmen in kürzester Zeit dramatisch



Sanne, Ilse, Barbara und Franz Ledermann, Noorder Amstellaan, ca. 1936.

zurückgingen, stimmte er der Emigration zu. Gemeinsam mit Hans Goslar half er nun in Amsterdam Schicksalsgenossen, ihre wirtschaftlichen und rechtlichen Angelegenheiten zu klären. Unter anderem versuchte seine Beratungsstelle, die Immobilien von Auswanderern in Deutschland gegen Immobilien im Ausland zu tauschen. Daneben lernte Franz Ledermann die holländische Sprache und studierte holländisches Recht – nach drei Jahren erhielt er die Zulassung als Anwalt.

Dass die drei Familien daheim in unterschiedlichen Milieus verkehrt hatten, spielte in dem neuen Land keine Rolle mehr. Jeden Freitagabend war das Ehepaar Frank bei den Goslars eingeladen, manchmal zu Tee oder Kaffee nach dem Essen, häufig auch schon zum Abendessen. Dann waren die Schabbatkerzen schon entzündet, und Hans Goslar, der vorher am Freitagabendgebet in der Synagoge teilgenommen hatte, legte seiner Tochter Hanne segnend die Hand auf.

Edith Frank bedeutete es viel, wenn Hans Goslar vor dem Schabbatmahl den Segen über dem mit Wein gefüllten Kidduschbecher sprach, sich dann seine Hände im Keli, jener Schüssel, die nur an diesem Abend benutzt wurde, wusch und schliesslich die beiden zu Zöpfen geflochtenen Schabbatbrote, die mit einem bestickten Tuch zugedeckt waren, segnete, bevor sich jeder am Tisch ein Stück davon abbrechen durfte. So hatte Edith die Freitagabendzeremonie in ihrem Aachener Elternhaus erlebt. In Frankfurt hatte sie ihr nicht gefehlt, nun aber, im Exil, wo sie sich sonst so verloren fühlte, gab sie ihr Kraft und ein Gefühl von Zusammenhalt. Otto hingegen hatte weder Bezug zum religiösen Judentum, noch verstand er die hebräischen Worte, die Hans Goslar sprach. Er hatte nicht einmal Bar-Mizwa gefeiert, das Fest anlässlich des dreizehnten Geburtstags, bei dem junge Juden offiziell in ihre Glaubensgemeinschaft aufgenommen werden. «Ich sehe, einen welchen grossen Halt Religiosität gibt», bekannte Otto Frank später, «aber mir liegt es halt nicht.»⁴⁸ Trotzdem hörte er jeden Freitag aufmerksam und voll Respekt zu.

Edith hätte gerne eine Gegeneinladung ausgesprochen, doch Ruth Goslar führte ihren Haushalt auf Wunsch ihres Mannes koscher, Edith – darüber herrschte Einverständnis – hätte den beiden kein Essen anbieten können. (Umso häufiger bewirtete Edith dafür Hanneli Goslar, die sich nicht so streng an die jüdischen Speisegesetze halten musste wie erwachsene orthodoxe Juden.) Auch bei den nachmittäglichen Kaffeekränzchen, zu denen die Emigrantendamen sich einmal bei den Franks, einmal in anderen Wohnungen trafen, fehlte Ruth Goslar – allerdings weniger aus religiösen Gründen, sondern weil sie als Sekretärin ihres Mannes den ganzen Tag arbeitete und keine Zeit für derlei Vergnügungen hatte.

Für die meisten anderen Exilantinnen, alle aus gutbürgerlicher deutscher Mittel- und Oberschicht, alle gewohnt, sich von Haushälterinnen, Köchinnen und Kindermädchen helfen zu lassen, waren diese Treffen jedoch willkommene Gelegenheit, ihrem Kummer Luft zu machen. Ihre Männer waren rund um die Uhr damit beschäftigt, sich beruflich über Wasser zu halten, waren nervös und überarbeitet – und voller Existenzängste. Ihre Kinder gingen zur Schule, manche von ihnen zuerst für einige Monate in einen eigens für deutschsprachige Neuankömmlinge eingerichteten Kurs in der Rivierenbuurt. Sie rutschten gleichsam spielerisch in ihr neues Leben, die fremde Sprache flog ihnen zu.

Anfangs stolperten die deutschen Kinder jedoch noch über manche Formulierung, die im Holländischen, trotz der Ähnlichkeit der Sprachen, eine ganz andere Bedeutung hat als im Deutschen. «3 x bellen» stand unter den Türglocken. Statt dreimal zu klingeln, wie es die Hausbewohner gemeint hatten, kläfften sie dreimal wie Hündchen. Über gelegentliche Türschilder mit der Aufschrift «Aan de deur wordt niet gekocht» lachten sie sich kaputt. «Haha, hier wird nichts gekocht», alberten sie auch noch, als sie längst wussten, dass es «Hier wird nichts gekauft» oder «Hausieren verboten» hiess.

Die Frauen hatten es am schwersten, Fuss zu fassen. Es wurde be-

trauert und beklagt, geschluchzt und geschimpft – die Intensität der Ausbrüche hing von der Mentalität der jeweiligen Dame ab. In der Sache war man sich aber einig. Dieses holländische Personal, nein wirklich, unter jeder Kritik, katastrophal, äusserten sich abschätzig die einen. «Jenne» hätte wieder dies und das falsch gemacht, auf «jenne» wäre überhaupt kein Verlass. Die Namen der Mädchen nahmen die für holländische Verhältnisse auffallend elegant gekleideten Frauen gar nicht in den Mund. Also nichts gegen Amsterdam, eine hübsche Stadt, durchaus angenehm, freundliche Menschen, aber früher, früher in Deutschland, da wäre doch alles anders, unvergleichlich besser gewesen, man könnte es kaum erwarten, bald wieder in die Heimat zurückzukehren. Auch darin waren die Damen, die, eine wie die andere, von ihrem früheren Lebensstil hatten Abschied nehmen und selbst zupacken lernen müssen, einig. Und dieses Holländisch erst, mon Dieu, das wäre nun wirklich keine Sprache, das – und schon während sie es aussprachen, fassten sie sich leidend an den Hals – wäre eine Halskrankheit. Immerhin hatte Holländisch einen Vorteil: Es war leicht zu lernen – für alle, die es lernen wollten.

Gleich vielen deutschen Emigranten dürfte Edith Frank tatsächlich an der Aussprache gescheitert sein. Der hölzern klingende deutsche Akzent erweckte bei den – davon peinlich berührten – Kindern den Eindruck, die Eltern stünden mit der Sprache grundsätzlich auf Kriegsfuss.⁴⁹

Ob Edith Frank den Intensivkurs, wie man sich bis heute erzählt, schon nach der zweiten Privatstunde aufgab, ist allerdings fraglich. Immerhin beherrschte sie die holländische Schriftsprache, von einigen Germanismen abgesehen, bald ganz passabel. Das legen auch ihre Ende Juni 1935 verfassten Glückwünsche an Bep Hofhuis, die Frau des *Pomosing* Utrecht-Geschäftsführers, zur Geburt deren Sohns Frans nahe. Die Familie Hofhuis wohnte zu dieser Zeit um die Ecke der Franks am Noorder Amstellaan, dem heutigen Churchillaan.

Edith lud sie mehrfach zum samstäglichen «Kaffeeklatsch» ein. Die beiden Frauen aus so unterschiedlichen Milieus verstanden einander gut, Bep Hofhuis staunte über Ediths Ernsthaftigkeit und Religiosität ebenso wie über ihre fein bestickte deutsche Tischwäsche und das prachtvolle Silber.

«Lieve Bep, [...] Hartelijk [ge]feliciteerd mit de besten wensen voor U, Uw man en het kindje! Wij hopen dat U de welverdiende rust nu geniet en gauw weer heel gezond bent. Ik zal bij u thuis vragen wanneer ik u bezoeken mag, ook Margot wil graag het [de] baby zin, (Anne is bij mijn schoonmoeder in Bale [Bazel] [...])»-

«Liebe Bep, [...] Herzliche Glückwünsche für Sie, Ihren Mann und das Baby. Wir hoffen, dass Sie die wohlverdiente Ruhe geniessen und gesund bleiben. Darf ich Sie anrufen, um einen Besuch zu vereinbaren? Auch Margot würde das Baby gern sehen (Anne ist zurzeit bei meiner Schwiegermutter in Basel). [...]»⁵⁰ Man blieb einander auch verbunden, als die Familie Hofhuis zwei Monate nach der Geburt von Frans nach Hilversum zog.

«Denk Dir: Heute muss ich Anne für die Schule anmelden», berichtete Edith Frank in dem Brief, den sie am 26. März 1935 an Gertrud Naumann geschrieben und noch am selben Tag abgeschickt hatte. Zwei Tage später würde die treue Freundin in Frankfurt ihren 18. Geburtstag feiern, der Brief sollte sie rechtzeitig erreichen. «Anne wird wohl weiter in der Montessorischule bleiben.»

Die Forderungen der Italienerin Maria Montessori, die sie ihrer Unterrichtsmethode zugrunde legte, kamen Anne Franks so willensstarkem wie widerspenstigem Naturell sehr entgegen: Jeder, erst recht der junge Mensch habe das Recht, er selbst zu sein. Damit das Kind seine Intelligenz üben, seine Fähigkeiten schulen könnte, müssten ihm die Erwachsenen mehr Freiheit lassen, sein eigener Lehrmeister zu sein. Die 1870 geborene Ärztin, übrigens die erste Frau Italiens mit einem Hochschulabschluss in Medizin, widmete sich

schon bald ausschliesslich der Pädagogik und gründete ab 1907 Schulen in der ganzen Welt. Die allgemein üblichen Jahrgangsklassen gab es bei Montessori nicht, stattdessen wurden jeweils drei Jahrgänge in einer Klasse unterrichtet. Mehr Spielraum für Früh- und für Spätentwickler. Jeder Grundschüler, hatte sie sich überlegt, sollte am Beginn des neuen Schultags selbst wählen, womit er sich in den folgenden Stunden, ob allein oder in der Gruppe, beschäftigen wollte. Individuelle Freiarbeit zur Förderung der Persönlichkeit und Kreativität. Wer zeichnen wollte, zeichnete. Wer Bauklötze aufeinanderstapeln wollte, tat dies. Hauptsache, er konzentrierte sich auf seine frei gewählte Beschäftigung und liess sich nicht zu schnell ablenken. Wer rechnen wollte, schob bunte Kugeln hin und her. Wer lesen wollte, las. Anne las viel. Mit dem Lesen hatte sie schon einige Monate vorher, wohl ihrer Schwester Margot nacheifernd, begonnen. «Anne lernt mit viel Mühe nun lesen», hatte Edith schon im Januar 1935 in die Heimat geschrieben und «mit viel Mühe» zur Betonung unterstrichen.

Ob und wie genau Edith und Otto Frank sich mit den Schriften der katholisch-religiösen und im guten Sinn radikalen Maria Montessori auseinandergesetzt hatten, wissen wir nicht. Sie selbst waren nach bester deutscher Tradition unterrichtet worden. Otto Frank hatte am humanistischen Lessing-Gymnasium in Frankfurt Latein und Altgriechisch gelernt und zu Ostern 1908 – als einziger jüdischer Schüler seines Jahrgangs – seine Reifeprüfung abgelegt. Edith hatte ab 1906 die evangelische Victoria Schule zu Aachen, eine privatrechtliche, vom «Töchterschulverein für Aachen und Burtscheid» geförderte Mädchenschule mit Lyzeum, Frauenschule und Studienanstalt, besucht. «Der Aufnahme nicht evangelischer Schülerinnen steht kein Hindernis im Weg», hiess es in den Statuten. Edith lernte Französisch als erste Fremdsprache, auch Englisch und im jüdischen Religionsunterricht Hebräisch. 1916 machte sie ihr Abschlussexamen.⁵¹

Für Margot, die Erstgeborene, deren Freiheitsdrang unvergleich-



*Otto Heinrich Frank in der Untersekunda des Lessinggymnasiums.
Frankfurt 1904.*

lich geringer war als der Annes, hatten sie eine ähnlich klassische Ausbildung gewählt. Sie gaben sie auf eine staatliche Grundschule, die *Jekerschool*, wohl aus der Überlegung, dass ihre folgsame und fleissige Tochter sich in einem so liberalen Umfeld wie der Montessorischule nicht hätte durchsetzen können. Sie tat, was man ihr sagte, dachte nicht daran aufzumucken und fiel daher nicht auf.

Und so radelte Margot jeden Morgen Seite an Seite mit Barbara Ledermann in die Jekerstraat – zwei kleine Schönheiten, bewundert und beneidet. «Schneeweissen und Rosenrot» nannte man die beiden. «Wie Tag und Nacht», hätte man auch sagen können. Barbara blondgelockt, mit strahlend blauen, unternehmungslustigen Augen, eine Rebellin schon als Kind. Margot, ihr dunkles, seidig glänzendes Haar zum Pagenkopf geschnitten, mit unschuldigem Blick, pflichtbewusst, gütig und gewissenhaft, anscheinend in sich ruhend. Margot eine Musterschülerin, Barbara schulisch hingegen ein hoffnungsloser Fall.

In den ersten Schulwochen taten sich beide so schwer wie die an-



Edith Frank (hinten, 4. v. l.) als Abiturientin an der Victoria Schule zu Aachen, 1916.

deren Emigrantenkinder, die an das deutsche Schulsystem gewöhnt waren. Wo sie herkamen, musste man strammstehen, wenn man aufgerufen wurde. Die deutschen Grundschüler, denen, wie es den Anschein hatte, Gehorsam, Respekt und gutes Benehmen ebenso sehr eingetrichtert worden waren wie das Einmaleins und das Alphabet, sprangen jedes Mal auf, wenn sie der Lehrer beim Namen rief. Sie machten sich damit nicht nur zum Gespött ihrer holländischen Mitschüler. Auch die Lehrer konnten sich das Lachen kaum verkneifen.

An die moderneren holländischen Sitten passten sie sich rasch an, grösser war das Problem mit der Sprache. Bei ihrem ersten Diktat 1934 machte Barbara 40 Fehler. Sogar Margot bekam ihre Arbeit mit etwa 25 Korrekturen zurück. Während Margot jedoch ehrgeizig lernte und bald zu den Klassenbesten zählte, interessierte Barbara an der Schule einzig, dass sie schnellstmöglich vorbeiging. Nur mit Hilfe ihrer pflichtbewussten Freundin und nur mit Mühe schaffte sie es überhaupt in die nächste Klasse.

Als Anne in die Montessori-Schule eintrat, war die Lehre der

«most interesting woman of Europe», wie man die aufgeschlossene Pädagogin in den USA bewundernd genannt hatte, in Deutschland schon nicht mehr geduldet. Sie vertrug sich nicht mit dem totalitären Führungsstil der Nationalsozialisten, denen persönliche Freiheit nicht ins System passte. In Aachen hatte man der Leiterin der katholischen Montessori-Erzieher, Helene Helming, Berufsverbot erteilt. In Berlin waren zwei sozialistische Montessori-Lehrerinnen spurlos verschwunden. Im ganzen Land waren Montessori-Schulen geschlossen worden, weil sich ihre Direktoren geweigert hatten, die vorgegebenen «Judenprozente» auf ihre Schüler anzuwenden. In Berlin wurden schliesslich Montessoris Schriften verbrannt. Maria Montessori selbst lebte zwischen 1933 und 1939 in Holland, weil sie nach einem Aufenthalt in Barcelona nicht mehr in ihr faschistisches Heimatland Italien zurückkehren konnte.

Anne, verspielt, ausgelassen, unaufmerksam, liebte die Schule und den Freiraum, den ihr Lehrer, Jan van Gelder, den Kindern liess. Man durfte viel und musste – scheinbar – wenig. In Annes Klasse stammte fast die Hälfte der Kinder aus jüdischen Familien, viele von ihnen aus deutsch-jüdischen.

Die Toleranz der Schulleitung kam den Kindern, die ihren deutschen Akzent nur langsam ablegten, entgegen. Sie überforderte die Kleinen nicht, sondern gab ihnen Zeit, sich einzugewöhnen. Wer etwa, wie Anne – ihre holländischen Mitschüler riefen sie Annelies – , Hanneli Goslar oder auch ihre gemeinsame Freundin Käthe «Kitty» Egyedi, auf Kriegsfuss mit allem Mathematischen stand, wurde nicht übermässig damit gequält. Es gab ja genug anderes zu tun. Anne las viel und begann schon früh, kleine Geschichten zu schreiben. Kitty hingegen entwickelte ein für ihr Alter meisterhaftes Zeichentalent und improvisierte mit Buchstaben und Wörtern.

Malschriebsieganzesätzeineinerwurst, mal zog sie die Buchstaben ganz weit auseinander. Derlei Gestaltungskraft wurde in der Montessorischule nicht nur geduldet, sondern gefördert.

Ging es schliesslich doch darum, mit einfachem mathematischem Werkzeug umgehen zu lernen, näherten die Kinder sich dem Wissen spielerisch an, nicht durch stures Pauken. Jan van Gelder, ein gemässiger Kommunist, nahm die Kinder, wenn sie ihn auf seine Frage, wie viel zwei mal eins wäre, erschrocken anschwiegen, bei der Hand, eines nach dem anderen, und hüpfte mit ihnen zwischen den Schulbänken durch das Klassenzimmer. Zwei mal eins ... ist... hops und hops. Drei mal zwei ist... hopshops, hopshops, hopshops ...⁵²

Die Lehrer akzeptierten auch, dass die Kinder aus orthodoxen Familien am Schabbat nicht am Unterricht teilnahmen: So etwa Sol Kimmel, ein kleiner blonder Junge mit blauen Augen und reichlich Baby-speck im Gesicht und um den Bauch, zu dem sich Anne schon als Fünf- und Sechsjährige hingezogen fühlte; vielleicht, weil er ohne Vater aufwachsen musste und ihr leidtat, vielleicht, weil er so witzig sein konnte, vielleicht beides. Jedenfalls beschloss sie damals, ihn zu heiraten. Dabei war sein Cousin Ab Reiner, schlank und dunkelhaarig, zweifellos attraktiver. Auch Ab fehlte jeden Samstag, ebenso wie Hanneli Goslar. Mit ihr hatte Anne, als sie so weit fortgeschritten waren, dass sie täglich Hausaufgaben bekamen, ein Abkommen getroffen, an das sie sich ihre gesamte gemeinsame Schulzeit hielt. Samstags sahen sie sich nie, dann steckte Hanne mit ihrer Schabbat-Freundin Ilse Wagner zusammen und Anne mit Sanne, die wie ihre grosse Schwester die Jekerschool besuchte. Aber Sonntag für Sonntag, nach Hannes Religionsunterricht, übergab Anne ihr die Hausaufgaben, die die Klasse am Vortag aufbekommen hatte. Danach spielten sie miteinander, mal bei den Goslars, mal bei den Franks.

Die Franks führten ein offenes Haus. Die Freunde und Freundinnen der Töchter, Holländer ebenso wie Emigrantenkinder, waren immer willkommen. Und sie kamen gerne. Da gab es diese köstlichen Brötchen, die Frau Frank mit Frischkäse bestrich und mit Schokoladenflocken bestreute, dazu kühle Limonade oder Milch aus der Flasche; das war dieser Tage nicht selbstverständlich, man liess sich die

Milch beim Kaufmann aus einer grossen Kanne in einen mitgebrachten Topf giessen, in Flaschen abgefüllt war sie teurer. Überhaupt, fanden die holländischen Kinder, ging es bei den Franks vornehmer zu als bei ihnen zu Hause. Da gab es sogar eine Zentralheizung. Da stand – wenn man zum Essen blieb – dieses karussellähnliche Gestell auf dem Esstisch, mit dem man die darauf platzierten Speisen zu sich drehen und bequem herunternehmen konnte. Da wurde zum Essen Wasser serviert; schon deshalb freute sich Hanneli, wenn sie mit Anne essen durfte, denn bei ihr daheim durfte sie erst nach dem Essen trinken.

Und da war vor allem Herr Frank, ein Vater, wie ihn sich Kinder erträumen. Seine Frau war immer da und immer freundlich, aber die Kinder nahmen sie kaum wahr. Das ist das Los guter Mütter. Ihre Gegenwart ist selbstverständlich. Otto Frank hingegen, mit seinen annähernd ein Meter achtzig aus damaliger, erst recht aus Kindersicht ein grosser Mann, schien ihnen etwas Besonderes: Mit Herrn Frank, dessen kurzgeschnittener Oberlippenbart und schütterer Haarkranz um die Glatze bereits ergraut waren, konnte man über alles reden, über alles scherzen.⁵³ Er erfand Spiele, erzählte Geschichten, wusste immer ein tröstendes Wort und schien seiner Anne, auch wenn sie bockig war und das letzte Wort haben wollte, alles nachzusehen. Margot und Anne himmelten ihren Vater an – auch gegenüber ihren Freundinnen. Ja, Herrn Franks gute Laune war tatsächlich ansteckend, erzählten die Mädchen einander. Und sie hatten recht, dass Otto – wenn er denn zu Hause war – sich mehr Zeit für seine Kinder nahm als die meisten anderen Väter.

Was sie nicht wissen konnten, weil er es zum einen gut zu verbergen wusste, zum anderen tatsächlich zu den mit Optimismus gesegneten Menschen gehörte: Otto Frank arbeitete härter als je zuvor, und er hatte grosse Sorgen. «Ich bin fast täglich auf Reisen und komme nur abends nach Hause. Es ist nicht wie in Frankfurt, wo man mittags zu Hause ist und sich dann ein wenig ausruhen kann. Es geht den gan-

zen Tag durch», schrieb Otto Frank, vermutlich 1934, an Gertrud Naumann.

Das Geschäft lief schwerfällig an, besonders seine Saisonabhängigkeit machte Otto zu schaffen. Als das Unternehmen im Herbst 1933 seine Geschäftstätigkeit aufnahm, war es eigentlich schon zu spät: Die für die Marmeladeherstellung wichtigsten Obsternsten waren längst eingebracht, die holländischen Hausfrauen hatten ihre Erdbeeren und Aprikosen – wie alle Jahre davor – bereits ohne Opefcta-Gelierhilfe eingekocht. Ausgedehnte Reisen durch Holland, Anfang Oktober 1933 etwa nach Rotterdam zur einwöchigen Haushaltsmesse der Zeitschrift *Dameskroniek* («42ste Beurs von de Dameskroniek») waren deshalb mühevollere Aufbauarbeit und brachten in den ersten Jahren nur mässigen Erfolg.

Dringend notwendige Unterstützung erhielt Otto Frank in dieser Anlaufphase von seinem Onkel Hermann «Armand» Geiershöfer, der als Handschuhfabrikant in Luxemburg lebte und im Lauf des Jahres 1934 mindestens zwei Überweisungen auf Ottos Geschäftskonto tätigte.⁵⁴ Und auch von der *Rovag* kam Hilfe. Mindestens «80'000 Gulden in Form von Reklameleistungen» sowie «Bargeld» flossen Otto Frank aus der Schweiz zu.⁵⁵

«Leider sind die beruflichen Möglichkeiten sehr schlecht. Doch den Mut darf man nicht verlieren», klagte Edith über die Jahre immer wieder. Schon die Entwicklung des Vertriebsnetzes erwies sich als mühsam. Die Produktneuheit Pektin, flüssig oder als Pulver angeboten, sollte in erster Linie über Drogerien im ganzen Land, vor allem auch in ländlichen Gebieten, verkauft werden. Otto musste doppelte Überzeugungsarbeit leisten, einmal die skeptischen Hausfrauen von der Wirkung seines Mittels begeistern, zugleich den Einzelhändlern beweisen, dass die Frauen es auch tatsächlich kaufen würden. Weil er, mangels Einnahmen, keinen grossen Stab von Mitarbeitern und Han-

delsreisenden einstellen konnte, war er weiterhin selbst viel unterwegs. «Der Papi ist Montag wieder für eine Woche verreist», schrieb Edith im Oktober 1935. Und ein andermal sorgte sie sich: «Herr Frank spannt gar nicht aus und sieht schmal und müde aus.»

War Otto auf Reisen, leitete Victor Gustav Kugler das Büro. Mit dem gelernten Elektriker und Montageschlosser hatte Otto sich einen Mitarbeiter ins Haus geholt, der die Branche besser kannte als er selbst – und mit dem er zudem in seiner Muttersprache sprechen konnte.⁵⁶ Der im Juni 1900 geborene Österreicher lebte seit 1920 in Holland und hatte mehrere Jahre für *Pomosing Import Utrecht* gearbeitet. Ursprünglich hätte Kugler, dessen korrekte, etwas unflexible Art sich in seinem exakten Haarschnitt und seiner gepflegten Kleidung widerspiegelte, selbst die Amsterdamer Opefcta-Zweigstelle aufbauen sollen. Das ging dem *Opekta*-Erfinder Robert Feix aber zu langsam voran. Als er sich deshalb für Otto Frank entschied, liess Kugler sich von diesem anheuern und pendelte von nun an täglich zwischen seinem Wohnort Hilversum und dem Büro in Amsterdam.

Unterstützt wurden die beiden Herren von einer Landsmännin Kuglers. Als die erste Bürohilfe schon kurz nach ihrer Einstellung erkrankte und für längere Zeit fehlte, musste Otto noch im Herbst 1933 Ersatz suchen. Eine seiner Aussendienstmitarbeiterinnen, die damals 36-jährige Sientje Blitz-Roos, wusste, dass die Tochter ihrer Nachbarn Arbeit suchte, gab ihr Otto Franks Visitenkarte und empfahl ihr, sich ihm vorzustellen.⁵⁷

Hermine Santrouschitz, in Wien geboren, war Otto gleich sympathisch. «Sie ist ein sehr selbstloser Mensch», wusste Otto Frank bald.⁵⁸ Die kleine Frau mit den dunkelblond-gewellten Haaren und dem runden Gesicht war bescheiden und doch bestimmt, ruhig und doch resolut. Eine geschickte Person Mitte zwanzig, die sich nicht lang zierte, sondern zuzupacken verstand. Als Elfjährige, kurz nach dem Ersten Weltkrieg, war sie im Rahmen einer Hilfsaktion für hungerleidende und kränkelnde Kinder nach Holland geschickt worden. Eigentlich sollte das spindeldürre Kleid sich nur ein paar Monate

fernaab der bedrückenden Nachkriegsarmut erholen. Sobald sie den Trennungsschock der ersten Zeit überwunden hatte, fühlte sie sich bei ihren Pflegeeltern, die ihren zungenbrechenden Namen Hermine schnell in ein holländisch-liebkosendes Miep abgewandelt hatten, jedoch wohler als zu Hause. Die Nieuwenburgs waren eine richtige Familie, in Wien hatte Miep bei der Mutter gelebt, den Vater hatte sie nie kennengelernt. Ihre Heimkehr wurde wieder und wieder hinausgeschoben. Und als sie als Sechzehnjährige schliesslich vor der Wahl stand, für immer in Holland zu bleiben, zögerte sie nicht.

Miep, die in einem früheren Arbeitskollegen, dem Holländer Jan Gies, ihre Liebe fürs Leben gefunden hatte, entwickelte sich schnell zum guten Geist des Büros. Sie erledigte die Korrespondenz, stellte Rechnungen, kochte zwischendurch Kaffee, beantwortete telefonisch und schriftlich Anfragen und Beschwerden der Kunden, erklärte ihnen unermüdlich das Dosiervhältnis von Opefta-Gelierzucker und frischen Früchten und kümmerte sich um die Platzierung von *Opekta*-Werbeanzeigen in Zeitschriften und Zeitungen. Als Otto Vorführdamen einstellte, die den Hausfrauen im ganzen Land sein Produkt näherbringen sollten, begleitete Miep sie ab und an auf ihren Reisen und arbeitete sie ein. Miep war ein Mädchen für alles – heute könnte sie sich Marketing-Expertin nennen.

Mit der Zeit gewann das Chef-Angestellten-Verhältnis an Vertrautheit, wurde beinahe freundschaftlich. Dabei konnte Otto Frank sich darauf verlassen, dass die Formen gewahrt blieben: Für Miep war er der kultivierte, gebildete Grossbürger, gütig und zuvorkommend und deshalb umso verehrenswerter, ihr Arbeitgeber eben, dem sie mit Respekt, nicht unterwürfig, doch mit gewisser Ehrfurcht begegnete. Als umso grössere Auszeichnung wertete sie es, als Otto Frank sie und ihren Freund Jan Gies zu sich nach Hause zum Essen einlud.

Miep und Jan erlebten die Franks als aufmerksame Gastgeber. Einrichtung und Atmosphäre in der Frankschen Wohnung brachten zwei-

erlei zum Ausdruck: Einerseits liessen die eleganten, wertvollen Möbel, die die Familie aus Deutschland mitgebracht hatten – Ediths zierlicher, feingearbeiteter Sekretär, die gleichmässig tickende, biedermeierlich-schlichte Standuhr oder die umfangreiche Bibliothek – auf eine begüterte Vergangenheit schliessen. Andererseits zeugte das fröhlich dazwischengestreute Potpourri aus Puppen und Spielsachen, Malstiften und Kinderzeichnungen davon, wer in diesem Haus die Hauptrolle spielte – die Kinder. Zwei niedlich herausgeputzte, artige Mädchen; denn so selbstsicher und vorlaut sich Anne im Familien- und Freundeskreis auch in Szene zu setzen verstand, vor neuen Erwachsenenengesichtern konnte man sie für ein scheues Reh halten. Freilich dauerte es meist nur kurze Zeit, bis Anne auftaute, sich mit ihren Fragen ins Gespräch einmischte und mit ihren Grimassen die Leute zum Lachen brachte.

Während Jan und Miep mit den beiden Mädchen Holländisch sprachen, unterhielten sie sich mit Otto und Edith auf Deutsch. Edith plagte sich immer noch mit der neuen Sprache. Neuen Gästen begegnete sie für gewöhnlich mit einer höflichen, geradezu schüchternen Zurückhaltung, die leicht als Reserviertheit, Unterkühltheit, gar als Snobismus missdeutet werden konnte. Im Gespräch taute sie jedoch auf. Wer sie besser kannte, konnte sie als humorvoll und schlagfertig erleben. Trotz ihrer eleganten Kleidung wirkte sie allerdings auf viele hausbacken. Hatte sie sich früher einen modernen Pagenkopf schneiden lassen, trug sie ihr Haar nun – eher streng und unschick – zu einem tief im Nacken sitzenden Knoten gesteckt. Von einer zwar immer etwas verschlossen und unsicher, doch lebensfroh und stark wirkenden jungen Frau drohte sie sich bei aller Aufgeschlossenheit zu einer stillen, allzu stattlichen Matrone zu entwickeln. Dabei war sie erst fünfunddreissig.

Nein, glücklich war Edith nicht, das war ihr anzusehen. Ein hoffnungsvolles Lächeln huschte jedoch immer dann über ihr Gesicht und liess es gleich um Jahre jünger aussehen, wenn sie von Deutschland

erzählte, ihrer Jugend in Aachen, ihrer Hochzeit, ihren Erlebnissen als junge Mutter in Frankfurt, ihren Verwandten.

Während Otto seinen Kopf voll Arbeit hatte, wenig zu Hause war und dann kämpfte, wie er sagte, «überhaupt einen Weg zu finden, sich zu ernähren und weiterzukommen», während Anne und Margot längst ins holländische Leben integriert waren und sich – ihrem Alter entsprechend – nur noch wenig an ihre frühere Heimat erinnern konnten, fühlte Edith sich einsam. Trotz aller Anforderungen. Denn natürlich hatte sie genug im Haushalt zu tun – auch sie war ja gewohnt gewesen, sich auf die Hilfe von Haushälterin, Köchin und Kindermädchen zu verlassen. Nun musste sie mit der Arbeit allein fertig werden. «Wir haben seit Oktober [1934] keine Hilfe im Haus, und die Kinder, die du so gut angelernt hast, helfen mit», erzählte sie Gertrud im Juni 1935. Natürlich nahm auch die Rolle als Gastgeberin sie in Anspruch; unaufdringlich, für viele so gut wie unsichtbar, war doch sie für die angenehme Atmosphäre im Haus verantwortlich. Und natürlich hatte sie genug Sorgen um Margots und Annes Gesundheit.

Vor allem Anne war anfällig für Krankheiten und musste häufig das Bett hüten. «Anne liegt noch immer an den Folgen der Grippe im Oktober», hiess es am 27. Dezember 1935, «sie hat sich aber glücklicherweise in allerletzter Zeit gut erholt. Sie steht öfters am Tag auf, findet es schön, dass sie verwöhnt wird und entbehrt die Schule wenig. Ihr besonders netter Lehrer besuchte sie neulich.»

Doch auch weiterhin fehlte das zarte, blasse Mädchen, das sich zu Hause wie in der Schule bei aller Ausgelassenheit den – ursprünglich von Alice Frank-Stern geprägten – Beinamen «Zärtlein» eingehandelt hatte, oft über Wochen. Erst waren es typische Kinderkrankheiten. Auf den Keuchhusten folgten die Wasserpocken und im Dezember 1936 die Masern. Dann war es ein immer wiederkehrendes, wenn auch nur leichtes, so doch kräfteraubendes Fieber. Anne hat es mit dem Herzen, erzählten sich die einen. Sie war ein «blaues Baby», mutmassten die anderen, und das hing ihr nach. Rheumatisches Fieber, wussten hingegen die Dritten.

Anfang 1937 war Anne wieder einmal krank. «Anne war zum ersten Mal zehn Minuten auf der Strasse», berichtete Edith am 18. Januar 1937, «und wir hoffen, dass die Erholung gute Fortschritte macht.»

Erst ein Jahr später, im Frühjahr 1938, konnte die Mutter aufseufzen: «Zum Glück ist Anne etwas kräftiger geworden.» Schonen musste sich das gebrechlich wirkende Kind trotzdem – während des Turnunterrichts sass Anne fast immer auf der Zuschauerbank. Daran war aber nicht nur ihre schwache Kondition schuld. Zur allgemeinen Schwäche hatte sich ein Problem mit dem Schultergelenk gesellt. Kopfüber-Turnübungen wie Handstand-Abrollen und Radschlagen waren für Anne tabu. Eine falsche Bewegung genügte, schon hüpfte die Gelenkkugel aus der Pfanne und musste wieder eingerenkt werden. Schmerzen dürfte Anne diese Fehlfunktion nicht verursacht haben; denn als sie den Trick einmal heraus hatte, unterhielt sie ihre Freunde mit ihrem Schulterspiel. Klick-klack. Raus-rein. Mit einem raschen Ruck renkte sie ihren Arm aus, mit einem ebenso raschen wieder ein. Die erstaunten, schmerzverzerrten Gesichter ihres Publikums, die ihrer Schulfreunde ebenso wie die ihrer Spielkameraden am Merwedeplein, amüsierten sie und verhalfen ihr zu dem, was sie offenbar brauchte: im Mittelpunkt zu stehen.

Edith Frank hielt – in der ungewissen Hoffnung, bald wieder in die Heimat zurückkehren zu können – engen Kontakt zu ihren Verwandten. Sie korrespondierte, wenn es ihre Zeit zuließ, ausführlich mit ihnen und konnte es kaum erwarten, wenn Familienangehörige, vor allem ihre Mutter, zu Besuch nach Amsterdam kamen. Reiste Oma Holländer aus Aachen an, blieb sie gleich mehrere Wochen und half im Haushalt, so gut sie noch konnte. Und wenn sie sich gerade nicht nützlich machte, sass sie ruhig in einem bequemen Stuhl, so unauffällig wie ein kostbares Möbelstück. «Auf Mutters Kommen freuen

wir uns sehr. Ich kann ihre Hilfe gut gebrauchen», gestand Edith, die zu ihrer Mutter ein besonders inniges Verhältnis pflegte – sicher auch deshalb, weil der Schmerz um den Verlust der zwei Jahre älteren Schwester Betty die beiden zusammenschweisst hatte und Edith als einzige Tochter danach umso mehr verwöhnt worden war.

Auch Ottos Verwandte reisten an: Onkel Herbert etwa, der in Paris noch immer nicht Fuss fassen konnte; «Onkel Blaupünktchen» rief Anne den jüngeren Bruder ihres Vaters entzückt, als sie das winzige Feuermal auf seiner linken Wange, knapp neben seinem Nasenflügel, entdeckte.

Ein andermal kamen Ottos Cousin Arnold, der in Frankfurt im Frank'schen Familienunternehmen mitgearbeitet hatte, oder seine Londoner Cousine Milly Stanfield, eine begabte Cellistin, die an der Londoner *Royal Academy of Music* und der Pariser *Ecole Normale de Musique* studiert und sich einen Namen als Musikkritikerin gemacht hatte. Und mehrmals auch Familienmitglieder aus Basel, mindestens einmal davon Stephan Elias. Sein Brief nach Hause zeichnete ein Bild von dem ungezwungenen Verhältnis zwischen Otto Frank und seinen Kindern. «Anne ist morgens früh um sechs schon wach. Dann unterhalten wir uns. Otto kommt zu Anne ins Bett gekrabbelt und Margot kommt von oben herunter.»⁵⁹

Und schliesslich reiste Stephan gemeinsam mit seiner Mutter, Tante Leni, an. «Denkst du noch an den Sommer, wo du in Zandvoort warst?», schrieb Margot anlässlich seines Geburtstags 1936 an Stephan.⁶⁰ Der Cousin – er hatte sie an ihr liebstes Ausflugsziel, Zandvoort aan Zee, begleitet, das Seebad unweit Amsterdams – feierte am gleichen Tag Geburtstag wie Ottos Mutter. Diese kam natürlich auch mehrfach nach Amsterdam. Mit ihrem resoluten Auftreten konnte sie Annes Freundinnen ganz schön irritieren. «Guten Morgen, Hanneli, guten Morgen», grüsste sie mit für eine Grossmutter ungewöhnlich provokantem Unterton, wenn Hanne, wenn sie zum Spielen kam,

wieder einmal das Grüßen vergass. Das geschah häufig, nicht etwa aus Unhöflichkeit, gar Ungezogenheit, sondern eher aus Schüchternheit; Hanne war lieb und verschreckt.

«Unser Kreis wird immer kleiner; immer einsamer wird man», erfuhr Edith Frank von ihren Tanten und Cousinsen.⁶¹ Auch aus ihrer Verwandtschaft verabschiedete sich nun aus Deutschland, wer eine Anlaufstelle im Ausland und die notwendigen finanziellen Mittel hatte – vertrieben von den immer übleren Schikanen gegen Juden. «Dem Juden» wurde keine individuelle Identität mehr zugestanden. Und er hatte keine Rechte mehr. Die Franks, so schien es, waren rechtzeitig emigriert. Das «Reichsbürgergesetz» vom 15. September 1935 hatte alle deutschen Juden zu Fremden in dem Land erklärt, in dem sie geboren und aufgewachsen waren. Staatsbürger zweiter, nein, Staatsbürger letzter Klasse. Ohne Wahlrecht. Am selben Tag waren die «Nürnberger Rassengesetze» erlassen worden, mit denen zum «Schutz des deutschen Blutes» vor allem «Fremdblütigen», zur «Reinhaltung des deutschen Volkskörpers» genau festgelegt worden war, wer als «arisch oder jüdisch, halb- oder vierteljüdisch, jüdisch versippt oder reinrassig» zu gelten hatte. Die Diskriminierung und Verfolgung der Juden wurde legalisiert. Deutsche Korrektheit. Freibrief zur Menschenverachtung.

In jedem Zeugnis, auf jedem Formular, bei jeder amtlichen Stelle wurde nun vermerkt, wer in welchem Grad «arisch», «jüdisch» oder «artverwandt» war. Die Eheschliessung zwischen Juden und Nichtjuden war ab sofort als «Rassenschande» verpönt und gegen Strafe verboten. Jüdische Anwälte durften nur noch jüdische Klienten, jüdische Ärzte nur noch jüdische Patienten empfangen. Juden, die christliche Hausangestellte beschäftigten, machten sich strafbar; Juden, die beim Hissen einer deutschen Nationalflagge ertappt wurden, konnten festgenommen werden. Zwangsarbeit, Konzentrationslager, Dachau, Sachsenhausen-Oranienburg – bedrohliche Begriffe eines willkürlichen Unterdrückungssystems. Anständigen «Ariern» hatte man weis

gemacht, dass der Kontakt zu diesen «Parasiten» für das deutsche Volk schädlich sei. Und tatsächlich teilten erschreckend viele sogenannte gute deutsche Bürger ihren jüdischen Freunden und Bekannten mit, dass sie sie von nun an nicht mehr treffen könnten. Sie ersuchten ihre jüdischen Nachbarn, sie im Treppenhaus nicht mehr zu grüssen, und erst recht nicht auf der Strasse. Ihr Gewissen? Wenn es noch existierte, stellte es sich tot. Aus Angst, aus Feigheit, aus Ignoranz.

Im Oktober 1937 machte Ursula, die ältere Tochter von Ediths Cousine Irene Kronheim-Holländer, in Amsterdam Station. Irene hatte bereits 1936 beschlossen, Deutschland zu verlassen – vor allem ihrer Kinder wegen. Nicht nur, dass sie sich von aufgehetzten Mitschülern beschimpfen und mit Strassendreck hatten beschmutzen lassen müssen. Schliesslich wurden auch noch alle jüdischen Kinder ihrer Schule zu einer einzigen Klasse zusammengefasst; die zwölfjährige Ursula und ihre um sechs Jahre jüngere Schwester Dorothée waren nun Klassenkameradinnen. Die Ausbildung der Mädchen, hatte Irene bestürzt einsehen müssen, war gefährdet. Sie hatte die gesamte Wohnungseinrichtung für knapp ein Viertel ihres Wertes an «Arier» verkauft und war – weil sie, aus welchen Gründen auch immer, nur drei Fahrkarten zugeteilt bekommen hatte – mit ihrer Mutter Mathilde Holländer-Berg und der jüngeren Tochter Dorothée bereits im Februar 1937 von Dortmund über Bremen nach Peru gereist. Eine Einreisegenehmigung in die Vereinigten Staaten hatten sie in der Kürze der Zeit nicht bekommen, und in Lima wurde sie von Irenes Bruder Richard erwartet.

Irene war es offenbar vernünftig erschienen, die damals zwölfjährige Ursula einer in Köln lebenden Tante anzuvertrauen, sie das Schuljahr an einem jüdischen Lyzeum beenden und danach so bald wie möglich nach Lima nachkommen zu lassen. Im Oktober 1937

war es schliesslich so weit. Mit Handgepäck sowie 20 Dollar Bordgeld und der Telefonnummer der Franks in der Tasche reiste die knapp dreizehnjährige Ulla von Köln nach Amsterdam. Abgemacht war, dass sie bei den Franks essen und übernachten und am nächsten Tag das Schiff nach Übersee besteigen sollte. Otto Frank würde das Mädchen nach Rotterdam zum Hafen bringen. Doch dann sorgte Ullas Vater Walter Kronheim für Aufregung. Die Eltern waren seit 1933 geschieden; damals hatte Irene ihren Mann mit seiner Sekretärin in flagranti erwischt. Walter Kronheim, der im Ersten Weltkrieg einen Arm verloren hatte, war Ulla nach Amsterdam gefolgt und versuchte, sie an der Abreise zu hindern. Unschöne Szenen, böse Worte, eine Familientragödie – ausgetragen auf dem Rücken eines verunsicherten Mädchens, das bereits gezeichnet war vom Schrecken über die antisemitischen Anfeindungen in Deutschland. Erst als Otto dem wahrscheinlich sogar verzweifelten Vater – als jüdischer Anwalt war auch er auf den immer kleiner werdenden Kreis von jüdischen Mandanten angewiesen und hatte die Alimente für seine Töchter schon lang nicht mehr bezahlt – mit der Polizei drohte, gab er sich geschlagen. Ulla reiste auf dem grossen Dampfer, in der Kajütenklasse, ab. Allein. Sie brauchte lang, bis sie das Erlebte verdaut, ihr Misstrauen, ihre Angst, ihre Ablehnung gegen die Umwelt abgelegt hatte, wieder über ihre Kindheit in Deutschland sprechen und mit sich und ihrer Familie Frieden schliessen konnte.⁶²

Dass die achtjährige Anne die Hintergründe von Ullas Durchreise kannte, ist unwahrscheinlich. Ediths und Ottos Bestreben war es, alles Belastende von ihren Töchtern fernzuhalten.

Auf den Besuch ihrer nunmehr erwachsenen Freundin Gertrud Naumann, die sich in Frankfurt von einem jüdischen Textilunternehmer als Bürokraft hatte anlernen lassen und später bei der *IG Farben* ar-

beitete, warteten die Franks vergeblich. «Ich hoffe, dass ich dich auch mal hier sehen werde, wenn alles klappt», hatte ihr Otto Frank bald nach seiner Ankunft in Amsterdam geschrieben und die Einladung in den darauffolgenden Jahren wiederholt. Doch an eine Reise ins Ausland war für Gertrud nicht zu denken. Ihre Mutter war häufig krank, ihr Vater stand – als überzeugter Katholik und Demokrat – unter Beschuss. Die Aggressionen der Nazis bekamen nicht nur Juden, sondern auch politische Gegner zu spüren. Gegner war, wer nicht an das Dritte Reich glaubte oder dem System widersprach. Gegner war auch, wer sich weigerte, mit «Heil Hitler!» zu grüssen. Ob als Kritik oder Witz formuliert, schon leiser Zweifel am System galt als Hochverrat.

«Hier wohnen Zentrumsheuchler. Politik von der Kanzel», hatten Nazis in dicken Lettern an die Naumann sehe Hausmauer, Marbachweg 303, geschmiert. In der Schule, in der Herr Naumann unterrichtete, galt er als Feind des Regimes. Man suchte einen Grund, ihn loszuwerden – und fand ihn. Um im Werkunterricht Bucheinbände zu basteln, sollten seine Schüler Zeitungspapier mitbringen. Einer von ihnen faltete und klebte seinen Einband aus den Seiten einer kommunistischen Zeitung – und das drang zur Schulleitung durch. Lehrer Naumann wurde für den unerhörten Vorfall verantwortlich gemacht und sofort entlassen. Die Gestapo durchsuchte die Wohnung am Marbachweg, Herr Naumann durfte in den folgenden Jahren nur noch als Aushilfslehrer an verschiedenen Schulen einspringen.

Otto Frank erfuhr davon freilich erst später. Aus – durchaus berechtigter – Angst, die Post könnte zensiert werden, schrieb man nur Unverfängliches, plauderte von diesem und jenem, liess sich gute Wünsche zukommen und tauschte, wenn es der Anlass wollte, Geschenke, manchmal Fotos aus. Die Franks verwöhnten Gertrud zum Geburtstag. Emeline Schneider, Ottos frühere Sekretärin, bekam den Auftrag, dem Mädchen Kleinigkeiten zu überreichen. Gertrud revanchierte sich mit Handarbeiten für die Kinder. «Die Frisierjäckchen

sind ganz reizend. Vielen Dank», zeigte Edith im Januar 1938 ihre Freude über die Umhänge aus geblütem Stoff, eingefasst mit einem schmal gezackten roten Stoffband. «Mäusezähnen» nannte Gertrud dieses Nähmuster.

Ein paar wenige Gelegenheiten, einander wiederzubegegnen, gab es dennoch. «Wir haben uns wenigstens mal gesehen und gesprochen und hoffen, dass es bald wieder sein kann», kommentierte Edith im Oktober 1936 ihren Kurzbesuch in Frankfurt. Ein Jahr zuvor schon hatte sie ankünden können: «Denk dir, vielleicht fahren mein Mann und Margot über Aachen und Frankfurt weiter nach Basel. Sie werden nur einen Tag in Frankfurt bleiben. Auf jeden Fall wollen sie dich sehen und geben dir rechtzeitig Nachricht.»

Im Dezember 1935 reisten Otto und Margot tatsächlich in die Schweiz, um Alice Frank-Sterns 70. Geburtstag zu feiern, gleich anschliessend fuhren sie weiter in den im Berner Oberland gelegenen Kurort Adelboden. Margot lernte Ski fahren und – von ihrem Cousin Bernd – eislaufen. «Heute Vormittag und heute Nachmittag bin ich das erste Mal auf Schiern gestanden», berichtete sie ihrer Schulfreundin Edith Jacobsohn auf einer Postkarte.⁶³ Anne scheint auf dieser Reise nicht dabei gewesen zu sein. Sie erholte sich erst langsam von einer schweren Grippe und dürfte Neujahr 1935/36 bei ihrer Oma in Aachen verbracht haben.

Einige Monate zuvor, im Juni 1935, hatte sich jedoch auch die nun sechsjährige Anne in der Schweiz aufgehalten. «Anne ist mit Omi nach Basel», schrieb Edith, nachdem ihre Schwiegermutter aus Amsterdam abgereist und sie selbst nach Aachen gefahren war.

In Begleitung ihrer «Omi» verbrachte Anne ein paar Sonnentage in Sils Maria im Oberengadin. So warm war es, dass sie ihre Bluse ablegen und im Trägerröckchen, mit freiem Oberkörper, im Gras spielen konnte. Anne wirkte glücklich und entspannt. Sie wohnte in der Villa Larêt, einem prachtvollen Haus im Grünen, das Otto Franks



Anne Frank. Sils Maria 1935.

Cousine zweiten Grades, Olga Spitzer-Wolfsohn, gehörte. Tante O, wie die Kinder sie nannten, war in Paris geboren, Französin durch und durch, reich, gebildet und grosszügig. Ihr Vater hatte sich als Börsenmakler etabliert, ihr aus Wien stammender Mann Arthur Spitzer das Pariser *Bankhaus Spitzer* gegründet – und für seine Frau um 1910 die Villa Larêt bauen lassen. Sie selbst war eine engagierte Person, hatte in den zwanziger Jahren *Le service social de Venfance en danger moral*, eine Organisation zur Unterstützung von Minderjährigen in «moralischer Gefahr», und in der Folge das erste Jugendgericht Frankreichs für minderjährige Straftäter initiiert. Der Beruf des

«assistant social», des Sozialarbeiters, wurde in Frankreich auf ihr Betreiben eingeführt.

Jahr für Jahr lud Olga, die selbst kaum Deutsch sprach, ihre deutschen Verwandten zur Sommerfrische nach Sils Maria. Ein gastfreundliches Haus, exquisiter und vornehmer, als die Franks es gewohnt waren, aber nicht protzig. Die Umgangsformen feiner, aber nicht steif. Das Personal livriert, aber so herzlich, wie es ihm erlaubt war.⁶⁴

Anne, die im Sommer 1936 noch einmal nach Sils Maria kam, diesmal mit ihrer Mutter und Margot, erinnerte sich später gerne an den Luftkurort. «Wie ist es mit euch, ist es fein in Sils Maria?», wollte sie von ihrer Grossmutter im Juli 1941 wissen, als die Franks selbst nicht mehr ins Ausland reisen durften.⁶⁵

Wenn Anne nach Basel kam, verbrachte sie die Zeit mit ihrem vier Jahre älteren Cousin Bernhard Elias. Sie verstanden sich prächtig. Seine Eltern nannten ihn «Buddy», Anne jedoch nannte ihn «Bernd». Er hatte sie schon im Kinderwagen durch Frankfurt geschoben. Und als sich der Spitzbube mit dem gewinnenden Strahlen aus Melancholie und Schabernack in den Augen einmal gar zu rasant in die Kurve gelegt hatte, war das Wägelchen samt Anne umgekippt, die kleine Cousine jedoch mit dem Schrecken davongekommen. Nach seinem Umzug hatten sie einander nur noch unregelmässig gesehen – Anne brachte keine persönlichen Erinnerungen an Buddy mit.

Nun entdeckten sie einander neu. Der Altersunterschied zählte nicht. Sie waren ähnlich frech, ähnlich verspielt, ähnlich phantasievoll und unermüdlich. Immerzu dachten sie sich neue Scherze aus, erfanden Spiele, lachten und lachten. Und als sie sich in den folgenden Jahren wiedersahen, plünderten sie heimlich den Kleiderschrank der Grossmutter und spielten «Verkleiden» oder unterhielten die Erwachsenen mit ihrem Puppentheater und ihren parodistischen Einla-

gen – auf Deutsch. Mit Margot konnte Buddy weniger anfangen – obwohl sie ihm altersmässig näherstand, obwohl sie in Frankfurt häufiger miteinander gespielt hatten. Margot war unverändert ernst, hatte keinen Sinn für seine Albernheiten – eine kleine Dame, die sich nie schmutzig machte. Anne hingegen war für spontane Verrücktheiten zu haben.

Mag sein, dass er Anne auch mehr imponierte als Margot. Am meisten faszinierte sie Buddys Begabung als Schlittschuhläufer. Er turnte und tanzte auf dem Eis, als wäre er mit Kufen an den Füßen zur Welt gekommen. Er drehte und verbog sich, als beständen seine Knochen aus Weichgummi. Er liess sich effektiv hinfallen und stand auch nach solchen Stürzen lachend wieder auf, nach denen jeder andere mit schmerzverzerrtem Gesicht liegen geblieben wäre. Mit seinem schauspielerischen Talent konnte er jede Runde, die er auf dem Eis drehte, zu einer komischen Akrobatikeinlage ausbauen. Anne ging in Amsterdam selbst gerne auf die Eisbahn. «Ich hoffe, dass ich auch so gut schlittschuhlaufen lerne wie Bernd», träumte sie einige Jahre später, Anfang Januar 1941, in einem Brief an ihre Verwandten in Basel, «[vielleicht können wir später zusammen auftreten, aber dann muss ich noch sehr viel trainieren um so weit zu kommen wie du bist.】⁶⁶ Ein Wunschtraum. Vermutlich sind die beiden nie miteinander eisgelaufen, obwohl auch Anne einmal im Winter in die Schweiz gereist ist, wahrscheinlich 1937. «Vorige Woche musste mein Mann nach Basel und hat Anne zu ihrer grössten Freude mitgenommen», schrieb Edith in einem Brief, den sie zwar mit 22. Dezember, nicht aber mit dem Jahr datierte: «Seit zwei Jahren hoffte sie auf eine Reise mit ihrem Papi... Da auch Onkel Robert und Herbert dort sind, hat sie es besonders gut getroffen.»⁶⁷

1938, als die Situation für Juden in Deutschland immer bedrohlicher wurde, machte Otto Frank noch einmal Station in Frankfurt und besuchte Familie Naumann in ihrem Haus am Marbachweg. Sie hatten viele Neuigkeiten auszutauschen. Über Anne und Margot, Edith Frank und das Leben in Amsterdam, über die politische Situation in

Frankfurt, Gertruds berufliches Fortkommen und ihren Wunsch nach einem Partner. Als Gertrud ihn zur Strassenbahnstation begleitete, wurde Otto plötzlich unruhig. Er fühlte sich bedroht von Willkür und Launenhaftigkeit des nationalsozialistischen Systems. Wenn sie uns jetzt erwischen, flüsterte er ihr zu, dann werden wir beide verhaftet...

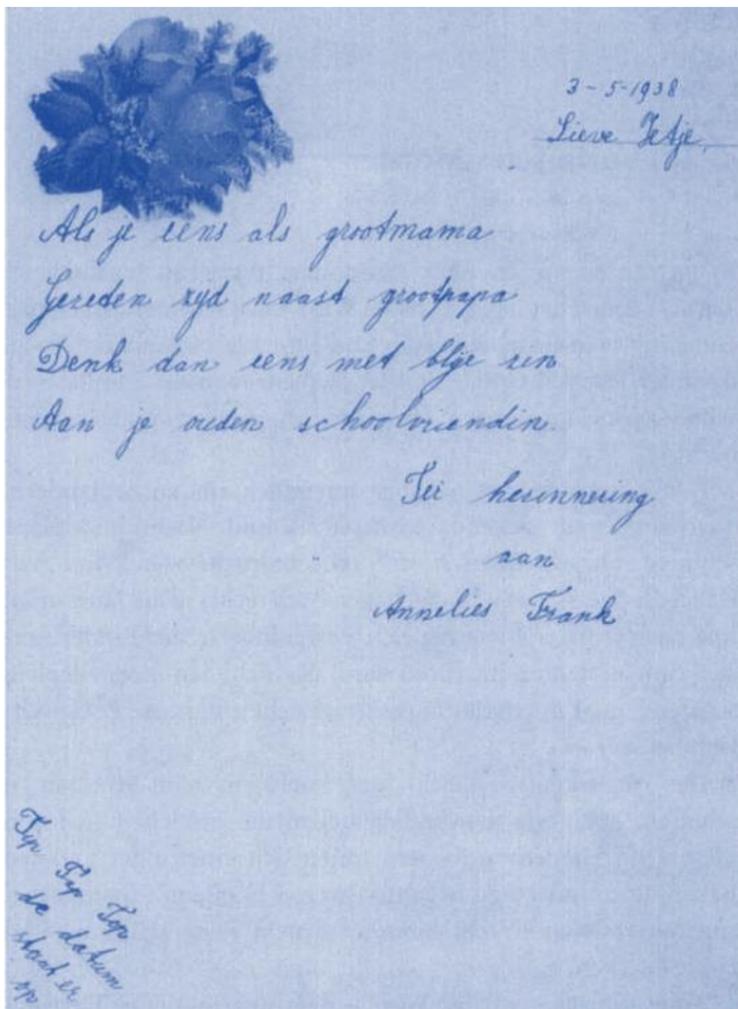
5. Im Vorhof der Mörder

Es war an einem jener für Amsterdam typischen feuchtkalten Tage, an denen der herannahende Winter den scheidenden Herbst endgültig verdrängt, als Anne und ihre Klassenkameradinnen, darunter Hanneli Goslar und Iet Swillens, von der Montessorischule nach Hause gingen. Ein grauer Mittag gegen Ende November 1938.

Neunjährige Mädchen haben unendlich viel zu beplaudern. Tuschelnd und lachend, schnatternd und Nachmittagspläne schmiedend, schlenderten sie, unbeeindruckt von Wind und Kälte, die Niersstraat entlang, bogen nach rechts in die Maasstraat und nach wenigen Metern gleich wieder links in den Zuider Amstellaan ein, den breiten Boulevard, der sich, den Merwedeplein streifend, quer durch das Flussviertel zieht und heute Rooseveltlaan heisst.

Der Weg war in vielleicht fünf, höchstens zehn Minuten zu schaffen, doch wie gewöhnlich liessen die Mädchen sich von diesem oder jenem aufhalten, trafen den einen oder anderen Bekannten, entdeckten Begehrtes in einem Schaufenster, spielten rasch noch ein Spiel. Murmeln oder «Himmel und Hölle».

Anne führte meist das Wort – eine unermüdliche Quasselstrippe, mitteilsam und unterhaltend, immer für Spass zu haben, manchen zu scharfzüngig, anderen zu fordernd und besserwisserisch. Entwaffnend ehrlich, zuweilen gnadenlos direkt. Ein staksiges Kind, das sein kräftiges, dunkelbraunes Haar nun gut kinnlang, tiefgescheitelt und mit einer unauffälligen Metallspange aus dem Gesicht gehalten trug.



Annes Poesiealbum-Eintrag für Ietje Swillens, Mai 1938.

Schnell von Begriff, aber unaufmerksam. Neugierig, aber leicht gelangweilt. Verspielt und unternehmungslustig.

Der unfreundliche Winter hatte auch seine guten Seiten, sie würden bald wieder eislaufen gehen. Anne konnte es kaum erwarten. Ne-

ben Schwimmen war Eislaufen ihr Lieblingssport. Hanneli Goslar würde nicht mitkommen. Sie besaß keine Schlittschuhe. Hans Goslar hatte in seinem Büro für deutsche Flüchtlinge zwar sehr viel zu tun, aber Hemmungen, von den Emigranten in Not mehr als ein minimales Beratungshonorar zu verlangen. Das Geld im Haus des früheren Pressechefs der preussischen Regierung war knapp, für verzichtbaren Luxus wie Schlittschuhe oder ein Fahrrad war nichts übrig – damit musste Hanneli sich abfinden. Seit einigen Tagen wohnte nun auch noch ihr Grossvater Alfred Klee, ein Rechtsanwalt, bei ihr und ihren Eltern.

Der überzeugte Zionist war am 9. November aus seiner Heimatstadt Berlin nach Hamburg gereist, um wie so häufig einen Vortrag über seine Ideen vom Zionismus zu halten. Seinen bürgerlichen Beruf konnte er zu diesem Zeitpunkt ohnehin nicht mehr ausüben. Jüdische Rechtsanwälte hatten seit dem 27. September 1938 in Deutschland Berufsverbot. Die «Judenfrage», hatte Hermann Göring wieder und wieder betont, müsste «jetzt mit allen Mitteln angefasst werden, denn sie [die Juden] müssten aus der Wirtschaft raus». Die antisemitische Politik wurde forciert, Monat für Monat mehr jüdische Unternehmen zwangsarisiert.

Es kam der deutschen Regierung nicht ungelegen, als Hershel Grynszpan, ein polnischer Jude, am 7. November 1938 Ernst vom Rath, Gesandtschaftsrat an der deutschen Botschaft in Paris, niederschoss, um damit die Welt auf das Schicksal der polnischen Juden in Deutschland aufmerksam zu machen. Am Nachmittag des 9. November starb vom Rath an den Folgen seiner Verletzungen. Ehrensache für Nazideutschland, seinen Tod zu rächen.

Natürlich wusste Alfred Klee um die hochgespannte politische Lage in Deutschland, als er nach Hamburg aufbrach. Und tatsächlich missbrauchten die Nationalsozialisten die Tat des siebzehnjährigen Schützen als Vorwand für ein organisiertes Pogrom gegen die Juden im gesamten «Reich». Auch Alfred Klee erlebte mit, wie SA-Grup-

pen, manche uniformiert, andere in Zivil, in der Nacht vom 9. auf den 10. November durch die Strassen zogen, jüdische Geschäfte demolierten, Synagogen in Brand steckten, jüdische Mitbürger attackierten. Mit ungeahnter Zerstörungslust zogen die Verwüstungskommandos der Nazis durch Deutschland, verschonten nicht eine Stadt. Die Übergriffe, von der Parteispitze angeordnet, sollten spontan und unkoordiniert wirken, gerade so, als ob das «Volk» aus eigenem Anstoss, vom «berechtigten Volkszorn» getrieben, gewalttätig geworden wäre. Als die fanatischen Vandalen loszogen, schliefen die deutschen Bürger allerdings noch. Erst am Morgen sammelten sich immer mehr Zuschauer auf den Strassen. Viele von ihnen entsetzt. Wer es wagte, seinem Abscheu über das Treiben Ausdruck zu verleihen, drohte verhaftet zu werden.

Am Vormittag des 10. November telefonierte Alfred Klee mit seinem Sohn in Berlin. Ob er noch sicher heimkehren könnte? «Du hast doch eine kleine Enkelin in Amsterdam», bekam er mit solchem Nachdruck zur Antwort, dass er sie als verschlüsselte Warnung verstand. Hanne hätte in zwei Tagen Geburtstag, es wäre bestimmt eine grosse Freude für sie, wenn ihr Grossvater sie mit seinem Besuch überraschte.

Am 12. November 1938, einem Schabbatmorgen und Hannelis Geburtstag, sass Alfred Klee auf der Treppe zur Wohnung seines Schwiegersohns in Amsterdam, als die Goslars von der Synagoge nach Hause kamen. Neben ihm stand das kleine Kofferchen, das er für die kurze Geschäftsreise nach Hamburg gepackt hatte. Mehr hatte er nicht bei sich – und ein Zurück gab es für den illegalen Flüchtling nicht mehr. Als Hanneli ihren Grossvater erblickte, fiel sie ihm stauend in die Arme. Mit einer so schönen Geburtstagsüberraschung hatte sie nicht gerechnet, das musste sie gleich Anne erzählen.

Die schwatzenden Mädchen hatten das Haus am Zuider Amstellaan erreicht, in dem Iet Swillens, nur einen Monat älter als Anne, aber deutlich grösser und kräftiger, wohnte. Ihre Mutter, erzählte Anne rasch noch, bevor die holländische Schulfreundin hinter der Tür verschwand, wäre in den letzten Tagen besonders übelgelaunt, bedrückt eigentlich. Ihrem Bruder, Annes Onkel Walter, wäre Schreckliches zugestossen. Man hätte ihn verhaftet, und die Mutter wüsste nicht, wo man ihn festhielt. Dabei klang Annes Stimme zwar gedämpfter als sonst, doch neben Bestürzung schwang ein gewisses Sensationsbedürfnis in ihren Worten mit. Echte Besorgnis bemerkte Iet nicht. Wie auch. Die Welt der Kinder war winzig klein und heil. Annes Eltern vermieden es, ihre Probleme in Anwesenheit ihrer Töchter zu diskutieren. Anne gab nur jene Bruchstücke wieder, die sie aufgeschnappt hatte. Ihr Leben drehte sich, völlig normal für ein beschütztes Kind ihres Alters, um sie selbst, um Schule und Lernen, ihre Freundinnen, Ferien, Freizeit und Vergnügen. Anne hatte keine Vorstellung, was mit ihrem Onkel tatsächlich geschehen war. Die blonde Ietje, wie Iet von ihren Klassenkameraden gerufen wurde, noch weniger. Trotzdem prägten Annes Worte und die Art und Weise, wie die Freundin sich mitteilte, sich in ihr Gedächtnis ein.

Tatsächlich war Annes Onkel Walter Holländer ein Opfer des Novemberpogroms. «Es ist vorzubereiten die Festnahme von etwa 20'000 bis 30'000 Juden im Reiche. Es sind auszuwählen vor allem vermögende Juden. Nähere Anordnungen ergehen noch im Laufe dieser Nacht», hatte es in einem geheimen Schreiben des Gestapo-Chefs Heinrich Müller vom 9. November 1938 geheissen. Adressaten: alle Gauleiter im Reich.

Bis zu jener Schreckensnacht galt Aachen als Ort in Deutschland, an dem jüdische Bürger de facto zwar entrechtet waren wie alle Juden im Land, doch vergleichsweise unbehelligt leben konnten – wenn sie sich unauffällig verhielten. Nun war die vermeintliche Schonfrist auch in der Provinzstadt im Dreiländereck zwischen Deutschland, Belgien und Holland aufgehoben.

Am Abend des 9. November hatte man am dortigen Stadttheater – für Juden längst gesperrtes Terrain – Giuseppe Verdis *Troubadour* gegeben. Zum «Gedenken an die Opfer vor der Feldherrnhalle in München», wie es hiess. Auf den Tag genau 15 Jahre zuvor hatte Hitlers «Nationale Revolution» wenig glorreich mit 16 Toten, zahlreichen Verwundeten und Hitlers Verhaftung geendet.

Ein paar Stunden nach der Opernaufführung stand das jüdische Gotteshaus an der Promenadenstrasse in Flammen. Dem Anschein nach, berichtete später ein Augenzeuge, hätte die Feuerwehr versucht, den Brand zu löschen. In Wahrheit spritzten die Erfüllungsgehilfen der Machthaber brandbeschleunigende Chemikalien vom Dach des Gebäudes in den Tempel. Die 1862 eingeweihte Aachener Synagoge war eine von gut 400 im gesamten Reichsgebiet, die in dieser Nacht niederbrannten.

Noch am nächsten Morgen, bis in die späten Vormittagsstunden, waren die umherziehenden Banden damit beschäftigt, Wohnungen und Geschäfte zu zerstören. Sie arbeiteten mit Brechstangen, Vorschlaghämmern und Pickeln, schlugen Fensterscheiben aus ihren Rahmen und brachen Türen auf, warfen Möbel und Maschinen auf die Strasse, pinselten hetzerische Sprüche an Portale und Hausmauern. Und sie griffen ihre jüdischen Mitbürger an.

Während die Nazischerger in anderen deutschen Grossstädten massenweise Juden ausraubten, verletzten und insgesamt etwa 100 töteten, verhielten sie sich in Aachen vermeintlich zivilisiert. Keine Bluttaten. Kein Raub. Das war wahrscheinlich so angeordnet worden. Wohl aber wurden zahlreiche jüdische Männer verhaftet, wahllos von der Strasse aufgegriffen oder gezielt aus ihren Wohnungen geholt und auf einem Lastwagen zu einem Gebäude am Theaterplatz gebracht. Mitkommen. Sie sind verhaftet. Keine Widerrede. Im Keller des Hauses hatten die so Überrumpelten – manche mehrere Nächte – ihr weiteres Schicksal abzuwarten.

248 jüdische Männer aus Aachen und Umgebung wurden um den 10. November verhaftet und eingesperrt. Man hatte die vorgegebene Quote zu erfüllen. «Ich wurde am 12. November 1938 während der

Judenverfolgung durch die Staatspolizei verhaftet», erinnerte sich Walter Holländer 1954.⁶⁸ Ob er tatsächlich erst zwei Tage nach den nächtlichen Krawallen festgenommen wurde oder sich nach all den turbulenten Jahren im Datum geirrt hatte, ist weder nachvollziehbar noch von Bedeutung. Was zählt, ist, dass man den damals einundvierzigjährigen angesehenen Unternehmer drei Tage später, am 15. November 1938, ins Konzentrationslager Sachsenhausen, knapp zehn Kilometer ausserhalb Berlins, verschleppte – als einen von 113 Juden aus dem Raum Aachen. Die übrigen 135 Gefangenen brachte man ins Konzentrationslager Buchenwald. Sie alle sollten vorübergehend festgehalten werden – um sie zu demütigen, zu isolieren, ihnen ihre Machtlosigkeit zu demonstrieren und um sie zur Auswanderung zu zwingen.

Für Juden galten in Sachsenhausen, einem der ersten, ursprünglich für politische Gegner errichteten Lager, verschärfte Haftbedingungen. In gestreiften Häftlingsuniformen aus Baumwollstoff, viel zu dünn für die Novemberekälte, auf die ein gelber Winkel für «Jude», manchmal – wenn die Willkür es wollte – auch noch ein roter für «politischer Gefangener» genäht war, mussten sie schwerste körperliche Arbeiten verrichten. Bis zur Erschöpfung. Sie durften seltener Briefe und Pakete empfangen als die übrigen Gefangenen, hatten keine Chance auf Besserstellung, und sie wurden von der Lager-SS gezielt schikaniert, einzeln oder in Gruppen erniedrigt und misshandelt. Hundert der jüdischen Häftlinge wurden zu Tode gequält. Das wurde freilich vertuscht.⁶⁹

Walter Holländer indes durfte hoffen. Sein Bruder Julius, den die Nazis am gleichen Tag auch festgenommen hatten, war verschont und nicht ins KZ gebracht worden. Julius Holländer war Kriegsveteran, nach einem Ellbogendurchschuss im Ersten Weltkrieg war sein Arm steif geblieben. Bei späteren Selektionen hätte ihn diese Behinderung sein Leben gekostet. Arbeitsunfähig. Unbrauchbar. Damals rettete sie ihn. Walter hingegen war nie Soldat gewesen und deshalb besonders schlecht gestellt. Die Lagerleitung teilte ihm mit, ihn nur unter der

Bedingung wieder freizulassen, dass er Deutschland augenblicklich verlasse. Um das zu beweisen, musste er jedoch die Einreisegenehmigung eines Exillandes vorweisen.

Wer – wie Julius und Walter Holländer – in die USA emigrieren wollte, musste erstens ein Affidavit, eine Bürgschaft eines bereits im Land lebenden Verwandten, vorweisen können und wurde zweitens auf später vertröstet. Die Wartelisten waren lang. Um die 300'000 Anträge nahmen die Konsulate bis Anfang 1939 auf.⁷⁰ Viel zu viele, um im KZ auszuharren, bis man an die Reihe kam – die amerikanische Regierung hielt sich ebenso strikt an ihre Quotenregelung wie die Regierungen aller anderen wichtigen Einwanderungsländer auch, die niederländische, die französische, die englische für Grossbritannien samt Palästina. Die Verfolgung der Juden sei ein deutschlandinternes Problem, sagte man sich. Warum sollten andere Staaten sich damit belasten?

Jährlich etwas mehr als 27'000 Menschen aus Deutschland und Österreich sollten offiziell in die USA einreisen dürfen. Erst nach dem Novemberpogrom 1938 und den folgenden Masseninternierungen wurde diese Quote tatsächlich einmal ausgeschöpft, etwa 90 Prozent der Immigranten waren verfolgte Juden.

Julius hatte mit seiner Unterschrift dafür garantiert, dass Walter Deutschland unmittelbar nach seiner Freilassung verlassen würde, und tat deshalb das Naheliegendste – er wandte sich Mitte November 1938 an die holländische Botschaft. Immerhin lebten seine Schwester und sein Schwager, der Unternehmer war und über ein geregelteres Einkommen verfügte, bereits seit 1933 in Amsterdam. Und immerhin hatte er, in Absprache mit Otto, bereits deutlich vor den Novemberausschreitungen gegen die Juden Deutschlands um eine Aufenthaltsgenehmigung in Holland angesucht – für seine Mutter Rosa und möglicherweise auch für seinen Bruder und sich selbst. Dem Druck der Machthaber auf die als «angesehen und wohlhabend» geltende und deshalb besonderen Anfeindungen ausgesetzte Aachener Familie war inzwischen kaum noch standzuhalten.

Eine Emigration in eine so ungewisse Zukunft, wie sie das Leben in den USA verhies, wollte man Rosa Holländer weder körperlich noch seelisch zumuten. Für Annes beide Onkel stand sie aus bürokratischen Gründen in den Sternen. Sich um eine alternative Fluchtmöglichkeit zu bemühen war daher sinnvoll.

Julius Holländer konnte zu diesem Zeitpunkt nicht wissen, dass die niederländischen Behörden über das weitere Schicksal der Familie bereits entschieden hatten, jedenfalls vorläufig. Am 17. November 1938 teilte das Justizministerium in s-Gravenhage dem «Herrn Generalanwalt der Polizeidirektion Amsterdam» in einem Schreiben, wie es das Amt in diesen Tagen zu Hunderten verfasste, mit, dass Rosa Holländer, geb. Stern, der «vorläufige Verbleib in Holland zugestanden würde». Ausdrückliche Auflagen: Weder dürfe sie dem holländischen Gemeinwesen zur Last fallen, noch dürften andere Familienmitglieder, namentlich die Söhne Julius und Walter, sich in Holland niederlassen. Ein Zuwiderhandeln hätte die Abschiebung Rosa Holländers zufolge.⁷¹

Tatsächlich wurde dem KZ-Häftling Walter Holländer die Einreise genehmigung nach Holland keineswegs so anstandslos erteilt, wie man annehmen möchte und wie Julius es erwartet hatte. Die weltweite wirtschaftliche Depression hatte Holland erst sehr spät, doch mit voller Wucht getroffen. Mit dem Argument, die Einwanderer würden dem Staat finanziell zur Last fallen, hatte das konservative Lager Hollands – Katholiken, antirevolutionäre Protestanten und sogar eine Gruppe von Liberalen – schliesslich im Mai 1938, bald nach dem «Anschluss» Österreichs an Deutschland, beschlossen, Flüchtlinge in Holland generell als «unerwünschte Elemente» zu betrachten – trotz Einwand der Sozialdemokraten, Kommunisten und liberalen Protestanten. Nur wer sich nachweislich in Todesgefahr befand, sollte einreisen und bleiben dürfen. Welche Umstände lebensbedrohlich waren, darüber hatte der Justizminister Carolus Maria Goseling zu befinden. Zwar hatte der praktizierende Katholik sich am 13. No-

vember mit hohen Vertretern der jüdischen Gemeinde Amsterdams zu einem Beratungsgespräch getroffen und zwei Tage später im Parlament verkünden lassen, dass man «einigen tausend» Verfolgten Asyl gewähren würde, doch sah er sich offenbar nicht in der Lage, die ganze Gefahr, die von den deutschen Konzentrationslagern ausging, anzuerkennen. (Grausame Ironie des Schicksals, dass er wenige Jahre später in Buchenwald ums Leben kommen sollte.)⁷²

Zwischen 40'000 und 50'000 Juden aus dem deutschen Sprachraum bemühten sich mittlerweile um Einreisegenehmigungen nach Holland, etwa 8'000 reisten schliesslich auf legalem Weg ein. Nicht als neue Mitbürger, sondern als Flüchtlinge. Die meisten nur vorübergehend. Bis zur Weiterreise. Auch Walter Holländer. Er erhielt eine Bescheinigung, wonach das Internierungslager Zeeburg im Amsterdamer Osten ihn aufnehmen würde. Dass er Familie in Amsterdam hatte, zählte nicht. Egal. Vorerst war er gerettet. Am 1. Dezember 1938 wurde «der Jude Walter Holländer» mit der Auflage, sich «sofort bei der Ortspolizei seines Wohnortes zu melden», aus dem «Staatlichen Konzentrationslager Sachsenhausen» entlassen.⁷³ Die Botschaft, die die Häftlinge in der Regel auf den Weg in die Freiheit mitbekamen, klang bedrohlich: Wer draussen erzählt, was er hier erlebt hat, kommt schnell wieder zurück!



War Holland sicher? Und wie lange noch? Wer konnte garantieren, dass Adolf Hitler nach Österreich nicht auch die Niederlande «heim ins Reich» holen würde? Betonten eifrige deutsche Ideologen nicht mit Nachdruck, dass «der Holländer» aufgrund von Kultur und Geschichte eigentlich «Germane» sei und Holländisch nur ein Dialekt der deutschen Hochsprache? «Ein Volk, ein Reich, ein Führer.» Behaupteten sie nicht auch, dass die Trennung Hollands vom Deutschen Reich 1648 – nach dem Dreissigjährigen Krieg – «unrechtmässig» gewesen, eine Wiedereingliederung des «geraubten Gebiets» deshalb

legitim wäre? Konnten die deutschen Juden noch sicher sein, dass der entfesselte Antisemitismus sie nicht auch in Holland einholen würde?

Den holländischen Juden, etwa eineinhalb Prozent der Gesamtbevölkerung, waren schon 1796 – mehr als ein halbes Jahrhundert früher als in Deutschland – alle bürgerlichen Rechte zuerkannt worden. Sie lebten fast vollkommen assimiliert, in Toleranz und Sicherheit. Von den Vorurteilen und dem schwelenden Hass gegen Juden, der im deutschen Nachbarland über die Jahrhunderte immer wieder entbrannt war, war aus Holland nichts zu berichten.

Ein Zehntel der holländischen Juden war traditionell in der Diamantenindustrie beschäftigt, wenige als reiche Händler, die meisten als schlechtbezahlte Schleifer. In Amsterdam stand eine schmale Schicht von sehr wohlhabenden Juden, zumeist sephardischer Abstammung, deren Vorfahren bereits im 16. Jahrhundert auf der Flucht vor der Inquisition aus Spanien und Portugal zugewandert waren und die bedeutende Positionen im Wirtschafts- und Kulturleben des Landes eingenommen hatten, einer Überzahl jener holländischen Juden gegenüber, die, in der Regel Aschkenasim, zum Proletariat zu zählen waren. Die ursprünglich aus Osteuropa stammenden Juden arbeiteten in Fabriken, in den Häfen, verdienten ihr Geld als Gebrauchsgüter- und Strassenhändler oder als Kleinhandwerker. Viele von ihnen waren führend in der Arbeiterbewegung. Im Gegensatz zu den deutschen Juden waren die holländischen nicht nur geduldet, sondern von der grossen Mehrheit der Bevölkerung integriert und geachtet.

Zwar beschäftigten antisemitisch agierende Terrorgruppen wie die rechtsradikale *IJzeren Garde* (Eiserne Garde) und deren «dumme, freche und gefährliche» vandalistische Ausschreitungen das Gericht, doch verstand man sie als Einzelfälle.⁷⁴ Bei den Tätern handelte es sich, so der Richter, um jugendliche «Lümmel, die eigentlich vor den Jugendrichter gehören» und «nicht selbständig agieren, sondern unter Einfluss eines gefährlichen Individuums [Franz Theodor Look] stehen».

Der damals 22-jährige Anton «Tonny» Christiaan Ahlers war einer dieser «Lümmel». Er und seine Kameraden attackierten jüdisches Personal und jüdische Kunden im Amsterdamer Kaufhaus *Bijenkorf*, sie verteilten antijüdische Pamphlete, sie schmissen die Fensterscheiben des Jüdischen Flüchtlingskomitees ein, sie beschmierten das Denkmal des jüdischen Dramatikers Herman Hewijermans.

Im Rückblick wiegen ihre Hörigkeit, ihr Provokationspotential und ihre Gewaltbereitschaft schwer. Zumindest im Fall des arbeitslosen Tonny Ahlers, der sich gegenüber der Polizei einmal als Büroangestellter, einmal als Student ausgab, waren sie früher Ausdruck seiner zunehmenden Skrupellosigkeit im Namen des Nationalsozialismus. Zwar wurde er für seine Taten inhaftiert und sass womöglich sogar mehrere Monate im Gefängnis, trotzdem betrachtete die Bevölkerung ihn und seinesgleichen zu jener Zeit als einflusslose Randgruppe. Schliesslich hatte es bereits 1938 so ausgesehen, als ob die faschistischen Parteien Hollands, die sich zu Beginn der dreissiger Jahre – in Nachahmung der NSDAP – formiert hatten, sich auf Dauer nicht durchsetzen könnten. Die «Nationaal-Socialistische Beweging» oder NSB hatte es bei den Parlamentswahlen im April 1935 zwar auf 7,94 Prozent der Stimmen und damit zur fünftstärksten Partei im Land gebracht. Im Mai 1937 fiel sie jedoch auf 4,22 Prozent, im April 1939 schliesslich unter vier Prozent zurück. Viele seiner Wähler hatten dem Parteigründer Anton Adriaan Mussert, einem Staatsangestellten kleinbürgerlicher Herkunft, seine Anbiederung an Hitlerdeutschland übelgenommen.

Wachsende Intoleranz der Niederländer fürchteten die jüdischen Immigranten daher vorerst nicht als Juden, sondern als Deutsche, als Moffen. Als 1938 Ottos Cousine Milly Stanfield aus London zu Besuch nach Amsterdam kam, fiel ihr auf, dass die Familie, die zu Hause ein flottes Gemisch aus Deutsch und Holländisch sprach, auf der Strasse jedes deutsche Wort vermied. Keineswegs zufällig. Otto habe seinen Kindern nahegelegt, in der Öffentlichkeit Holländisch zu spre-

chen, leitete Milly ab, um in Zeiten wie diesen das zur Heimat gewordene Gastland nicht zu provozieren. Sie ahnte nicht, dass Anne und Margot diese Aufforderung am allerwenigsten brauchten. Holländisch war ihnen längst näher als Deutsch.⁷⁵

Die grosse Ungewissheit plagte nicht nur die Franks, sondern alle Holländer: Würde Hitler es tatsächlich wagen, ihr Land als teutonisches Territorium zu beanspruchen? Jedenfalls würde ihm eine Okkupation «in Form eines von der Bevölkerung begrüßten friedlichen Einmarsches» wie beim Anschluss Österreichs am 13. März 1938 niemals gelingen.⁷⁶ Dafür war die Abneigung der Holländer gegen die Deutschen viel zu gross.

Otto Frank gehörte zu jener Mehrheit, die darauf baute, dass Hitler bei allem Grössenwahn die Neutralität des Nachbarlandes respektieren würde. Abgesehen davon hoffte er, dass die Bevölkerung Deutschlands sich den nationalsozialistischen Irrsinn nicht länger gefallen lassen würde. Die Pogromnacht vom November verglich er mit einem «heftigen Fieberanfall», nach dem in Deutschland doch endlich wieder der gesunde Menschenverstand siegen müsste. Otto, immer noch ein Optimist?

Edith hingegen dürften die Nachrichten von der Schreckensnacht aus dem prekären Gleichgewicht geworfen haben. Während die brutalen Angriffe auf die Juden in Deutschland für Otto etwas Abstraktes, Unbegreifliches gehabt haben mögen – aus seiner engeren Verwandtschaft war niemand betroffen, alle hatten rechtzeitig das Land verlassen –, war für Edith das Unfassbare greifbar nahe. Und doch stand sie ihm machtlos gegenüber. Ihr Bruder war knapp 250 Kilometer von Amsterdam entfernt verhaftet und im KZ schlechter als ein Schwerverbrecher behandelt worden. Seit 26. Dezember 1938 hauste Walter, eben noch Geschäftsmann, als Vertriebener mit einem Mal

macht- und besitzlos, in einer «Quarantaine-Inrichtung», wie das Lager Zeeburg im Briefkopf bezeichnet wurde. In primitiver Unterbringung, bei schlechter Verpflegung. «In diesem Flüchtlingslager waren wir abgeschlossen, hatten polizeiliche Aufsicht und keinerlei einkommenbringende Beschäftigung war erlaubt oder möglich», beschrieb Walter Holländer seine Situation später: «Der Aufenthalt im Lager musste bezahlt werden. Wenn ich aus irgendeinem Grund das Lager verlassen musste, musste ich eine schriftliche Genehmigung der Polizeikommandantur haben.»⁷⁷

Dass der Asylant – wenn auch nur selten – «Ausgang» bekam und die Franks besuchte, ist wahrscheinlich, aber nicht belegt. Walter durfte aber auch ins *Huize Oosteinde* gehen, eine Art deutsch-jüdisches Kulturzentrum, das im Januar 1937 eröffnet hatte und schnell zu einem beliebten Treffpunkt für Emigranten gewachsen war.⁷⁸ Dort lagen Zeitungen und Bücher aus, man konnte Sport treiben, an Diskussionsrunden teilnehmen oder Sprachkurse belegen. Englisch oder Hebräisch. Gut möglich, dass Walter Holländer Englisch lernte, während er – ein ganzes Jahr lang – auf sein Visum für die Vereinigten Staaten wartete.

Ediths Bruder Walter war in eine extrem schwierige Lebenssituation geraten, doch vorläufig war er wenigstens in Sicherheit vor den Nazis. Ihre Mutter hatte bis zu ihrer Rettung aus Nazideutschland noch einige bürokratische Hürden zu nehmen – in der neuen wie in der alten Heimat. Vor Edith lagen lange Wochen des Bangens.

Am 30. Januar 1939, dem sechsten Jahrestag seiner Machtergreifung, nahm Adolf Hitler ein weiteres Mal seine gesamte Wortgewalt zusammen, um in der Bevölkerung Angst vor den Juden zu schüren. «Ich bin in meinem Leben sehr oft Prophet gewesen», legte er los, und es klang wie eine vorweggenommene Rechtfertigung für seine «Endlösung», «und [ich] wurde meistens ausgelacht ... Ich will heute wieder Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bol-

schewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.» Am selben Tag nahm Rosa Holländer ihren neuen Reisepass in Empfang.

Und Ediths älterer Bruder Julius? Auch er wollte Deutschland so schnell wie möglich verlassen. Doch welcher Staat würde ihn aufnehmen? Der holländischen Regierung war er nicht willkommen, so viel stand fest. Würde er in die USA einreisen dürfen? Und was würde dann aus dem Unternehmen? Der Wohnung? Dem Familienbesitz?

Die *Handelsgesellschaft B. Holländer*, die bis zuletzt einen recht ansehnlichen jährlichen Gewinn von durchschnittlich etwa 33'000 Reichsmark eingebracht hatte, musste ihren Betrieb auf Befehl der Nationalsozialisten noch im November 1938, unmittelbar nach Walters Verhaftung, einstellen.⁷⁹ Der Exekutor berief sich auf das Gesetz – die am 12. November erlassene «Erste Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben».

«Die Gesellschaft B. Holländer ist aufgelöst», trug der zuständige Beamte schliesslich am 26. Januar 1939 ins Handelsregister ein. 43 Jahre Aufbauarbeit – stillgelegt. Doch materielle Werte spielten nur noch eine untergeordnete Rolle. Die Holländers hatten begriffen, dass sie vogelfrei waren.

Julius Holländer hatte schliesslich mehr Glück im Unglück als viele andere. Sein Antrag auf Einreise in die USA wurde zügig genehmigt, weil sein Cousin Ernst, der schon seit einiger Zeit dort lebte, sein Affidavit unterzeichnet hatte.⁸⁰

Am 24. Februar 1939 erhielt Julius das erforderliche Visum, am 25. März bestieg er in Rotterdam die «Veendam» der Schiffsgesellschaft *Holland-America-Line*.^{sl} Bevor er die Heimat für immer verliess, sorgte er noch dafür, dass wenigstens ein geringer Teil des Hausrats, Stücke, «die lange im Familienbesitz gewesen waren und daher für die Schwester einen Erinnerungswert besaßen», wie er sich später ausdrückte, nach Amsterdam überstellt wurden.

Eine Truhe, eine Standuhr, ein Schreibtisch, ein Schrank, Sessel, ein Teppich, verschiedene Bilder.⁸²

Juden durften über ihr Hab und Gut längst nicht mehr frei verfügen. Der Staat liess sich Ausfuhrgenehmigungen teuer bezahlen. Am 27. Februar 1939 überwies Julius 1470 Reichsmark auf das Konto des Reichswirtschaftsministeriums bei der Golddiskontbank Berlin. In Walters Namen zahlte er am gleichen Tag 280 Reichsmark, etwa zwei Wochen später weitere 400 Mark ein. Reichsfluchtsteuer. So ausgeblutet, waren die Flüchtlinge für ihr Gastland denkbar unattraktiv.⁸³

Den grössten Teil der Einrichtung in der geräumigen Mietwohnung – drei Wohnräume, drei Schlafzimmer, diverse Nebenräume – am Aachener Pastorplatz 1, die Rosa, Julius und Walter Holländer seit 1935 bewohnt hatten und in denen Anne Frank einige glückliche Ferienwochen verbracht hatte, dazu Hunderte von Büchern, musste die Familie zurücklassen. «Es war uns nicht möglich, die Möbel zu verwerfen, wir mussten sie vielmehr im Stich lassen», gab Walter viele Jahre später an. Ihr Wohnhaus in der Liebfrauenstrasse hatten die Holländers, dem Anschein nach aus wirtschaftlichen Gründen und jedenfalls mit Zustimmung von Otto und Edith, die Vierteileignerin war, bereits 1932 verkauft und seither zur Miete gewohnt.⁸⁴ Erst in einem repräsentativen Stadthaus in der Monheimsallee 42-44, in dem Anne zwischen 1933 und 1934 fast ein ganzes Jahr gewohnt und gespielt hatte und das später in ein Casino umfunktioniert wurde, und zuletzt eben am Pastorplatz.

Was aus dem Grundstück am Grünen Weg wurde, das, seit es Annes Grossvater Abraham Holländer 1913 erworben, als Unternehmenssitz gedient hatte, bekamen die Holländers anscheinend nicht mehr mit. Sie hatten weder Zeit noch Gelegenheit, es zu veräussern, bevor sie das Land verliessen. Das nationalsozialistische Deutschland «arisierte» es auf dem üblichen Weg, es leitete eine Zwangsversteigerung ein. Das 17'916 Quadratmeter grosse Gelände war mit erheblichen, aber damals keineswegs unüblichen Hypotheken zugunsten

B. Holländer,

(Inhaber: Abraham Holländer)

gegründet 1858,

==== am Bahnhof Aachen-Nord. ====

☛ 908 u. 909. Privat-☛ 858.

Eisenschrot und Altmetalle.

Ankauf, Verkauf,

Abbruch industrieller Anlagen.

Lager

in Dampfkesseln, Maschinen, Maschinenteilen, Trägern, Säulen, Schienen, Bassins, Baueisen, Rohren, Ventilen, Transmissionen, Fenstern, Treibriemen, Rädern, Kaminen und allem möglichen Ruzeisen.

Belagplatten, Quotenbleche und Bleche
aller Art in eigenem Scheren- und
Walzenbetrieb nach Maß und
Zeichnung geschnitten.

==== **Fallhammerbetrieb.** ====

Rohprodukte für Papier-, Kunst-
wolle- und Gemische Fabriken.
Lumpen-Sortieranstalt.

Eisenbahn-Gleisanschluß Aachen-Nord.

Namenseintrag im Aachener Adressbuch 1914.

der *Dresdner* und der *Deutschen Bank* belastet. «Zur Sicherheit der Bezahlung aller Forderungen und Ansprüche, welche die *Dresdner Bank* in Aachen und die *Deutsche Bank*-Filiale Aachen auf Grund

ihrer Geschäftsverbindungen gegen die Firma ‚B. Holländer‘ in Aachen bereits erworben haben oder in Zukunft erwerben werden ...», war im Dezember 1925 im Grundbuch vermerkt worden.⁸⁵ Nun, da die Holländers ihr Unternehmen stillgelegt und das Land verlassen hatten, wurden die Kreditraten nicht mehr getilgt. Nur konsequent also, dass die Gläubiger darauf achteten, schleunigst zu dem ihnen zustehenden Geld zu kommen.

«Die Zwangsversteigerung der im Grundbuch von Aachen Band 169 Blatt Nr. 6724 auf den Namen der Offenen Handelsgesellschaft ‚B. Holländer‘ in Aachen eingetragenen Grundstücke ist angeordnet», liess das Amtsgericht Aachen am 4. Mai 1939 verlautbaren. Zur Versteigerung kamen: Wohnhaus und Büro mit Hofraum, Packhalle mit Hofraum, Sortierhalle, Wohlfahrtsgebäude, Pferdestall, Aborte, Lagerhalle, Lagerschuppen, Schlosserei, Lumpenballenschuppen mit Lagerhalle, Portierhäuschen.

Einheitswert des Grundstücks: 103'900 Reichsmark. Meistgebot: 54'000 Mark.

«Auf Grund des rechtskräftigen Zuschlagsbeschlusses des Amtsgerichts Aachen vom 27. Juli 1939» wurde die neue Eigentümerin, die Aachener Filiale der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft, in das Grundbuch eingetragen. Sie war die einzige Bieterin gewesen und verkaufte die Liegenschaft ein knappes Jahr später – ohne zusätzlichen Gewinn daraus zu schlagen – an einen «Arier» weiter.

So also kann man die Geschichte vom Niedergang der Unternehmerfamilie Holländer und der Versteigerung ihres Familienbesitzes erzählen. Oder so: Nationalsozialisten vertreiben anständige Bürger, weil ihnen ihre «Rasse» nicht passt, und führen den Besitz, den sich die – in ihren Worten – «dreckigen Parasiten» über Jahrzehnte erarbeitet haben, mit Hilfe eines der führenden Bankhäuser des Landes einem «Arier» zu – zu einem Spottpreis.

Die Franks erfuhren davon vorerst vermutlich nur in Bruchstücken, und das war vielleicht gut so – sie hatten genug Kummer.

«Was soll man heute zum Geburtstag schreiben», fragte sich Otto im Geburtstagsbrief an seine Mutter im Dezember 1938. «Man muss dankbar sein für das, was man noch hat – und darf nur hoffen! Es ist auch hier nun elend kalt und man denkt unaufhörlich an diejenigen, die nicht wie wir in der warmen Stube sitzen!»⁸⁶ Und wie erging es Rosa Holländer? Sie gehörte zu den Ausnahmen, die Ende März 1939 nach Holland einreisen und bleiben durften. Bevor Julius Holländer – selbst nur im Besitz eines Transitvisums – nach Rotterdam weiterfuhr, brachte er seine Mutter an den Merwedeplein. Eine stille, gebrochene Frau.⁸⁷

War Holland noch sicher? Und wie lange noch? Zu Beginn des Jahres 1939 standen die Franks vor einer ähnlichen Situation wie schon 1933. Sollten sie Amsterdam verlassen und noch einmal – irgendwo – von neuem beginnen? Fragen, die sie sich genau sechs Jahre zuvor schon einmal hatten stellen müssen. Konnten sie Anne und Margot schon wieder entwurzeln? Die beiden hatten in Amsterdam bestens Fuss gefasst. Wie würden die Kinder auf ein neues Land reagieren? Welches Land überhaupt? Die Schweiz? War Holland nicht ebenso sicher? Palästina? Nein, sie hatten weder zionistische noch religiöse Ambitionen. Sannes Vater, Herr Ledermann, war 1934, in der Hoffnung, Geschäfte zu machen, dort gewesen. Und er war frustriert nach Amsterdam zurückgekehrt. Nichts als Fliegen und Araber, hatte er gestöhnt, nicht auszuhalten. Ein südamerikanisches Land etwa? Sie hatten ja Verwandte und Freunde in Peru. Auch in Argentinien. England vielleicht? Würde sie überhaupt noch ein Land – irgendeins – mit offenen Armen empfangen? Waren nicht europa-, ja weltweit die Grenzkontrollen verschärft worden? Noch mehr deutsche Juden – nein danke, war nicht das allerorts die Parole? «Ich glaube, alle deutschen Juden suchen heute die Welt ab und können nicht mehr rein», hatte Edith sich bereits im Dezember 1937, fast ein Jahr vor den No-

vemberpogromen, in einem Brief an das befreundete Ehepaar Willi und Hedda Eisenstaedt besorgt gezeigt. Hedda hatte Margot, Anne und vielen ihrer Freundinnen in Amsterdam Gymnastikunterricht gegeben, inzwischen war sie mit ihrem Mann nach Buenos Aires weitergezogen. «... vielleicht ziehen auch wir weiter (was aber so unbestimmt ist, dass wir nur mit Goslars darüber sprachen).» Wehmut klang aus ihren Worten: «Wir sind uns klar, dass es uns dann gehen wird wie Ihnen und die Träume nach Amsterdam schweifen ..,»⁸⁸

Wie schon 1933 spielten auch diesmal die persönliche wirtschaftliche Lage – ein Gewinn aus dem Geliermittelverkauf war nicht in Sicht – und die unsicheren politischen Entwicklungen zusammen und liessen Otto Frank nicht ruhen: «... Ich habe immer versucht, von hier wegzukommen.»⁸⁹

Seinem abwägenden Charakter und seinen finanziellen Möglichkeiten entsprechend kam es für Otto nicht in Frage, Holland zu verlassen, ohne vorher für einen soliden beruflichen Einstieg in einem neuen Exilland gesorgt zu haben. Otto reiste mehrmals nach London – vermutlich im Auftrag der *Pomosal-Werke*.⁹⁰ «Papi geht heute wieder nach England und ich hoffe, dass er nicht zu lange wegbleibt», teilte Margot am 2. Dezember 1937 Grossmutter Frank mit.⁹¹ Und auch Edith bemerkte in ihrem Brief an die Eisenstaedts, dass Otto seit September meist verreist sei und «intensiv an einer englischen Sache arbeitet... ob die gelingt, ist unsicher; leider sind wir geschäftlich nicht zufrieden und müssen etwas dazubekommen ...». «Die Sache» gelang nicht. Und da half es Otto auch nicht, dass er bei einem Neuanfang in England mit der Unterstützung von Cousine Milly Stanfield rechnen konnte.

Eine Chance dürfte sich Otto Frank vorübergehend in Nordamerika ausgerechnet haben. «Kurz vor Kriegsbeginn hatte ich eine Vereinbarung mit einer starken Unternehmensgruppe, um eine neue Fabrik in Übersee aufzubauen. Ich sollte einer der Direktoren werden.»⁹² Bereits 1938 hatte er beim amerikanischen Konsulat in Rotterdam einen Antrag auf Emigration eingereicht. Wie Abertausende andere kamen

die Franks, die unter die Quotenregelung für Emigranten aus Deutschland fielen, vorerst nicht zum Zug.

Welche Hoffnungen Otto Frank tatsächlich an diesen Antrag knüpfte, lässt sich nachträglich nicht feststellen – er sprach nie darüber. Sicher ist jedoch, dass Edith bis zur Emigration ihrer Brüder in die USA die Vorstellung, sich noch weiter von Deutschland zu entfernen, ablehnte. Sie wollte, so viel erklärte Otto später, in ihrer Nähe bleiben.

Deutlich ist auch, dass Otto Frank nicht alles auf eine Karte setzte, sondern, soweit sie in seiner Macht standen, mehrere Strategien gleichzeitig verfolgte. Auch wenn er seine Emigrationsversuche durchaus ernst meinte, kümmerte er sich trotzdem mit ganzem Einsatz um den Ausbau seiner Geschäfte in Holland. «Mein Mann ist sehr übermüdet und hat ein paar Ruhetage dringend nötig. Es ist geschäftlich sehr schwer, sonst leben wir ruhig», hatte Edith immer wieder, so auch in einem ihrer letzten Briefe nach Deutschland berichtet; nach der Pogromnacht 1938 musste sie die Korrespondenz einstellen.⁹³

Inzwischen stand Otto auf einem zweiten Geschäftsbein und durfte endlich auf Aufschwung hoffen. Seit Oktober 1938 führte er neben *Opekta* auch das kleine Unternehmen *Handelsmaatschappij Pectacon N.V.* zwecks «Handel und Fabrikation von chemischen Produkten und Lebensmitteln». Er erzeugte und verkaufte Gewürzmischungen zur Herstellung verschiedener Wurstsorten und belieferte unter anderem Metzgereibetriebe.

Ob Otto selbst den Einfall hatte, sich im Gewürzhandel zu versuchen? Wahrscheinlicher ist, dass sein alter Bekannter Johannes Kleiman auf die Idee gekommen war. Die beiden kannten einander bereits seit dem Frühjahr 1923, Kleiman war erst Prokurist und, gemeinsam mit dem Belgier Jacques Heuskin, vorübergehend Gesellschafter in Ottos Amsterdamer Bankfiliale *Michael Frank & Zonen* gewesen. Seit Otto 1933 nach Amsterdam zurückgekehrt war, dürften sie in stetem Kontakt gestanden haben.

Schon in den zwanziger Jahren hatte Johannes Kleiman Ottos Vertrauen gewonnen; denn als die Bank 1925 liquidiert werden musste, hatte Otto Frank dem sieben Jahre jüngeren Holländer eine allgemeine Vollmacht erteilt und die Bank offiziell an Kleimans Wohnsitz verlegen lassen. Die Miete für Büroräume konnte ein Geschäft ohne Geschäftsaufkommen sich sparen. Während Kleiman sich um die ordnungsgemäße Stilllegung kümmerte, lebte Otto längst wieder in Deutschland – pendelnd zwischen Frankfurt und Aachen, wo er im Mai 1925 Edith geheiratet hatte.

Für die ersten fünf Monate ihres Bestehens führte das Handelsregister die Neugründung *Pectacon* nun wieder mit Kleimans Amsterdamer Privatadresse als Firmensitz. Kleiman war der Direktor. Dann zog das Unternehmen in die Ope/cta-Büroräume, zugleich ernannte Otto Frank sich zum Direktor und Johannes Kleiman zum Aufsichtsrat. De facto übernahm dieser die Buchführung, sowohl für *Pectacon* als auch für *Opekta*.

Vermutlich verstand Johannes Kleiman, ein hagerer Mann mit schmalen Gesicht, eingefallenen Wangen und auffallend hoher Stirn, der zeitlebens mit Magenproblemen zu kämpfen hatte, von Gewürzmischungen ebensowenig wie Otto Frank. Doch sie hatten einen Spezialisten gefunden, der – wie Ottos Sekretärin Miep anerkennend feststellte – einen untrüglichen Riecher für Gewürze hatte: Hermann van Pels.

Van Pels brauchte nur einen Moment an einem Gewürz zu riechen, schon erkannte er, um welches Kraut, welche Wurzel es sich handelte. Gemeinsam mit seinem Vater hatte er in Osnabrück ein Unternehmen für Fleischereibedarfsartikel geführt und mit Gewürzen und Därmen zur Würsterzeugung gehandelt. Im Sommer 1937 war er mit seiner Frau Auguste, geborene Röttgen, und seinem damals knapp elfjährigen Sohn Peter nach Amsterdam geflohen – in der Absicht, möglichst bald in die Vereinigten Staaten weiterzureisen, aber mit ähnlich schlechten Aussichten auf Erfolg wie die Franks.⁹⁴ «[Her-

mann van Pels] war mit 3'000 Reichsmark [nach Holland] ausgewandert und hat sie 1938/39 verloren», wusste Otto Frank.⁹⁵

Van Pels, holländischer Abstammung, aber in Deutschland zu Hause, war ein unkomplizierter Typ, ein rechter Spassvogel, mit dem angenehm zu arbeiten war. Ganz anders als Otto Frank – weniger feinsinnig, offener, lauter. Ein notorischer Kettenraucher. Sein Fachwissen machte ihn im Unternehmen unentbehrlich. Otto behandelte Hermann van Pels, der mit seiner Familie in unmittelbarer Nachbarschaft am Zuider Amstellaan wohnte, eher als Partner denn als Angestellten. «In den Jahren 1940/41 hat er dann bei mir so viel verdient, dass er sich eine schöne Wohnung nehmen konnte und anständig leben. Sparen konnte er nicht.»

Das seit 1925 verheiratete Ehepaar van Pels gehörte zu den gerngesehenen Gästen der Franks. Edith und Otto hatten sich angewöhnt, in regelmässigen Abständen zum samstäglichem Nachmittagskaffee zu laden – in erster Linie freilich deutsche Emigranten, die zum Teil erst Ende 1938 nach Amsterdam geflohen waren, darunter den Zahnarzt Fritz Pfeffer und seine Lebensgefährtin Charlotte Kaletta. Aber auch holländische Freunde, Miep Santrouschitz etwa und ihr Verlobter Jan Gies, den sie im Juli 1941 heiraten sollte, oder eben die Familie Hofhuis. Gute Nachbarschaft und ein fester Bekanntenkreis halfen, das Leben in der Fremde zu bewältigen. Die Gewissheit, angehört zu werden. Der Wille, zusammenzuhalten. Die Bereitschaft, einander zu helfen, ohne viele Fragen zu stellen, auch aus finanziellen Nöten. Die Franks waren – objektiv gesehen – alles andere als wohlhabend; um Kosten zu sparen, hatten sie ein grosses Zimmer ihrer Wohnung untervermietet. Im Vergleich zu vielen Emigranten, die Deutschland später verlassen hatten und nichts mehr ausführen durften, ging es ihnen jedoch prächtig. Deshalb zögerte Edith nicht, Bedürftige mit Essen zu versorgen. Und Otto half einigen nahestehenden Bekannten – auch ohne die Sicherheit, das Geld in absehbarer Zeit wieder zurückzubekommen – mit überschaubaren Summen über Engpässe hinweg.

«Niemand ist je vom Geben ärmer geworden», war schon eine Lieblingsweisheit seiner Mutter gewesen. Diese schärfte er nun auch Margot und Anne ein.

Die Gespräche bei Kaffee, Tee und Kuchen drehten sich vorrangig um die politische Lage und die Sorge um die Zukunft. Kein Gast, der Hitlers Treiben nicht genau verfolgte.

Er hatte im März 1938 Österreich annektiert und ein halbes Jahr später, unter Zustimmung von Paris und London, das Sudetenland. Das hatte für die Franks und ihre Freunde wenigstens noch ein Mindestmass an Plausibilität: In dem Gebiet lebten mehr als 50 Prozent Sudetendeutsche. Hitler sprach von ihrer «Befreiung». Dass sich die militärischen Befestigungsanlagen der Tschechoslowakei just auf diesem Gebiet befanden, man ihrer Armee also gleichsam beide Beine amputiert hatte, war freilich mehr als nur ein günstiger Zufall.

Dass Hitlers Truppen am 15. März 1939 in Prag einmarschiert waren, war schon nicht mehr herunterzuspielen. England schien seine bisher nachgiebige Haltung zu bereuen und gab, unterstützt von Frankreich, eine Garantieerklärung für alle mitteleuropäischen, zwischen Deutschland und der Sowjetunion gelegenen Staaten ab. Würde Hitler es trotzdem wagen, seine Expansionspolitik weiterzuverfolgen? Was würde sein nächster Schritt sein? Würde er tatsächlich einen Krieg riskieren?

Sobald Anne und Margot das Zimmer betraten, war Politik tabu. Die Kinder brauchten Ruhe und Stabilität. Sie durften nicht verwirrt, nicht verunsichert werden; das hielten fast alle Eltern so. Und indem sie sich bemühten, vor ihren Kindern den Schein von Harmonie und Sicherheit zu wahren, bewahrten sie ihn sich auch selbst. Die Normalität des Alltags hielt sie auf Trab, die täglichen kleinen Freuden und Problemchen halfen dabei, Existenz- und Zukunftsängste beiseitezuschieben.

Die Franks unternahmen Reisen, wie jede normale Familie. Die Sommerferien 1937 etwa hatten sie im belgischen Seebad Middelkerke verbracht. Sie machten Ausflüge, wie jede normale Familie.

Landpartien mit dem Fahrrad, Badetouren ans Meer. Im März 1938 etwa – ein Foto im Familienalbum belegt das – erkundeten sie auf einem *salonboot*, einem typisch holländischen Ausflugsboot, die holländische Seenlandschaft. Edith brachte ihren Töchtern Stricken und Nähen bei, wie es eben üblich war. Und sie versuchte, sie für den Religionsunterricht in der jüdischen Gemeinde zu begeistern.

Die Amsterdamer liber al-jüdische Gemeinde in der Tolstraat, die erst Anfang der dreissiger Jahre gegründet und durch die Zuwanderung der deutschen Juden gross geworden war, gab Edith Halt. Die meisten deutschen Juden konnten mit der in Holland vorherrschenden Orthodoxie wenig anfangen, sie schlossen sich der liberalen Reformbewegung an. Wie Otto Frank hatten viele von ihnen in Deutschland nur selten eine Synagoge betreten und verstanden die Amsterdamer Gemeinde als soziale Begegnungsstätte – ihre jüdische Identität war ihnen von den Nazifaschisten aufgezwungen worden.

Für Edith war die Gemeinde mehr als das. Zwar half sie mit, Kinderfeste zu organisieren, etwa das «Freudenfest»: Auch den Kindern, die sie für einen kleinen festlichen Umzug in Zweierreihen ordnete und denen sie bunte Fähnchen in die Hand drückte, fiel die verhaltene Art Ediths auf, hinter der sich ihre Einfühlsamkeit und Liebe zu Kindern erahnen liess. Aber sie ging vor allem in die Synagoge, um zu beten.

Margot hielt sich an ihre Mutter. Und sie teilte die Begeisterung der meisten Emigrantenmädchen für den jungen, aus Berlin stammenden Rabbiner Ludwig Jacob Mehler. Bevor er 1934 nach Amsterdam gekommen war, hatte er in Frankfurt am Main gewirkt. Ein beeindruckender Pädagoge. Jeden Sonntagmorgen nahm Margot an seinem Unterricht teil.⁹⁶

Für Anne hatten ihre seltenen Synagogenbesuche wenig Bedeutung, selbst dem beliebten Rabbi scheint sie mit Skepsis begegnet zu sein. Als dieser eines Tages eine Geschichte über den Stammesvater Abraham erzählte, sorgte Anne für Unruhe unter den Schülern. «Wo-

her will er wissen, wo Abraham seine Füsse hingesezt hat...», soll sie keck gefragt haben.⁹⁷

Edith liess Anne gewähren. Was blieb ihr auch anderes übrig? Otto Frank pflegte selbst kaum Beziehungen zur Gemeinde. Und Anne war ein Papa-ist-der-Beste-Kind. Das ist nichts Aussergewöhnliches. Kleine Mädchen lieben ihre Väter, und Otto war ein aufmerksamer Vater. Wenn er bei seinen Kindern war, dann war er ganz für sie da. Er war Berater, Freund und Spassmacher, kramte gern in seiner Geschichtenkiste, liess die beiden Paulas wiederauferstehen, erfand komische Lieder und nahm sich sogar für Annes Freundinnen Zeit. Wochenlang ging Anne und Hanne die Melodie von Ottos «chinesischem» Lied nicht mehr aus dem Kopf:

«Yo, di-vi-di-vo,
di-vi-di vaya, kasch-kaya, kasch-ko,
di-vi-di-vo, di-vi-di vitsch-vitsch-vitsch-vo.»

Anne und Hanne lachten Tränen, als sie sich die fremdklingenden Wortkreationen einzuprägen versuchten und wieder und wieder zum Refrain ansetzten:

«Yin-yang, Yin-yang, votsch-kai-da-vitschki,
Yang-kai, vid-di-vi, yang-kai vi-di-vi,
Yin-Yang, Yin-yang, votsch-kai-da-vitschki,
Yang-kai vi-di-vi, aya!»

Anne war zu beneiden. Herr Frank war immer so gutgelaunt, fand Hanne. Und er nahm sich sogar Zeit, Hanneli das Radfahren beizubringen. Jedenfalls versuchte er es. Weil sie selbst keines hatte, durfte sie auf Annes Fahrrad steigen. Otto hielt sie hinten am Gepäckträger fest und lief mit ihr auf dem Gehsteig am Merwedeplein auf und ab. Ohne Erfolg. Hanneli war furchtsam und mässig geschickt, und weil sie kein eigenes Fahrrad hatte, entwickelte sie – anders als Anne – nie

eine Beziehung zu dem holländischen Volkssport. Doch auch dafür fand Otto verständnisvolle und tröstende Worte.

Otto, empfand Hanneli, verlor nie die Geduld. Nicht einmal, wenn Anne zickig war. Und Anne konnte ziemlich zickig sein. Eine Kämpferin, die, auch wenn sie manchmal gar nicht so genau wusste, was sie eigentlich wollte, jedenfalls ihren starken Willen herauskehrte. Tadel nahm sie nicht einfach hin, sondern sie wehrte sich manchmal mit einem ebenso einschmeichelnden wie störrischen «Ja, aber ...». Den Freundinnen ihrer Schwester konnte ihr vorwitziges Wesen auf die Nerven gehen. Margot war zwar schon dreizehn, aber immer noch eine folgsame Dulderin. Rundlich und ruhig, als ob ihre Statur Ausdruck ihres soliden Charakters wäre. Keine Spur von pubertärer Rebellion. Ganz anders Anne: Tonangebend schon mit neun und zehn, stürmisch und fordernd, oft sogar richtig zornig, in der Regel aber durchaus einsichtig. Weisst du, versuchte Otto seine Menschenkenntnis in einfachen Worten an sie weiterzugeben, gute und schlechte Menschen haben eines gemeinsam: Alle machen Fehler. Aber gute Menschen können ihre Fehler eingestehen, mit anderen darüber reden und daraus lernen. «Mein liebes Annelein ... einfach wie mit deinem Schwesterchen geht es nicht immer», schrieb Otto ihr am 12. Mai 1939, seinem fünfzigsten Geburtstag und zugleich seinem 14. Hochzeitstag, «wenn auch im Allgemeinen dein lustiger Sinn, dein lebenswürdiges Wesen dich spielerisch über vieles hinwegtäuzeln lassen. Oft habe ich dir gesagt, dass du dich selbst erziehen musst, wir haben das ‚control‘ miteinander ausgemacht und du gibst dir selbst viel Mühe, das ‚aber‘ zu schlucken. Dabei verwöhnst du dich doch gern und lässt dich gern verwöhnen.» Das alles wäre freilich nicht so schlimm, fugte Otto hinzu, wenn Anne in ihrem Herzen weiterhin so lieb bliebe wie bisher. «Eigensinnig bist du ja nicht und dadurch ist nach ein wenig Weinen rasch das Lachen wieder da. ‚Vergnügt was dran ist‘ – sagt Mutti. Möge dir dieses lustige Lachen bewahrt bleiben, mit dem du dir, uns und anderen das Leben verschönst. Dein Pim.»⁹⁸

So fröhlich Anne sein konnte, so leicht war sie aus dem Gleichgewicht zu bringen. «Der nervöse kleine Kerl hat eben viel Ruhe nötig», bemerkte Edith dazu.» Vielleicht war es die berechtigte Sorge um Annes Gesundheit, die Otto stets nachsichtig stimmte.

Diese Überlegungen stellten Annes Freundinnen natürlich nicht an. In ihren Kinderaugen war Herr Frank ein gutmütiger, humorvoller Vater, vor dem man zwar Respekt, aber niemals Angst hatte. Ein Mann, den man alles fragen konnte, weil er sich immer Zeit für eine Antwort nahm. Dabei war auch Hannes Vater alles andere als humorlos. Zu Purim, dem jüdischen Karneval im Februar oder März – es war 1938 oder 1939 –, gaben die Goslars ein Fest. Ein Freudenfest, mit dem an die Befreiung des jüdischen Volkes, seine Rettung vor der Verfolgung unter dem Perserkönig Xerxes erinnert wurde. Die historischen Parallelen müssen den Feiernden gegenwärtig gewesen sein: Nach der Zerstörung des Tempels hatten die Juden im Persischen Reich so lange in Frieden gelebt, bis der neue Minister Haman, ein fanatischer Antisemit, an die Macht kam und beschloss, die Juden bis auf den letzten auszurotten. Haman hatte sich König Xerxes' Zustimmung zur Judenvernichtung mit der Behauptung erschlichen, dass die Juden die königlichen Gesetze nicht befolgten. Als Ester, die jüdische Gemahlin des Königs, von Hamans grausamen Plänen erfuhr, fastete sie aus Protest und Trauer drei Tage lang – und mit ihr alle Juden im Perserreich. Daraufhin erkannte und bereute Xerxes seinen Irrtum und liess – statt der Juden – Haman hängen.

Über das Datum der «Säuberungsaktion» hatte ursprünglich das Los entscheiden sollen. Es war auf den dreizehnten Tag des zwölften Monats, das ist der Monat Adar, gefallen. Auf Hebräisch heisst das Los «Pur», daher gab man dem Festtag später den Namen «Purim».

Zur Erinnerung an die Rettung des jüdischen Volks soll gefeiert werden – mit Tanz, Gesang und einem regelrechten Gelage, mit Kostümen, mit gegenseitigen Geschenken und Almosen für die Armen. Die Verkleidung hat symbolische Bedeutung. Jeder soll sich mög-

lichst unkenntlich machen. Weil am historischen Purimstag die Juden plötzlich nicht mehr verfolgt, sondern geschützt, nicht mehr verachtet, sondern verehrt wurden, soll jeder eine andere Rolle, ein anderes Aussehen annehmen. Freund oder Feind, Jude oder Haman – eine Verwirrung der Identität. Ein Spiel, bei dem sich jeder neu erfinden soll. Das jede Persönlichkeit relativiert...

Zu dem Purim-Fest der Goslars verkleideten sich nicht nur die Kinder. Hans Goslar scheidete sein Haar, das er sonst nach hinten gekämmt trug, streng zur Seite, setzte mit einem Kohlestift ein schmales Bärtchen auf seine Oberlippe, zog seinen Regenmantel an, und läutete bei den Franks. Als die Tür aufging, richtete er sich auf, als hätte er einen Stock verschluckt, stemmte herrisch seine Linke in die Hüfte und streckte die Rechte zum «deutschen Gruss» vor, startete die Franks mit streng zusammengekniffenen Lippen und den weit aufgerissenen Augen eines Hypnotiseurs an und freute sich innerlich über die Schrecksekunden, die Otto und Edith verharreten, ehe sie in Lachen ausbrachen.

Am frühen Morgen des 1. September 1939 überfielen Hitlers Armeen Polen. Die Westmächte ordneten die Generalmobilmachung an. Sollte Deutschland seine Truppen nicht unverzüglich wieder zurückziehen, warnten sie, würden sie Polen wie vereinbart zu Hilfe kommen. Hitler lenkte nicht ein, auch nicht, als ihm die Engländer am 3. September um neun Uhr morgens ein Ultimatum stellten. Auch nicht, als sich mittags Frankreich mit einem auf fünf Uhr nachmittags befristeten Ultimatum anschloss. Die daraufhin folgende Kriegserklärung Englands und Frankreichs war nur noch eine Formalität. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

Frankreich und England machten es Adolf Hitler mit ihrer Defensivstrategie leicht. In seinem ersten «Blitzkrieg» brachte er Polen –

und damit auch weit mehr als zwei Millionen Juden – in seinen Einflussbereich. Sie erhielten keine Schonfrist. In einem Sondererlass vom 21. September 1939 befahl Sicherheitspolizeichef Reinhard Heydrich seinen pogromerfahrenen «Einsatzgruppen» die «Konzentrierung» der polnischen Juden: Überall in Polen wurden sie verprügelt, ausgeraubt, entehrt. Frommen Juden schnitten die vandalierenden Nazis die Bärte ab, zwangen sie auf die Knie und liessen sie turmen. Dem willkürlichen Terror folgten diskriminierende Verordnungen, entrechtende Gesetze.

In den Niederlanden verfolgte man die Entwicklungen in Polen mit Entsetzen. Die niederländische Presse berichtete zurückhaltend – im Interesse der Neutralität sollte das «Dritte Reich» nicht unnötig «irritiert» werden. Die Neutralität Hollands, Belgiens, Luxemburgs und der Schweiz seien «peinlich zu achten», hatte Adolf Hitler in seiner «Weisung Nr. 1 für die Kriegsführung» vom 31. August 1939 vorgeschrieben. Darauf berief sich nun der holländische Ministerpräsident Hendryk Colijn und versicherte den beunruhigten Niederländern, dass das Land nicht akut bedroht sei und sie im Übrigen ruhig schlafen könnten.

«Neutralität» war das Stichwort, an das sich nun alle Holländer klammerten, niemand jedoch so verzweifelt wie die hierhin immigrierten deutschen Juden.

Holland sei doch auch im Ersten Weltkrieg neutral geblieben, argumentierte Otto Frank in seiner Rolle als Optimist gegen die Befürchtungen vieler Bekannter. Holland werde auch jetzt neutral bleiben. Innerlich dürfte jedoch auch er zutiefst verunsichert gewesen sein. Seiner Cousine Milly Stanfield in London teilte er seine Bedenken mit: Was, wenn Holland doch angegriffen würde? Könnte er dann noch für die Sicherheit Annes und Margots garantieren?

Vor seinen beiden Mädchen wollte er seine Sorgen geheim halten, doch vor allem Margot liess die angespannte Situation nicht unberührt: «We often listen to the radio as times are very exiting, having a frontier with Germany and being a small country we never feel

safe», schrieb die Vierzehnjährige Ende April 1940 an ihre gleichaltrige Brieffreundin Betty Ann Wagner. Das Mädchen lebte auf einem Bauernhof unweit des kleinen Dorfs Danville im Bundesstaat Iowa. Ihre Lehrerin hatte mit einer Kollegin aus Amsterdam Schüleradressen ausgetauscht. Gemeinsam betrieben sie das «Projekt Brieffreunde». «Weil wir aufregende Zeiten erleben, hören wir oft Radio. Als kleines Land mit einer Grenze zu Deutschland fühlen wir uns nie sicher.» Voll Bedauern erklärte Margot, warum sie ihre beiden Cousins in Basel nicht mehr besuchen konnte. Um nach Basel zu kommen, müssten sie entweder durch Deutschland oder durch Belgien und Frankreich reisen. Beides wäre unmöglich, denn «it is war an[d] no visas are given».

Anne, deren elfter Geburtstag wenige Wochen bevorstand, war in ihrem Schreiben an Betty Anns jüngere Schwester Iuanita Lane keine Beunruhigung anzumerken. Sie plauderte von ihrem Schulleben, ihrer Leidenschaft fürs Postkartensammeln, ihrem bevorstehenden Geburtstag. «Falls du und Betty ein Foto von euch habt, schickt einen Abzug, da ich so neugierig bin, wie ihr aussieht.» Otto – selbst sehr sicher in der englischen Sprache – half Anne, den Brief zu übersetzen, Anne brachte ihn in ihrer schwungvollen Schreibschrift zu Papier. Einen Hinweis auf ihr Geburtsland Deutschland gab sie nicht. Im Gegenteil. Anne unterzeichnete ihren Brief mit: «Hoping to hear from you I remain your Dutch friend Annelies Marie Frank.»¹⁰⁰ Iuanitas Antwortschreiben erreichte Anne nicht mehr.

6. In der Falle

Eingeholt! Der Wettlauf gegen die braune Gefahr – verloren? Wie ein Faustschlag traf die Franks der Überfall der deutschen Truppen auf Holland.

Krieg! Hatten sie nicht damit rechnen müssen? Schon seit Monaten schien ein Angriff von deutscher Seite buchstäblich in der Luft zu liegen. Und doch hatte es immer wieder Anlass zur Hoffnung gegeben. Neunundzwanzigmal im vergangenen halben Jahr hatte ein deutscher Oberst der holländischen Regierung den von Adolf Hitler geplanten Angriffstermin zugespielt. Neunundzwanzigmal falscher Alarm. Jedes Mal war der angekündigte Tag friedlich verstrichen, angeblich hatte das schlechte Wetter den Angriff immer wieder verhindert. Tatsächlich war der Winter 1939 / 40 der kälteste seit elf Jahren gewesen, auf den Grachten und Kanälen hatte sich – zur Freude der Eisläufer – wochenlang eine dicke Eisschicht gehalten, das Frühjahr hatte typisch holländisch verregnet begonnen.

Nach 29 Fehlmeldungen nahm kaum noch ein Regierungsmitglied die erneuten Warnungen ernst. Die meisten waren zu der beruhigenden Schlussfolgerung gekommen, dass Hitler ihren Staat mit gezielten Täuschungsmanövern provozieren wollte, seine Neutralität zu brechen.

Die ersten Maitage des Jahres 1940 hatten sich von ihrer schönsten Seite gezeigt, frühsummerlich warm und sonnig. Ideales Wetter für den Angriff, der am 9. Mai abermals und diesmal endgültig befohlen worden war. Eine Kriegserklärung an Holland gab es nicht. Seine Truppen kämen als Beschützer des neutralen Staates, hatte sich Adolf

Hitler zurechtgelegt, um die täglich drohende Gefahr, dass die Alliierten die Niederlande als Startrampe für einen Angriff auf das Ruhrgebiet missbrauchen könnten, abzuwenden. Immerhin habe Holland, indem es geduldet hatte, dass englische Flugzeuge sein Hoheitsgebiet überflogen, seine Neutralität längst selbst verletzt. Tatsächlich brauchte Hitler Flugplätze in Nordseennähe.

Es war noch stockdunkel, als am 10. Mai 1940 ein dumpfes Donnern und Grollen aus der Ferne nach Amsterdam dröhnte. Man konnte es für ein nahendes Gewitter halten und weiterschlafen. Viele Menschen begriffen jedoch schnell, dass Flugzeuge diesen unheilverkündenden Lärm verursachten, und sprangen alarmiert aus den Betten, zu ihren Radioapparaten. Was genau war geschehen? Die Engländer? Die Deutschen? «Schwerbewaffnete Fallschirmspringer in der Nähe von Gouda gelandet... deutsche Truppen haben die holländische Grenze an mehreren Stellen überschritten ... unterwegs nach Westen ... noch mehr Fallschirmspringer um Edam ... nördlich von Wijk ... verkleidete Fallschirmspringer ... in holländischen Uniformen ... in Bauernkitteln ... in Sanitärkleidung ... mit Fahrrädern ...» Verwirrende Meldungen, wilde Gerüchte. Bomben auf den Amsterdamer Flughafen Schiphol.

Am frühen Morgen rief die niederländische Königin zu Ruhe auf. Beruhigen konnte ihre Rede jedoch nicht, am wenigsten den jüdischen Teil der Bevölkerung. Dass ihr Heer dem deutschen weder zahlen- noch kräftemässig gewachsen war, ahnten alle. Holland würde sich keinesfalls wehrlos geschlagen geben, versicherte Wilhelmina ihrem Volk. Krieg!

Panik packte die einen, Ohnmacht lähmte die anderen. Was hatten die Deutschen vor? Hilflos warteten sie auf Anweisungen.

Am schnellsten, so schien es, lernten die Mütter mit dem Ausnahmezustand umzugehen. Frühstück. Ihre Kinder mussten natürlich frühstücken. Mit Routinehandlungen versuchten die Frauen, die Angst zu besiegen. Das Leben würde weitergehen, wenn der Alltag weiterging.

Ob sie ihre Kinder in die Schule schicken sollten, fragten sie ihre Ehemänner. In Amsterdam war der Krieg ja nicht sichtbar. Nur die leeren Strassen und die neuesten Rundfunkmeldungen deuteten am frühen Vormittag auf die Gefahren hin.

Die Kinder würden zu Hause bleiben. Auch Anne ging nicht zur Schule. Und gewiss ging es ihr ähnlich wie allen Kindern ihres Alters: Zu der beklemmenden Unsicherheit über das, was sie beim Frühstück gehört hatte, mischte sich ein Anflug von kindlicher Freude über den schulfreien Tag und die unerwartet vorgezogenen Pfingstferien. Der 10. Mai 1940 war ein Freitag.

Otto Frank hingegen dürfte, wie an jedem gewöhnlichen Tag, ins Büro gegangen sein. Keine Frage, auch er zwang sich, indem er sich auf seine alltäglichen Pflichten zu konzentrieren versuchte, einen Rest von Ruhe zu bewahren; denn so stark und zuversichtlich er sich zu Hause, vor Edith, den Mädchen und der kränklichen Oma Holländer auch gab, so verstört war er in seinem Inneren. Er hatte es geahnt. Sie hatten es doch alle ahnen müssen. Es war nur wenige Wochen her, dass seine Cousine Milly ihm geraten hatte, Anne und Margot nach England zu schicken. Sie und ihre Mutter hatten angeboten, für die Mädchen zu sorgen, bis der Krieg in Europa überstanden wäre. Er hatte abgelehnt. Weder er noch Edith konnten sich vorstellen, sich von ihren Kindern zu trennen, was auch geschehen sollte. Und nun hatten die Nazis sie eingeholt.¹⁰¹

Die Sonne, die an diesem schwarzen Freitag wie zum Hohn besonders prachtvoll vom Himmel gelacht hatte, ging im Chaos unter. Das Telefonnetz war unterbrochen, die Menschen hatten die Lebensmittelgeschäfte gestürmt. Dabei hatte die Regierung schon einige Monate vorher, unmittelbar nach Kriegsausbruch in Polen, verschiedene Grundnahrungsmittel rationieren und nur noch gegen Lebensmittelmarken – bunt und beschränkt gültig – ausgeben lassen. Rosafarbene für Brot oder blaue für Milch etwa. Eine bürokratische Massnahme, wie es vorerst schien. Lästig. Jeder hatte auch weiterhin genug zu essen. Doch nur wer seine graue, aus biegbarem Karton geschnittene

«Stammkarte» vorweisen konnte, die an Erwachsene wie Kinder ausgeben worden war, bekam Marken. Und nur wer die zugeteilten Marken rechtzeitig einlöste, durfte dafür Lebensmittel kaufen. Zuckermarken zu spät eingelöst – kein Zucker. Fleischmarken zu lange gehortet – kein Fleisch. Eine unerlässliche Erziehungsmassnahme, wie sich schnell herausstellte. Die Bürger sollten sich einen vernünftig bemessenen Vorrat schaffen, statt masslos zu hamstern. Eine neue Form des organisierten Einkaufens, die die Aufmerksamkeit und Flexibilität der Hausfrauen forderte. Auch Edith Frank musste sich darauf einstellen. «Hamstern schadet deinem Volk», hiess es auf Plakaten, von denen gierige Nager herunterschauten. Und nun, nach der deutschen Invasion, hatten die Menschen doch panisch die Geschäfte gestürmt, um an Haltbarem zu beschaffen, was es zu beschaffen gab.

Ein Fliegeralarm nach dem anderen, Mal für Mal von ohrenbetäubendem Sirenengeheul angekündigt, hatte jeden Einzelnen unter Hochspannung gehalten. Schon früher hatten die Bewohner des Merwedepoins an Feuer- und Fliegeralarmübungen teilnehmen müssen und sich dabei gegenseitig Mut zugesprochen. Nun war der Ernstfall gekommen. Mit jedem Alarm, schien es, kam der Krieg näher, und die Angst wurde grösser. Doch nichts geschah. Man wartete auf neue Anweisungen aus dem Rundfunk.

Ausgangssperre; ab acht Uhr abends durften keine Ziviipersonen mehr auf der Strasse sein; mit Klebestreifen sollten sie ihre Fensterscheiben verstärken, damit diese den Druckwellen standhielten, die ein Bombenangriff auslösen würde; und Verdunkelungspapier anbringen, man wolle dem Feind doch nicht den Weg leuchten.

Innerhalb eines einzigen Tages war die Gesellschaftsstruktur in Holland neu definiert worden. Hatte es eben noch Arm und Reich, eine Unter- und eine Oberschicht, Rechte und Linke, verschiedene Glaubensinteressen gegeben, so unterschied man mit einem Mal nur mehr

zwischen «gut» und «schlecht», Freund oder Feind – gegen Deutschland oder dafür.

Wer unter Verdacht stand, mit den deutschen Nationalsozialisten zu sympathisieren, wurde festgenommen. Schon vor der Invasion war eine Liste der wichtigsten niederländischen Nazis angelegt worden. Auch gebürtige Deutsche, hiess es, waren als «feindliche Ausländer» unter Hausarrest zu stellen. Auch deutsche Juden. Wer Glück hatte, wurde von holländischen Nachbarn oder Freunden versorgt. Deutsche, die den Polizisten ins Blickfeld gerieten, liefen Gefahr, unabhängig von ihrer politischen Gesinnung erst einmal mitgenommen zu werden. Auch deutsche Juden. Maximale Sicherheit für das holländische Volk. Zweifellos wurden diese Vorkehrungen in guter Absicht getroffen. Nachträglich können sie nur mit einer allgemeinen Verstörtheit entschuldigt werden, die weder genügend Zeit noch die Geistesgegenwart zu differenzieren liess und manche spontan-groteske Ad-hoc-Handlung auslöste. Denn niemand war über die Invasion der Hitlertruppen so verzweifelt wie die nach Holland emigrierten deutschen Juden.

Viele von ihnen wollten nicht untätig abwarten, was weiter geschehen würde. Man hörte von Juden, ganzen jüdischen Familien sogar, die die Flucht in den Selbstmord als einzigen und erträglichsten Ausweg gesehen und zu einer Überdosis Veronal gegriffen, sich erhängt oder – in der Hoffnung, im Schlaf zu sterben – den Gashahn geöffnet und die Fenster geschlossen hatten. Sanne und Barbara Ledermann hatten vom Balkon ihrer Wohnung mit angesehen, wie ein Mann in letzter Minute aus seiner gasverseuchten Wohnung gerettet wurde. Gut möglich, dass sie Anne und Margot davon erzählten.

Andere versuchten, aus Holland zu fliehen. Die wenigen, die ein Automobil besaßen, fuhren Richtung Meer, nach IJmuiden etwa oder Scheveningen. Andere versuchten, weil keine öffentlichen Transportmittel verkehrten, auf ihren Fahrrädern dorthin zu kommen.

Die holländische Regierung hätte Schiffe bereitgestellt, auf denen jüdische Flüchtlinge nach England übersetzen konnten, hiess es.

Im dem allgemeinen Durcheinander von widersprüchlichen Befehlen und unklaren Verlautbarungen schafften es die wenigsten, tatsächlich zu entkommen. Manche wurden von Kontrollen aufgehalten und zurückgeschickt, andere kamen zwar durch, fanden aber auf keinem der Schiffe mehr Platz. Sie alle machten entmutigt kehrt.

Die Franks blieben in Amsterdam. Erstens hatten sie keinen Wagen, zum zweiten war ihre Chance gering, als fünfköpfige Familie, mit zwei halbwüchsigen Töchtern und einer altersgeschwächten Grossmutter, durchzukommen. Das schätzte Otto Frank richtig ein.

Sie warteten also ab und hielten es wie die meisten ihrer jüdischen Bekannten: Sie versuchten, ihre Kinder auch weiterhin vor der rauen Wirklichkeit abzuschirmen und ihnen das vielleicht wichtigste Privileg ihrer Kindheit, die Unbeschwertheit, zu bewahren. Ihren drängenden Fragen wichen sie aus. Der bisherige Standpunkt «Je mehr du fragst, mein Kind, umso mehr lernst du» hatte sich, zumindest in aktuellen politischen Fragen, über Nacht gewandelt: Je weniger du weisst, umso weniger Fragen kannst du beantworten.

Das Leben ging weiter – auch nachdem am 13. Mai bekannt geworden war, dass Königin Wilhelmina auf einem englischen Zerstörer aus Holland geflohen und das Regierungskabinett ihr gefolgt war. Die Königin, die das Land seit 42 Jahren regierte, die – auch wenn ihr Einfluss in Wahrheit gering war – als Garant für Stabilität galt, diese Königin hatte ihr Volk im Stich gelassen. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Bevölkerung ihre Wut und Enttäuschung überwinden und Wilhelminas durchaus vernünftige Entscheidung gutheissen konnte. Vom Londoner Exil aus würde sie ihrem Volk vielleicht hel-

fen können. Als Hitlers Gefangene wäre sie jedenfalls machtlos gewesen.

«Denkt an unsere jüdischen Mitbürger», hatte die damals Sechzigjährige in ihrer letzten Radioansprache aus Holland betont. Ein Jahr davor hätte sie diese Ermunterung selbst brauchen können. Als die Regierung im Frühjahr 1939 nach einem geeigneten Grundstück zur Errichtung eines Aufenthaltslagers für jüdische Flüchtlinge gesucht und der Königin schliesslich mitgeteilt hatte, dass ein solches bei Elspeterveld im Landschaftsschutzgebiet Veluwe gefunden wurde, hatte sich diese gar nicht begeistert gezeigt und – selbstverständlich majestätisch taktvoll – ihr «Bedauern» geäussert, dass der gewählte Standort gar so nah an ihrer Sommerresidenz liege. Statt in zwölf Kilometern Entfernung vom königlichen Jagdschloss war das Lager schliesslich fernab, im feuchtkalten Nordosten des Landes, im Sumpfgebiet von Westerbork, errichtet worden.

Das Leben ging weiter – auch nachdem am 14. Mai, abends um sieben, bekanntgeworden war, dass Holland kapitulieren würde. Drei Tage hatten sich die Holländer tapfer gegen den übermächtigen Goliath gewehrt. Dann jedoch hatte der ein unmissverständliches Ultimatum gestellt: Kapitulation und Übergabe Rotterdams an die deutsche Wehrmacht – oder die Zerstörung der Hafenstadt und noch mehr ausgewählter Ziele aus der Luft.

Von Funkstörungen und Kommunikationsproblemen war nachträglich die Rede, als Deutschland sich über das Ultimatum hinwegsetzte und noch während der Übergabeverhandlungen die Rotterdamer Altstadt bombardierte. Etwa 800 Zivilpersonen kamen dabei zu Tode, zahlreiche Gebäude wurden zerstört, darunter auch das amerikanische Konsulat. Und damit auch Otto Franks vage Hoffnung auf eine bevorstehende Rettung in die USA. Sein Antrag dürfte, wie die vielen tausend anderen, die auf Bearbeitung gewartet hatten, bei dem Angriff verbrannt sein.¹⁰²

20 Minuten vor zwölf am 15. Mai 1940 hatte die holländische Regierung schliesslich die Kapitulationsurkunde unterzeichnet – Flug-

blätter über Amsterdam und Utrecht, unheilvolle Warnungen vor weiteren Bombardements, hatten sie zusätzlich unter Druck gesetzt. Nach nur fünf Tagen war der Krieg zu Ende, Holland besetztes Gebiet. Entsetzt sah die Bevölkerung Amsterdams zu, wie Kolonnen von deutschen Wehrmachtssoldaten in feldgrauen Uniformen und Stahlhelmen im Takt ihrer Soldatenlieder das Flussviertel durchqueren und auf die Altstadt zumarschieren; lärmend und doch so diszipliniert.

Für die Juden Hollands sollte der Krieg damit erst beginnen.

Doch vorerst ging das Leben weiter. Gerade so, als ob nichts geschehen sei. Die Geschäfte waren wieder geöffnet, die Kinder gingen wieder regelmässig zur Schule und die Erwachsenen ihrer Arbeit nach – und im Juni 1940 nahm auch das amerikanische Konsulat in Rotterdam seine Arbeit wieder auf. Die befürchteten Übergriffe auf die jüdische Bevölkerung, von denen man aus Österreich und vor allem aus Polen gehört hatte, waren ausgeblieben; keine Verfolgungen, keine diskriminierenden Verordnungen, keine Pogrome.

Trotz der Verunsicherung atmeten die Menschen auf. Die verhassten Deutschen hinterliessen zwar allorts ihre Spuren, neue Verkehrsschilder sogar, deren auffälliges Gelb-Schwarz statt des bisherigen Weiss-Blau schrill auf die Besatzungsmacht hinwies, aber daran konnte man sich gewöhnen.

Soldaten in deutschen Uniformen gehörten von nun an zwar zum Strassenbild, doch sie gaben sich zurückhaltend, freundlich sogar, so dass man – wider besseres Wissen – glauben wollte, was sie vorgaben: dass sie als Beschützer, nicht als Besatzer gekommen waren ...

Zwar wurden Schulbücher jüdischer Verfasser aus dem Verkehr gezogen, aber wenn es sonst keine Massnahmen gegen Juden gab ... Viele Juden hatten – in vorauseilendem Gehorsam und aus Angst vor

Hausdurchsuchungen – gleich nach der holländischen Kapitulation Literatur jüdischer ebenso wie kommunistischer Autoren aus ihren Wohnungen verschwinden lassen. Auch Herr Ledermann hatte – zum Entsetzen von Barbara und Sanne – einen grossen Wäschekorb voller Bücher, die er 1933 aus Berlin mitgebracht hatte, in einer Art privater Bücherverbrennung vernichtet.

Tatsächlich klang der von Adolf Hitler zum Reichskommissar der besetzten Niederlande ernannte Arthur Seyss-Inquart in seiner Antrittsrede vom 29. Mai 1940 versöhnlich, ja antiautoritär. «Weder sind wir Deutsche gekommen, um dieses Land und sein Volk zu unterwerfen ...», sprach der Österreicher, der schon beim Anschluss seines Landes an Deutschland als Innenminister des Kabinetts Schuschnigg für einen Anschein von Legitimität gesorgt hatte, «... noch wollen wir ihm unsere politische Überzeugung aufzwingen.»¹⁰³ Hitler hatte Seyss-Inquart mit einem Hintergedanken eingesetzt: Der dreifache Familienvater, der seit einem lebensgefährlichen Gebirgsunfall im Jahr 1927 wegen eines steifen Knies und einer Beinverkürzung hinkte, galt als höflich, korrekt und zurückhaltend. In anderen Positionen war sein Führungsstil zu gemässigt erschienen. Für den Posten des holländischen Reichskommissars kam er Hitler gerade recht. Auf ausdrücklichen Befehl seines «Führers» hatte Seyss-Inquart – anders als in den übrigen besetzten Gebieten – eine Zivilregierung gebildet. Neben der deutschen Besatzungsverwaltung würde die niederländische Administration im Amt bleiben, versicherte er den Holländern.

Konnte man seinen Worten trauen? Seyss-Inquart, gelernter Rechtsanwalt, dem man nachsagte, dass er seine Prozesse «durch Schweigen, nicht durch Reden gewonnen hatte», musste Ordnung schaffen und die aufgebrachten Holländer beruhigen. Er betonte, dass nichts vorläge, was das deutsche Volk und das «blutsnahe» niederländische daran hindern könnte, einander mit «Achtung zu begegnen». Ein taktierender Politiker, dessen demonstrative Zurückhaltung

sich noch als ausgesprochen effektiv erweisen würde. Dass er auf die «Judenfrage» in seinen Reden nicht einging, beruhigte die Betroffenen. In Wahrheit war es Teil seiner Strategie.

Das Leben ging also weiter – beinahe so, als ob nichts geschehen sei. Aber eben nur beinahe. Auch bei den Franks.

Anne und Margot mussten fleissig lernen – es waren nur noch wenige Wochen bis zur Zeugnisverteilung und den Sommerferien. Natürlich war Anne ganz aufgebracht, dass Holland kapituliert hatte. Kapitulation, den Begriff hatte sie zum ersten Mal gehört. Seine Bedeutung gefiel ihr nicht. Aufgeben, das entsprach nicht ihrem Charakter.

Natürlich hatte auch Anne die allgemeine Unruhe erfasst, natürlich hatte sie oft Angst, nein, nicht diese düstere, beklemmende, existenzielle Angst vor der Zukunft, wie sie die Erwachsenen, ihre Mutter oder ihre Grossmutter, quälte. Die kennen behütete, seelisch stabile Kinder wie Anne noch nicht. Sondern eine kindlich konkrete Angst, die in heftigen, von Tränen begleiteten Attacken ausbrach und sie im Bett ihres Vaters Schutz suchen liess, etwa wenn das durchdringende Dröhnen der Bomber den nächtlichen Himmel erfüllte. Eine momentane Angst, schnell verfliegen, sobald es wieder still war.¹⁰⁴ «Bei Papa zu schlafen ist sehr schön, doch ich wünschte, dass es einen anderen Grund hätte, unten zu schlafen, und dass die Zeiten bald wieder normal wären», schrieb Anne an ihre Grossmutter in Basel.¹⁰⁵

Natürlich schimpfte Anne mit, als ihre holländischen Mitschüler über die «Moffen» herzogen. Und natürlich bedauerte sie, dass ihr Geburtstag in diesem Jahr nicht so ausgelassen gefeiert wurde, wie sie das eigentlich erwartet hätte. Und dass sie in diesem Sommer wieder nicht in die Schweiz fahren konnte. Doch die Familie würde eben in Amsterdam ins Schwimmbad gehen, vielleicht sogar wieder ans Meer fahren. Margot würde Tennis spielen und rudern – beides war nichts für Anne; sie musste ihre Armgelenke immer noch schonen und sich bei derlei sportlichen Betätigungen zurückhalten. Abwechs-

lung brachten ihr, wie schon im Juli davor, einige Tage im Haus von Ab und Isa Cauvern in Laren. Isa arbeitete seit 1935 für Otto Frank, zwischen den beiden bestand eine nahe Freundschaft, deshalb vertraute er ihr Anne an.

Ob nicht doch noch aus Holland wegzukommen sei, bewegte sowohl Edith als auch Otto Frank. Beiden war freilich bewusst, dass eine legale Emigration kaum noch jemandem gelang. Sogar die neutrale Schweiz hatte ihre Grenzen für Juden so gut wie geschlossen. Der Bruder von Ottos Schwager Erich Elias, Paul, hatte seit dem Frühjahr 1939 mehrmals um eine Einreisegenehmigung angesucht. Er war abgewiesen worden – obwohl Erich Elias die Garantien für Unterkunft, Finanzierung und die Weiterreise nach Bolivien gestellt hatte. Und als Erich dann selbst seine Stelle als Rovag-Direktor verlor («Das R.H.M. und die zuständigen Devisenstellen wünschen eine Vereinfachung deren ausländischen Konzernaufbaus»¹⁰⁶), bestritt seine Frau Helene das schmale Familienauskommen allein – mit einer Altwarenhandlung. Die fünf Franks konnten sich kaum Chancen ausrechnen.

Statt sich diffusen Hoffnungen hinzugeben, setzte Otto Frank deshalb weiterhin alles daran, das Beste aus dem Leben in Holland zu machen. Und er hatte, so wirkte es auf seine Umwelt, so bestätigen es die Geschäftszahlen, den Alltag im Griff. Hermann van Pels weihte Victor Kugler in die Geheimnisse des Gewürzmischens ein, und Otto beförderte seinen ältesten Mitarbeiter im Juni 1940 zum Prokuristen der Firma *Pectacon*.

Seit *Opekta* Büro- und Lagerpersonal und die Geschäftsräume mit *Pectacon* teilte, hatten sich die Fixkosten erheblich senken lassen. Nun entwickelte sich – dank *Pectacon* – auch der Umsatz deutlich besser als in den Jahren davor. Die Unternehmen profitierten von der allgemeinen Hochkonjunktur in Holland und bilanzierten erstmals positiv.¹⁰⁷

Zu den Abnehmern von *Pectacon-Gewürzen* zählte neben zahlreichen anderen Kunden die deutsche Wehrmacht. Das lässt sich aus den Auftragsbüchern des Unternehmens ablesen, davon berichtete rückblickend auch Miep Gies: «Unsere Vertreter fuhrn kreuz und quer durchs Land und brachten weiterhin Aufträge in die Prinsengracht. Manche stammten von den verschiedenen Garnisonen der deutschen Wehrmacht.»¹⁰⁸

Üblicherweise gab das Wehrmachts-Verpflegungsamt in Den Haag Bestellungen bei Grosshändlern auf, etwa bei der *N.V. Sunda Compagnie* in Den Haag, die sich ihrerseits bei kleineren «Zulieferern» wie *Pectacon* eindeckten. So geschah es, wie im *Pectacon*-Auftragsbuch von 1940 festgehalten, bereits drei Wochen nach der Besetzung der Niederlande, am 5. Juni. Ein Beiblatt des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) legte die Bedingungen fest, denen alle Auftragnehmer der deutschen Besatzer zu folgen hatten.¹⁰⁹

Ob Otto Frank zu diesem Zeitpunkt bereits bewusst war, dass er das deutsche Heer belieferte?

Die freien Handelsvertreter im Dienste *Pectacons*, etwa Herr Oldenboom, Herr Van der Held oder Herr Kolle, pflegten ihre Kontakte zu den Deutschen offensichtlich auch ohne Umwege. Am 17. September 1940 nahmen Oldenboom und Van der Held gegen eine Umsatzprovision von einem Prozent eine umfangreiche Direktbestellung auf – die einzige ihrer Art, von der in den Auftragsbüchern zu lesen ist. Zwei Tage später lieferte *Pectacon* 500 Kilogramm weissen Pfeffer, 500 Kilogramm schwarzen Pfeffer und 500 Kilogramm Muskatnuss, abgepackt in handlichen Metallschachteln, an das Wehrmachts-Verpflegungsamt. Dort wurden die Gewürze den einzelnen Kompanien zugeteilt.

Wie häufig Otto Frank tatsächlich an die Deutschen lieferte, lässt sich nicht belegen. Der Grossteil der relevanten Bücher ist nicht mehr aufzufinden, und die erhaltenen weisen keine weiteren Direktlieferungen an die Wehrmacht auf. Dagegen steht die Aussage des späteren Lagerleiters Willem van Maaren: «Während der Besatzungszeit

lieferte der Betrieb viel an die Wehrmacht; dies geschah über Mittelsmänner.»¹¹⁰ Er liess offenbar auch durchblicken, dass nicht nur *Pectacon*, sondern auch *Opekta* Geschäfte mit dem Feind machte – mit Pektinen. Bewiesen ist das nicht, und unbedingt naheliegend ist es auch nicht. *Opekta Amsterdam* war lediglich einer der Vertriebspartner der Frankfurter *Pomosin-Werke*. Deren – im Nazijargon – «halbjüdische» Eigentümer hatten das Unternehmen 1937 erfolgreich «scheinarisiert» und standen offenbar auf bestem Fuss mit Nazigrössen wie Martin Bormann oder dem Frankfurter Polizeipräsidenten Adolf Heinz Beckerle.¹¹¹

Als Hersteller «kriegswichtiger Produkte» genossen die *Pomosin-Werke* tatsächlich einen Sonderstatus. In den dreissiger und vierziger Jahren entwickelten sie beispielsweise wasserlösliche Trockenmarmelade für die Front und erforschten die pharmazeutische Wirkung von Pektinen, etwa als Verdickungsmittel zur Unterstützung der Blutgerinnung (*Sangostop* gab es bereits seit dem Ersten Weltkrieg.), als Stabilisatoren, als Komplexbildner bei der Entgiftung nach Schwermetallvergiftungen oder als Bestandteil von Arzneien zur Durchfallbehandlung.

Otto Frank hatte mit diesen Produktzweigen allerdings nichts zu tun. «Mit [unserem] Pektin [...] gelierte Marmelade schnell», sagte Miep Gies aus. «Es wurde für keinen anderen Zweck verwendet.»¹¹²

Ob Otto – unabhängig davon – der Gedanke belastete, dem Feind gedient zu haben? Ob er jemals erfuhr, dass er deshalb nach dem Krieg als «Nutzniesser und Verräter seiner eigenen Art» angeschwärzt wurde?¹¹³ In der Öffentlichkeit äusserte er sich jedenfalls nie dazu. Fest steht jedoch mehrerlei: Zwischen 1941 und 1942 pflegten allein in Amsterdam etwa 1'500 holländische Unternehmen Geschäftsbeziehungen zu den Besatzern.¹¹⁴ Sich deren Aufträgen zu verweigern, etwa einen Lieferengpass vorzutauschen, wäre zwar möglich, aber riskant und deshalb nicht ratsam gewesen. Als Kaufmann, und erst recht als jüdischer Kaufmann, hätte Otto Frank damit

nicht nur seine Unternehmen in Gefahr gebracht, sondern sich selbst, mitsamt seiner Familie, vermutlich voreilig der Willkür der Deutschen ausgeliefert.

Noch 1940 liess der geschäftliche Aufschwung die räumliche Expansion ratsam erscheinen. Büros und Lager in der Singel 400, die Otto Frank 1934 angemietet hatte, waren zu eng geworden; am 1. Dezember, sieben Monate nach der deutschen Okkupation, bezogen *Opekta* und *Pectacon* deshalb ein schlichtes Grachtenhaus aus dem frühen 18. Jahrhundert, kaum 50 Meter von der Westerkerk, dem Wahrzeichen der Stadt, entfernt: ein schlankes, dreistöckiges Gebäude, das sich mit seiner schmucklosen, schmutzigen Backsteinfassade unauffällig in die eng bebaute Häuserreihe gezwängt hatte. Eigentlich waren es zwei Häuser, in denen bis dahin mehrere Kleinbetriebe ihre Büros und Werkstätten betrieben hatten: eine Damenschneiderei und Kostümnäherei, eine Musikrollenfabrik, eine Druckerei, eine Wein- und Spirituosenhandlung. Nun belegten Otto Franks Unternehmen mit ihren insgesamt elf Angestellten das Vorderhaus, im Erdgeschoss richteten sie ein Lager ein, im ersten Stock die Büros, weitere Lagerräume in den beiden Stockwerken darüber. Einen Teil des Hinterhauses, in das man durch einen schmalen Verbindungsgang gelangte, vermietete Otto Frank an Arthur Lewinsohn. Der Apotheker, Chemiker und Erfinder, für seine Bekannten stets der «Apo», hatte seine *Wolkenschieberdrogerie* in Berlin-Kreuzberg bereits im Juni 1933 weit unter Wert an eine frühere Angestellte abtreten müssen. Bis zu seiner Flucht aus Deutschland Ende November 1938 hatte er unentwegt neue Produkte entwickelt – eine Enthaarungscrème, Mundwasser oder Mauerdübel, Zahnzement oder ein Härtungsmittel für Stahl und Eisen – und die Patente daran notgedrungen für wenig Geld «arischen» Kollegen überlassen. Anfang Dezember 1938 war er ohne gültige Papiere an

der Grenze nach Holland aufgegriffen worden. Ein alter Freund aus Scheveningen hatte seine Abschiebung verhindert und ihm eine Einreise- und Aufenthaltsbewilligung als Flüchtling verschafft.

Wie so viele andere Flüchtlinge sass Lewinsohn in Holland fest, denn das angestrebte Visum zur Weiterreise in ein südamerikanisches Land blieb ihm verwehrt. Trotz des Arbeitsverbots für Flüchtlinge versuchte er deshalb – unermüdlich, meist in bewunderswert guter Laune und auch dank seiner Witze beliebt –, mit seinen Erfindungen in Holland Fuss zu fassen. Im Hinterhaus hatte Lewinsohn ein Labor eingerichtet.¹¹⁵ Die übrigen Hinterhausräume, ebenso wie der Dachboden in dem hohen Giebeldach, standen leer. Die neuen Nachbarn: Kleine Unternehmen wie die von Otto Frank. Die neue Anschrift: Prinsengracht 263.

Schon früher hatte Anne ihren Pim an manchen Wochenendtagen in sein Büro begleitet, auch in die Prinsengracht kam sie gelegentlich. An einem Samstagmorgen im Sommer 1941 sah sie ihm beim Marmeladeeinkochen zu – Otto Frank experimentierte gelegentlich selbst mit Dosierungen und Rezepten. «Während des zweiten Kochdurchgangs wurde ihr Vater von anderen geschäftlichen Angelegenheiten aufgehalten, aber keine Not: Anne hatte gut aufgepasst und führte die Arbeit allein zu Ende», berichtete Johannes Kleiman später. «Ihre ganze Haltung zeigte: Ich mache das schon. [Anne] war wirklich interessiert und wissbegierig. Sie wollte die Dinge selbst können.»¹¹⁶

Manchmal kam sie auch mit einer Freundin, Hanne etwa, denn im Büro konnte man herrlich spielen: auf dem Hausteleson von Raum zu Raum telefonieren, auf der Schreib- oder der Rechenmaschine tippen oder mit den verschiedenen Stempeln lustige Buchstabenfiguren auf Papier drucken oder aus dem Fenster des Gemeinschaftsbüros im ersten Stock, das Miep Gies, ihre junge Kollegin Bep Voskuijl und Johannes Kleiman gemeinsam belegten, Wasser auf die Strasse schütten. Über solche Scherze brach Anne dann stets in ausgelassenes Kichern aus, so dass ihr kaum jemand böse sein konnte. Wenn ihre Lip-

pen sich zu einem breiten Lachen öffneten, tanzte ihr rechter Vorderzahn schelmisch aus der Reihe, genauso wie bei Edith Frank; dass sie auch mit ihrer Mutter Ähnlichkeiten haben könnte, hörte sie jedoch schon in diesem Alter nicht gern.

So oft wie früher kam Anne freilich nicht mehr ins Büro. Seit im Oktober 1940 Hannelis Schwester Rachel Gabriele Ida – vom ersten Tag an Gabi genannt – geboren worden war, hatte sich das Ritual der Mädchen geändert. Anne war verrückt nach Kleinkindern. Sooft wie möglich war sie nun – häufig begleitet von ihrer Schwester Margot – bei den Goslars, schaute zu, wie Ruth Goslar ihr Baby badete, puderte und fütterte, und drängte darauf, es im Kinderwagen spazieren fahren zu dürfen. Stolz schob sie es dann über den Merwedeplein. «Anne und ich gehen gerne zu Goslars Baby. Es lacht jetzt schon und wird jeden Tag goldiger», schrieb Margot Frank ihrer Grossmutter im Dezember 1940.¹¹⁷ Omi Frank in Basel musste ihren 75. Geburtstag ohne ihre Enkeltochter feiern.

«Wir hoffen, dass dies der unangenehmste Geburtstag gewesen ist», bemerkte Anne in ihrem Gratulationsschreiben an die Grossmutter – ein knapper Hinweis der Elfjährigen auf den Krieg, übrigens der einzige aus der Zeit. Sonst berichtete sie, sei es, weil es den Eltern tatsächlich gelungen war, jede Besorgnis von Anne fernzuhalten, sei es, weil sie sie aufgefordert hatten, wegen der drohenden Zensur nur Unverfängliches zu schreiben, unbeschwert aus ihrem Schulalltag: «Ich habe heute Nachmittag Diktat gehabt und nicht weniger als 27 Fehler gemacht. Ihr werdet sicher lachen, aber es ist nicht so ein Wunder, denn es war sehr schwierig und ich bin nicht so ein Held in Diktat.» Und sie sprach von ihrem bevorzugten Wintersportvergnügen: «Ich freue mich sehr auf morgen, denn dann gehe ich auf die Kunsteisbahn (dies ist das erste Mal dieses Jahr) ...»

Am 13. Januar 1941 erzählte sie den Verwandten in Basel noch einmal in aller Ausführlichkeit von ihren Schlittschuh-Erlebnissen

und wandte sich damit vor allem an Cousin Bernd, die Eislauf-Koryphäe der Familie. «Ich bin jede freie Minute auf der Kunsteisbahn. Ich hatte bis jetzt noch immer die alten Schlittschuhe, die Margot früher getragen hat. Die Schlittschuhe mussten mit einem Schlüsselchen angeschraubt werden. Auf der Kunsteisbahn hatten alle meine Freundinnen echte Kunstschlittschuhe, die mit Nägeln an die Schuhe festgemacht werden und dann sitzen sie ganz fest.» Anne muss so hartnäckig um neue Schlittschuhe gebeten und gebettelt haben, bis ihre Eltern nachgaben. «... nach langem Quälen habe ich sie auch bekommen. Ich nehme jetzt regelmässig Eislauflektionen, dabei lernt man Walzertanzen, springen und alles, was dazugehört. Hanneli hat nun meine anderen Schlittschuhe bekommen und sie ist sehr froh damit und so sind wir beide zufrieden.» Am Ende des Briefs plauderte sie von der kleinen Gabi Goslar. «Hannelis Schwesterchen ist sehr lieb. Ich darf sie manchmal auf meinen Arm nehmen. Sie lacht jetzt jeden an und alle Kinder beneiden Hanneli.»

Das Leben ging also weiter – beinahe so, als ob nichts geschehen wäre. Aber eben nur beinahe. Woche für Woche fielen der deutschen Besatzungsmacht neue Verordnungen ein – erst solche, die sich an alle Holländer, dann immer mehr, die sich eindeutig gegen die jüdische Bevölkerung des Landes richteten.

«Zum Schutze der niederländischen Bevölkerung vor unwahren Nachrichten», hatte es bereits am 4. Juli 1940 geheissen, dürften nur jene Radioprogramme gehört werden, die entweder «von Sendern innerhalb der besetzten niederländischen Gebiete» oder «von Sendern innerhalb des Grossdeutschen Reichs einschliesslich Protektorat Böhmen und Mähren sowie des Generalgouvernements für die besetzten polnischen Gebiete» verbreitet würden. Wer beim «absichtlichen» Abhören anderer Sender überrascht würde, hätte mit hohen Geldstrafen, in schweren Fällen bis zu zehn Jahren Freiheitsentzug zu rechnen.

Die Verordnung zielte natürlich gegen das Programm der BBC und gegen *Radio Oranje*, der nach dem holländischen Königshaus be-

nannten «Stimme der kämpfenden Niederlande» aus London. Von Ende Juli 1940 an wurden – über die Sendeanlagen der BBC – täglich die Mitteilungen der Königin und ihrer Regierung im Londoner Exil an ihr Volk verlesen. Kein Kompromiss mit Hitler und seinem verbrecherischen Gefolge, war Wilhelminas Standpunkt. Dieser Krieg sei ein Kampf zwischen Gut und Böse, das Gute werde siegen. Leidenschaftliche Ansprachen, die Mut machten – und für die holländische Zivilbevölkerung doch hypothetisch klingen mussten. Womit begann ein Kompromiss? Ging ihn der Metzger ein, der seine Waren an deutsche Soldaten abgab? Jemand wie Otto Frank, der nicht nur für seine Familie und sich selbst die Verantwortung trug, sondern auch für seine Angestellten, und der schon deshalb Aufträge von deutscher Seite erfüllte? Wer masst sich ein Urteil an? Mit Fortschreiten des Kriegs gewannen die Besatzer selbstverständlich zunehmend Kontrolle über die holländische Wirtschaft. 1944, so die Faktenlage, arbeitete schliesslich etwa die Hälfte aller holländischen Unternehmen der Besatzungsmacht zu. Wenige taten dies uneingeschränkt gern.

Dass – bis auf die Minderheit der holländischen Nationalsozialisten – trotzdem so gut wie alle Erwachsenen des Landes, natürlich auch die Franks, vor ihren Radiogeräten sassen und sich von Wilhelmina und ihrem Nachrichtenteam informieren und Mut zusprechen liessen, darf vorausgesetzt werden.

Am 16. Juli 1940 holten die Deutschen zum ersten Schlag gegen die in Holland lebenden Juden aus – ohne dabei das Wort «Juden» zu gebrauchen. Das Gesetz zur «Vermeidung von grausamen Praktiken beim Schlachten» verbot das Schächten, das rituelle Schlachten von Vieh und Geflügel nach dem jüdischen, aber auch nach dem islamischen Religionsgesetz. Erschüttert war über die Verordnung nur die relativ kleine Gruppe religiöser Juden, die kosher lebten. Sie mussten sich von nun an vegetarisch ernähren. Die grosse Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung nahm die Verordnung vergleichsweise uneingedrückt zur Kenntnis. Solange nichts Schlimmeres geschah ...

Schon im August folgte der nächste Befehl: Alle deutschen Juden, die nach dem 1. Januar 1933 nach Holland eingewandert waren, mussten sich beim Amt für Ausländer melden. Eine Routineregistrierung, nichts weiter, so hiess es. Auch Otto Frank folgte dem Aufruf und liess sich und seine Familie als «deutsche Juden» eintragen. Anne und Margot erfuhren nichts davon; man musste ja nicht persönlich erscheinen. Ob Otto bereits diese Verordnung als Indiz für die Bedrohlichkeit seiner Lage wertete, ob ihm klar war, dass die Deutschen ihn von nun an besser kontrollieren konnten, oder ob er ihr, wie die meisten anderen, keine besondere Bedeutung beimass, lässt sich nicht sagen. Jedenfalls hatte – wie nachträglich leicht nachzuvollziehen war – schon diese Registrierung System. Die Deutschen hatten nun auch in Holland begonnen, ihre «Judenfrage» zu lösen.

Die Absicht hinter der nächsten, nur scheinbar harmlosen Verordnung durchschaute Otto zweifellos: Am 22. Oktober 1940 verpflichtete Arthur Seyss-Inquart, der mit seiner Frau, einer überzeugten, geradezu fanatischen Antisemitin, und seiner jüngsten Tochter in Den Haag residierte, alle Unternehmen, die zu mehr als 25 Prozent in jüdischem Besitz waren oder vor dem Gesetz von Juden vertreten wurden, zur Anmeldung bei der «Wirtschaftsprüfstelle».

Otto reagierte so schnell, als hätte er damit gerechnet. Ganz offensichtlich konnte er abschätzen, dass diese Verordnung die vollkommene «Entjudung der Wirtschaft» im besetzten Holland einleitete und ähnlichen Mechanismen folgen würde, nach denen jüdischer Besitz in Deutschland schon ab etwa 1937 «arisiert» worden war. Er hatte mitverfolgen müssen, wie die Familie seiner Frau alles verloren hatte. Das sollte ihm nicht widerfahren.

Es war dabei von unschätzbarem Wert, dass Otto Frank sich auf seine engsten Mitarbeiter verlassen konnte. Sie bewunderten seine unaufgeregt korrekte, vornehm bescheidene Art, sein ausgeprägtes Rechtsempfinden, sein väterliches Interesse für jeden Einzelnen von ihnen, und sie dankten es ihm mit selbstverständlicher Loyalität. Ge-

meinsam mit Otto müssen sie schon rechtzeitig vor Bekanntgabe der existenzbedrohenden Verordnung darüber nachgedacht haben, wie der Betrieb vor der «Zwangsarisierung» zu retten wäre; denn nur einen Tag nachdem die Anmeldepflicht für jüdische Unternehmen verhängt worden war, gründeten Victor Kugler und Jan Gies, vorerst in Kuglers Wohnort Hilversum, die *La Synthese AG*, ein Unternehmen «zum Handel mit und zur Fabrikation von chemischen und pharmazeutischen Produkten und Lebens- und Genussmitteln, sowie zur Teilnahme an gleichartigen Unternehmen, alles im weitesten Sinn». Der bisherige Prokurist Kugler liess sich als Direktor, Miop Santrouschitz' Verlobter Jan Gies, längst ein vertrauenswürdiger Freund, als Aufsichtsrat eintragen. Als Hauptaktionäre brachten die beiden auch das – von Otto bezahlte – Stammkapital ein. Ein «arisches» Unternehmen also, das auf einem legal errichteten Fundament stand und seinen Firmensitz noch im Dezember 1940 an die Prinsengracht verlegte.¹¹⁸

Im Übrigen hielt Otto sich selbstverständlich an die Anordnungen der Besatzer. Alles andere hätte ihm und seinen Mitarbeitern geschadet. Immerhin hatte Arthur Seyss-Inquart bei «Zu widerhandlung gegen militärische oder politische Anordnungen» mit einer Mindeststrafe von bis zu sechs Monaten Haft und 1'000 Gulden gedroht. Wer sein Unternehmen nicht anmeldete, musste sich gar auf bis zu fünf Jahre Haft gefasst machen. Am 27. November 1940 folgte Otto deshalb dem Aufruf der Wirtschaftsprüfstelle und teilte ihr die Einzelheiten über seine beiden Unternehmen mit: *Opekta* befände sich derzeit zu hundert Prozent in seinem Besitz, *Pectacon* nur zu 20 Prozent, die restlichen Aktien der jungen Gesellschaft müssten erst ausgegeben werden. Damit liess Otto sich eine Hintertür offen, durch die er schon vier Monate später ging. Nach einer fingierten Hauptversammlung wurden jene 80 Prozent der Aktien schliesslich Anfang April 1941 auf Johannes Kleiman und Anton Dunselman übertragen. (Mit dem holländischen Anwalt arbeitete Otto Frank bereits seit den zwanziger

Jahren zusammen.) Wenigstens *Pectacon* war durch dieses neue Mehrheitsverhältnis nun offiziell in «arischem» Besitz. Um das *Opekta*-Problem würde Otto sich später kümmern. Vorläufig stand der Betrieb unter dem Schutz der Frankfurter *Pomosin-Werke*.

«Streikt! Streikt! Streikt! Protestiert gegen die abscheuliche Judenverfolgung!!!», appellierte ein Flugblatt, das von dem führenden holländischen KP-Mitglied Paul de Groot angeregt und am 24. Februar 1941 an die holländische Arbeiterklasse verteilt wurde. «Die Nazis haben Samstag und Sonntag Hunderte von Juden von der Strasse weg in Gefängniswagen an unbekannte Orte verschickt ... Werktätiges Volk von Amsterdam, kannst Du das dulden? Nein, dutzendmal nein!!!! Organisiert in allen Betrieben den Proteststreik!!! Kämpft einheitlich gegen den Terror!!! Fordert die unmittelbare Freilassung der inhaftierten Juden!!!! Fordert die Auflösung der WA-Gruppenü! Organisiert in den Betrieben, in den Stadtvierteln die Selbstverteidigung!!! Seid solidarisch mit den schwer getroffenen Juden, Teil des werktätigen Volkes!!! Entreisst die jüdischen Kinder der Nazigewalt, nehmt sie in Eure Familien auf!!! Seid Euch der gewaltigen Kraft Eurer Einheit bewusst. Diese Kraft ist um ein Vielfaches stärker als die deutsche militärische Besatzung. Streikt!!! Streikt!!! Streikt!!! Seid einig!! Seid mutig!! Streikt für die Befreiung unseres Landes!!!»¹¹⁹

Der Appell zeigte Wirkung.

Tatsächlich hielten am 25. Februar um halb elf Uhr vormittags die Amsterdamer Strassenbahnen an. Hunderttausende im ganzen Land legten ihre Arbeit nieder; in den Geschäften und Gastwirtschaften wurde der Service verweigert, in den Gemeindebetrieben, Schiffsbauwerften, Bahnhöfen, Zeitungsredaktionen und -druckereien standen die Maschinen still.

Mit dem grössten Streik, der je in Holland stattgefunden hatte und der in seiner Absicht und in seinem Ausmass weltweit einmalig ge-



Anne Frank, 1941.

blieben ist, reagierte die Bevölkerung kollektiv auf eine Reihe von Übergriffen der Nationalsozialisten auf die Juden im Land. Übergriffe, die von Mal zu Mal brutaler geworden waren.

Dass es am 10. Januar 1941 plötzlich geheissen hatte, alle Juden des Landes hätten sich – wie einige Monate zuvor schon die deutschen Immigranten – «aufschreiben» zu lassen, ausnahmslos, hatte die Betroffenen zwar beunruhigt; als unmittelbare Bedrohung hatten sie diese Verordnung jedoch nicht verstanden. Die meisten folgten dem Aufruf und zahlten fügsam den geforderten Gulden pro Melde-

bescheinigung. «Die angemeldete Person hat an die Meldebehörde für die Ausstellung der Meldebescheinigung im Voraus eine Gebühr von einem Gulden zu entrichten», hatte es höhnisch geheissen.¹²⁰ Der Verwaltungsaufwand war teuer. Wer sollte dafür aufkommen, wenn nicht die Juden selbst, entschied verächtlich die Nazibehörde.

Mit Hilfe der holländischen Beamten, die von einer unglücklichen Mischung aus Pflichtbewusstsein und Feigheit, Ignoranz und – durchaus berechtigter – Angst geleitet wurden, zählte man schliesslich 160'820 Registrierungen – 140'552 Juden, 14'549 «Halb-» und 5'719 «Vierteljuden».¹²¹ Otto Frank war wieder allein hingegangen; Anne und Margot sollten am besten gar nichts von der Registrierung wissen, so ersparte er sich auch Annes bohrende Fragen nach dem «Warum».

Dass den Juden am 8. Januar 1941 der Zugang zu allen Kinos des Landes verwehrt worden war, war zwar auf Unverständnis und Erschütterung der Betroffenen gestossen. Die Verordnung demütigte sie, nahm ihnen Freiraum und Würde und grenzte sie aus. Wirklich bedroht fühlte die jüdische Bevölkerung sich jedoch noch nicht. Ein persönliches Drama für Anne allerdings, die die glamouröse Kinowelt liebte – sie sah nicht nur die Filme gern, sondern begeisterte sich auch für die Schönheit und Extravaganz berühmter Hollywoodstars, schnitt ihre Fotos aus Zeitschriften aus, sammelte ihre Bildchen im Autogrammkartenformat und verbrachte viel Zeit damit, ihre Sammlung in einem regen Tauschhandel mit ihren Freundinnen zu vervollständigen. Und sie verstand, sich mit beneidenswerter Phantasie und Lust auf Details ein Leben als gefeierte Filmschauspielerin auszumalen. Dass sie nicht mehr ins Kino gehen durfte, muss Anne, deren schauspielerisches Talent – Fachgebiete: Stimmenimitation und Komik – nicht zu unterschätzen war, hart getroffen haben. Doch ein Ausweg war schnell gefunden. Die jüdischen Eltern liehen für ihre Kinder Filmapparat, Leinwand und Filme aus und veranstalteten von nun an eben private Kinonachmittage in ihren Wohnungen. Auch die Franks.

Dass es am 9. zur ersten und am 11. Februar 1941 zu einer weiteren gewaltsamen Razzia im traditionellen Amsterdamer Judenviertel gekommen war, zu Krawallen zwischen holländischen, von deutschen Soldaten angeführten Nazikollaborateuren (unter ihnen Angehörige der NSB-Terrororganisation *Weer Afdeling*) auf der einen Seite und auf der anderen Seite Juden und sich mit ihnen solidarisierende holländische Nachbarn, dass ein NS Bier mit seinem Lastwagen eine Gruppe jüdischer Männer gerammt und einen von ihnen zu Tode geschleift hatte, dass dabei ein holländischer Naziterrorist umgekommen war, dass zahlreiche junge jüdische Männer verhaftet und schliesslich das ganze jüdische Viertel eingezäunt worden war, war hingegen nicht mehr herunterzuspielen gewesen, sondern als dramatische Bedrohung zu werten.

100'000 Holländer – nur knapp eineinhalb Prozent der Bevölkerung, aber doch eine mächtige Front – bekannten sich inzwischen stolz zur NSB, der Niederländischen Nationalsozialistischen Bewegung, 20'000 bis 25'000 von ihnen hatten sich freiwillig zur «germanischen SS in den Niederlanden», die auf Adolf Hitler vereidigte Waffen-SS, gemeldet. War den meisten holländischen Nationalsozialisten antisemitisches Gedankengut bisher auch fremd gewesen, pflegten viele von ihnen sogar freundschaftlichen Kontakt zu einzelnen Juden, so fanden sich doch mehr als genug, die sich von der Hetze gegen die jüdische Bevölkerung mitreissen liessen. Warum? Weil sie hofften, davon zu profitieren. Wirtschaftlich vor allem, aber auch gesellschaftlich – nicht wenige betrachteten die Fahrkarten des «Reisebüros Wehrmacht» als Geschenk, mit dem sie der dörflichen Enge zu entkommen meinten. Die holländischen Nazis jedenfalls scheuten sich nun nicht mehr, ihre vermeintliche Macht offen zu demonstrieren. Sie waren zwar die Minderheit im Land; die jedoch gab den Ton an. Die Schonfrist für Juden war vorbei – das mussten sich auch Otto und Edith Frank täglich vor Augen führen.

Amsterdam Zuid, wo die Franks wohnten, war bisher von Tumulten verschont geblieben. Ob das blosser Zufall war? Oder ob sich die

jüdischen Menschen dort sicher fühlen durften? Wer wusste das schon. Angst und Misstrauen bestimmten jeden Schritt der Erwachsenen. Unsicherheit. Als gelte es, den Augenblick zu nutzen, feierten die Franks Margots Geburtstag am 16. Februar 1941 offenbar grösser als sonst. «Ich habe Jahre nicht so viel bekommen wie dieses Jahr», schrieb Margot ihrer Grossmutter in Basel, «und dass es ein Sonntag war, war extra schön ... der Tisch war wirklich nicht leer.»¹²² Neben der *Camera Obscura*, «das ist ein Buch, das man hier in Holland eigentlich haben muss», freute sie sich vor allem über die Visitenkarten und ein Jackenkleid. Und über Ottos traditionelles Gedicht, das wie immer liebevoll auf das Geburtstagskind einging und in diesem Jahr so klang:

«... Mit ,15' ist man schon im Backfischalter drin
Und hat für Kleidung, Schmuck und Etikette Sinn ...
... Ich öfter ganz bescheiden meine Margot seh,
Vordrängen ist nicht ihre Sache
Und dass ich ihr's noch etwas leichter mache
Erhält sie heute noch Visitenkarten.
Dann braucht bestimmt niemand zu warten
Der nach dem Namen sie vielleicht will fragen.
Sie reicht 'ne Karte und braucht nichts zu sagen!
Nun ist's genug. Wir wollen alle gehn
Und unten den gedeckten Tisch besehn
Dir liebe Mutz, von Herzen gratulieren
Wir heute am Tag: met ons vieren.»

Der Schutz der Familie mit ihrem Rest von heiler Welt stand in krassem Gegensatz zu den äusseren Vorfällen. Der Aufruhr Anfang Februar war nur der Beginn einer ganzen Reihe von Ausschreitungen gewesen, die dem Streikaufruf am 25. des Monats vorangegangen waren. Drei Tage nach Margots 15. Geburtstag ereignete sich der Zusammenstoss im *Koco*. Der Eissalon zweier deutscher Emigranten

namens Cahn und Kohn im Süden Amsterdams war den Nationalsozialisten schon lang ein Dorn im Auge: ein beliebter Treffpunkt jüdischer Emigranten, nicht bloss um Kaffee zu trinken, sondern um mit Gleichgesinnten die politische Lage zu analysieren. Und um – das jedenfalls müssen die deutschen Sicherheitspolizisten, die an jenem Tag den Eissalon betreten wollten, so interpretiert haben – womöglich Widerstandsstrategien auszuhecken.

Die *Koco*-Stammgäste hatten sich schon häufiger über ungebetenen Besuch der Nazis geärgert und deshalb eine mit Ammoniak gefüllte Metallflasche, wie man sie zur industriellen Herstellung von Schlagsahne verwendet, bereitgestellt, aus der sie die ätzende, stechend riechende Flüssigkeit spritzten, sobald die Polizisten in die Tür traten. Der unfreundlichen Begrüssung folgte jedoch ein böses Erwachen. Man hatte holländische Nazis erwartet, keine deutschen Polizisten. Gnadenlos deren Reaktion: Sie schossen wild um sich, führten die Besitzer und einige Besucher ab und bauschten den Zwischenfall am nächsten Tag gross auf: Schwerebewaffnete Juden hätten deutsche Polizisten angegriffen. Vierzehn Tage später wurde Ernst Cahn hingerichtet.

Die sogenannte *Koco*-Affäre war den Nazi-Okkupanten willkommen. Endlich ein Alibi. Diese «neue jüdische Frechheit», wie sich der SS-Führer der Niederlande, Hanns Albin Rauter, über den Zwischenfall äusserte, in seinen Augen eine dreiste Provokation, verlangte nach Rache. Am Nachmittag des 22. Februar, einem Schabbat, stürmte ein Kommando der «Grünen Polizei» (ihr offizieller Name war Ordnungspolizei) den Jonas-Daniel-Meijer-Platz und attackierte scheinbar wahllos alle jüdischen Männer, die ihm in die Hände fielen, stiess sie von ihren Fahrrädern, trennte Paare, riss ihnen ihre Kinder aus den Armen, schlug sie brutal nieder. 427 jüdische Männer zwischen 20 und 35 Jahren wurden verhaftet und verschleppt.

Terror. Pogrome. Jene – natürliche – Hemmschwelle war gebrochen, die normalerweise ein Mindestmass an Skrupel erhält und den

zivilisierten Umgang der Menschen miteinander regelt. Die deutschen Besatzer würden die Juden um alles bringen – wenn man sie liess. Sie hatten begonnen, Holland systematisch auszuplündern, holländische Lebensmittel nach Deutschland zu schicken, Holländer zum Arbeitsdienst in der deutschen Rüstungsindustrie zu zwingen, gar den Anschluss Hollands an Deutschland zu planen. Wer tatenlos zusah, wer wegsah, würde sich am Ende mitschuldig machen. Man musste sich dem Unrecht in den Weg stellen. Man musste die Freilassung der jüdischen Männer mit allen Mitteln erzwingen, forderten die holländischen Kommunisten deshalb ihre Mitbürger auf.

Die Aggressionsbereitschaft der Nationalsozialisten hatten sie dabei jedoch unterschätzt. «... [es] wurde nicht nur von der Waffe Gebrauch gemacht, sondern mussten auch mehrere Handgranaten geworfen werden», berichtete SS-Führer Rauter seinen Vorgesetzten, nachdem die Streiks gewaltsam niedergeschlagen worden waren: «Blitzschnell setzte sich die Waffen-SS durch, zerstreute Demonstrationen und Ansammlungen, so dass in den späten Nachmittagsstunden des 26. eigentlich die Unruhen erstickt waren.»¹²³ Allein in Amsterdam kamen sieben Streikende zu Tode, 76 wurden verwundet, unzählige verhaftet. Das Ziel des Streiks, die Bekämpfung des antijüdischen Terrors, wurde nicht erreicht. Am 27. Februar wurden die 427 verhafteten jüdischen Männer deportiert. Erst später erfuhr man, wohin: ins Konzentrationslager Buchenwald und später weiter nach Mauthausen. Nur zwei von ihnen kamen lebend nach Holland zurück.

Der Frühling 1941 verlief ruhig, trügerisch ruhig. Viele Juden glaubten, mit dem rauen Februar das Schlimmste überstanden zu haben. Otto Frank jedoch wurde eines Besseren belehrt. Am Freitag, dem 18. April, unterbrach unerwarteter Besuch seinen Alltag in der Prinsengracht.

Ein junger Mann liess sich von einem der Angestellten in das Chefbüro bringen und stellte sich erst vor, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte und mit Otto Frank allein war. «Tony Ahlers ... Mitglied der NSB.»¹²⁴ Er war 23 Jahre alt, ein paar Zentimeter grösser als Otto Frank, wortgewandt, ja schwatzhaft, und er hinkte leicht. Auf Otto Frank dürfte sein adrettes Allerweltsäusseres einen durchaus vertrauenswürdigen Eindruck gemacht haben.

«[...] Er [Tony Ahlers] sagte auch unverblümt, dass er als Kurier arbeite, zwischen den holländischen Nazis und der Gestapo, und bat mich um zwanzig Gulden», erzählte Otto Frank in den späten fünfziger Jahren in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Interview. «Ich gab sie ihm, und er gab mir einen Brief. Ich machte ihn auf. Es war eine Meldung meines Bekannten an die Gestapo, ich hätte Zweifel am deutschen Sieg geäussert und versucht, ihn zu beeinflussen.»¹²⁵

Tatsächlich war Otto Frank einige Wochen vorher zufällig seinem ehemaligen Mitarbeiter Joseph «Job» Jansen begegnet, von dem er sagte: «Ich mochte ihn nicht sehr.» In den Jahren 1935 und 1936 hatte Jansen in Ottos Auftrag Messestände für *Opekta* gebaut, seine Frau Jetje Bremer – die beiden hatten sechs gemeinsame Kinder – hatte in dieser Zeit als Opefcta-Vorfühdame gearbeitet, einer ihrer Söhne als Otto Franks Lagerarbeiter. Als Joseph Jansen – zwei Jahre älter als Otto Frank, begeistertes Mitglied der NSB (mit Mitgliedsnummer 29992) und offenbar vor Eifersucht tobend – seiner Frau ein Verhältnis mit ihrem Chef Otto Frank unterstellte, hatte dieser die Zusammenarbeit mit den Jansens beendet. «[...] geschäftlich haben sie sich korrekt verhalten», kommentierte Otto Frank gewohnt zurückhaltend.¹²⁶

Inzwischen gehörte Joseph Jansen den *Voortrekkers* an, einer unmittelbar nach der Besetzung Hollands gegründeten NSB-nahen Theatergruppe, die im Princessetheater, dem späteren Deutschen Theater in Den Haag, ihr Stammhaus hatte und mit deutschfreundlichen Propagandastücken durch das Land reiste.

Jansen brachte sich erst als Bühnenbildner ein, später auch als Inspizient und Schauspieler. Und er gehörte zum Team, als *De Voortrekkers* von der Rundfunkbetreuungsstelle engagiert wurden, regelmäßige Hörspiele für Radio Hilversum aufzunehmen.¹²⁷

Jansens Frau Jetje betrieb ein Blumengeschäft in Amsterdam.

An jenem Märztag 1941 kamen Joseph Jansen und Otto Frank auf den Kriegsverlauf zu sprechen. «Herr Jansen fragte mich, ob ich noch Ware aus Deutschland hätte, weil ich Jude war, was ich bejahte», teilte Otto Frank im August 1945 dem Büro für nationale Sicherheit mit, «[...] Jansen sagte: Der Krieg wird bald zu Ende sein, worauf ich antwortete, dass ich davon nicht überzeugt sei und dass die Deutschen noch gehörig zu kämpfen hätten. Dann trennten wir uns.»¹²⁸

Für Otto Frank hatte die kurze Unterredung erst keine Bedeutung, für den rechtsradikalen Job Jansen, der seinen notorischen Antisemitismus ungeachtet seiner Ehe mit der Jüdin Jetje auslebte und sogar zwei seiner Söhne der Gestapo ausgeliefert haben soll, war sie ein willkommener Anlass, dem vermeintlichen Rivalen «deutschfeindliche Äusserungen» anzudichten und ihm gezielt zu schaden.

Was ihm im Fall einer Anzeige bei der Gestapo drohte, ahnte Otto Frank. Es verwundert deshalb nicht, dass er den Briefboten Tonny Ahlers nicht als Erpresser, sondern als Retter sah. Ob Ahlers und Jansen einander kannten, ob sie ein gemeinsames Spiel trieben, ist ungeklärt. Otto Frank dürfte die Frage zu dieser Zeit nicht beschäftigt haben. Ebenso wenig wusste er, wer sich hinter Ahlers' freundlicher Fassade verbarg: ein labiler Charakter, ein «schwieriger junger Mann, der in Auseinandersetzungen gerät, wo er auch auftaucht, der viel von sich hält, es aber nirgendwo lange aushält». So hatte ein Sozialarbeiter der Stadt Amsterdam ihn in einem Beurteilungsschreiben bezeichnet, nachdem Ahlers gegen Ende 1939 aus der Haft entlassen worden war, die er wegen seiner Schandtaten als gemeingefährliches Mitglied der *Eisernen Garde* abgebusst hatte.¹²⁹ Die antisemitische

Schlägertruppe dürfte dem gelernten Friseur Halt gegeben haben. Im Jahr davor, im März 1938, hatte er – liebestoll – versucht, sich durch einen Sprung ins Wasser das Leben zu nehmen.¹³⁰

Vermutlich gegen Ende 1940 war Ahlers der NSB beigetreten – die deutschen Besatzer hatten seine Ausschreitungen gegen Juden gleichsam legalisiert. Während seine Freunde von der *Eisernen Garde* sich inzwischen vielfach freiwillig an die Ostfront gemeldet hatten, trieb Ahlers – nach einer Polioerkrankung in der Kindheit für Militärdienst und Arbeitseinsatz «untauglich» – in Amsterdam sein Unwesen. Wo Schlägereien zwischen Nazis und Juden zu erwarten waren, war er dabei. Während des Februarstreiks 1941 etwa soll er der *Weer Afdeling* zu Hilfe gekommen sein.¹³¹ Um Handgreiflichkeiten mit seinem Fotoapparat festzuhalten, soll er sie auch angezettelt haben. Die Bilder verkaufte er an die SS. Und er diente sich hartnäckig dem Sicherheitsdienst an – zunächst als freier Informant.

Ein Unruhestifter und Hochstapler? Oder ein gefährlicher Verbrecher? Der Sicherheitsdienst konnte eifrige Denunzianten wie ihn jedenfalls gebrauchen. Im September 1941, fünf Monate nach der ersten Begegnung mit Otto Frank, soll Ahlers tatsächlich als ständiger SD-Mitarbeiter angeworben worden sein.¹³²

Ob er nach dem 18. April noch einmal – vielleicht sogar regelmässig – in der Prinsengracht erschien, um Otto Frank für sein «Entgegenkommen» Geld abzunehmen oder ihn auf andere Weise zu erpressen und auszuhorchen, ist umstritten. (Ahlers' Mutter wohnte nur fünf Häuser weiter in der Prinsengracht 253. Dort war er wegen seiner Gesinnung allerdings nicht willkommen.) Otto Frank wollte sich später an höchstens einen weiteren Besuch Ahlers' erinnern, bei dem er diesem angeblich fünf oder zehn Gulden zusteckte. Ahlers hingegen will Otto mehrfach, sogar regelmässig besucht haben.¹³³ Dass ihm, betrachtet man sein Sündenregister, dabei tatsächlich im Sinn stand, Otto Frank vor der Gestapo zu retten, ist freilich nicht vorstellbar. Und dass der junge Mann mehr als eineinhalb Jahre nach der ersten Be-

gegnung mit Otto Frank, im Dezember 1942, ein Kleinunternehmen eintragen liess, das just wie *Opekta* mit Zuckerprodukten und Zuckerrohstoffen handelte, gibt Rätsel auf, stichhaltige Beweise für Geschäftsbeziehungen zwischen Otto Frank oder seinen Mitarbeitern und Ahlers fehlen jedoch.¹³⁴

Otto Frank fürchtete im April 1941 jedenfalls nicht Tonny Ahlers, sondern Joseph Jansen.

Seiner Frau erzählte Otto Frank nichts von der Begegnung mit Ahlers – Edith war ohnehin, so Otto, «viel bedrückter als ich».¹³⁵ Seinen Mitarbeitern gab er den Brief zwar zu lesen, und sie reagierten entsprechend aufgebracht, aber auch sie sollten nicht wissen, was die Episode tatsächlich in ihm angerichtet hatte – erstmals hatte die Hetzjagd gegen Juden ihn persönlich getroffen. Mit seinem Anwalt Anton Dunselmann, der den Brief anschliessend vernichtete, dürfte er sich beraten haben – Otto Frank, der Überlegte, Otto Frank, der Überlegene, bei dem für gewöhnlich die anderen Rat suchten. «In Erinnerung blieb uns Ihr stets ruhiger, ausgeglichener Charakter», bescheinigte ihm ein befreundetes Ehepaar nach Kriegsende, «auch in den kritischen Momenten.»¹³⁶

Was, wenn Joseph Jansen einen weiteren Versuch unternehmen würde, ihm zu schaden? Wie sollte Otto Frank sich davor schützen? Und seine Familie? Und selbst, wenn es bei diesem einmaligen Denunziationsversuch bliebe – traf die Willkür der Machthaber nicht schon jetzt laufend unschuldige Männer? Und zeichnete es sich nicht deutlich ab, dass sie ihre Verordnungen gegen die Juden verschärfen und früher oder später ein generelles Erwerbsverbot für Juden verordnen würden? Wovon sollte er dann seine Familie ernähren? Würde er auf seine holländischen Freunde und Mitarbeiter bauen können?

Es mag an Beweisen fehlen, dass die Begegnung mit Tonny Ahlers Otto Frank den Anstoss gab, seine Hoffnung ein weiteres Mal auf

Emigration zu setzen, aber die Schlussfolgerung liegt nahe. Das angestrebte Ziel der Reise ebenso – schon wegen der politischen Entwicklungen in Europa. «Wie lange werde ich hier noch arbeiten können? Ich bin gezwungen, mich um unsere Emigration zu kümmern», bemerkte Otto Frank am 30. April 1941, «und soweit ich sehen kann, ist die U.S.A. der einzige Staat, in den wir gehen könnten.» Dass man nicht wissen könne, «ob, wenn dieser Brief angekommen ist, überhaupt noch eine Chance besteht, Europa zu verlassen», war ihm bewusst, doch wenigstens – damit trösteten sich im Frühjahr 1941 viele, die wie die Franks immer noch nach einem Exil suchten – seien «von Seiten der deutschen Behörden keine besonderen Schwierigkeiten zu erwarten».

Schon bevor er diese Zeilen an seinen ehemaligen Studienkollegen «Charley» Straus schrieb, weihte Otto Frank seine Schwager Julius und Walter Holländer in seine Pläne ein und bat um ihre Unterstützung. Die beiden Junggesellen würden alles unternehmen, um zu helfen, darauf konnte Otto sich verlassen. Dabei hatten sie selbst ihre Not, in den USA Fuss zu fassen.

Julius war am 5. April 1939 in New York angekommen und von dort weiter nach Massachusetts gereist.¹³⁷ Walter hatte ihm im Dezember endlich folgen können. Am 14. Dezember war er – natürlich erst, nachdem er für Kost und Logis bezahlt hatte – aus dem Lager freigelassen worden. «Walter Holländer ist nach Vorlage seines Passagierbillets und Visums für Amerika aus dem Jüdischen Flüchtlingslager Zeeburg in Amsterdam entlassen worden», hiess es auf dem Entlassungsschein. «Er reist am 16. Dezember 1939 [laut Passagierliste war es der 17. Dezember] mit der ‚Volendam‘ nach Amerika. Er muss sich bei der Fremdenpolizei abmelden.»¹³⁸

Erst im Juni 1940 hatten die beiden Unternehmer, die nach Abschluss des Gymnasiums von einem Professor der Technischen Hochschule eine «gründliche wirtschaftliche Privatausbildung» erhalten hatten, Arbeit gefunden. In Aachen hatten sie neben ihrer unternehmerischen Tätigkeit als Vorstandsmitglieder verschiedener



Nathan «Charley» Straus.

Wohlfahrtsgesellschaften gewirkt, ehrenamtliche Posten in der jüdischen Gemeinde Aachen bekleidet, Sportvereine wie den *Turnclub 1906* und den Fussballclub *Alemannia* oder den *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* unterstützt. Nun befeuerte Julius – für einen Wochenlohn von etwa 28 Dollar – in Nachtschichten die Öfen der *Canton Japanning Company*, Walter war als Hilfsarbeiter bei der *E.F. Dodge Paper Box Corporation* in Leominster untergekommen – für etwa 20 Dollar wöchentlich.¹³⁹ Die Brüder arbeiteten hart und fristeten ihr Dasein in winzigen möblierten Untermietzimmern, jeweils in der Nähe ihrer Arbeitsstätte.

Die Aussicht, ihre Mutter und Schwester mitsamt Familie in die USA holen zu können, gab ihrem Tun Sinn. Ihre Ersparnisse beliefen sich auf 2'900 Dollar – am 10. Mai 1941, zufällig dem ersten Jahrestag der Besetzung Hollands, schickten sie Bürgschaften für Rosa Holländer sowie Edith und Otto Frank nach Holland. Das Affidavit für Anne Frank unterzeichnete Walter Holländers Chef Jacob Hiatt, für Margot bürgte Harry Levine vom Spielzeugvertreiber *New England Novelty Company*, offenbar ein Bekannter Hiatts und wie dieser ein aufstrebender Geschäftsmann.¹⁴⁰ Jacob Hiatt hatte in seinem Heimatland Litauen als Amtsrichter gearbeitet und war 1935 in die USA eingewandert, 1939 hatte er die Geschäftsführung der Kartonfabrik übernommen.¹⁴¹ «Ich werde nie vergessen, dass Walters Boss ein Affidavit geschickt hat», bedankte Otto sich später.¹⁴²

Um ein Visum auszustellen, musste der jeweilige Konsul die Zustimmung des amerikanischen Aussenministeriums einholen. Immer lag die Entscheidung aber auch in seinem persönlichen Ermessen. Ob Otto Frank an einen der menschlicheren Beamten geraten würde? Ob dieser Julius und Walter Holländer zutrauen würde, mit ihrem Arbeitereinkommen fünf Menschen unterstützen zu können? Otto Frank hatte Zweifel und ging davon aus, dass das Konsulat eine Kautionsumme von etwa 5'000 Dollar fordern würde – eine Summe, die er nicht aufbringen konnte, schon gar nicht in Devisen. Er musste sich deshalb dazu

durchbringen, seinen alten Freund Charley in New York um Hilfe zu bitten.

Charles Webster Straus war exakt eine Woche jünger als Otto Frank und hatte in Princeton Wirtschaftswissenschaften und «liberal arts», eine Art Studium generale, belegt. Er galt als «ernsthafter, sardonischer, eher zurückhaltender Mensch».¹⁴³ Sein Vater Nathan war in Rheinland-Pfalz zur Welt gekommen und schon als Knabe mit seinen Eltern und Geschwistern in die USA ausgewandert. Gemeinsam mit mehreren Familienmitgliedern besass er zahlreiche Unternehmen, unter anderem das Kaufhaus *Macy 5* (siehe Kap. 2). Seine Passion galt einem Milchpasteurisierungsverfahren, das er auch in Deutschland durchsetzen wollte. Dafür richtete er die *Nathan Straus Pasteurized Milk Laboratories* im Heidelberger Universitätsviertel ein und führte das Unternehmen ein Jahr lang selbst. Der Sohn sollte derweil in Heidelberg studieren. Im Herbst 1907 begleitete er Vater und Mutter nach Europa.

Charles Webster Straus und Otto Frank teilten ein Studentenzimmer und wurden enge Freunde. Die beiden hielten auch Kontakt, nachdem Otto Frank von seinem Praktikum in New York nach Frankfurt zurückgekehrt war und Charley (benannt nach einem der *Macy's-Gründer*) sein Studium in Princeton abgeschlossen hatte – im Juli 1928 etwa verbrachten sie gemeinsame Tage in Sils Maria.¹⁴⁴ Bereits im Sommer 1910 hatte er seinen Namen zu Ehren des Vaters und zu Karrierezielen in Nathan Straus jr. ändern lassen – es zog ihn in die Öffentlichkeit, der Name hatte in New York Gewicht.¹⁴⁵

Von Beruf wurde Nathan Straus jr. Journalist, erst Reporter des *New York Globe*, dann Herausgeber des Satiremagazins *Puck*. Von 1921 bis 1926 hatte der «liberale, beinahe sozialistische Demokrat» und «Pazifist» einen Sitz im Senat des Staates New York inne.¹⁴⁶ Inzwischen war er Vorstandsvorsitzender der Radiosender WMCA in New York und WBNY in Buffalo, und seit Mitte der dreissiger Jahre verantwortete er als Vorsitzender der *Federal Housing Authority* ein Budget von 800 Millionen Dollar für den sozialen Wohnungsbau.

Mit der *Nathan Straus & Sons Inc.* gehörte ihm zudem der grösste Gastronomiegeschirr-Hersteller der USA. Franklin und Eleonora Roosevelt nannten ihn ihren Freund. Nathan Straus jr. war zweifellos ein einflussreicher Mann. Ein Glücksfall für die Franks, möchte man meinen. Doch 1941 war auf das Glück kein Verlass.

«Du bist der einzige Mensch, den ich fragen kann: Wäre es dir möglich, eine Kautions zu meinen Gunsten zu hinterlegen?»

Otto Frank bemühte sich in jenem Brief vom 30. April 1941 um einen sachlichen Ton. Und doch klang Verzweiflung durch. «Ich würde dich nicht danach fragen, wenn die Umstände hier mich nicht dazu zwingen, rechtzeitig alles Menschenmögliche zu unternehmen, um Schlimmeres zu verhindern. [...] Wir sorgen uns vor allem um das Schicksal unserer Kinder. Unser eigenes ist weniger wichtig.» Selbstverständlich würde er die Kautions nicht antasten. «Ich fühle mich noch jung genug, um zu arbeiten, und ich bin sicher, dass ich einen Weg finden werde, uns durchzubringen.» Für die Überfahrt – ohne Ticketnachweis kein Visum – wollte Otto, wenn möglich, selbst aufkommen: «Angeblich wird mit ‚joint‘ verhandelt, damit sie [die Tickets] in Gulden bezahlt werden können. [...] Wenn das so wäre, könnte es mir gelingen, den Betrag selbst aufzubringen.»¹⁴⁷ (Im Januar 1942 gab Otto Frank gegenüber der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» sein offizielles «Reinvermögen» mit 10'029,51 Gulden an.¹⁴⁸)

Helen Straus, seit 1915 Nathans Frau, leitete Ottos Brief am 28. Mai 1941 an das *National Refugee Service* weiter, die nationale Flüchtlingshilfe in New York. «Wir wollen ihm helfen», formulierte sie in ihrem Begleitschreiben.¹⁴⁹ Trotz ihres Einflusses und ihrer guten Kontakte zum Aussenamt sahen Nathan und Helen Straus sich gezwungen, die konventionellen Wege einzuhalten, auch im Fall von Nathans «bestem Freund in Studentenjahren – einem aussergewöhnlich feinen Menschen». Für Ottos Reputation bürgten sie ohne Wenn und Aber. Seine Bitte nach finanzieller Unterstützung stiess vorerst

jedoch auf Zurückhaltung. «Kaum zu erfüllen» schien sie Helen Straus, zudem würde sie nicht darauf zielen, was «tatsächlich nötig sei».

Unter welchen Umständen und mit welchen Summen sie für Otto Frank und seine Familie garantieren könnten, besprachen Nathan und Helen Straus mit dem *Refugee Service*. Dort riet man ihnen, Otto Frank schriftlich zu versichern, «[...] dass Sie Affidavits für ihn und seine Familie vorbereiten. Dass Sie diesen Bürgschaften ein Begleitschreiben an den amerikanischen Konsul in Amsterdam beilegen, in dem sie Ihr Interesse an Herrn Frank und seiner Familie begründen und Ihre Sorge um deren Wohlergehen ausdrücken. Dass Sie hoffen, dass die Bürgschaft und die begleitenden Dokumente den amerikanischen Konsul überzeugen werden und eine Kaution von 5'000 Dollar sich somit erübrigen wird.»¹⁵⁰

Ein Wettlauf gegen die Zeit hatte begonnen, Formalitäten und Amtswege frassen wertvolle Wochen und Monate. Bereits im Frühjahr 1941 standen die Chancen der Franks auf Einreise in die USA deutlich schlechter als bei ihrem Visa-Antrag von 1938, und im Verlauf des Jahres verringerten sie sich. «Es warten schon viele Leute seit Monaten auf die Ausreiseerlaubnis und keiner weiss, ob und wann diese erteilt wird. Die Bestimmungen kennen wir ja nicht und alle hoffen, dass es doch noch klappt», schrieb Otto Frank.¹⁵¹

Seit Kriegsbeginn war die ohnehin verbreitete Angst des «offiziellen Amerikas», mit den Flüchtlingen kämen unkontrollierbare Gefahren ins Land – «Fanatiker», «kritische Kräfte», «Kommunisten», «Spione» – weiter gewachsen. Im Juni 1940 hatte Breckinridge Long, stellvertretender Staatssekretär im US-Aussenamt und als solcher Chef aller US-Konsulate, seinen Kollegen in einem internen Memorandum nahegelegt, künftig möglichst wenige Flüchtlinge einreisen zu lassen: «Wir können die weitere Immigration in die USA auf unbestimmte Zeit verzögern und wirkungsvoll unterbinden. Wir müssten dazu nur unsere Konsuln veranlassen, [den Antragstellern] jedes

mögliche Hindernis in den Weg zu legen, zusätzliche Unterlagen zu verlangen und sich auf den Verwaltungsapparat zu berufen. Das würde die Vergabe von Visa verzögern und verzögern und verzögern.»¹⁵² Der Antisemit Long hatte sich durchgesetzt – die USA hatten ihre Visabestimmungen verschärft. «Ich stellte fest, dass er [Präsident Roosevelt] 100 %ig hinter meinen Ideen stand.»¹⁵³ Dass sich eine in der Öffentlichkeit stehende Persönlichkeit für die Franks einsetzte, war hilfreich. Naiv zu mutmaßen, dass es eine Garantie war.

Otto Frank war keineswegs naiv, und es entsprach ihm auch nicht, untätig auf eine rettende Nachricht aus den Vereinigten Staaten zu hoffen. Solange er und seine Familie in Holland festsassen, sollten die Nationalsozialisten ihm zumindest nicht die Existenzgrundlage entziehen. «Ich war im vergangenen Jahr erfolgreich. Das Geschäft ist gewachsen .. ,»¹⁵⁴ Auch der Gewürzhandel profitierte von der Öffnung des deutschen Marktes und dem vorübergehenden Aufschwung unter der deutschen Besatzung. 1941 verdreifachten sich Otto Franks Einnahmen gegenüber den Jahren davor.¹⁵⁵

Ein Grund zur Hoffnung war das freilich nicht. Früher oder später würden auch die jüdischen Unternehmen in Holland vollständig ariisiert werden. Was er zur Rettung von *Pectacon* und *Opekta* tun konnte, wollte Otto Frank tun, trotz oder erst recht wegen der Hiobsbotschaften, die ihn in immer kürzeren Abständen erreichten.

Im Juni 1941 schufen die Nationalsozialisten die Voraussetzung, um die Kontrolle über das «jüdische Kapitalvermögen» zu gewinnen: Juden hätten nicht nur ihre Guthaben und Depots auf ein Konto beim Bankhaus *Lippmann, Rosenthal & Co*, Amsterdam – einem ursprünglich jüdischen Bankhaus, das die deutschen Besatzer unter ihre Aufsicht gestellt und zur regelrechten Raubbank umstrukturiert hatten –

umzulegen und ihre Schulden baldmöglichst zu begleichen, sondern unverzüglich auch ihre Barbeiträge und Schecks auf ebendiese Bank einzubezahlen. Wie eine Verhöhnung klang da das Zugeständnis, jeder Jude dürfe bis zu 1'000 Gulden in bar behalten. Um die 700 Millionen holländische Gulden kamen so in Nazibesitz.¹⁵⁶ Otto Frank dürfte durchschaut haben, dass die Machthaber damit auch eine Massnahme gegen weitere Auswanderungsbemühungen setzten. Sie waren so schlicht nicht mehr zu finanzieren.

Etwa zur gleichen Zeit traf ihn die nächste schlechte Nachricht. Die Vereinigten Staaten liessen die deutschen Konsulate in ihrem Land schliessen – aus Sorge vor Spionagezellen. Im Verlauf des Julis mussten die USA im Gegenzug ihre Botschafter und Konsuln aus Deutschland und den besetzten Gebieten abziehen – die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten waren auf Eis gelegt. Am 10. des Monats stellte auch das Konsulat in Amsterdam den Betrieb ein. Wer würde nun, wenn überhaupt, der Familie Frank-Holländer Visa ausstellen?

Die Sorgen ihrer Eltern sollten Anne und Margot auch weiterhin möglichst wenig belasten. Besonnene, warmherzige Worte, Scherze zur rechten Zeit kamen Otto selbst in der grössten Unsicherheit über die Lippen, das war eine seiner Stärken. Dabei hatten die Besatzer inzwischen begonnen, gezielt auch jüdische Kinder und Jugendliche aus dem Alltagsleben auszuschliessen. Auch sie, die Wehrlosesten von allen, sollten spüren, dass sie unerwünscht waren.

Am letzten Maitag des Jahres 1941 wurde den Juden in Holland das Betreten von öffentlichen Badeanstalten und Schwimmbädern ebenso verboten wie der Zugang zu öffentlichen Parkanlagen, Kuranstalten und Hotels. «Um abgebrannt zu werden, haben wir nicht viel Möglichkeit, weil wir nicht ins Schwimmbad dürfen», klagte Anne, vermutlich Mitte Juli, der «lieben Omi und allen anderen Lieben» in

Basel, «Schade, aber man kann nichts machen.»¹⁵⁷ Dass die Nazis an einem der letzten Schultage offensiv gegen die jüdischen Kinder vorgegangen waren, dass sich alle Schüler jüdischer Abstammung registrieren lassen mussten, erzählte Anne nicht. Vielleicht hatte es keinen grossen Eindruck auf sie gemacht, vielleicht wusste sie, dass derlei Informationen der Zensur missfielen. Innerhalb eines Tages mussten die jüdischen Schüler die Registrierungsformulare, die in den Klassenzimmern verteilt wurden, ausgefüllt zurückgeben. Weiter geschah nichts. Die Kinder wurden in die Sommerferien entlassen.

Für Anne begannen sie mit einem besonders aufregenden Ereignis. Am 16. Juli feierten Miep Santrouschitz und Jan Gies Hochzeit. Nach



Anne Frank im Jüdischen Lyzeum, 1941.



Mieps Pflegevater Laurens Nieuwenburg mit Jans Nichte (vorne), Otto und Anne Frank (Mitte), daneben wahrscheinlich Esther, Mitarbeiterin von Opekta, anlässlich der Hochzeit von Jan und Miep Gies, 16. Juli 1941.

der Trauung lud Otto die kleine Hochzeitsgesellschaft zu einem festlichen Empfang in sein Büro in der Prinsengracht 263. Anne überreichte Miep das Hochzeitsgeschenk, ein silbernes Tablett, und bediente die Gäste geschickt wie ein gelerntes Serviermädchen. Sie trug ein helles Kleid und weisse Söckchen, ihr schulterlanges Haar auf Hochglanz gebürstet und in den grünbraunen Augen ein Strahlen aus Ausgelassenheit, Ungeduld und der Leidenschaftlichkeit einer Zwölfjährigen.

Wenige Tage später durfte sie mit Sanne und ihren Eltern nach Beekbergen bei Apeldoorn fahren, nur etwa 80 Kilometer von Amsterdam, wo Verwandte von «Onkel Frans und Tante Ilse», wie Anne die Eltern Ledermann rief, ein idyllisch gelegenes Sommerfrischhaus besaßen. Sprach die Zeit auch gegen grosse Ferienreisen, so sollte Anne doch nicht auf Abwechslung und Luftveränderung ver-

zichten müssen, die sie schon aus gesundheitlichen Gründen brauchte.

«Bin jetzt in Beekbergen», verständigte Anne am 31. Juli die «liebe Omi» in Basel, «es ist sehr fein, nur schade, dass so schlechtes Wetter ist. Hier ist ein sehr altmodisches Haus, aber doch angenehm. Sanne und ich haben ein eigenes Zimmerchen.» Zwischen den Zeilen war auch eine Anspielung auf die nächtlichen Fliegeralarme zu lesen, die in Amsterdam zu dieser Zeit gang und gäbe waren: «In der Nacht schlafen wir hier viel ruhiger als in Amsterdam, wir werden überhaupt nicht gestört.» Auch die Tage verliefen ruhig. Und wenig abwechslungsreich. «Ich lese sehr viel, schade, dass wir nicht hinauskönnen.» Das teilte sie auch ihrem Vater mit. «Ich lese sehr viel und» – ein dezenter Wink, ihr Nachschub zu schicken – «habe bis auf ein Buch jetzt alle Bücher von mir und von Sanne ausgelesen.»

Zweifellos schrieb Anne von diesem Aufenthalt gleich mehrere Briefe nach Hause, war es aus Heimweh, war es, weil sie bei dem Regenwetter wenig Besseres zu tun hatte und Zeile um Zeile die Langeweile vertrieb. Oder war es, dass sie bereits zu diesem Zeitpunkt ihre Lust am Schreiben zu entdecken begann? Edith und Otto antworteten in gesonderten Briefen. «Ich habe von Mutter seit Dienstagabend keine Post mehr gehabt und jetzt ist Montagabend», beschwerte sich Anne bei ihrem Pim. Edith Holländer kümmerte sich nun rund um die Uhr um ihre Mutter. Rosa Holländer war im Juni ins Krankenhaus eingeliefert und operiert worden. Diagnose: Krebs.

Die Post des Vaters freute Anne umso mehr – Otto Frank schickte Briefe und Päckchen mit allerlei Überraschungen. «Danke für den Brief und das Geld, ich kann es gut gebrauchen. Ich habe schon ziemlich viel ausgegeben. Aber nicht unnötig. Ich hatte für alle die Leute, denen ich schreiben wollte, Marken nötig. Für 0,25 Gulden Citronella, für 0,05 Couverts, für 0,10 Süßigkeiten, für 0,05 Notizbüchlein, 0,73 Postkarten, im Ganzen sind das dann 3,20 Gulden ...» Ein andermal, nachdem sie das Bett hüten musste: «Ich danke dir noch

herzlich für die zwei Filmsternkarten, die noch auf die ersten folgten. Ich habe noch keine davon. Mit deinem Brief war ich sehr froh, ebenso mit dem Zucker, Jam und Reis. Der Reis kommt gut gelegen, weil ich doch einen verdorbenen Magen habe und gleich viel Reis gegessen habe. Ich bin heute zum ersten Mal wieder auf und es geht mir wieder gut, ausser dass ich etwas Kopfweh habe und noch Magendrücken.» Ansonsten muss Anne tatsächlich mehr Zeit gehabt haben, als ihr lieb war, denn sie berichtete sogar ausführlich über die Speisen, die auf den Tisch gebracht wurden. «Wir haben am Abend gebackenen Fisch gehabt mit Kartoffeln und Salat, den Salat durfte ich nicht essen, auch das Brot nicht, danach hatten wir aber herrlichen Pudding mit Kirschen und Sauce.» Pudding, betonte sie noch einmal, fände sie herrlich, aber nur mit Sauce, das könnte die Mutter doch sicher auch zubereiten, mit Himbeersaft zum Beispiel.

Die monotone Harmonie, die aus Annes Briefen klingt, scheint nicht an allen Ferientagen im «Sommerhaus» im Königinweg 5 in Beekbergen geherrscht zu haben. Gastgeberin Eva Kämpfer, Sannes Tante, deren eineinhalbjährigen Sohn Raymond Anne als manchmal «ein bisschen lästig, aber doch lieb» beschrieb, fand es zuweilen recht schwierig, mit Anne zurechtzukommen. Während sich Sanne offensichtlich selbst genug war, hätte Anne häufig über Langeweile geklagt und ihre Launen gepflegt; ihre Stimmung hätte ganz vom Programm abgehungen, das auf dem täglichen Spielplan stand.¹⁵⁸

Sanne und Anne dürften zwar nach wie vor sehr gut miteinander ausgekommen sein; Annes erwachendes Interesse für das männliche Geschlecht teilte ihre Kinderfreundin, die nach objektiven Schönheitskriterien hübscher war als Anne und doch in ihrem Schatten stand, allerdings noch nicht.

Anne ist viel weiter entwickelt als Sanne, fiel den Erwachsenen auf. Anne und ihre Jungengeschichten ... albern! – das erzählte Sanne ihrer älteren Schwester Barbara. Tatsächlich dürfte in Sanne bei all

ihrer Ernsthaftigkeit noch das Kind gesteckt haben, während sich in Anne offenbar schon erste Vorboten der Pubertät meldeten. Das würde auch Annes Unruhe und Flatterhaftigkeit erklären, auf die Eva Kämpfer anspielte. Die Aufmüpfigkeit des durchaus verwöhnten Kindes war freilich auch vorher schon gut ausgeprägt gewesen.

Vermutlich weilte Anne bereits in Beekbergen, als Nathan Straus' Antwort auf Ottos Brief vom April in Amsterdam ankam. Anlass zur Hoffnung gab sie nicht. «Ich fürchte, ich habe keine guten Nachrichten. Nur wenn es dir gelingt, an einen Ort mit einem amerikanischen Konsulat zu gelangen, gibt es überhaupt einen Weg herüberzukommen. Ich habe mir sagen lassen, dass noch Konsulate in Portugal, Spanien, dem unbesetzten Teil Frankreichs und der Schweiz geöffnet sind.»¹⁵⁹

Wer emigrieren wollte, das war eine der vielen Bedingungen des US-Aussenministeriums, musste persönlich bei einem amerikanischen Konsulat vorsprechen. Die Reise konnte man allerdings nur im Besitz einer Ausreisegenehmigung antreten. Und die wiederum erhielt nur, wer sich bereits ein Visum des Ziellandes gesichert hatte.

Ein Teufelskreis. Ohne Ausweg? Otto Frank gab nicht auf. «Der einzige Weg, in ein neutrales Land zu gelangen, sind Visa anderer Staaten wie etwa Kuba», wusste er am 8. September 1941, «... und viele meiner Bekannten haben Visa für Kuba bekommen.»¹⁶⁰ Eine reelle Chance für alle, die Geld hatten: 2'000 Dollar pro Person waren als Sicherheit bei einer amerikanischen Bank in Kuba zu hinterlegen – als mögliche Überlebenshilfe für den frisch gelandeten Immigranten und «erstattbar, falls der Fremde nicht ankommt». 500 Dollar pro Person verlangte die kubanische Einwanderungsbehörde als eine Art Landegebühr, 150 Dollar pro Erwachsenen und 75 Dollar pro Kind

mussten für die Rückreise hinterlegt werden, und zu 530 Dollar addierten sich die Visagebühren für drei Erwachsene und zwei Kinder. «Ich weiss, dass wir unmöglich alle ab reisen werden können», musste Otto Frank sich eingestehen, «auch wenn ein Grossteil des Geldes erstattet wird, aber Edith drängt mich, allein oder mit den Kindern zu gehen. Ich verabscheue diese Idee, aber ich muss sie erwägen. Es könnten Situationen entstehen, in denen man alles versuchen muss.»¹⁶¹

Es war – vorher und danach – ein gemeinsames Credo von Otto und Edith Frank, ihre Familie zusammenzuhalten. Dass Otto trotzdem darüber nachdachte, notfalls allein vorauszufahren und nicht nur Edith mit ihrer schwerkranken Mutter, sondern vorübergehend sogar seine Kinder zurückzulassen, zeigt schmerzhaft deutlich, wie gross der Druck auf die jüdische Bevölkerung bereits war und wie bedroht Otto Frank sich persönlich fühlte. Dass Edith ihn darin bestärkte, mit oder ohne die Kinder vorauszufahren, beweist ihre Selbstlosigkeit und ihre grenzenlose Liebe zu ihren nächsten Angehörigen.

Das tatsächliche Ausmass der Bedrohung konnten freilich weder Otto noch Edith Frank vorhersehen. Aber sie hatten eine weitere Hoffnung. Wenn es Otto gelänge, im Besitz eines Kubavisums und einer von den deutschen Behörden ausgestellten Ausreiseerlaubnis bei einem amerikanischen Konsulat in Spanien oder Portugal vorzusprechen, würde das U. S.-Aussenministerium Nathan Straus' Affidavits für die Franks anerkennen. Der Konsul könnte die direkte Einreise in die U.S.A. genehmigen, und der Umweg über Kuba würde sich erübrigen. Im Idealfall reiste die Familie dann direkt aus Rotterdam nach New York. «Ich fürchte, dass er [Otto Frank] zu optimistisch ist», hiess es dazu hinter den Kulissen.¹⁶² Allein, das brachte Otto Frank bis Anfang September in Erfahrung, hatte er jedoch noch schlechtere Karten. «Ich habe gehört, dass niemand in die U.S.A. einreisen darf, der Familienmitglieder in den besetzten Gebieten zurücklässt.»¹⁶³

Dass er zum Abwarten verurteilt war, statt das Schicksal seiner Familie wie gewohnt selbst in die Hand nehmen zu können, belastete

Otto Frank fraglos sehr – er brauchte Abstand. Gegen Mitte September verreiste er nach Arnhem. Seine Jüngste nahm er mit, Edith und Margot blieben in Amsterdam und betreuten Oma Holländer auf ihrem Weg zur vorübergehenden Besserung. «Eure Mutter [...] scheint sich wohl zu fühlen, obgleich sie besonders mager ist und nur etwa 1 Centner wiegt», beruhigte Otto seine Schwägerin zwei Monate später. «Sie geht regelmässig mit den Damen aus und isst auch normal. Die Ärzte sind zufrieden.»¹⁶⁴

«Liebste Mutter, Anne u. ich sind auf ein paar Tage hierher gefahren», notierte Otto Frank am 14. September 1941 auf einer Postkarte und meinte das Hotel Groot Warnsborn, in dem er mit Anne abgestiegen war – trotz der neuen Verordnung.¹⁶⁵ Möglich, dass der Hotelier selbst Jude war. Möglich aber auch, dass er Otto bereits kannte oder dass er sich von dem als Gesetz statuierten Rassenwahn nicht beeindrucken liess; denn stand auch nicht an jeder Hotelrezeption ein Nazipolizist, so wäre es doch leicht gewesen, Otto Frank an seinem Personalausweis zu identifizieren. Von Juni 1941 an waren an alle Holländer neue Legitimationskarten ausgegeben worden – mit je zwei Fotografien, Fingerabdrücken und Unterschriften des Inhabers versehen. Ottos und Annes Ausweise waren mit zwei grossen «J» gebrandmarkt. J für Jood. Jude. Jew. Jeder holländische Jude über sechs bekam das J in seinen Ausweis. Nicht irgendein «J» durfte es sein. Seine Form und Grösse waren genau definiert und präzise mit schwarzer Stempelfarbe auf das Dokumentenpapier gepresst. Als Zeichen der Ächtung.

«[...] Ich wollte wieder etwas Ruhe haben und nicht ganz allein fortgehen. Anne ist immer gute, liebe Gesellschaft u. sie konnte leicht ein paar Tage schulfrei bekommen», fügte Otto der Karte an seine Mutter an. Welche einschneidende Veränderungen Anne bevorstand, deutete er nicht einmal an. Anfang September 1941, just, als das

neue Schuljahr begann, war bekanntgegeben worden, dass jüdische Kinder von nun an separate Schulen, abgesondert von ihren holländischen Mitschülern, besuchen sollten. Die Kosten für die «jüdischen Einrichtungen» würde – «vorübergehend» – noch der Staat übernehmen.¹⁶⁶ Bitterer Sarkasmus, wenn man weiss, dass SS-Führer Hanns Albin Rauter wenige Tage vorher in einem Brief an Reichskommissar Arthur Seyss-Inquart bereits von der «kommenden Endlösung der Judenfrage» gesprochen hatte. Es war eine weitere Gemeinheit der Hakenkreuzträger, dass sie den Schulanfang abgewartet und die Kinder erst zurück in ihre alten Klassen geschickt hatten – um sie dann um so wirkungsvoller daraus vertreiben zu können.

Tage der Unsicherheit für Anne: Sie hatte an einem der ersten Schultage erfahren, dass sie nun doch nicht, wie zu Ferienbeginn angenommen, aufsteigen, sondern ein weiteres Jahr bei ihrer bisherigen Klassenlehrerin lernen sollte. Anne hatte viel versäumt, ihr Gesundheitszustand war im vorangegangenen Schuljahr wieder recht labil gewesen. Vor allem im Rechnen schwächelte sie. Von «Sitzenbleiben» war in der Montessorischule aber nie die Rede. Ein Lehrer unterrichtete stets drei Jahrgänge in einem gemeinsamen Klassenraum; Anne hätte das sechste Jahr also nicht wiederholt, sondern einfach ein siebtes angeschlossen. Bisher hatte sie ohnehin immer zu den Kleinsten und Zartesten der Klasse gezählt, nun sollte sie eben zu den Älteren gehören.

Sie und ihre geliebte Klassenlehrerin, Hendrika Kuperus, erinnerte sich Anne später, hatten am Ende des Schuljahrs einen herzergreifenden, tränenreichen Abschied genommen. Und nun – Anne schien über diese Entscheidung gar nicht unglücklich – konnte sie doch noch ein Jahr bei ihr bleiben.

Doch sie hatte sich zu früh gefreut: Anne musste, wie alle jüdischen Kinder, die Schule wechseln. «*Ich bin nur unter Vorbehalt ins Lyzeum aufgenommen worden*», erinnerte sie sich ein Jahr später. Und weil es vereinzelt zwar jüdische Schulen gab, viel zu wenige jedoch, um darin alle betroffenen Kinder unterzubringen, musste in we-

nigen Tagen ein neues Schulsystem aufgebaut werden. Allein in Annes Klasse war die Hälfte der Schüler jüdisch. Der *Joodse Raad*, der «Judenrat», dessen Gründung die Besatzer am 13. Februar 1941 befohlen hatten, um Ordnung innerhalb der jüdischen Bevölkerung – Ordnung nach nationalsozialistischen Vorstellungen – zu schaffen, organisierte tatsächlich bis Anfang Oktober Räumlichkeiten für jüdische Grundschulen und Lyzeen, verpflichtete jüdische Lehrer, stellte Lehr- und Stundenpläne auf. Bis es so weit war, hatten die Kinder schulfrei.

Otto Frank hielt es anscheinend für vernünftig, Anne diese unsicheren Tage des Wartens zu verkürzen. Wenn er sich den Fragen, die sicher auch Anne immer häufiger beschäftigten, nicht schon längst gestellt hatte, so kam er spätestens jetzt um ausführliche Erklärungsversuche nicht mehr herum. Er musste Antworten finden auf das hilfserufende «Bin ich anders?» – «Was hat man gegen mich?», auf die verwirrte Suche nach der eigenen Identität, die die Nazis auf das Attribut «jüdisch» reduzieren wollten. Doch wie sollten Eltern ihren Kindern den irrationalen Hass gegen eine Menschengruppe erklären? Es gab keine Erklärung für die immer neuen Schikanen.

Noch während Otto und Anne sich im Hotel *Groot Warnsborn* aufhielten, wurden die Juden per Dekret von allen öffentlichen Plätzen vertrieben. Bibliotheken, Theater und Museen, Restaurants, Kaffeehäuser und – abermals – Hotels, Sportplätze, der Zoo und – nochmals – Parkanlagen waren ab dem 15. September 1941 für alle Juden gesperrt. Schilder mit der Aufschrift «Für Juden verboten», auf Parkbänken, vor den Eingängen zu öffentlichen Gebäuden, sollten sie als Parias ächten. Konnte man das verharmlosen? Beschönigen? Mit einem «Solange nichts Schlimmeres geschieht» um das Vertrauen seiner Kinder werben? Viele Kinder reagierten geschockt. Manche mit Scham, mit Minderwertigkeitsgefühlen. «Ich traue mich nichts mehr zu machen, denn ich habe Angst, dass es nicht erlaubt ist», hörte Anne immer wieder von ihrer besten Freundin. Die Eltern, die, weil sie

mehr wussten, oft noch mehr Angst hatten, mussten versuchen, den Kindern ihren Stolz, auf sich selbst und ihre Familien, zu bewahren. Solange sie noch in den besetzten Niederlanden festsassen ...

«Die Umstände hier ändern sich täglich, und wenn auch im Augenblick nichts getan werden kann, könnten sich doch neue Möglichkeiten entwickeln.»¹⁶⁷ Doch im Gegenteil – ab Oktober 1941 spitzte die Lage für die Franks sich weiter zu. Informationen, die Otto Frank von unterschiedlichen Seiten sammelte, unter anderem von Gerard Oeverhaus, einem Beamten der Fremdenpolizei und Ottos langjährigem Freund und Berater, legten den Schluss nahe, dass den arbeitsfähigen Jugendlichen über sechzehn, auch Mädchen, der «Arbeitsdienst» drohte – was immer sich hinter dem Wort verbarg.¹⁶⁸ «... da Margot im Februar sechzehn wird, möchte ich die Kinder unter den gegenwärtigen Bedingungen ungern hier lassen, selbst wenn Edith mit ihrer Mutter hier bleiben müsste.» Ob Otto auch wusste, dass die Juden in Deutschland bereits den Judenstern tragen mussten, dass in der Folge das generelle Ausreiseverbot für Juden zwischen 18 und 45 Jahren aus Deutschland und den besetzten Gebieten, also auch für Edith, erlassen wurde und dass schliesslich die Deportationen aus Deutschland – vorläufig in Ghettos wie Lodz – begonnen hatten? Auch wenn ihm nicht alle Verordnungen bekannt waren, lassen seine drängenden Worte keinen Zweifel an seiner Not. «Du kannst dir vorstellen, wie dringend ich auf weitere Nachrichten von dir warte, denn ich weiss, dass ich ohne deine Hilfe niemals von hier wegkommen werde.»¹⁶⁹

Zahlreiche erhaltene Dokumente lassen keinen Zweifel daran, dass sowohl Nathan Straus als auch Julius und Walter Holländer in regem Kontakt mit den Flüchtlingskomitees standen und nach einer Lösung suchten. Und dass Julius Holländer sich zu diesem Zweck als selbstloser Bittsteller an Ottos Freund Nathan Straus wandte: «Mein Bru-

der und ich werden die Überfahrt und das Kubavisum für Herrn Frank bezahlen. Wenn Sie die notwendige Garantiesumme an die kubanische Regierung auslegen, versichere ich Ihnen, dass das Geld unberührt bleibt, denn wir werden meinen Schwager unterstützen, solange er sich in Kuba aufhält.»¹⁷⁰

Immer noch war Nathan Straus das Risiko zu gross. Und offenbar gehörte er immer noch zu jener Mehrzahl von Menschen, die sich das Ausmass der Bedrohung nicht vorstellen konnten. «Das ist nur einer von vielen Fällen, für die die Familie Straus sich einsetzt, und sie ist nicht darauf eingestellt, den grossen Betrag auszulegen, der für Kubavisa für die ganze Familie aufgeht. [...] Selbst, wenn all das Geld bereitgestellt und investiert ist, bleibt ja immer noch die Frage, ob die Familie überhaupt die notwendigen Ausreisegenehmigungen und Transitvisa erhält.»¹⁷¹

Otto Frank kannte den Inhalt dieses Schreibens nicht, und doch konnte er Nathan Straus' Haltung einschätzen. «Du kannst dir ja die Stimmung [in Holland] vorstellen, die Straus doch nicht in der gleichen Weise verstehen kann», bemerkte er in einem Brief an seinen Schwager Julius, den er mit den Worten enden liess: «Im Geschäft immer noch etwas zu tun, sodass wir nicht klagen dürfen.»¹⁷²

Tatsächlich mangelte es nicht an Aufträgen – der Umsatz entwickelte sich weiterhin passabel, doch Otto Frank wurde zusehends in die Enge getrieben. «Zwischenzeitlich habe ich Befehl bekommen, mein Unternehmen zu liquidieren. Ich werde künftig nicht mehr arbeiten können», schrieb er am 12. Oktober an Nathan Straus und bezog sich auf einen Bericht der «Deutschen Revisions- und Treuhand AG». Schon ein halbes Jahr vorher – und zeitgleich mit der Aktienemission – hatte Otto seine Position als Direktor von *Pectacon* an Kleiman abgegeben und seinen persönlichen Anteil am Unternehmen auf unter 25 Prozent reduziert. Das war eine vorausschauende Massnahme und laut «Wirtschaftsprüfstelle» legal. Trotzdem hatte die Konstruktion der Kontrolle nicht standgehalten.

Der Bescheid lastete schwer auf Otto Frank. «Vater hatte Rheumatismus im Rücken», teilte Anne ihrer Grossmutter in Basel zu dieser Zeit mit. Unter dem ihnen zugeteilten Treuhänder konnten Johannes Kleiman und Otto Frank das Unternehmen aber doch noch retten: Karel Oscar Marie Wolters war Anfang dreissig, promovierter Jurist und Leiter der Rechtsabteilung der *Nederlandsche Bank*. Dank seiner Treue zu den holländischen und deutschen Nationalsozialisten – seit 1935 war er NSB-Mitglied, seit der Besetzung der Niederlande engagierte er sich unter anderem für die «Economisch Front», die «Wirtschaftsfront» – wurde der Vater dreier Kinder nicht nur von seinem direkten Vorgesetzten bei der *Nederlandsche Bank*, Meinoud M. Rost van Tonningen, sondern auch von SS-Führer Hanns Albin Rauter gefördert und zusätzlich zum Treuhänder oder «Verwalter» im Auftrag der «Wirtschaftsprüfstelle» ernannt. 19 Fälle sind dokumentiert, in denen er die Liquidierung jüdischer Unternehmen vorantrieb. Bereits im September 1941 hatte er Nachricht vom Reichskommissar erhalten, *Pectacon* nach Anweisung zu liquidieren.¹⁷³

Zuerst plante Wolters offenbar, das Unternehmen Weiterarbeiten zu lassen wie bisher. Das war Kleiman und Otto Frank gar nicht recht, denn der Treuhänder würde, davon mussten sie ausgehen, Kleiman früher oder später durch einen regimetreuen Geschäftsführer ersetzen. Kleiman erhob deshalb Einspruch und bekam acht bis zehn Tage zugestanden, um das Unternehmen selbst zu liquidieren. So konnte er – das wurde natürlich nicht explizit besprochen – *Pectacon* unter neuem Namen Weiterarbeiten lassen.

Kleiman verkaufte die Maschinen und Warenvorräte an eine gewisse Firma *Gies & Co*, die nach dem Vorbild der *La Synthese AG* gegründet worden war und hinter der natürlich Jan Gies steckte. Aus dem Barvermögen von *Pectacon* wurden zunächst die nichtjüdischen Miteigentümer Johannes Kleiman und Antonius Dunselman ausbezahlt (die das Geld freilich treuhänderisch für Otto Frank übernahm-

men), die verbleibenden etwa 10'000 Gulden wurden zu einem knappen Viertel als «Liquidationskosten» an die Wirtschaftsprüfstelle überwiesen. Der Rest floss einem Konto der *Nederlandsche Bank* zu, dort blieb er bis auf weiteres geparkt. Das war ein höchst ungewöhnliches Vorgehen und vermutlich ein Versehen, denn nach Vorschrift mussten solche Beträge an *Lippmann, Rosenthal & Co.* überwiesen werden.

Otto Frank konnten diese Ungereimtheiten im Grunde nur recht sein – trotz der Unsicherheiten, die damit verbunden waren. Solange das Geld nicht bei *Lippmann, Rosenthal* eingegangen war, wurde die Bank nicht aktiv – und *Gies & Co* konnte die Geschäfte ungehindert fortführen. (Üblich war es, nach erfolgter Liquidation die *Kolonne Henneicke* loszuschicken, die – unterstützt vom Transportunternehmen *Puls* – alle Werte beschlagnahmte, die noch zu holen waren. Diese Plünderung blieb im Fall von *Pectacon* aus, das Geld wurde erstaunlicherweise erst 1947 an *Lippmann, Rosenthal* überwiesen – und von dort postwendend wieder an Otto Frank.)

Karel Wolters mag ein Fanatiker gewesen sein, aber er war kein fanatischer Antisemit und entschied, in welcher Absicht auch immer (und wahrscheinlich in Absprache mit seinem Vorgesetzten), mehrfach zugunsten verfolgter Juden – oder nicht gegen sie. Das bestätigten Betroffene nach dem Krieg. Zudem war er ein vielbeschäftigter Anwalt, der wahrscheinlich wenig Zeit für seine Nebentätigkeit bei der Wirtschaftsprüfstelle hatte. Als die Auflösung von *Pectacon* am 7. Mai 1943, fast zwei Jahre nach dem Liquidationsantrag, endlich offiziell festgeschrieben war, hatte Wolters sich als Mitglied der Waffen-SS bereits freiwillig an die Front gemeldet. Der Fall *Pectacon* blieb liegen.

Dass *Gies & Co* mit Otto Frank in Verbindung stand, muss Wolters im Herbst 1941 bewusst gewesen sein. So gesehen, sicherte er Otto Frank bis auf weiteres wenigstens einen Teil seines Einkommens; denn immer noch war ungewiss, ob die Ausreise aus Holland jemals gelingen würde.

Julius Holländer ruhte nicht, bis er Klarheit hatte, wie den Franks am besten zu helfen sei. Und auch Nathan Straus schwenkte um, womöglich nach persönlichen, leider nicht dokumentierten Gesprächen mit massgeblichen Personen im Aussenministerium – «[Otto Franks Brief] klingt dringend». ¹⁷⁴ Straus sagte nun zu, «2'000 Dollar Bankeinlage pro Erwachsenem und die 500 Dollar zusätzliche Sicherheit für jeden Ausländer zu übernehmen, wobei das Geld erstattbar ist. Zusätzlich werden sie die Reisekosten aus Übersee bis zu einem Betrag von etwa 1'500 Dollar tragen.» ¹⁷⁵

Ob Otto Frank, dem inzwischen, wie allen deutschen Juden in den besetzten Gebieten, die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt worden war, der also nunmehr staatenlos und damit vogelfrei war, diese konkrete Botschaft jemals erreichte? Jedenfalls wusste er inzwischen, dass die Chancen auf eine Ausreisegenehmigung weiter gesunken waren. «Bitte kümmere dich vorläufig nur um [ein Visum für] Otto Frank», telegraphierte er am 27. November an Julius Holländer, «um das finanzielle Risiko zu beschränken.» In der Folge musste er sich wieder seinen geschäftlichen Verpflichtungen zuwenden.

Wundersamer noch als die «Selbstarisierung» von *Pectacon* lesen sich die Geschichten um die schliesslich erfolgreiche Rettung von *Opekta*, bei der Otto Frank und Johannes Kleiman das Unternehmen nicht nur gegen die Wirtschaftsprüfstelle in Amsterdam, sondern auch gegen die Muttergesellschaft von *Opekta*, die *Pomosing-Werke* bei Frankfurt am Main, verteidigen mussten. Dort hatte man die Frage der Arisierung bereits Jahre vorher auf so eigenwillige wie haarsträubende Art gelöst – Otto Frank muss davon gewusst haben.

Nach dem frühen Tod des jüdischen Unternehmensgründers Sandor Scheinberger im Dezember 1924 hatte seine evangelische

Frau Emmy das Unternehmen geerbt, Robert Feix, den Sohn von Sandor Scheinbergers Zwillingsschwester Ida und seit langen Jahren Mitarbeiter des Unternehmens, zum Geschäftsführer bestellt und ihm in der Folge die Hälfte des Unternehmens übertragen.

1936 hatten die – nach geltender Nazidiktion – halbjüdischen und inzwischen erwachsenen Scheinbergersöhne Walther, Ernst und Heinz, bis dahin stille Teilhaber des Unternehmens, einen Prozess gegen ihren Cousin Robert Feix angestrengt und ihm die Anteile am Unternehmen streitig gemacht. Die gerichtliche Auseinandersetzung hatte einen Vergleich gebracht – Anfang 1937 war Robert Feix aus den *Pomosin-Werken* ausgeschieden. Im Gegenzug war ihm die von ihm selbst gegründete *Opekta Köln* zugesprochen worden. An Feix' Stelle hatten die Brüder Scheinberger den NSDAP-nahen, bisherigen Prokuristen Walter Fischer berufen. Er führte das Unternehmen, das sich «kriegswichtiger Produktionen» rühmte, als alleiniger, persönlich haftender Gesellschafter und loyaler Strohmann der Scheinbergers durch den Krieg. Eine «Selbstarisierung» durch die Eigentümer – gestützt unter anderem vom SA-Führer und Frankfurter Polizeipräsidenten Adolf Heinrich Beckerle, einem Schulfreund Walther Scheinbergers.¹⁷⁶

Doch die Scheinbergers waren noch nicht zufrieden. Um Zugriff auf *Opekta Köln* zu erhalten, liessen sie Robert Feix, der einen endgültig überzeugenden «Ariernachweis» für seinen 1927 verstorbenen Vater nicht erbringen konnte, als «Völljuden» anschwärzen. Und wirklich wurde Feix mehrfach verhaftet und bis Kriegsende erst in Berlin, dann in Dachau festgehalten.¹⁷⁷ Die ROVAG samt ihrer *Opekta*-Töchter fiel den *Pomosin-Werken* zu.

Am 13. Dezember 1941 sassen Otto Frank, der am Tag vorher aus der Geschäftsführung zurückgetreten war, und der neue Geschäftsführer Johannes Kleiman deshalb zwei Abgesandten der *Pomosin-Werke* gegenüber.¹⁷⁸ Sie waren nach Holland gekommen, um die «notwendigen Massnahmen zur Arisierung der Aktiengesellschaft» zu ergreifen, und fanden bei den Behörden offenbar Gehör. Unter an-

derem konnten sie abwenden, dass *Opekta Amsterdam* von einem Konkurrenzunternehmen übernommen wurde. Sie traten also zugleich als Beschützer von *Opekta Amsterdam* auf und äusserten, in dem sie sich als ihr eigentlicher Eigentümer darstellten, ihre Ansprüche: Otto Frank sollte seine Anteile am Unternehmen bei der *Handelstrust West N. V.*, einer Niederlassung der *Dresdner Bank*, hinterlegen – zugunsten der *Pomosing-Werke*. Doch der stellte sich taub; denn erstens verstand er sich, wie beschrieben, längst als rechtmässiger Eigentümer von *Opekta Amsterdam*, und zweitens fühlte er sich, wenn überhaupt, dann Robert Feix verpflichtet.

Später wiederholten die *Pomosing-Werke* ihre Aufforderung gegenüber Johannes Kleiman. Er «habe aber mit Schläue dieser Auflage nicht Folge geleistet, sondern die Aktien einfach behalten», sagte Kleiman 1955 aus.¹⁷⁹ Weder er noch Otto Frank erkannten die *Pomosing-Werke* jemals als ihre Eigentümer an – im Unterschied zur «Wirtschaftsprüfstelle», die deshalb auch die «Selbstarisierung» genehmigte. Die offizielle Bestätigung dafür wurde mit zweieinhalbjähriger Verspätung, am 1. Juli 1944, verfasst. In der Zwischenzeit konnte die *Opekta Amsterdam* einigermassen ungestört Weiterarbeiten.

Otto und seine «Strohänner» Kleiman, Kugler und Gies hatten also nicht nur die beiden Unternehmen gerettet, sondern der Familie Frank auch weiterhin ein regelmässiges Einkommen gesichert, wenn es de facto auch gering war. Ein Einkommen, auf das Otto Frank nun baute, denn seine Hoffnung auf einen Neubeginn fern von Holland hatte er schon am Tag, bevor er offiziell aus *Opekta* ausgeschieden war, endgültig aufgeben müssen. Am 11. Dezember 1941 waren die USA in den Krieg eingetreten, Julius Holländers Antrag auf Ottos Kubavismus war noch am selben Tag storniert worden.¹⁸⁰ So viel Auftrieb den Franks und vielen ihrer Bekannten die neue Hoffnung auch gegeben haben mag, dass die Amerikaner die deutsche Wehrmacht rasch in die Enge treiben würden, so ungünstig war die Entwicklung für die

Franks im Augenblick: Sie blieben in Holland gefangen. Und wie kam Anne damit zurecht?

Anne Frank erlebte ein Schuljahr, das sich ihr und ihren Mitschülern von seinen schönsten Seiten einprägte.¹⁸¹ *«Nach vielem Hin und Her, Besprechungen und Überlegungen, war es dann doch so weit, dass ich auf das Jüdische Lyzeum gehen konnte, und, nach ein paar Telefongesprächen, sogar ohne Aufnahmeprüfung»*, begann Anne knapp zwei Jahre später eine ihrer Kurzgeschichten. Anfang Oktober 1941 musste sie sich beim neugegründeten jüdischen Lyzeum in der *Vormalige Stadstimmertuinen* melden, jener Strasse, die nach der dort bis 1906 ansässigen städtischen Holzverarbeitungszentrale benannt war. Anne war verunsichert: *«... ausser Lies Goslar hatte ich keine einzige Bekannte entdeckt, die zu mir in die Klasse kommen würde, und das war kein angenehmer Gedanke.»*

Eine Woche später begann der reguläre Unterricht. Annes Erinnerungen an ihren ersten Schultag waren auch zwei Jahre später noch unverklärt. Gleich nach Betreten der Schule habe sie erfahren, dass sie in eine andere Klasse wechseln musste. *«Nun kam ich in eine Klasse, in der ich zwar ein paar Jungen und auch einige Mädchen oberflächlich kannte, aber Lies war im LI geblieben, und ich fühlte mich ein bisschen verlassen, als ich in die hinterste Reihe, hinter lauter grösseren Mädchen, gesetzt wurde und da mutterseelenallein sass.»*

Anne war immer noch klein und dürr, aber keineswegs auf den Mund gefallen. Niemals hätte die resolute Kämpfernatur eine so missliche Situation untätig hingenommen: *«Schon in der zweiten Stunde hob ich dann auch meine Hand hoch und fragte, ob ich nicht umgesetzt werden könnte, da ich hinter den breiten Rücken nicht viel sehen konnte, ausser wenn ich mich zur Seite lehnte.»* Anne gab nicht nach, ehe sie wieder mit Hanneli «Lies» Goslar in einem Klassenzimmer sass. *«In der dritten Stunde hatten wir Gymnastik; diese Lehrerin war*

viel freundlicher, als ich erwartet hatte, so dass ich bei ihr darauf drängte, ob sie es nicht fertigbringen könnte, Lies zu mir zu bekommen, und wie die Lehrerin es geschafft hat, weiss ich nicht, aber auf jeden Fall kam Lies in der nächsten Stunde und wurde neben mich gesetzt.»

Mag sein, dass Annes Geschichte die tatsächlichen Ereignisse am ersten Lyzeumstag wiedergibt. Gut möglich aber auch, dass Hannels Version der Geschichte stimmt. Sie erinnerte sich nämlich, dass Anne erst später – und nicht willkürlich, vielmehr, weil der Lehrer ihr unentwegtes Schwätzen nicht länger hören wollte – in die Parallelklasse versetzt wurde. Wie dem auch war, die beiden Mädchen, die in der Montessorischule ein Leben ohne Zwang geführt und sich zu behaupten gelernt hatten, kamen schnell wieder nebeneinander zu sitzen. Und Anne war zufrieden. *«Nun war ich mit der ganzen Schule versöhnt»*, schloss sie ihre kleine Geschichte, *«die Schule, von der ich noch so viel Freude und Nutzen erlebt habe, lachte mir nun zu, und ich begann guten Mutes auf das zu achten, was der Erdkundemensch uns erzählte.»*

So zuversichtlich wie Anne waren die meisten jüdischen Kinder. Zum einen waren die Samstage zusätzlich zu den Sonn- und jüdischen Feiertagen schulfrei. Aber daran waren die meisten schon gewöhnt. Annes Montessorischule war – um Heizkosten zu sparen – schon im Winter zuvor samstags geschlossen geblieben. Margots Unterricht hatte die letzten Monate regelmässig um Viertel vor zehn statt um halb neun begonnen, die einzelnen Unterrichtsstunden waren verkürzt worden.

Zum anderen bemühten sich die Lehrkräfte in besonderem Mass um ihre Zöglinge. Viele der Lehrer zählten zu den besten des Landes (und manche der Überlebenden wurden nach dem Krieg anerkannte Wissenschaftler). Der Umgang war intensiver, persönlicher und herzlicher als unter «normalen» – früheren – Umständen; das Gemeinschaftsempfinden zwischen den Schülern ungewöhnlich stark ausgeprägt. Auch wenn es, der Wahrung eines Anscheins von Normalität

zuliebe, nicht ständig thematisiert wurde, stand es im Raum: Wir haben etwas gemeinsam. Wir gehören zusammen. Die jüdischen Kinder fühlten sich zu Hause.

Auch die stille Margot blühte auf. Drei Jahre lang hatte sie das Mädchenlyzeum besucht, eine Musterschülerin, die mit den strengen Sitten an der elitären Schule gut zurechtgekommen war. Nun entdeckte sie neue Freiheiten. «Wir haben in der Klasse nur vier Mädchen, vielleicht kommt noch eine von Ausserhalb, und zwanzig Jungen, ich möchte aber nicht mehr aufs Mädchenlyzeum zurück. Heute Abend haben wir Klassenclub ...», schwärmte Margot.¹⁸² Ihrem Ruf als ernsthaftem, bescheidenem Mädchen blieb sie treu und lernte genauso ausdauernd wie vorher, eine Langweilerin war sie deshalb nicht. «Margot hat auch Gesellschaft genug und wird lebhafter», bemerkte Otto. «Sie legt auch jetzt mehr Wert auf Kleidung und Frisur.»¹⁸³

Statt mit Barbara Ledermann, die sich gegen den Unterricht an der jüdischen Schule gestäubt hatte und lieber eine private Ballettschule besuchte, steckte sie jetzt mit Jetteke Frijda zusammen, ihrer neuen besten Freundin, einer ähnlich schlechten Schülerin wie Barbara.

Margot und Jetteke genossen es, sich von den Jungen in der Klasse bewundern zu lassen. Harmlose Schwärmereien. Unschuldige Flirts. Zwar hatte jede von ihnen einen Freund, sich aber auch nur von ihm küssen zu lassen wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen.

«Im Lyzeum ist es weiter sehr nett. Wir haben 12 Mädchen und 18 Jungen in der Klasse. Im Beginn liefen wir viel mit den Jungen herum, aber das hört nun wieder auf, zum Glück, denn sie werden zu zudringlich.» Aus Annes Brief, den sie kurz nach Ostern 1942 nach Basel schickte, klang Unbeschwertheit und Lebensfreude. «Mit Haneli bin ich wieder in derselben Klasse. Ihre Schwester ist sehr goldig und kann schon alleine laufen.» Sanne ginge zwar auf eine andere jüdische Schule, trotzdem würden sie sich noch oft sehen. «Sie ist so wie ich verrückt nach Moortje. So heisst unsere Katze, die wir seit

einem halben Jahr haben. Sie ist ein Weibchen und ich hoffe bald auf Kinder, da sie im Augenblick viele Männer trifft.»

Edith und Otto Frank dürften Annes Herzenswunsch nach einem Haustier also etwa zu dem Zeitpunkt nachgegeben haben, als sie an die jüdische Schule wechseln musste. Vielleicht dachten sie, dass ihr das Kätzchen in dieser Zeit des Umbruchs eine Stütze sein könnte; denn als ob die äusseren Veränderungen durch den Schulwechsel für Anne nicht schon aufreibend genug gewesen wären, fielen sie auch noch mit einer Zeit der grossen inneren Veränderungen, einer Phase der körperlichen und seelischen Reifung, des Bruchs zwischen Kindheit und Jugend zusammen. «[Anne] wächst eben stark, ist dabei aber gut in Schuss und sehr lieb», fand Otto Frank im November 1941.¹⁸⁴ Annes Sehnsucht erwachte, unbestimmte Gefühle drängten sie und äusserten sich – ein anderes Ventil war noch nicht gefunden – mal in Exaltiertheit, mal in Launenhaftigkeit, mal in Besserwisserei. «Gott weiss alles», pflegte Frau Goslar zu scherzen, «Anne weiss alles besser.» Die Eltern genügten Anne nicht mehr. Die alten Freunde auch nicht. Sie begab sich auf die Suche, nach Neuem, nach anderem. Mit Hanneli konnte oder wollte sie ihre neuen Entdeckungen nicht teilen. Hanneli war ein liebes Mädchen, aber immer noch ein Kind. Jacqueline van Maarsen – Jacques, das «e» am Ende ausgesprochen, denn ihre Mutter war aus Frankreich, der Vater holländischer Jude – war nun Annes beste Freundin. Sie hatte dunkles Haar und riesengrosse, beneidenswert blaue Augen, die Anne sofort aufgefallen waren. Alle, so kam es ihr vor, bewunderten Jacques Augen.

Mit Jacques teilte Anne, was sie beschäftigte, ihre Träume von ihrer Erlösung aus dem Aschenputteldasein oder dem nahenden Märchenprinzen oder ihre Unsicherheiten über ihre körperliche Entwicklung – das Wachstum ihrer Brüste etwa. Jacques war klein und zart wie Anne, aber viel weiter entwickelt. Sie brauchte keine Watte in ihren Büstenhalter zu stecken, um den Jungen zu imponieren. Jacques war die Einzige, mit der sie das wichtige Thema Sexualität besprechen

konnte. Mit Margot war kaum darüber zu reden, Jacquelines ältere Schwester hingegen hatte Jacques die eine oder andere Frage beantwortet.

Ihre früheren Mitschüler sahen die jüdischen Kinder kaum noch. Anne verlor ihre nichtjüdischen holländischen Schulfreundinnen, für die sie «Annelies» gewesen war, aus den Augen. Ietje Swillens etwa, eine der Klassenbesten, mit der sie denselben Schulweg gehabt hatte. Oder Lucia van Dijk, der sie vor wenigen Monaten noch gegenübergesessen hatte, mit der sie ab und zu Schulaufgaben gemacht und lustige Lieder gesungen, der sie «Deine Freundin Annelies Frank» ins Poesiealbum geschrieben, die sie zu ihren Geburtstagspartys eingeladen hatte. Lucias Eltern waren 1939 der Nationalsozialistischen Bewegung beigetreten, ihre Mutter trug das dreieckige Partei-Abzeichen wie eine wertvolle Brosche ans Revers gesteckt. Anne hatte davon gehört. Und Otto hatte ihr erklärt, dass sie die van Dijks deshalb nicht von vornherein verurteilen dürfte, dass sie vielleicht trotzdem anständige Menschen wären, auch wenn sie sich mit ihrer politischen Ansicht irrten. Otto hatte ja selbst zwei NSBler als Vertreter in seinem Unternehmen beschäftigt. Sie waren tüchtige Männer, und er vertraute ihnen.

Nun war Lucia dem *Jeugdstorm*, der holländischen «Hitlerjugend», beigetreten. Bei den Treffen trug sie den schwarzen Uniformrock, die hellblaue Bluse, die *kapoets*, jene unverwechselbare Kappe in Schwarz-Orange. Zum Zeichen der Zusammengehörigkeit. Wohl fühlte sie sich nicht dabei. Solange du diese Kappe trägst, hatte ihr ihre geliebte Grossmutter an den Kopf geworfen, brauchst du gar nicht mehr zu mir zu kommen. Lucia war verunsichert. Was wusste sie schon von den Nationalsozialisten. Die Mutter hatte gesagt, Adolf Hitler würde den Holländern Arbeit beschaffen, so wie er schon den Deutschen Arbeit beschafft hatte.

Lucias Vater hatte keine Arbeit. Als von heute auf morgen die Hälfte ihrer Mitschüler verschwunden war, erklärte ihr niemand, warum. Die Lehrer sagten nichts. Die Kinder fragten nicht. Lucia fragte auch nicht. Gleichgültig war es ihr nicht. Aber sie hatte Angst. So wie die anderen Kinder. Und wie die Lehrer.¹⁸⁵

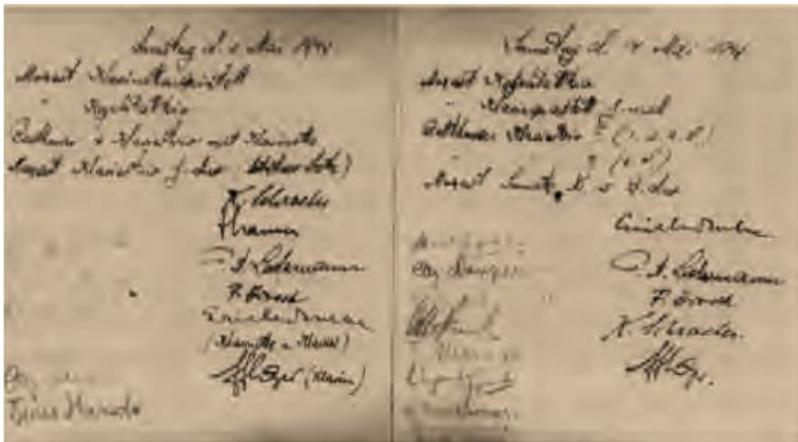
Die Nationalsozialisten hatten alles getan, um zwei Welten zu schaffen. Die «arische» Welt, aus der Anne und ihre Freunde verbannt waren. Und die «jüdische», die geächtete Welt. In ihr spielte sich ihr Leben ab. Und obwohl sie mit jedem Monat mehr diskriminiert, obwohl sie Schritt für Schritt ihrer Menschenwürde beraubt wurden, obwohl sie immer öfter Angst haben mussten, machten sie aus ihrem Leben das Bestmögliche.

Juden waren aus dem öffentlichen kulturellen Leben ausgeschlossen? So sorgten sie eben selbst für ihr kulturelles Angebot. Hauskonzerte, in gutbürgerlichen Familien damals keineswegs ungewöhnlich, fanden jetzt regelmässiger als früher statt. Sannes Eltern beispielsweise spielten jeden zweiten Sonntag auf. Franz Ledermann war ein Meister auf Violine und Bratsche, seine Frau Ilse begleitete ihn auf dem Piano. Je nachdem, wie viele Musiker aus dem Bekanntenkreis Zeit hatten und welche Instrumente sie beherrschten, bekamen die Gäste Mozart-Klavierquartette, einzelne Sätze aus Beethoven-Trios oder andere deutsche Kammermusikklassiker zu hören. Die Franks musizierten selbst nicht, waren aber oft unter den Gästen. Manchmal kamen sie zu viert, dann nahmen die Eltern auf Stühlen Platz, Anne und Margot setzten sich zu den anderen Kindern auf den Boden, manchmal kam Edith auch allein. Offenbar bedeuteten ihr die musikalischen kleinen Feste besonders viel.¹⁸⁶

Im Gespräch mit anderen Emigrantenfamilien kam Otto Frank auf die Idee, Anneliese Schütz, eine Journalistin aus Berlin, die in Amsterdam noch keine Beschäftigung gefunden hatte, zu engagieren. Sie sollte mit Margot und anderen jungen Emigranten aus dem Bekanntenkreis deutsche Klassiker durchnehmen. Jede Woche würde eine andere Familie in die Gastgeberrolle schlüpfen und eines ihrer Zim-

mer für ein paar Stunden in einen Lesesalon verwandeln. Mit verteilten Rollen las der Kreis Goethes *Egmont* oder Schillers *Don Carlos*, vom Freiheitsgedanken getragene Stücke. Die jungen Leute müssten ihre Klassiker kennen, meinten die Erwachsenen. Bildung sei das halbe Leben. Und sie sollten die deutsche Sprache pflegen. Man müsse an die Zeit nach dem Krieg denken ...

Anne sei zu jung, um an den Lesungen teilzunehmen, hatte ihr Otto zu verstehen gegeben.¹⁸⁷ Nun hatte sie zwar keinen grossen Bezug zur deutschen Sprache mehr – als «die Moffen» Holland überfallen hatten, war ihre Muttersprache von einem Tag auf den anderen zur Feindessprache geworden –, doch alles, was mit Schauspielerei zu tun hatte, zog sie an. Als sie hörte, dass die jüngeren Emigrantenkinder, die Jahrgänge 1927 bis 1930, ein Theaterstück einstudieren sollten, war sie deshalb begeistert bei der Sache. Hannelore Klein, die kecke «Hansi», hatte die etwas spröde Anneliese Schütz darauf gebracht, die *Prinzessin mit der Nas'*, ein jüdisches Kinderstück von Minna Blum mit orientalischem Schauplatz, zu proben. Hansi und die «Schützenliesl», so nannten die befreundeten Emigranten Anneliese Schütz,



Das Gästebuch der Ledermanns mit Unterschriften der Franks.

führten zusammen Regie, und – wenn die Erinnerung sie heute nicht täuscht – Hansi mimte die Königin, die temperamentvolle Anne übernahm die Hauptrolle. In der Montessorischule hatte die Lehrerin zuletzt häufig mit ihren Schülern Theater gespielt, schon beim Schreiben der Stücke war Annes Begabung aufgefallen. Ihre Einfälle hatten Witz, sie verstand sie treffend zu formulieren. Bei den Aufführungen hatte sie für ihre unbefangenen und lebendigen Darstellungen sowie ihr Talent zur Komikerin heftigen Applaus geerntet.

Zu Chanukka 1941 kam die *Prinzessin mit der Nas'* schliesslich zur Aufführung. Die Wohnung der Kleins, die wie die Franks aus Frankfurt zugewandert waren, wurde in ein Theater verwandelt: Das Esszimmer, das durch einen schweren, purpurroten Vorhang – als wäre er eigens für die Vorführung aufgehängt worden – vom Wohnzimmer getrennt war, diente als Bühne, der angrenzende Salon als Zuschauerraum. Im Publikum: Eltern, Geschwister und Freunde, dichtgedrängt.

Anne war eine überzeugende Prinzessin, ungezogen und masslos, ohne diplomatisches Geschick, gerade so, wie es der Text verlangte. Eine undankbare, überhebliche Schönheit, die sich über ihren Hofstaat lustig machte und nur mit dem Allerbesten zufrieden war. Und der, als sie gierig von dem verbotenen magischen Kuchen naschte, eine entstellende lange Nase wuchs. Erst als sie mit einem theatralischen «Gut will ich sein im Übermass, gut mit und besser noch ohne Nas'» um Vergebung flehte und den Wein aus dem Gelobten Land trank, schrumpfte ihre Nase wieder, und dem Happy-End stand nichts mehr im Weg.¹⁸⁸

Heitere Ablenkungen wie diese waren den Franks und anderen Emigrantenfamilien in dem strengen Winter 1941/42 kostbar. Im Verlauf des Dezembers wurde Otto Frank zweimal aufgefordert, bei der Auswanderungsabteilung des Jüdischen Rats vorzusprechen. «Wir benutzen die Gelegenheit, um Sie nochmals darauf hinzuweisen, dass Sie zufolge Anordnung der zuständigen deutschen Behörde verpflichtet sind, durch unsere Vermittlung einen Antrag auf Genehmigung Ihrer Auswanderung zu stellen.»¹⁸⁹ Acht Monate lang hatten

die Franks sich verzweifelt um eine legale Auswanderung bemüht – und waren gescheitert. Der Aufruf zur «freiwilligen Emigration», der sie nun zu etwas verpflichtete, was so offensichtlich nicht mehr möglich war, muss ihnen wie eine üble Verhöhnung erschienen sein. Und er muss sie noch mehr verängstigt haben. Welche Absicht verfolgten die Nationalsozialisten damit? Stand die organisierte Abschiebung bevor? Wohin?



Margot, Otto, Anne und Edith Frank, Merwedeplein 1941.

Am 20. Januar 1942 wandte Otto Frank sich nach zweimaliger Ermahnung tatsächlich an die «Zentralstelle für jüdische Auswanderung». Nach einem Zielland wurde er natürlich nicht gefragt. Mit grossem Verwaltungsaufwand wurde jedoch jedem Familienmitglied ein eigenes Formular ausgestellt – mit dem nun für Juden obligatorischen Zweitvornamen Israel oder Sara. Hatte man den Juden in der Aufklärung beigebracht, sich deutsche Vornamen zuzulegen, so wollte man sie ihnen nun wieder nehmen. Mit einer Absicht: ihnen ihre Identität zu rauben und sie zu entwürdigen.

Für Oma Holländer musste Otto Frank offenbar keinen Auswanderungsantrag stellen, vermutlich, weil bereits absehbar war, dass sie nicht mehr lange leben würde. Tatsächlich starb sie am 29. Januar an ihrem Krebsleiden und wurde auf dem neugegründeten Friedhof Gan Hashalom der liberal-jüdischen Gemeinde bei Hoofddorp, einem Dorf nahe Amsterdam, beerdigt.¹⁹⁰ Anne kam das erste Mal mit dem Tod in Berührung.

Am 29. April 1942 übergab SS-Hauptsturmführer Ferdinand aus der Fünfen, der Leiter der Zentralstelle für Jüdische Auswanderung in Amsterdam, den Vorsitzenden des Judenrats 569355 untertassengrosse, sechszackige Stofffetzen, gelb eingefärbte Sterne, auf die mit schwarzen, der hebräischen Schrift nachgeäfften Buchstaben das Wort «Jood» gedruckt war. Innerhalb der nächsten drei Tage wäre die «Kennzeichnung sämtlicher Juden über sechs Jahre mit dem Judenstern» durchzuführen, lautete sein Befehl, begleitet von genauen Bestimmungen, wie und wo der Stern zu tragen sei, die, wären sie nicht so infam und folgenschwer gewesen, in ihrer pedantisch-deutschen Gründlichkeit eigentlich Anlass zu Spott hätten geben müssen.¹⁹¹ Der Stern müsste in festen Stichen an die Oberbekleidung genäht werden, an den Mantel, den Anzug, das Kleid, nicht irgendwo-

hin, sondern gut sichtbar in Brusthöhe, unbedingt an die linke Seite. Wer sich ohne Stern in der Öffentlichkeit – das waren Strassen und Plätze, aber auch Vorgärten, Höfe und Balkone – erwischen liesse, hätte mit einer hohen Strafe zu rechnen.

Jeder, der einen Personalausweis mit J vorwies, bekam vier Sterne. Das Stück kostete vier Cent und zusätzlich einen Abschnitt von der Textilkarte, ohne die man weder Bekleidung noch Wäsche kaufen konnte. Man wäre stolz darauf, den Stern Davids zu tragen, nahm der Judenrat die Brandmarkung zur Kenntnis, er würde vor bösen Geistern und schädlichen Kräften schützen. Aber warum müsse er gerade gelb sein? Nicht das Goldgelb des Lichts von Sonne und Sternen, das Hoffnung und Halt ausstrahlt, sondern ein trübes, undurchsichtiges Gallengelb, das Neid und Unheil verkündet. Warum die Farbe der Erniedrigung? Der Deutlichkeit halber, war aus der Füntens kurze Antwort. Und weil er in Deutschland, wo der Stern bereits am 1. September 1941 eingeführt worden war, dieselbe Farbe habe. Die Farbe der Ausgrenzung.

Mit der Reaktion der Holländer hatten die Deutschen nicht gerechnet. Die einen grüssten ihre jüdischen Mitbürger nun besonders freundlich, die anderen, Studenten vor allem, steckten sich sogar selbst gelbe Sterne an ihre Kleidung. «Juden und Nichtjuden sind gleich», liess die illegale Zeitung *De Vonk* auf Flugblätter drucken, die sie zu Tausenden unters Volk brachte. Zugleich warnte sie jedoch davor, dass das deutsche Nazi-Regime hart gegen alle Nichtjuden, die einen Judenstern trugen, vorgehen würde. Und das waren keine leeren Worte. Volljährige Holländer, die ihnen mit einem Stern an der Brust in den Weg kamen, nahmen die Deutschen fest und steckten sie bis zu sechs Wochen ins Konzentrationslager Amersfoort.

Die Solidaritätsbekundungen der Holländer ermutigten die Juden. Die Hoffnung, dass es nicht mehr lange dauern könne, gab ihnen Trost. «Ein, zwei Monate, bis der Krieg abgelaufen ist», sagte einer der beiden Vorsitzenden des Judenrats wörtlich, «und wir sind frei!»

Hitlerdeutschlands anfängliche Phantasie, auch England mit einer Landung seiner Truppen in die Knie zu zwingen, war mittlerweile verfliegen. Im Feldzug gegen Russland war der Vormarsch der deutschen Wehrmacht längst ins Stocken geraten, und die sowjetische Armee hatte sich zu einem verbissenen Gegner entwickelt. Ausserdem hatten die Sowjets die USA und England trotz ihrer politischen Gegensätze überzeugt, möglichst bald eine zweite Front im Westen aufzubauen. Wer BBC hörte, träumte daher von einer bevorstehenden Landung der Alliierten in Frankreich, Belgien oder Holland. Die nächtlichen Fliegeralarme, die der Bevölkerung nun wieder so häufig den Schlaf raubten, hatten im Mai und Juni 1942 etwas Erlösendes. Die Flugzeuge überflogen Holland endlich häufiger von Westen nach Osten – zu Grossangriffen auf deutsche Städte. Erst bombardierten sie Stuttgart, dann Köln und Essen. Deutschland würde den Krieg verlieren, daran zweifelte Otto Frank ebensowenig wie die meisten Holländer. Mit seinem Optimismus versuchte er nicht nur sich selbst und seine Frau, sondern die gesamte Nachbarschaft aufzumuntern.

Wenn Otto Frank kommt, geht die Sonne auf, empfand auch Hanneli Goslar. Wie er mit ihrer kleinen Schwester umzugehen verstand, imponierte ihr. Gabi wollte nicht essen. Tag für Tag der gleiche Kampf, bis man ihr den Brei hinuntergezwungen hatte. Wenn Otto sie auf seinen Schoss nahm, ihr sanft zusprach und ihr Löffel für Löffel in den Mund schob, schluckte sie artig. Dabei unterhielt er sich mit Hans Goslar. Männergespräche, über Politik und den Krieg. Die Deutschen werden den Krieg gewinnen, war Hannelis Vater überzeugt, und alle Juden umbringen. Otto hingegen zeigte Zuversicht: Die Amerikaner würden kommen und dem Wahnsinn rechtzeitig ein Ende machen.

7. Ins Versteck

«Am Freitag, den 12. Juni, war ich schon um sechs Uhr wach, und das ist sehr begreiflich, da ich Geburtstag hatte.» Anne konnte es kaum erwarten, aufzustehen, ihre Eltern zu wecken und ihre Geschenke auszupacken. Sie wusste, dass Otto und Edith den Gabentisch im Wohnzimmer schon am Vorabend, nachdem sie zu Bett gegangen war, gerichtet hatten – so war es bei ihnen Tradition. Endlich, Viertel vor sieben. Anne war zappelig, obwohl sie ihr meistersehntes Geschenk schon kannte. Zwischen Blumen und zahlreichen anderen Päckchen – mehr noch, als sie sich erträumt hatte – lag es, das kleine Buch, fast quadratisch, in einen rot und zart hellgrün karierten, rauen Leinenstoff gebunden. Am hinteren Buchdeckel ein Stoffbügel mit einem schlanken Metallriegel, der an der Vorderseite wie ein Druckknopf in ein kleines Schloss einschnappte und sich durch Ziehen an dem unscheinbaren Hebel seitlich am Schloss ganz leicht wieder öffnen liess. Genau jenes Büchlein, das sie ihrem Vater ein paar Tage zuvor in einem Schaufenster gezeigt hatte, womöglich bei der Buchhandlung *Blankevoort* gleich an der Ecke zur Waalstraat, vielleicht aber auch bei *Perry*, jenem Warenhaus an der Kalverstraat, das in seinem umfangreichen Sortiment auch Spiel- und Schreibwaren aller Art feilbot.

Ein Poesiealbum eigentlich, doch wie geschaffen als intimes Tagebuch. Anne hatte schon vorher viel geschrieben und vor ihren Freundinnen immer recht geheimnisvoll getan. Jetzt endlich hatte sie ein richtiges Tagebuch. «An erster Stelle warst du es, die ich zu sehen bekam, und was wahrscheinlich eines von meinen schönsten Geschenken ist», notierte Anne am 14. Juni 1942, zwei Tage nach ihrem

13. Geburtstag. Etwa zwei Jahre später fügte sie auf einem losen Seidenpapierblatt in zartem Rosa hinzu, welch eigenartiges Gefühl es für sie gewesen sei, ein Tagebuch zu führen. Hätte sie eine gute Freundin, mit der sie ihre Intimitäten teilen könnte, eine enge Vertraute, bräuchte sie ihr Tagebuch nicht mit so vielen Belanglosigkeiten zu füllen, für die sich in Zukunft keiner mehr interessiere.¹⁹²

Geburts- und andere Familienfeiertage wurden bei den Franks stets hochgehalten, mit Liebe und Wärme vorbereitet, das Geburtstagskind ausgiebig gefeiert und – so schlecht konnten die Zeiten gar nicht sein – reich beschenkt. In so bedrohlichen Tagen, wie sie sie nun erlebten, kam diesem Festtag besondere Bedeutung zu. Er bewies Anne – ohne dass ein Wort darüber fiel –, wie sehr sie sich auf ihre Familie verlassen konnte. Er gab ihr – die für sie selbstverständliche – Nestwärme, die sie von der Welt dort draussen abschirmte. Er stand für eine Normalität und Kontinuität, die die nach wie vor kränkelnde, unausgeglichene Anne sorgenfrei halten, zwar keine falschen Illusionen schaffen, aber ihr Vertrauen und ihre Hoffnung bestärken sollte.

Dabei war ihren Eltern nicht zum Feiern zumute. Der Alltag wurde immer schwieriger, das Leben immer teurer, die Verordnungen der deutschen Besatzungsmacht gegen die jüdische Bevölkerung immer noch haarsträubender und bösartiger.¹⁹³

Den Stern tragen zu müssen, empfanden viele Erwachsene als bisherigen Höhepunkt der Schmach, auch Otto und Edith Frank. Die Kinder hingegen nahmen es gelassen, viele trugen ihn sogar mit Stolz. Dass sie ständig fürchten mussten, etwas Verbotenes zu tun und dafür bestraft zu werden, verunsicherte sie hingegen. «Jede Art des Sports – Rudern, Schwimmen, Tennis, Fussball, Fischen et cetera eingeschlossen – ist für Juden verboten», teilte die offizielle jüdische Wochenzeitung *Het Joodse Weekblad* genau an Annes Geburtstag mit – wieder eine neue Schikane, die sich das Regime ausgedacht hatte. Wieder einmal rechtzeitig vor Sommer und Ferienbeginn.¹⁹⁴

Dieselbe Ausgabe wies auf zwei weitere Schikanen hin – das Fahrradverbot und die abendliche Ausgangssperre. Schon in der Verordnung Nummer 58/1942 vom 21. Mai waren alle Juden dazu angehalten worden, ihre Fahrräder registrieren zu lassen. Die Absicht der Deutschen war nicht schwer zu durchschauen: Fiel den Nazis plötzlich ein, alle Räder zu konfiszieren, konnten sie schnell nachvollziehen, wer sich dem Befehl widersetzte, und auf ihre Weise nachhelfen.

Nun, am 12. Juni 1942, hiess es also, die für die Registrierung notwendigen Formulare könnten gekauft und müssten bis spätestens 30. Juni ausgefüllt und eingereicht werden. Reichskommissar Arthur Seyss-Inquart liess sich mit dem persönlichen Versprechen zitieren, die Fahrräder nicht zu beschlagnahmen.

Dass der Generalkommissar für öffentliche Sicherheit, SS-Führer Hanns Albin Rauter, einige Tage später seinen eigenen Erlass durchsetzte, war nur ein neuerlicher Beweis dafür, wie wenig die Versprechen der Deutschen zählten und wie sehr die Juden ihrer Willkür ausgeliefert waren. Am 22. Juni liess Rauter verlautbaren, dass alle Juden ihre Fahrräder innerhalb von 48 Stunden abgeben müssten. Nachsatz: in einwandfreiem Zustand, mit allen Reservereifen und -Schläuchen.

Wie viele Fahrräder tatsächlich registriert und abgeliefert wurden, wissen wir nicht. Die Franks meldeten ihre Räder nicht an. Solange sie die Räder nicht benutzten, konnten sie sich nicht verraten. Die Deutschen setzten wieder auf ihre bewährte Einschüchterungstaktik; denn sie konnten zwar davon ausgehen, dass ein grosser Teil der in Holland lebenden Juden ein Fahrrad besass, den handfesten Beweis brachte aber erst die Registrierung. *«Mutter ihres hat Vater zu Christenbekannten in Verwahrung gegeben»*, trug Anne später unter dem 24. Juni in ihr Tagebuch nach. Sie selbst hatte schon vorher lernen müssen, ohne eigenes Fahrrad auszukommen. Ihres, ein Geschenk ihrer Mutter zum zwölften Geburtstag, war in den Osterferien gestohlen worden – exakt am 13. April 1942 zwischen zwölf und zwei Uhr mit-

tags. Mit diesen Angaben hatte Anne den Verlust etwa eine Stunde nachdem sie ihn bemerkt hatte, bei der Polizeistation Pieter Aertsstraat zur Anzeige gebracht. «... gestohlen [...] vor der Wohnung. Wert 45 Gulden. Täter unbekannt», hatte der diensthabende Beamte in das Tagesprotokoll aufgenommen.¹⁹⁵ Margots Rad beschloss die Franks zu behalten. Damit zu fahren trauten sie sich natürlich nicht mehr, höchstens im Notfall.

Die Ausgangssperre traf Anne ebenso hart. Von nun an durften Juden ihr Haus zwischen acht Uhr abends und sechs Uhr morgens nicht mehr verlassen und keine Nichtjuden mehr besuchen. «... ich darf abends nicht allein auf die Strasse, bei Euch ist das alles ja viel einfacher», hatte Margot ihrer Omi in Basel bereits im April 1942 geklagt.¹⁹⁶ Die Einschränkungen gingen immer weiter, und schliesslich durften Juden sich abends und nachts nicht einmal mehr in ihrem Garten oder auf ihrem Balkon zeigen.

Soziale Ausgrenzung, Diskriminierung, Demütigung – und totale Überwachung. Für die Kinder waren die Schlingen, die nun von Tag zu Tag enger gezogen wurden und immer weniger Raum zum Atmen liessen, keine abstrakten Gesetze, keine Verlautbarungen, die man der Zeitung entnahm, sondern die schmerzhaft persönliche Erfahrung, abgelehnt zu werden. Die dem menschlichen und wohl erst recht dem kindlichen Selbsterhaltungstrieb zuzuschreibende Leichtigkeit, einen Sonnenstrahl unabhängig von der Grosswetterlage geniessen zu können, wich immer häufiger Angst und Misstrauen. Fröhlichkeit und Ausgelassenheit stiessen immer auffälliger an die von den Nazis errichteten Barrieren. «... *ich hoffe, dass du eine grosse Stütze für mich sein wirst*», schrieb Anne noch am Abend ihres Geburtstags auf das Vorblatt ihres Tagebuchs.

Als Hanneli ihre Freundin Anne an diesem Freitagmorgen abholte, ihr mit einer stürmischen Umarmung zum Geburtstag gratulierte und die beiden sich auf den Schulweg machten, war Anne unbeschwert glücklich. Die Zuneigung, die ihr von allen Seiten entgegenströmte, gab ihr Sicherheit. Die beiden Mädchen gingen zu Fuss. Das Benut-

zen öffentlicher Transportmittel hatte man ihnen vor einigen Tagen auch untersagt. Die Strassenbahn, die die Kinder bis dahin zum Jüdischen Lyzeum gebracht hatte, gehörte nun zu einer anderen Welt. Zur verbotenen Welt.

Anne und Hanne schnatterten aufgeregt und beeilten sich voranzukommen, denn der Himmel war dunkel. Es sah aus, als würde es jeden Augenblick zu regnen beginnen. Eigentlich war es viel zu kühl für die Jahreszeit. Anne plauderte und plaudert[^], beschrieb Hanneli ihre Geburtstagsgeschenke, zählte stolz auf, wer an sie gedacht hatte, auch Tante Leni, sogar Sannes Mutter, Jacquelines Vater, Peter van Pels, ihr neuer Verehrer Hello Silberberg und Charlotte Kaletta, die Lebensgefährtin des Zahnarztes Fritz Pfeffer, deren Schönheit Anne bewunderte. Sie berichtete strahlend vom Geburtstagsbrief der Omi aus Basel. Genau am richtigen Tag sei er angekommen. Sie kündigte an, dass sie die Schüler und Lehrer zur Feier des Tages mit Keksen verwöhnen würde, von ihr selbst gebackenen, versteht sich, und sie schmiedete Pläne für ihre Geburtstagsparty am Sonntag. Ein richtig lustiges Fest sollte es werden, mit Mädchen und Jungen aus der Klasse und Freunden aus der Nachbarschaft, den Mitgliedern ihres im engsten Freundeskreis gegründeten Pingpong-Clubs natürlich, neben Anne und Hanne waren das Sanne, Jacque und Ilse Wagner, in deren Wohnung der Pingpong-Tisch aufgestellt war. Und Hello natürlich. Margot dürfe ihre Freundinnen auch einladen, Jetteke zum Beispiel. Dass in diesem Jahr erstmals nur jüdische Kinder kommen würden, erwähnten sie nicht.

Ihre Mutter würde den besten Kuchen auftischen. Eine Ausnahme. «Bewirtet wird nicht mehr», hatte Otto Frank schon im November 1941 in seinem letzten erhaltenen Brief in die USA festgestellt.¹⁹⁷ Und Otto Frank würde Anne bei den Gesellschaftsspielen helfen, jeder Gast sollte zur Erinnerung ein kleines Geschenk bekommen, so wie sie es jedes Jahr gemacht hatten, und der Höhepunkt würde die Filmvorführung sein. Anne und Jacque hatten bereits Einladungen

gebastelt und verteilt, natürlich für einen *Rin-Tin-Tin-Fihn*, sie müsse jetzt schon lachen, allein bei der Vorstellung, wie *Rin-Tin-Tin ...*

Anne hatte Jahr für Jahr einen feierlichen Akt daraus gemacht, wer zu ihrer Party kommen durfte – gerade so, als ob sie damit hohe Auszeichnungen an ihre Freunde vergeben würde. Und so verstanden es manche der Kinder auch. Annes Feste hatten den Ruf, besonders abwechslungsreich und turbulent zu sein.

Es war die letzte grosse Party im Hause Frank. In den folgenden drei Wochen mussten Anne und Margot fleissig lernen, Schulschluss und Zeugnis standen bevor. Kein Zweifel, dass Margot hervorragend wie immer abschliessen, eine der Besten ihrer Klasse sein würde. Unsicher war hingegen, wie Anne über die Runden kommen würde. In Mathematik sah es nicht gut für sie aus. Und Anne hatte so viele andere Interessen, sie liess sich leicht ablenken.

Obwohl sich Anne zunehmend für das andere Geschlecht interessierte und nicht müde wurde, ihre Wirkung auf Jungen zu testen, las sie immer noch sehr viel. Im Alter zwischen zwölf und vierzehn war die Holländerin Cissy van Marxveldt, die in den zwanziger Jahren zahlreiche erfolgreiche Jugendbücher geschrieben hatte, eine ihrer Lieblingsautorinnen. *Een Zomerzothoid* – Eine Sommertorheit würde man auf Deutsch sagen – dürfte Anne gar mehrmals gelesen haben. Besonders angetan hatte es ihr *Joop ter Heul*, ein Fortsetzungsroman in vier Bänden, den die Bestsellerautorin zwischen 1919 und 1925 veröffentlicht hatte. (Ein fünfter Band erschien 1946.) Anne lebte sich in die Entwicklung des abenteuerlustigen Mädchens mit dem ungewöhnlichen, weil männlichen Vornamen Joop zur jungen Frau geradezu hinein. Joop war lebenslustig und liebte das Abenteuer – wie Anne. Sie hatte viele Freundinnen – wie Anne. Die hiessen Pop, Pien, Noor, Conny. Am liebsten mochte sie Kitty. Zudem pflegte Joop eine intensive Brieffreundschaft. Als der Vater ihr das verbot, begann Joop ein Tagebuch zu führen.

Anne und Jacque konnten stundenlang in die Welt der *Joop ter*

Heul abtauchen, sich gegenseitig Szenen vorlesen oder sich beim Nacherzählen und Deuten von Gelesenem vor Lachen krümmen. Anne war ungern allein. Sie wollte sich mitteilen und brauchte Bestätigung. Was sie gelesen, erlebt, erfahren hatte, wollte sie ihrer engsten Freundin erzählen. Am liebsten hätte sie rund um die Uhr mit Jacque zusammengesteckt – «wie ein Liebespaar» wirkten sie auf Jacques Mutter. Immer wieder schlug sie vor, doch gemeinsam zu übernachten – abwechselnd bei Jacque oder bei Anne. So aufregend, mit einem Koffer zur Freundin zu «verreisen»! Sogar wenn Anne – was in den letzten Wochen vor der Zeugnisverteilung häufig vorkam – zur Mathematik-Nachhilfe gehen musste, bat sie Jacque, sie zu begleiten. Der Marsch zum Unterricht dauerte fast so lang wie der Unterricht selbst.

Solange Anne pauken musste, wartete Jacque, die sich mit Mathematik leichttat, auf der Strasse. Nach der Unterrichtsstunde gingen die beiden Mädchen wieder gemeinsam nach Hause. So gewannen sie viel Zeit, alles Mögliche zu bereden, das ihnen wichtig schien.

Hin und wieder setzte Annes besitzergreifende Art Jacqueline van Maarsen unter Druck. Sosehr sie die eifrige Anne auch schätzte, sosehr ihr ihre Liebesbeweise auch schmeichelten, so sehr fühlte sie sich manchmal durch ihre Vereinnahmung bedrängt.

Hello Silberberg hingegen gefiel ihre offene Art. Seit ihn seine Cousine Wilma mit Anne bekannt gemacht hatte, ging sie ihm nicht aus dem Kopf. Als er sie – es muss wenige Tage vor Annes Geburtstag gewesen sein – am Fahrradparkplatz hinter dem Wolkenkratzer wiedertraf, sprach er sie an.¹⁹⁸ «*Der Junge kam ein bisschen schüchtern näher*», erinnerte sich Anne später in ihrem Tagebuch, «*Helio wollte meine Gesellschaft in Anspruch nehmen ...*» Natürlich liess Anne sich nur zu gerne gefallen, dass er sie zur Schule bringen wollte. Immerhin war er schon sechzehn. «*Heute Morgen wartete er wieder auf mich, und in Zukunft wird es nun wohl so bleiben.*»

Gegen Ende Juni bekam Anne wieder leichtes Fieber, musste sich schonen und sogar das Bett hüten. Weil die Krankheit nicht ansteckend war, durfte sie Freunde empfangen. Hanneli kam, natürlich auch Sanne. Jacque brachte ihr nicht nur die Hausaufgaben, sondern auch den neuesten Tratsch aus der Schule mit.

Besonders überrascht war Anne, als ihre Kinderfreundin Käthe «Kitty» Egyedi sie besuchte, die nur zufällig von Annes Krankheit erfahren hatte. Schon in den letzten beiden Jahren an der Montessorischule hatten die beiden sich nicht mehr viel zu sagen gehabt. Früher hatte Kitty vieles an Anne bewundert – ihr strahlendes Lächeln etwa und die Leichtigkeit, mit der sie hübsche Geschichten schrieb. Kitty wiederum war eine talentierte Zeichnerin. Sie hatte manche von Annes Geschichten illustriert, und die beiden Mädchen hatten ihre kleinen Kunstwerke in den anderen Schulklassen vorzeigen dürfen. Doch mit zehn hatte Anne begonnen, sich zu verändern, sich in den Mittelpunkt zu drängen, sich, so fand Kitty, schrill und laut zu benehmen. Annes zunehmende Flatterhaftigkeit hatte sie irritiert. Ihr neues Faible für Filmstars, ihren Hang, Menschen nach ihrem Äusseren zu beurteilen, anscheinend nur für ihr schönes Gesicht, ihr lockiges Haar, ihre aufwendigen Kleider zu schwärmen, hatte Kitty zunehmend unausstehlich gefunden. Auch Annes Art, jedem ihre Meinung offen ins Gesicht zu sagen – undiplomatisch, manchmal verletzend –, hatte Kitty nicht gefallen. Nachdem Kitty mit ihren Eltern vom Merwedeplein weg an den Rand des Stadtteils gezogen war und die beiden Mädchen nicht mehr den gleichen Schulweg hatten, hatten Anne und sie sich deshalb nur noch selten ausserhalb des Klassenzimmers gesehen. Und seit sie nicht mehr zur selben Schule gingen, hatten sie kaum noch voneinander gehört. Kitty, ein ernstes und nachdenkliches, ja introvertiertes Kind, hatte sich geweigert, auf das Jüdische Lyzeum zu wechseln. Ihre Eltern sahen keinen Sinn darin, ihr übersensibles Kind dazu zu zwingen, und schickten sie zu dem Lehrer Henri van Praag, der eine kleine Gruppe jüdischer Kinder privat unterrichtete.

An dem Nachmittag, als sie zum Krankenbesuch kam, änderte Kitty ihre Meinung über Anne. Vom Moment der Begrüssung an war keine Kluft zwischen den beiden, keinerlei Befangenheit. Dafür sorgte Anne. Statt sich darüber den Mund zu zerreißen, wer mit wem ging, wer gerade in wessen Gunst stand oder nicht und welchen Filmstar sie gerade am meisten bewunderte – so wie Kitty es von Anne erwartet hatte –, unterhielten sie sich ernsthaft miteinander. Hinter Annes ansteckend fröhlicher Fassade entdeckte Kitty Geradlinigkeit und Stärke, die ihr gut gefielen. Anne machte sich Gedanken über ihr Leben, über den Krieg, über ihre Zukunft, so wie sie selbst. Wie sie betonte Anne, keine Angst zu haben. Hatten sie also doch etwas gemeinsam? Ein zartes Band war geknüpft. Vielleicht würden sie sich künftig doch wieder häufiger sehen!?¹⁹⁹

Im Gegensatz zu ihren Kindern empfingen Otto und Edith Frank kaum noch Gäste. Ihre nichtjüdischen Bekannten durften kein jüdisches Haus mehr betreten, die jüdischen mussten um acht Uhr abends zu Hause sein. Angst und Sorgen bestimmten ihren Alltag.

Längst hatte sich unter der jüdischen Bevölkerung herumgesprochen, dass es sich nicht nur um Drohungen handelte: Juden wurden – mit oder ohne Vorankündigung – von zu Hause abgeholt oder auf der Strasse aufgegriffen und verschleppt. Erst dachte man, die Aktionen träfen nur junge, unverheiratete und «arbeitslose» Männer, die zum Arbeitsdienst nach Deutschland gebracht werden sollten. Durch die Zwangsarisierung der Geschäftswelt war die Zahl der arbeitslosen Juden stark angestiegen, auch Otto Frank fiel offiziell darunter.

Ende Juni 1942 verdichtete sich das Gerücht, die Deutschen beabsichtigten, alle in Holland lebenden Juden systematisch zu deportieren. Wohin – ob tatsächlich nach Deutschland oder an einen anderen

Ort, gar nach Polen, wie BBC berichtet hatte – und zu welchem Zweck, wurde nur gemutmasst. Klar war nur, es konnte jeden treffen.

Tatsächlich legten Adolf Eichmann und Franz Rademacher, der die Sektion DIII für «jüdische Angelegenheiten» im Berliner Auswärtigen Amt anführte, bereits am 20. Juni 1942 in einem geheimen Telefongespräch fest, dass von Mitte Juli an vierzigtausend französische Juden, vierzigtausend aus Holland und weitere zehntausend aus Belgien in speziellen Transportzügen zum «Arbeitsdienst» nach Auschwitz gebracht werden sollten. Das Aussenamt – innerhalb der deutschen Ministerialbürokratie dazu bestimmt, den Schein von Ansehen und Kontinuität zu wahren – schlug vor, erst die staatenlosen Juden wegzuschaffen, jene also, die vor allem aus Deutschland und Österreich nach Holland immigriert waren. Solange keine holländischen Staatsbürger betroffen waren, mutmasste man im Aussenamt, würde sich die Bevölkerung nicht sonderlich beunruhigen. Den Abtransport deutscher Juden könnte man sogar als «Heimholung» tarren.

Die Amsterdamer Zentralstelle für Jüdische Auswanderung stand jedoch unter Quotendruck. Sie hielt sich nicht an diese Empfehlung. Am Freitag, dem 26. Juni, abends um zehn, rief ihr Verwalter, SS-Hauptsturmführer aus der Fünften, den Judenrat zu einer ausserordentlichen Sitzung zusammen. Absicht natürlich, dass die Nazis den ungewöhnlichen Sitzungstermin für unaufschiebbar erklärten. Für die religiösen Juden hatte gerade der Schabbat begonnen.

Höchst wichtige Neuigkeiten, hiess es, hätte er zu verkünden. Ab sofort würden alle Juden zwischen sechzehn und vierzig Jahren in «von der Polizei überwachten Kontingenten» zum Arbeitseinsatz nach Deutschland geschickt. Keine Aufregung, es handle sich doch nur um einen einfachen Arbeitsdienst. Natürlich lägen die Arbeitslager auf deutschem Boden, und natürlich würde man den Menschen religiöse Betreuung zugestehen. Die Deutschen hätten sich doch noch nie in die Praxis irgendeiner Religionsgemeinschaft eingemischt.

Einen Tag gaben die Deutschen dem *Joodse Raad* Zeit, um ihnen mitzuteilen, wie viele Menschen sie ab nun täglich «bereitstellen», abfertigen, auf Transport schicken könnten. Der Judenrat antwortete ordnungsgemäss: 350 bis 375 wären machbar.

Damit begann das Feilschen um Menschenleben. Ferdinand aus der Fünten bestand auf 600.

Unmöglich, konterte man beim Judenrat, dafür sei die Registrierungsprozedur zu aufwendig.

So würde man sie eben vereinfachen.

Trotzdem unmöglich. 350 – mehr wären anfangs wirklich nicht zu schaffen.

Acht Tage lang wolle man den Kompromiss gelten lassen, dann sei das Kontingent auf jeden Fall zu erhöhen. Zum Procedere: Jeder, dem eine persönliche Benachrichtigung zugestellt würde, müsse sich beim Judenrat melden. Sollte sich das Gerücht im Übrigen bestätigen, der Rat würde die reibungslose Abwicklung der Transporte nicht unterstützen, hätte er mit Konsequenzen zu rechnen.



«Meine Lieben», schrieb Otto am 4. Juli 1942 an seine Familie in Basel, «... Bei uns ist auch alles wohl, sonst allerdings, wie du wohl weisst, wirds von Tag zu Tag schwerer. Seid jedoch in keinem Fall beunruhigt», warnte er sie vor, «auch wenn Ihr wenig von uns hört.»

Zwar könnte er nicht ins Geschäft gehen, doch gäbe es auch so viel zu tun und zu überlegen, und «man muss oft Entschlüsse fassen, die einem schwer fallen». Die Kinder hätten nun Ferien, ihre Zeugnisse wären gut, Annes gar über Erwarten. «Wir vergessen euch nicht und wissen, dass Ihr stets an uns denkt, aber Ihr könnt doch nichts ändern und müsst sorgen, dass Ihr euch durchbringt. In Liebe wie stets, euer O.»²⁰⁰

Anne hatte in allen Fächern bestanden, nur in Algebra schloss sie – trotz ihrer Nachhilfestunden – mit einem knappen Mangelhaft ab.

Für Hanneli sah es dramatischer aus, sie war in Geometrie glatt durchgefallen. Beide durften zwar in die nächsthöhere Klasse aufsteigen; eine Art Nachprüfung zu Schulanfang, die dem Lehrer bestätigen sollte, dass sie das wenige, was sie wussten, über die Ferien nicht auch noch vergessen hatten, blieb ihnen jedoch nicht erspart. Ganz lernfrei würde der Sommer also nicht sein ...

Annes gute Laune konnte das nicht trüben. War das Leben nicht wunderschön? Sie wollte das herrliche Sommerwetter geniessen, sich tagsüber auf dem Balkon sonnen. Die Sonne schien für alle, für die Deutschen wie für die Juden, und auch in Annes winzig kleiner Welt. Ein falscher Schritt jedoch, schon stiess sie an Feindesland.

Stell dir vor, du betrittst ein Geschäft, das für Juden verboten ist, sorgte sich ihre Freundin Jacques. Wenn die Maffen dich erwischen, nehmen sie dich mit und stecken dich ins Gefängnis. Auch Kinder. Es genügt, sich als Jude auf die falsche Parkbank zu setzen. Nicht, dass Anne sich solcher Gefahren nicht bewusst war, natürlich dachte sie darüber nach, aber Pim sagte doch immer, dass die Deutschen den Krieg verlieren und der Spuk dann ein Ende haben würde. Damit versuchte sie auch Jacqueline zu beruhigen.

Annes positive Einstellung erleichterte ihr schon deshalb das Leben, weil sie so anziehend auf ihre Umgebung wirkte. In Gesellschaft war Anne der fröhliche Wirbelwind, der die anderen mit ihrer guten Laune mitriss. Ihre Lebendigkeit konnte freilich auch anstrengend sein. Nicht jeder vertrug, wie sie sich in den Mittelpunkt spielte. Wenn sie mit ihren Freundinnen Eis essen ging, war sie besonders aufgekratzt. Die Konditorei *Delphi* und der Eissalon *Oase* waren die einzigen Lokale in der Nähe, in denen Juden noch zugelassen waren, die Wahrscheinlichkeit, bekannte Gesichter zu treffen, entsprechend hoch. Es war schon sehr schmeichelhaft, dass jedes Mal Verehrer auftauchten, die ihr unbedingt ein Eis spendieren wollten. Anne schien überzeugt, dass Gott und die Welt sie verehrten.

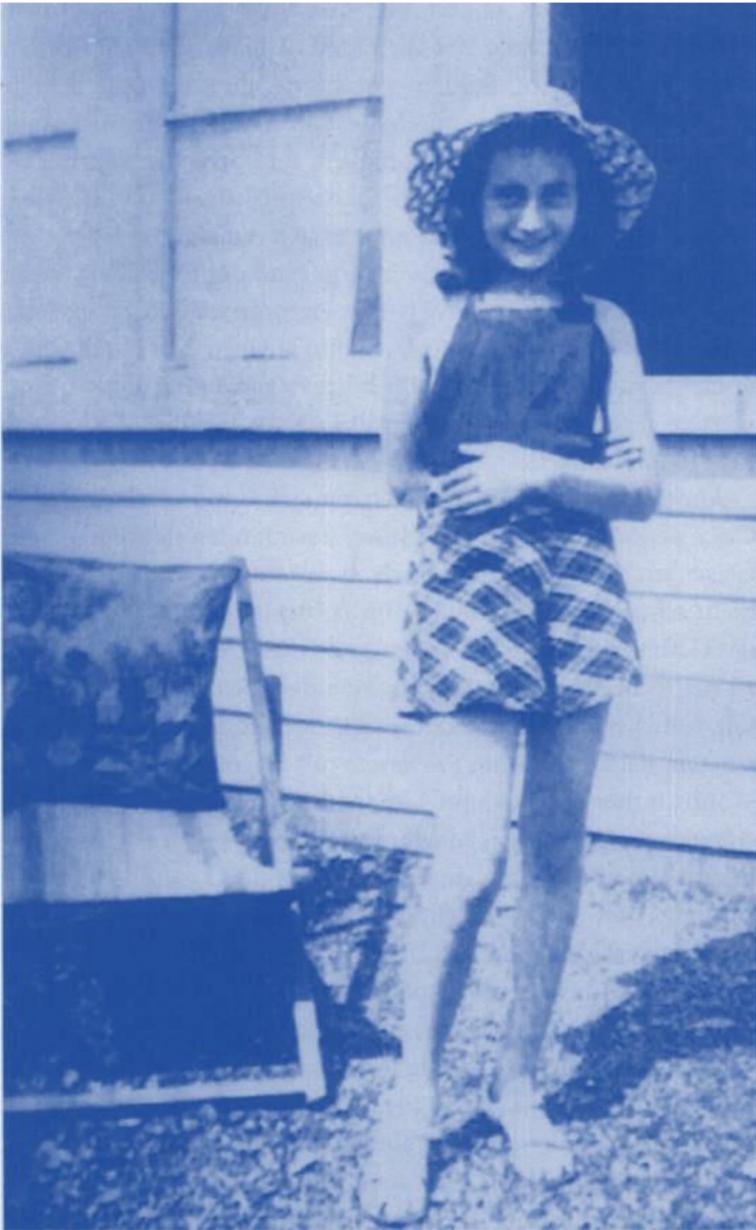
Hello Silberberg verehrte Anne sehr. Sie war keine klassische

Schönheit, nicht so hübsch wie ihre Schwester Margot, nicht annähernd so attraktiv wie die blonde Ursula, für die er bisher geschwärmt hatte. Ausserdem war sie viel jünger als die beiden. Viel zu jung, fanden seine Freunde, viel zu jung, fand auch seine Grossmutter. Doch ihre Lebendigkeit, ihre Schlagfertigkeit, ihre Bestimmtheit faszinierten den Sechzehnjährigen. Ihre Selbstsicherheit zog ihn an. Noch nie hatte er sich mit einem Mädchen so gut unterhalten. Wie sie sich ausdrücken konnte! Dabei war sie gerade erst dreizehn geworden. Ihre Freundinnen waren schrecklich kindisch, darin stimmte Anne ihm auch zu. Mit ihnen wollte er nichts zu tun haben. Aber ihr hörte er gerne zu. Und er beantwortete gerne ihre Fragen. Sie gab ihm das Gefühl, dass sie sich für ihn interessierte.

Anne ging mit Hello spazieren, einfach um den Häuserblock. Oder sie lud ihn zu sich ein. Ihre Eltern fanden den Jungen aus Gelsenkirchen auch sympathisch; er war immer höflich, überlegt, nicht schüchtern, aber angenehm zurückhaltend. Sie gaben ihm das Gefühl, dass er gern gesehen war. Otto Frank schien ihn ernst zu nehmen. Nur Margot lachte irgendwie seltsam, wenn sie ihn sah. Gefiel er ihr nicht? Oder gerade doch? Oder erheiterte es sie einfach, dass ihre kleine Schwester mit ihrem Verehrer auf dem Wohnzimmersofa sass und Limonade trank? Und wenn schon. Anne verstand sich gut mit ihm, der Gesprächsstoff ging ihnen nie aus. Sie sprachen Holländisch miteinander, ausschliesslich holländisch. Ihre Muttersprache Deutsch vermieden sie, sie wollten sich von den grässlichen Moffen abgrenzen.

Warum er bei seinen Grosseltern lebte, wollte Anne wissen. Hello, er hiess eigentlich Helmuth, doch sein Grossvater mochte den Namen nicht und nannte ihn schon von klein auf Hello, erzählte ihr seine Geschichte. Eine Geschichte, wie man sie in jenen Tagen in Amsterdam so oder ähnlich oft zu hören bekam.

Das Geschäft von Helios Vaters Leo, Herrenausstatter in Gelsenkirchen, wurde in den Morgenstunden der «Reichskristallnacht» von Nazis verwüstet. Wie sie überhaupt auf diesen verniedlichenden



Anne auf «het plat», dem Flachdach ihrer Wohnung, Merwedeplein 1940.

Namen gekommen waren! Als ob in dieser Nacht nur Kristall und Fensterglas zerbrochen wäre ... es wurden doch so viele Menschen um ihre Existenz gebracht. Sogar um ihr Leben. Noch am selben Tag sahen Helios Eltern endlich ein: Sie mussten Deutschland verlassen, am besten sofort. Zuerst sollte er, Hello, sich in Sicherheit bringen und nach Amsterdam zu den Grosseltern fahren, die Eltern würden nachkommen. Das lag nahe. Hello kannte die Stadt. Die Sommerferien zwischen seinem sechsten und zwölften Lebensjahr hatte er stets bei Oma und Opa in Holland verbracht. Deshalb sprach er schon fliessend Holländisch, als er 1938 ins Land kam.

Anne dürfte von ihren Eltern kaum etwas über die Schrecken der Judenverfolgung in Deutschland gehört haben, obwohl ihr Onkel Walter verhaftet und nach Sachsenhausen verschleppt worden war und ein ganzes Jahr wie ein Gefangener in einem holländischen Flüchtlingslager hatte verbringen müssen. Und auch die Hintergründe, warum ihre Grosscousine Dorothee Würzburger, genannt Hucky, im Frühjahr 1939 mit einem Kindertransport nach Holland geschickt, an der Grenze abgefangen und in vier verschiedene Flüchtlingslager, eines davon ein früheres Waisenhaus, gesteckt worden war, blieben Anne verborgen.

Warum seine Grosseltern damals schon in Holland gewesen seien, wollte Anne nun von ihrem Freund wissen. Grossvater Joel Levy, erzählte Hello weiter, war ein kluger Mann. Und einer der Ersten in Gelsenkirchen, die einen amerikanischen Wagen besaßen. Im April 1933 war er unterwegs in Holland – auf Geschäftsreise. Der Opa war geborener Holländer. Als er von der Machtergreifung Hitlers hörte, rief er die Oma in Gelsenkirchen an: Er dachte nicht daran, noch einmal einen Fuss nach Deutschland zu setzen, teilte er ihr mit. Sie sollte für den Verkauf des Unternehmens – er handelte mit Alteisen – sorgen und schnellstmöglich nach Amsterdam kommen. Joel Levy hatte bereits eine Wohnung am Zuider Amstellaan 191 gemietet, nur ein paar Meter vom Merwedeplein weg.

Und dann wäre Hello ganz allein nach Holland gereist? Er war doch erst zwölf. Anne staunte.

Sein Vater, erzählte Hello seiner kleinen Freundin, brachte ihn in der Strassenbahn zu Verwandten nach Essen. Dort blieb er nur eine Nacht. Dann setzte er seine Reise alleine fort. Beinahe wäre alles schiefgegangen. Er geriet in eine Kontrolle. Ausweis vorzeigen, schnauzten ihn zwei Männer in SS-Uniform an. Vielleicht würden sie nichts merken. In seinen Personalausweis war das verräterische J noch nicht eingedruckt. Dabei hatten die Nazis den J-Stempel im Pass schon am 5. Oktober 1938 verordnet – angeregt von der Schweizer Regierung, um unerwünschte Flüchtlinge an der Grenze schneller erkennen und abweisen zu können.

Helios Nachname verriet ihn dennoch. Silberberg. Mitkommen. Bei der nächsten Station musste er aussteigen. Die SS-Männer hinter ihm her – unschlüssig, was sie nun mit dem Jungen anfangen sollten. Plötzlich, am anderen Ende des Bahnsteigs, vielleicht sechzig, vielleicht achtzig Meter weiter, ein Tumult, der die SS-Männer mit einem Mal mehr interessierte als der zwölfjährige «Judenbengel» aus Gelsenkirchen. Sie rannten hin, liessen Hello einfach stehen. Und er tat das einzig Richtige: Er schlüpfte schnell wieder in den Zug nach Amsterdam.

Ob die Grosseltern sich nicht fürchterlich gesorgt hätten, fragte Anne.

Sie waren verblüfft, ihn zu sehen, erzählte Hello, sie hatten doch noch gar nichts von dem Novemberpogrom gehört. In Holland wären die Meldungen von den schrecklichen Ausschreitungen gegen die Juden doch erst ein paar Tage später angekommen.

Anne war entsetzt. Vier Jahre hatte Hello seine Eltern nicht gesehen. Sie hatten keine Einreisegenehmigung nach Holland erhalten. Dem Vater, wusste Hello, war die Flucht durch die Wälder nach Belgien gelungen.

Und seine Mutter?

Sie bezahlte einen Lastwagenfahrer, der versprochen hatte, sie mit einigen anderen Flüchtlingen über die Grenze nach Belgien zu brin-

gen. Der Mann lieferte die Ladung Juden jedoch direkt bei der Gestapo ab. Zehn Tage sass Helios Mutter in einem Kölner Gefängnis. Gleich nachdem sie freigelassen wurde, versuchte sie es noch einmal. Diesmal hatte sie mehr Glück. Sie geriet an einen Schlepper, der sie tatsächlich über die Grenze schmuggelte. Die Flucht gelang. Zehn Mark und ein kleiner Koffer mit Kleidern waren alles, was sie bei sich hatte.

Warum er nicht noch vor dem Krieg zu seinen Eltern nach Belgien gefahren sei, wunderte sich Anne.

Die Eltern waren doch illegale Immigranten, erklärte ihr Hello. Sie durften in Belgien nicht arbeiten, hatten also keine Möglichkeit, offiziell Geld zu verdienen. Die Grosseltern konnten besser für ihn sorgen. Sie durften bloss nicht wissen, dass er zu Versammlungen der Zionistischen Jugendgruppe ging, davon hielten sie nämlich gar nichts.

Ja, er wusste, dass es seinen Eltern gutging. Ab und zu erhielt er Briefe von ihnen, ein paar wenige Male hatten sie in den vier Jahren seit der Trennung telefoniert; seit die Deutschen Holland überfallen hatten, jedoch nicht mehr. Der Grossvater war dagegen. Telefonieren war zu gefährlich. Es hiess, die SD würden die Telefonleitungen der Juden anzapfen. Deshalb durfte Hello Anne auch nur in Notfällen anrufen.

Helios Schicksal dürfte Anne bewusst gemacht haben, wie viel besser es ihr ging. Ihre Eltern waren immer für sie da, verwöhnten sie, machten ihr Mut, wenn sie ihn zu verlieren drohte. Egal, was noch geschehen würde, hatte ihr Vater ihr mehrfach versichert, die Familie würde zusammenbleiben. Die Eltern waren ihr selten wirklich böse. Nur einmal, als sie mit Hello spazieren ging und erst ein paar Minuten nach acht nach Hause kam, war die Hölle los. Anne war erst beleidigt, doch dann sah sie ein: Vater und Mutter hatten sich um sie gesorgt.

Sonntag, der 5. Juli 1942, war ein strahlend schöner Sommertag, wie Amsterdam ihn selten erlebt. Anne war schon vormittags mit Hello verabredet. Zum Spaziergehen, wie sie es eigentlich vorgehabt hatten, war es zu heiss. Stattdessen machten sie es sich in Liegestühlen auf dem Balkon gemütlich. Hello wurde nicht müde, Anne zu beobachten. Wie sie sich durchs Haar strich, einzelne Haarsträhnen zwischen Zeige- und Mittelfinger spannte, zu Locken zwirbelte und wieder aufspringen liess, wie offen und direkt sie ihn ansah, ohne falsche Scham, darin entdeckte er eine unschuldige Koketterie, die ihn faszinierte. Ob sie mit ihm flirtete? Oder ob sie einfach nur nett war? Nie im Leben hätte Hello gewagt, sie auf ihre Gefühle für ihn anzusprechen. Sie auch nur an der Hand zu nehmen, erschien ihm zu verwegen. Lieber versuchte er, ihre Zuneigung mit lustigen Geschichten zu gewinnen. Er erzählte von seinem Lehrer in der jüdischen Schule in Gelsenkirchen, der die Schüler überreden wollte, in die Synagoge zu gehen. Weil Hello dazu keine Lust hatte, täuschte er Kopfweh vor. Es war nur Pech, dass er dem Lehrer am selben Nachmittage auf der Strasse begegnete – putzmunter und auf Rollschuhen.

Oder Hello erzählte von seiner Bar-Mizwa, zu der ihn der Grossvater in die orthodoxe Synagoge in der Lekstraat brachte: Erstmals in seinem Leben trug er statt kurzen Hosen kniebedeckende Knickerbocker. Und einen Zylinder. Weil der Hut viel zu gross war, drehte seine Grossmutter einen Kranz aus Zeitungspapier und stopfte ihn zwischen den Hutrand und seinen Kopf. Hello musste konzentriert aufrecht gehen, damit der edle Kopfschmuck nicht verrutschte. Eigentlich sollte er sich ja auf seinen Text konzentrieren, denn er hatte ein besonders langes Stück aus der Thora vorzulesen. Dass er sich trotz seines schwachen Hebräisch so tapfer schlug, überraschte ihn selbst. Als der Rabbi seine Hand schliesslich auf Helios Kopf, eigentlich also seinen Hut legte, um ihn zu segnen, rutschte ihm das Untertum so tief ins Gesicht, dass er nichts mehr sehen konnte. Seine Freunde in der ersten Reihe konnten das Lachen nicht unterdrücken.

Auch Anne lachte herzlich. «*Helio ... kann über alle möglichen Dinge hübsch erzählen*», schrieb sie später in ihr Tagebuch. Vielleicht würde Hello ein richtig guter Freund werden. Verliebt? Nein, verliebt war sie bestimmt nicht in ihn, denn sie schwärmte für Lutz Peter Schiff, der sich Peter nannte und drei Monate jünger war als Hello.

Er war erst 1939 in die Niederlande geflüchtet, wahrscheinlich in Begleitung seiner Mutter. Vorher hatte er in Berlin gelebt, seine Mitschüler an der Holdheimschule, dem privaten Realgymnasium der jüdischen Reformgemeinde, behielten ihn als fröhlichen, phantasievollen Jungen in Erinnerung, als Glanzschüler und gelegentlichen Klassenclown, dessen Einfälle sie immer wieder überrascht hatten. Mit einem wie ihm mochte man befreundet sein. Er war aufgeschlossen und charmant – und er hatte ein Geheimnis. Dass die Ehe seiner Eltern schon Anfang der dreissiger Jahre auseinandergegangen war und die Mutter im März 1936 wieder geheiratet hatte, sollten selbst seine engsten Kameraden nicht wissen. Peter hatte kaum Persönliches von sich preisgegeben, und seine Freunde hatten weder seine Mutter noch den Vater jemals zu Gesicht bekommen. In Zeiten wie jenen hatten sie das hingenommen, ohne Fragen zu stellen. Bevor sie – jeder von ihnen in eine andere Richtung – ihr Heimatland verliessen, hatten sie einander ewige Freundschaft geschworen und Fotos voneinander ausgetauscht.

Peters Stiefvater, ein Werbegrafiker, war schon Mitte April 1937 nach Amsterdam gegangen. Als Anne Peter kennenlernte, wohnte er mit ihm und der Mutter in der Deltastraat, gleichsam in Verlängerung des Merwedeplesins und in einer Häuserreihe mit den Franks.²⁰¹

Peter besuchte die HBS, die *Hoogere Burgerschool* oder höhere Bürgerschule. Sie lag Annes Schule genau gegenüber. Eine Zeitlang, erinnerte Anne sich später, waren sie unzertrennlich gewesen und «*Hand in Hand*» gegangen. «*Ich habe Peter so gern, wie ich noch nie jemanden gern gehabt habe*», schwärmte Anne. Seither war der Jun-

ge mit den «*samtbraunen Augen*» an den Zuider Amstellaan, die Rückseite des Merwedepoins, gezogen, hatte in dem drei Jahre älteren Nachbarssohn Rolf Winterberger einen neuen Freund gefunden und nahm keine Notiz mehr von der viel zu jungen Anne.

«*Ich rede mir immer ein, dass Peter, nur um seine Gefühle für mich zu verbergen, mit all diesen Mädchen geht.*» Liebeskummer plagte sie. Und Eifersucht. Ihre Gefühle verborgen zu halten fiel ihr schwer. Hello lenkte sie ab, er sah gut aus mit seinen freundlichen blauen Augen und seinen vollen Lippen. Auto fahren konnte er auch, schon seit er elf war. Das hatte ihm ein Freund der Familie beigebracht, und sein Grossvater hatte ihn – vor Kriegsbeginn – öfter mit seinem Automobil fahren lassen. Im Augenblick war es eben verlockender, mit ihm zu plaudern als mit Jacqueline.

Im Nu war es Mittag geworden. Hello ging heim zum Essen, kündigte sich aber für den Nachmittag wieder an. Auch die Franks assen gemeinsam zu Mittag. Danach machte sich Otto, wie so häufig sonntagnachmittags, auf den Weg, um seinem Bekannten, Albert Anton Dreher aus Frankfurt, einem «*Mann von Mitte siebzig, sehr schwerhörig, krank und arm*», so Anne, beizustehen oder Pflegefällen im *Joodse Invalide* am Weesperplein, dem jüdischen Altersheim, Mut zuzusprechen. Edith war in der Küche beschäftigt, Sonnenanbeterin Anne liess sich mit einem Buch auf dem Balkon nieder, Margot zog das kühle Zimmer vor.

Gegen drei Uhr läutete es an der Wohnungstür. Edith hörte das Klingeln als Erste. Dass Hello Silberberg jetzt schon zurückkam, war unwahrscheinlich. Edith öffnete. Vor der Tür stand ein Beamter der Post, der ihr gegen ihre Unterschrift ein eingeschriebenes Schriftstück aushändigte. Edith starrte auf den Absender: Zentralstelle für jüdische Auswanderung, Adama van Scheltemaplatz 1. Nun war es so weit; sie holten Otto. Bisher waren sie immer gewarnt worden, wenn Razzien drohten. Otto hatte dann das Haus rechtzeitig verlassen und bei Bekannten übernachten können, auch einer seiner Vertreter

hatte ihn gelegentlich bei sich aufgenommen. Nun hatten die Nazis sich also eine neue Methode ausgedacht, den schriftlichen, persönlich adressierten Aufruf.

Edith traute ihren Augen nicht: Der Aufruf richtete sich gar nicht an Otto, sondern an Margot Frank; es war die Zwangsverpflichtung zum Arbeitseinsatz in Deutschland. Margot hatte sich bei der Zentralstelle zu melden. Von dort würde sie mit dem Zug in das Auffanglager Westerbork gebracht. Margot, ein sechzehnjähriges Mädchen, Gymnasiastin, fast noch ein Kind. Mitzubringen: zwei Decken, Betttücher, Proviant für drei Tage, Handtuch und Toilettenartikel, Teller, Tasse, Löffel. In einem Koffer oder Rucksack dürfte sie weiter ein Paar feste Winterschuhe, zwei Paar Socken, zwei Unterhosen, zwei Leibchen und einen Overall mitnehmen. Wichtig: den Koffer mit Vor- und Nachnamen, Geburtsdatum und dem Wort Holland beschriften. Er würde separat reisen. Alle Lebensmittelcoupons und den Personalausweis griffbereit mitführen! Wie konnten die Deutschen nur? Sie hatten doch versprochen, Familien nicht zu trennen ...

Edith fasste sich, wie das eine Mutter kann, die das Leben ihres Kindes um jeden Preis zu verteidigen bereit ist. Sie reagierte schnell und ohne grosses Aufsehen. In knappen Worten informierte sie Margot. Vater sei aufgerufen worden. Das Mädchen sollte nicht in Panik ausbrechen. Keine Sorge, keinesfalls würde er dem Aufruf folgen. Sie hätten längst einen Ausweg gefunden. Edith müsse gleich zu den van Pels in den Zuider Amstellaan 24 laufen, sie hätte etwas mit ihnen zu besprechen. Margot sollte zwischenzeitlich mit Anne reden, vorsichtig. Und keinesfalls öffnen, wenn es an der Tür läutete.

Der Nachmittag verging unerträglich langsam. Margot musste Anne einweihen. Die jüngere Schwester reagierte erwartungsgemäss heftig, liess sich aber beruhigen. Unter Schock sass Anne da, bereit, alles mit sich geschehen zu lassen. Dann kam Edith zurück, und mit ihr kam Hermann van Pels. Die beiden Erwachsenen berieten sich, die Mädchen durften nicht mithören. Sie sollten erst in letzter Minute einbezogen werden. Wenn doch Otto endlich heimkäme. Als es klin-

gelte, erschranken alle. Hello verstand die Welt nicht mehr. Warum öffnete keiner die Tür? Anne und er waren doch verabredet. Es war doch eindeutig besprochen. Er hatte sich so gefreut. Irritiert und traurig ging er wieder nach Hause. Was konnte geschehen sein? Warum hatte Anne ihm nicht schon vor dem Mittagessen gesagt, dass sie nicht da sein würde?

Drinnen schmiedeten Edith und Herr van Pels ihren Plan. Die Franks mussten gleich morgen früh untertauchen, ganz egal, ob das Versteck nun schon fertig vorbereitet war oder nicht. Die Familie van Pels würde in einer Woche nachkommen. In ein so naheliegendes Versteck, dass kein Mensch darauf kommen würde. Ursprünglich hatten sie – scheinbar ohne konkreten Anlass, aber weil das Leben für Juden immer gefährlicher wurde – den 16. Juli als Stichtag ins Auge gefasst. Bis dahin sollte alles fertig vorbereitet sein. Nun würden sie sich eben zehn Tage früher verstecken.

Gegen fünf Uhr kam endlich Otto nach Hause. Es braucht nicht viel, um sich vorzustellen, wie Edith und die Mädchen ihn bestürmten. Otto zeigte sich besonnen wie meist. Natürlich würden sie untertauchen. Gleich morgen früh, in etwa zwölf Stunden also. Keine Panik, es war alles von langer Hand geplant. Ihr neuer Untermieter, Werner Goldschmidt, und alle Freunde und Nachbarn würden glauben, dass der Familie, wie schon vielen anderen vor ihr, die Flucht in die Schweiz geglückt sei.

Nein, ins Vertrauen wollten sie Goldschmidt nicht ziehen. Dafür kannten sie ihn zu kurz. Dafür vertrauten sie ihm zu wenig. *«Es war ein langer Kerl, ..., mit Brille und einem unsympathischen Äusseren»*, beschrieb Anne den inzwischen 37-jährigen gebürtigen Berliner in ihrer Kurzgeschichte *«Pensionsgäste und Untermieter»*. In seiner Heimatstadt hatte er im Fachbetrieb seines Vaters für Zentralheizungen, sanitäre Anlagen und Kanalisation gearbeitet, Ende August 1936 hatte er Berlin verlassen, im Frühjahr 1938 war die Firma *Felix Goldschmidt* arisiert worden.

Nach Stationen in Den Haag, dann in der Gegend von Huizen und

Naarden und einer gescheiterten Ehe bewohnte Werner Goldschmidt erst seit März oder April 1942 das «*grosse Zimmer*» der Franks. Sein Fachwissen als Heizungsjngenieur war gefragt: Im Auftrag des *Joodse Raad* arbeitete er für das *Joodse Invalide*, das jüdische Krankenhaus, als Heizungswarter.²⁰²

Eine Adresse, auf einen kleinen Zettel geschrieben und anscheinend achtlos liegengelassen, sollte Goldschmidts Vermutung bestätigen. Seit geraumer Zeit hatten Otto und Edith Frank gezielt gestreut, die Flucht zur Baseler Verwandtschaft ernsthaft zu erwägen, und von manchen Bekannten hatten sie sich sogar schon persönlich verabschiedet – das erzählte Victor Kugler später.²⁰³

Vor dem Zubettgehen sollten Anne und Margot Persönliches, das sie mitnehmen wollten, in ihre Schultaschen packen. Am nächsten Morgen wäre dazu keine Zeit mehr. Sie müssten sich auf mehrere Wochen, vielleicht Monate im Versteck einstellen, bis der Krieg zu Ende war und sie wieder auftauchen könnten. Die Katze? Nein, die müsste leider dableiben. Ein Tier im Fluchtgepäck? Das wäre nicht glaubhaft. Für Moortje war gesorgt, sie würde bei Kupers, den Nachbarn, unterkommen. Mit Toosje Kupers hatte Anne oft Handstand geübt oder *Hinkelen* – «Himmel und Hölle» – gespielt und sich immer gut mit ihr verstanden. Toosje würde Moortje bestimmt liebevoll behandeln.

Annes Frage nach dem Ort des Verstecks ignorierte Otto. Es sei ein sicheres Versteck. Und die Familie würde zusammenbleiben, wie versprochen. Wo es war, das würde sie morgen früh sehen. «... *in der Stadt, auf dem Land, in einem Haus, in einer Hütte, wann, wie wo?* ...*Da waren viele Fragen, die ich nicht stellen konnte, und die doch immer wieder zurückkamen*», erinnerte sich Anne später.

Auch Otto bekam seine Nervosität schwer in den Griff. Werner Goldschmidt musste abgelenkt, Ottos Mitarbeiter Johannes Kleiman und Victor Kugler mussten informiert werden. Schliesslich war es Kleiman, mit dem Otto Frank zuallererst – wohl schon im Sommer

1941 – darüber gesprochen hatte, die leerstehenden Räume im Anbau hinter dem Büro in der Prinsengracht 263 als Versteck zu nutzen.

Noch während Otto Frank die Hoffnung gehegt hatte, seine Familie mit Nathan Straus' Hilfe in die USA retten zu können, hatte er eine alternative Fluchtmöglichkeit geplant. Ohne seine treuen Mitarbeiter wäre dies auf so durchdachte Weise allerdings nicht möglich gewesen. Victor Kugler war offenbar eingeweiht worden, als Otto Frank absehen konnte, dass nach den Juden in Deutschland auch den Juden Hollands der Judenstern aufgezwungen würde. «Herr Frank hat sich [...] öfter geäußert, dass er das nicht mitmachen will. Wie es dann so weit war, haben Herr Frank und seine Familie [...] sofort den Wunsch geäußert, das Hinterhaus für ein Versteck einzurichten.»²⁰⁴

Über mehrere Monate hatte Kleimans Bruder, der ein Reinigungsunternehmen betrieb und von Otto Frank ins Vertrauen gezogen worden war, immer wieder Möbelstücke aus der Wohnung der Franks abgeholt und sie, um keinen Verdacht zu erregen, mit seinem Lastwagen in Kleimans Wohnung in der Biesboschstraat zwischengelagert. Den Franks und den van Pels selbst war es als Juden laut Verordnung bereits verboten, Möbel aus dem Haus zu schaffen. Schliesslich waren sie, während Anne und Margot glauben sollten, die Möbelstücke würden fachgerecht aufgearbeitet, in das inzwischen gereinigte Hinterhaus geschafft worden, dazu Geschirr, Bettwäsche, Kleidung und grosse Mengen an Lebensmittelvorräten. Stück um Stück. Ein Waschbecken war angebracht, die bereits vorhandene Toilette saniert worden. «Da Licht, Wasser und Gas vorhanden waren», sagte Victor Kugler, «schienen die Räume, die ausserdem nur einen Zugang hatten, wie geschaffen für ein Versteck.» Einen grossen Teil des Familiensilbers hatte Otto rechtzeitig in Sicherheit gebracht – im Haus seines Freundes Joop Hofhuis in Hilversum. Dort wurden das Besteck und die Kerzenleuchter die verbleibenden Kriegsjahre hindurch benutzt – schliesslich war das die unauffälligste Art, die Wertgegenstände aufzubewahren.²⁰⁵

Als alles besprochen war, verabschiedete sich Hermann van Pels von den Franks. Er musste schnell noch Jan und Miep Gies verständigen, denn nach acht Uhr konnte er sich nicht mehr auf der Strasse zeigen. Otto hatte Miep schon Wochen zuvor in seinen Plan eingeweiht. Sind Sie bereit, die Verantwortung für uns zu übernehmen, wenn wir versteckt sind, hatte er sie gefragt. Verantwortung zu übernehmen, das hiess einkaufen, Nahrung besorgen auf einem Markt, auf dem Lebensmittel knapp waren. Verantwortung zu übernehmen hiess, immer da zu sein, wenn die Untergetauchten sie brauchten, und zu niemandem – niemals – auch nur ein Sterbenswort darüber zu verlieren. Verantwortung hiess, ein Geheimnis zu hüten, bei dem es um Leben und Tod gehen konnte.

Miep reagierte mit einer Selbstverständlichkeit, als ob Otto sie um die Erledigung einer Routineaufgabe im Büro gebeten hätte. Ja, natürlich, antwortete sie ihrem Chef, ohne auch nur eine weitere Frage zu stellen. Sie respektierte Otto Frank, er war ein Freund. Und er war ihr Vorgesetzter. Ein Vorgesetzter, wie sie ihn sich fairer nicht vorstellen konnte, zu dem man einfach loyal sein musste. Ein Nein wäre ihr nicht in den Sinn gekommen. Angst? Dieser Begriff schien in ihrem Wortschatz nicht zu existieren.

Als Hermann van Pels Jan und Miep in knappen Worten schilderte, was am Nachmittag geschehen war, zögerten sie nicht. Sobald es dunkel wurde, sollten sie Kleider, Schuhe, Handtücher bei den Franks abholen und bei sich daheim Zwischenlagern – weder die van Pels' noch die Franks durften ihre Wohnung ja nach acht Uhr abends verlassen. In das Versteck in der Prinsengracht könnten sie die Sachen dann in den nächsten Tagen bringen.

Natürlich waren Miep und Jan aufgeregt. Es konnte sie Kopf und Kragen kosten, wenn sie sich von der Polizei erwischen liessen. Am liebsten wären sie von ihrer Wohnung in der Hunzestraat zum Merwedeplein gerannt, aber das war zu auffällig. Sie versuchten also, ihr Tempo zu mässigen. Geistesgegenwärtig hatten sie ihre Regencapes übergezogen. Das war zwar eine recht ungewöhnliche Bekleidung an

einem so warmen Sommerabend, aber darunter liess sich allerlei Sperriges verbergen. Mit Koffern und Taschen durch die Strassen zu eilen hätte zu viel Aufsehen erregt.

Spätabends schrieb Otto einen kurzen Brief an seine Schwester Helene in Basel, sorgsam formuliert, denn er musste die Zensur passieren. Miép würde ihn am nächsten Tag zur Post bringen. «Liebste Lunni, wir gratulieren dir alle heute schon zu deinem Geburtstag, da wir sicher sein wollen, dass du unsere Grüsse rechtzeitig erhältst und wir später keine Gelegenheit haben.» Helene hatte erst am 8. September Geburtstag. «Wir wünschen dir von Herzen das Beste. Wir sind gesund und zusammen, das ist die Hauptsache.» Die Verwandten in Basel sollten wissen, dass Otto, Edith und die Kinder zwar untertauchen, sich aber keinesfalls trennen würden. Edith Frank konnte ihre Brüder in den USA nicht selbst benachrichtigen – der Postverkehr zwischen den beiden kriegsführenden Staaten war unterbrochen. Alice Frank-Stern bemühte sich allerdings seit jeher, die Nachrichten ihrer Schwiegertochter an Julius und Walter Holländer weiterzuleiten. Auch diese verschlüsselten Mitteilungen schickte sie vermutlich nach Massachusetts: «Schwer ist heute alles für uns, aber man muss halt manches in Kauf nehmen. Hoffentlich wird in diesem Jahr noch Friede kommen, so dass wir uns wiedersehen können.» Der Brief enthielt auch eine kurze Nachricht an Ottos Mutter: «Dass wir mit der I. und den Ihren nicht mehr korrespondieren können, ist bedauerlich, lässt sich aber nicht ändern. Das muss sie verstehen. Nochmals innige Grüsse. Euer O.»²⁰⁶ Auch Anne durfte einen knappen Satz hinzufügen: «Ich kann euch den Ferienbrief jetzt nicht schreiben.»

Als Hanneli Goslar am Montagnachmittag bei den Franks läutete, öffnete Werner Goldschmidt. Schüchtern fragte sie nach Annes Mutter

und erklärte, warum sie störe. Sie wollte sich die Küchenwaage, die sich Frau Frank ausgeliehen hatte, wieder abholen. Ihre Mutter war dabei, Marmelade einzukochen, aber ohne Waage ...

Der Untermieter wies das erschrockene Mädchen erst unwirsch ab. Weisst du denn nicht, dass die Franks nicht mehr da sind, hörte sie ihn sagen. Schliesslich liess er sie doch eintreten, um die Küchenwaage zu holen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Neuigkeit unter den Freunden und Bekannten. Anne ist weg, in die Schweiz, trug Hanne sofort zu Jacque weiter. Jacqueline hatte doch noch am Nachmittag vorher ausführlich mit Anne telefoniert, sie hatte nichts angedeutet.

Die Franks sind in die Schweiz geflohen, flüsterten die Goslars den Ledermanns hinter vorgehaltener Hand zu. Sie hatten ja Verwandte in Basel. Sie waren in Eile gewesen, nicht einmal die Wohnung hatten sie aufgeräumt, die Betten waren nicht gemacht, das Geschirr nicht abgewaschen. Angeblich wurde Margot zum Arbeitsdienst berufen. Nein, niemand hatte sie Weggehen sehen. Wahrscheinlich waren sie mitten in der Nacht auf und davon. Gott gebe, dass alles gutgegangen ist. Ein deutscher Offizier soll Otto geholfen haben, einer der wenigen anständigen, ein alter Kumpel anscheinend, Otto war im Ersten Weltkrieg ja selbst Offizier gewesen, Träger des Eisernen Kreuzes erster Klasse.

Auch Hello kamen allerlei Gerüchte von einer überstürzten Flucht ins Ausland zu Ohren. Er nahm sie hin, sie waren kein Schock für ihn. Schon in Deutschland hatte er erlebt, wie ein Schulfreund von einem Tag auf den anderen verschwunden war. An ihn musste er plötzlich denken. Am 27. Oktober 1938 hatte die Polizei den Jungen und seine Eltern von heute auf morgen aus Deutschland vertrieben, weil er Jude mit polnischer Staatsangehörigkeit war. 17'000 Menschen wurden ausgewiesen, angeblich, um der polnischen Regierung zuvorzukommen, die allen Auslandspolen, sofern sie ihre Pässe nicht bis späte-

stens 29. Oktober verlängern liessen, die Einreiseerlaubnis verweigern wollte. Ein abscheuliches Spiel. Die Spielfiguren waren Menschen. Schon damals musste Hello hinnehmen, was geschehen war, durfte nicht nachfragen. Nach Anne forschte er nun auch nicht.

Während sich Hanneli und Jacque – auf der Suche nach Erinnerungsstücken an Anne, ihrem Tagebuch vielleicht – noch einmal in die Wohnung der Franks wagten und auch ihre Schwimmedaillen retteten, während auch Jetteke nachschaute, ob ihre beste Freundin Margot eine versteckte Nachricht für sie hinterlassen hatte, und ein kleines Bändchen aus der Serie *Nieuwste Dichtkunst, De Uilenreeks Nr. 1* aus Margots Buchregal mitnahm, nein, nicht stahl, sie würde es ihr nach dem Krieg doch wiedergeben, kehrte Hello nicht mehr dorthin zurück. Er war schon sechzehn. Ihn konnte es als Nächsten treffen. Und doch musste das Leben weitergehen.

Seit dem 5. Juli wurden täglich 350 Juden zum «Arbeitsdienst in Deutschland» aufgerufen, insgesamt 4'000 sollten am 15. Juli nach Westerbork abfahren. Einige meldeten sich ordnungsgemäss. Aus Angst, sie könnten ihren Familien schaden, aus Gutgläubigkeit, weil «es doch sicher nicht so schlimm würde». Die meisten suchten voller Angst nach Auswegen. Manchen – wie den Franks – gelang es unterzutauchen, wenige schafften tatsächlich die Flucht aus dem deutschen Machtbereich, viele andere kämpften verzweifelt um eine vorläufige Zurückstellung. Wer beim Judenrat beschäftigt war oder nachweisen konnte, dass seine berufliche Tätigkeit ihn für die Juden in Amsterdam unersetzlich machte, konnte – wie etwa Werner Goldschmidt – vorläufig ruhig atmen. Geschützt war für den Moment auch, wer einen neutralen ausländischen Pass besass, etwa südamerikanischer Staatsbürger war. Solche Pässe konnte man teuer in der Schweiz kaufen. Die Goslars hatten Glück. Ein Onkel hatte ihnen Pässe von Paraguay besorgt.

Sicher waren vorübergehend auch jene deutschstämmigen Juden, die sich auf nahe Verwandte – Kinder, Eltern oder Geschwister – in Palästina berufen und ihre Namen auf die sogenannte Palästinaliste setzen lassen konnten. Die SS hatte natürlich einen Hintergedanken: Sie wollte zum eventuellen Tauschhandel mit den Engländern auf sie zurückgreifen. Deutsche Juden gegen deutsche Kriegsgefangene.

Die Goslars hatten zwar keine Verwandten in Palästina, Hans Goslar galt jedoch als «Veteran». Er war ein bekannter Zionist, der sich zeitlebens für die Errichtung des Staates Israel eingesetzt hatte. Die Familie landete auf Liste 2, der sogenannten Veteranenliste. Auch die Ledermanns schafften es auf eine der schliesslich 40 Palästinalisten.

Kein Strohalm war zu dünn, dass man nicht wenigstens versuchte, sich daran festzuklammern. Vorgesetzte schickten Bestätigungen für Mitarbeiter – sie wären ganz und gar unabkömmlich. Ärzte stellten Atteste aus. Ganze Horden stürmten den Judenrat, in der Hoffnung, wenigstens eine Woche Aufschub zu erwirken.

Der deutschen Sicherheitspolizei lief die Zeit davon. Die von Berlin festgesetzten Quoten für die ersten drei Transporte waren noch nicht erreicht, sie musste durchgreifen. Um die Juden einzuschüchtern und zum Gehorsam zu bewegen, befahl SS-Führer Rauter eine «Aktion». 700 Juden sollten von der Strasse aufgegriffen und als Geiseln festgehalten werden. In der ganzen Stadt machten deutsche Nazis und holländische Polizisten Jagd auf Juden – noch hemmungsloser als bei den furchtbaren Razzien im Februar 1941. Sie verhafteten willkürlich jüdische Männer, manche in Begleitung von Frauen und Kindern, stiessen sie brutal in eine Strassenbahn, die eigens zum Abtransport der Juden bereitgestellt wurde. Davonlaufende wurden wie Vieh gehetzt und mit Gewalt zurückgehalten. Wenigen gelang es, sich in Geschäften oder Hauseingängen zu verstecken und zu entkommen. Mütter und Kinder liefen schreiend hinter der anfahrenden Strassenbahn her, weinten nach ihren Männern, ihren Vätern. Die

holländischen Passanten beobachteten das unmenschliche Schauspiel voll Abscheu und Angst. Sich einzumischen trauten sie sich nicht.

«Etwa 700 Juden wurden heute in Amsterdam verhaftet», meldete das *Jüdische Wochenblatt* noch am selben Tag in einer Sonderausgabe.²⁰⁷ Im Auftrag der Deutschen Sicherheitspolizei folgte eine Drohung: Wenn die 4'000 dazu aufgeforderten Juden sich nicht noch diese Woche ordnungsgemäss zum Arbeitseinsatz in Deutschland melden, werden die 700 Gefangenen strafweise in ein deutsches Konzentrationslager gebracht.

Rauter konnte zufrieden sein. Die jüdische Bevölkerung war eingeschüchtert, viele folgten nun ihrem Aufruf. Aus dem kleinsten Funken Hoffnung mussten sie ihre Kraft ziehen. Vielleicht kam doch noch die Rettung? Die Kommunisten würden sicher eingreifen ... die Invasion der Alliierten musste doch bald beginnen ... die Engländer würden den Hauptbahnhof zerstören ... die Bahnarbeiter würden streiken. Nichts davon geschah.

Ein Manifest der holländischen Fraktion der Sozialistischen Internationale, in ihrem illegalen Kampfblatt *De Vonk* veröffentlicht und an eine grosse Zahl von Intellektuellen, aber auch an Arbeiter verschickt, rief zu öffentlichen Protesten, Aufmärschen, offenen Briefen, Boykotten auf. Alle Holländer müssten gegen die Deportationen aufstehen und sich wehren, nur das würde die deutsche Besatzungsmacht verunsichern. Schon Passivität wäre Mittäterschaft. Blinder Gehorsam konnte Mord bedeuten: Sekretärinnen, die Listen jüdischer Menschen tippten, Polizisten, die sie aus ihren Wohnungen holten, Bahnbeamte, die Güterzüge organisierten und Fahrpläne aufstellten ...

Doch diesmal stiess der Aufruf auf keine Reaktion – ebenso wie alle weiteren Mahnungen der Regimegegner. Das Volk hielt still. Seine Angst vor den Racheaktionen der Nazis war zu gross. In den Nächten des 15., 16. und 17. Juli verliessen jeweils zwei Sonderzüge mit je etwa 700 Juden Amsterdam. Familienmitglieder durften nicht zum Bahnhof kommen. Keine falsche Sentimentalität. Es ging doch nur zum Arbeitsdienst.

Am 17. Juli meldete Generalkonsul Otto Bene, der Vertreter des Auswärtigen Amtes beim Reichskommissar für die besetzten Gebiete in Den Haag, dass der erste Deportationszug ohne bedeutende Zwischenfälle vom Lager Westerbork nach Auschwitz abgefahren sei. Westerbork war zu diesem Zweck mit einem eigenen neuen Gleisanschluss ausgerüstet worden.

Für die Juden in Amsterdam ging der Schrecken weiter. Noch am selben Tag wurde sämtlichen in Holland lebenden Juden ihre Staatsbürgerschaft aberkannt. Nun waren sie alle vogelfrei.

Wenige Tage später wurden in den jüdischen Wohnungen die Telefone abgeschaltet. Ein weiterer Schritt zur vollständigen Isolation.

Am 31. Juli schliesslich hatte Otto Bene Erfolg nach Berlin zu melden: «Betrifft: Abschub der Juden. Mit den heute abgegangenen Zügen sind bis jetzt 6'000 niederländische Juden abtransportiert worden. Der Abtransport als solcher ist ungestört verlaufen, und es ist auch nicht anzunehmen, dass bei den in den nächsten Wochen rollenden Transporten Schwierigkeiten oder Störungen eintreten werden.»²⁰⁸ Die Maschinerie lief.

8. Das Hinterhaus

«Es ist hier überhaupt nicht so schlimm, denn wir können hier selbst kochen und unten in Papis Büro Radio hören.» Keine drei Tage war Anne untergetaucht, als sie erstmals wieder ihr rot-grün kariertes Buch aufschlug. *«Ich kann jetzt ganz offen alle Namen und alles in mein Tagebuch schreiben. Herr Kleiman und Miep und auch Bep Voskuyl haben uns so geholfen, wir haben schon Rhabarber, Erdbeeren und Kirschen gehabt, und ich glaube nicht, dass wir uns vorläufig langweilen werden.»* Die ersten Tage im Versteck erlebte Anne wie einen abenteuerlichen Ferienaufenthalt, ungewöhnlicher als die Zeltlager, an denen sie in den Sommern davor, 1938 in Bussum etwa, teilgenommen hatte.

Keine Frage, Anne stand unter Schock. Eben noch hatte sie in der Sonne gelegen, nun begab sie sich in Gefahr, wenn sie zu nahe ans Fenster trat. Eben noch hatte sie ausgelassen über Hello Silberbergs Geschichten gelacht, nun musste sie mit verhaltener Stimme sprechen, jeden Gefühlsausbruch unterdrücken, jede ihrer Bewegungen bremsen. Eben noch hatte sie mit Jacque telefoniert, nun wusste die Freundin nicht einmal, wo Anne war. Niemand wusste, wo sie war. Statt sich wie Edith und Margot von Verzweiflung und dem Gefühl der Wehrlosigkeit lähmen zu lassen, schien Anne ihre neue Lebenssituation jedoch mit geradezu unbeschwerter Selbstverständlichkeit hinzunehmen; ein Zeichen dafür, dass sie keine Vorstellung davon hatte, was noch auf sie zukommen würde.

Montag, 6. Juli 1942. Seit den frühen Morgenstunden hatte es ununterbrochen geregnet – ein milder, voller Frühsommerregen, der die Franks wie ein Geschenk des Himmels traf. Wie verabredet hatte Miep schon um halb acht an die Wohnungstür am Merwedeplein geklopft, um Margot abzuholen. Die Strassen waren leerer als sonst um diese Zeit. Wer es einrichten konnte, war im Trockenen geblieben. Kein deutscher Soldat, kein holländischer Polizist hätte sich freiwillig nassregnen lassen.

Margot und Miep hatten freie Bahn. Wie zwei junge Holländerinnen auf dem Weg zur Arbeit waren sie aus dem Amsterdamer Süden Richtung Innenstadt geradelt, Margot dicht hinter Miep, scheinbar unbeteiligt, doch hinter der zur Maske erstarrten Miene drückende Angst. Sie hatte keine Ahnung, wohin die Fahrt gehen sollte. Ihr Fahrrad war nicht registriert. Was, wenn sie trotz des Regens in eine Kontrolle gerieten? Sie trug keinen Judenstern – ein Grund, sie auf der Stelle zu verhaften.

Ihr einziger Trost, als sie tropfnass und vor Anspannung zitternd die Prinsengracht erreicht und Miep sie ins Hinterhaus geschleust hatte: Sie müsste nur kurze Zeit allein ausharren, Otto, Edith und Anne würden auch bald eintreffen. Die drei hatten die Wohnung kurz nach Margot verlassen und sich zu Fuss in Richtung Altstadt aufgemacht; so überstürzt, dass Anne nicht einmal zurückgeschaut hatte. Nach dem Krieg würde sie ohnehin an den Merwedeplein zurückkehren – vielleicht in ein paar Wochen, vielleicht in ein paar Monaten. Nur ihrem Kätzchen hatte Anne schweren Herzens Lebewohl gesagt.

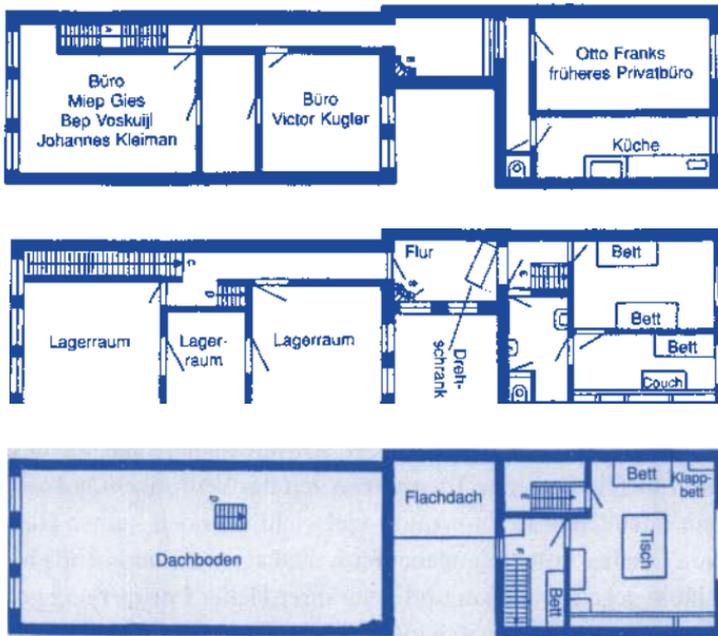
«Wir gingen am folgenden Tag schon um Viertel vor acht aus dem Haus, ich hatte eine ‚kombineschen‘ – eine Art Unterkleid – an, dann zwei Hemden und zwei Hosen, dann ein Kleid und einen Rock, dann eine wollene Strickjacke und einen Mantel» – an den auf der linken Brustseite der Judenstern genäht war –, «es goss, also tat ich ein Kopftuch an, und Mama und ich nahmen jede eine Schultasche unter den

Arm. » Mit grossem Gepäck hätten sie sich verdächtig gemacht. Jeder Ortswechsel war den Juden längst verboten.

Fast eine Stunde müssen sie durch den Regen gewandert sein, erst durch die modernen Strassen des Flussviertels, dann durch die Grachten und engen Gassen der Amsterdamer Altstadt, über unzählige Brücken, bemüht, ihr Tempo trotz des Regens, trotz ihrer Ruhelosigkeit zu drosseln. Laufende Juden hätte man für Juden auf der Flucht halten können und womöglich aufgehalten.

Als sie in der Prinsengracht 263 angekommen waren, hatte es zu regnen aufgehört. Tagsüber hatte sich immer wieder die Sonne durchgekämpft, aber davon hatten die Franks wohl kaum Notiz genommen. Sobald Miep die Verbindungstür zum Hinterhaus hinter ihnen zugezogen hatte, war die Welt draussen für sie in unerreichbare Ferne gerückt. Eine Welt der Erinnerungen, in der kein Platz mehr für sie war. Ihr Lebensraum war auf knapp 50 Quadratmeter geschrumpft. Zwei kleine, muffig feuchte Zimmer im ersten Stockwerk eines Hinterhauses. Das eine kaum breiter als drei Meter und nicht länger als fünf, mit einer Holzdecke aus massiven Balken, die einen förmlich niederdrückten und die Luft zum Atmen nahmen – der Wohn- und Schlafraum für Otto und Edith Frank. Das andere Zimmer deutlich schmaler, gerade so breit wie das Fenster. Es musste für Anne und Margot reichen. Daran angeschlossen das Badezimmer, sowohl von Annes Raum als auch von aussen zugänglich, spartanisch ausgestattet, aber mit Waschtisch und fliessendem Wasser – leider nur kaltem – und einem abgetrennten Wasserklosett, freilich nur ausserhalb der Geschäftszeiten zu benutzen. Wasserleitungen und Abflussrohre liefen durch jene Wand, die ein Stockwerk tiefer einen der Lagerräume begrenzte. Das Rauschen der Klospülung hallte dort unten verräterisch wider.

Eine hühnerleitersteile Treppe führte in den grössten Raum, nennen wir ihn Wohnküche, mit KüchENZEILE, Herd und Abwaschbeken, ursprünglich die Versuchsküche von *Pectacon*. Hier hatte regelmässig auch Apo Lewinsohn experimentiert. Dahinter eine winzige



Prinsengracht 263: Büro und Hinterhaus sind im Hochparterre und ersten Stock miteinander verbunden.

Kammer mit einem Fenster zum Lichthof, ein kleiner Vor- oder Durchgangsraum eigentlich, in dem die Holzterasse, die auf den Dachboden hinaufführte, gerade Platz genug liess für ein schmales, an die Wand gepresstes Bett und ein bescheidenes Tischchen; gedacht für Peter van Pels, der mit seinen Eltern wie verabredet eine Woche später, am 13. Juli, ins Hinterhaus kommen sollte. Hermann und Auguste van Pels würden in der Wohnküche schlafen, die tagsüber allen Versteckten offenstehen und als Esszimmer und Aufenthaltsraum dienen sollte.

Vier Erwachsene, drei beinahe Erwachsene und dazu noch Peters Katze Mouchi, die er gegen die Abmachung doch ins Versteck mitgebracht hatte, sie alle auf 50 Quadratmetern – stickig heiss im Sommer, weil die Fenster immer geschlossen bleiben mussten, und durch-

dringend kalt im Winter, weil der kärgliche Kohleofen zu wenig Wärme abgab; in Zimmern klein wie Gefängniszellen. Mit einem entscheidenden Unterschied: Im Gefängnis weiss man, woran man ist. Dort ist man sich seines Schicksals jedenfalls sicher. Im Versteck musste man immer auf der Hut sein. Und während Gefangenen regelmässiger Hofgang zusteht, durften Anne und die anderen unter keinen Umständen ins Freie. Einziger Ausgang: auf den Dachboden. Durch sein grosses, verschlossenes Fenster sahen sie aus sicherem Abstand in den Nachbargarten – auf die Krone eines mächtigen Kastanienbaums, der ihnen den Wechsel der Jahreszeiten anzeigte. Und durch die offene Dachlücke im Giebel konnten sie einen Blick auf den Turm der Westerkerk erhaschen, dessen schwarzgoldene, nachts für gewöhnlich beleuchtete Turmuhr wegen des Verdunkelungsbefehls nur noch selten strahlte, und – viel wichtiger noch – einen Hauch von frischer Luft einfangen. Wenn die Lagerarbeiter abends nach Hause gegangen waren und einer ihrer Helfer Entwarnung gegeben hatte, durften sie sich ins Vorderhaus wagen, in dem *«kleinen, muffigen, dunklen Direktorenzimmer»*, wie Anne Victor Kuglers Büro beschrieb, arbeiten oder im *«Privat-Büro»*, dem *«Prunkstück des ganzen Gebäudes»* mit *«vornehme[n] dunkle[n] Möbeln Linoleum und Teppiche [n] auf dem Boden, Radio, vornehme[r] Lampe alles prima-prima»*, Radio hören – aber leise! –, durch das Lager streifen, die Luft des freien Lebens aufsaugen. Das Gemeinschaftsbüro von Miep, Bep und Johannes Kleiman mit Blick zur Prinsengracht – *«sehr gross, sehr hell, sehr voll»*, so Anne – mussten sie allerdings meiden. Durch seine fast bodentiefen Fenster hätten sich die Versteckten jedem Passanten wie auf einer Bühne präsentiert.

Während Edith und Margot sich nach ihrer Ankunft im Hinterhaus hatten hängenlassen, zu durcheinander, um sich nützlich zu machen, hatten Otto und Anne kurzentschlossen zugepackt. Otto, der seine

Nervosität mit wohlorganisierter Geschäftigkeit zu betäuben suchte; Anne, die ihrem Vater nacheiferte. Genug zu tun hatte es fürwahr gegeben.

Zuerst mussten sie die Fenster verhängen. In dem Chaos aus Kisten, Säcken und Möbeln fanden sie vielerlei Fetzen und Lappen, die sie ohne Umstände im groben Patchworkstil zu vorhangähnlichen Stoffbahnen aneinanderhefteten und mit Reissnägeln an den Fensterrahmen befestigten. Meisterwerke der Improvisation, die bei Tag ausreichend Schutz boten. Abends jedoch mussten, damit kein Lichtstrahl nach aussen irren konnte, schwere Verdunkelungsplatten an die Fenster montiert werden – von innen natürlich, denn von aussen durfte keine Veränderung bemerkbar sein.

Dann waren Otto und Anne Stunden um Stunden damit beschäftigt, das Kistenchaos zu ordnen, Möbel an ihren Platz zu rücken, Böden zu schrubben, Teppiche auszurollen, Kisten und Säcke zu entleeren, Töpfe und Geschirr, Tisch-, Bettwäsche und Kleidung, Konserven und Bücher in die dafür vorgesehenen Regale und Wandschränke zu verstauen und ihr beengtes Exil so wohnlich wie möglich zu richten. Nun bekam Anne jene Möbelstücke wieder zu Gesicht, die vor Wochen, manche vor Monaten aus der Wohnung am Merwedeplein verschwunden waren.

Als Otto Frank zwischen all den Truhen und Schachteln schliesslich die Box mit Annes Sammlung von Filmstars und Königskindern hervorzauberte, strahlte Anne. Otto verstand, dass er mit derlei kleinen Schätzen, Trivialitäten von ideellem Wert, eine Brücke zwischen dem früheren «normalen» Leben und dem plötzlichen Ausnahmezustand bauen konnte. Nichts schien ihm nun wichtiger, als dem Leben im Versteck einen Anstrich von Normalität zu geben. Deshalb ermunterte er Anne, die kahle Wand neben ihrer Schlafstätte mit Leim zu bestreichen und mit ihren Lieblingsmotiven zu bekleben. Zwischen Porträts von Heinz Rühmann, Greta Garbo, Ginger Rogers oder Ray Milland platzierte sie allerlei pausbackige, blondgelockte Kinder aus



Das Hinterhaus: Annes Zimmer lag hinter dem linken Fenster im ersten Stock.

europäischen Herrscherhäusern, die spätere Königin Elizabeth II. und ihre Schwester Margaret Rose etwa oder die niederländische Königsfamilie im Exil. Später überklebte Anne einzelne Bilder: Statt auf die Hollywoodschauspielerinnen Rosemary und Priscilla Lane wollte sie dann auf Michelangelos *Pietà* blicken. Ein kindliches Postkartenmo-

tiv musste einem Selbstporträt Leonardo da Vincis weichen. Wie Rembrandts *Porträt eines alten Mannes* oder die Abbildung einer antiken Hermes-Skulptur belegt es Annes zunehmendes Interesse an Kunstgeschichte und griechischer wie römischer Mythologie.²⁰⁹

Otto Frank führte rasch einen einigermaßen geregelten Tagesablauf ein. Mit seiner Ordnungsliebe und Korrektheit, die ihm später den Scherznamen «preussischer Offizier» eintrugen, hatte das jedoch wenig zu tun. Otto hatte erkannt, wie riskant es war, in einen Schlendrian zu verfallen, sich gehen-, womöglich in einem selbstmitleidigen Gefühl der Nutzlosigkeit treibenzulassen oder in passivem Abwarten zu erstarren. Der Einzelne würde nicht nur zur Zumutung für alle anderen, sondern zur ernsthaften Gefahr.

Der Tagesordnung im Hinterhaus entkam deshalb keiner. Wochentags mussten sie spätestens um sieben aufstehen. Schnell die Verdunkelungsplatten abnehmen, damit das Morgenlicht die finsternen Zimmerhöhlen erhellte und das Munterwerden nach einer unruhigen Nacht leichter fiel. Die Nächte waren selten ungestört: Nicht nur die häufigen Fliegeralarme rissen die *onderduiker*, wie man die Untergehenden in Holland nannte, aus dem Schlaf. Sie schliefen nicht tief, ihre Bettruhe glich einem Auf-der- Lauer-Liegen. Jedes Geräusch klang in der Stille der Nacht doppelt laut und unheimlich, schon das räuspernde Husten eines Mitbewohners oder das Aufjammern einer Katze im Hinterhof und erst recht das Rascheln einer Ratte, die sich an den Vorräten zu schaffen machte, schreckte sie auf. Mit jedem Tagesanbruch kam neue Hoffnung.

In welcher Reihenfolge die Mitbewohner das Badezimmer benutzen, hatte sich schnell eingespielt und galt von da an als ungeschriebenes Gesetz. Nur so war gesichert, dass alle bis halb neun ihre Morgentoilette erledigt, sich angekleidet und ihr Nachtlager so verstaut hatten, dass die kleinen Kammern tagsüber möglichst viel Raum zum Wohnen ließen. Dann durften sie sich nur noch auf Zehenspitzen bewegen, denn unten hatte die Morgenschicht der Lagerarbeiter begon-

nen. Zwar hatten sie den Lagerleiter Johannes Hendrik Voskuijl, Beps Vater, eingeweiht, seine wechselnden Mitarbeiter durften jedoch auf keinen Fall Verdacht schöpfen.

Warten auf Miep. Wenn sie sich am frühen Vormittag aus ihrem Büro ins Hinterhaus stahl, um die tägliche Wunschliste nach Lebensmitteln, Toilettenartikeln und anderen Notwendigkeiten abzuholen und ihren Schützlingen ein paar eilig geflüsterte Neuigkeiten dazulassen, erhellten sich die Gesichter. Erst jetzt fühlten sie sich aus der Ungewissheit der Nacht erlöst. Miep, der Schutzengel. Neben ihrem Mann Jan Gies, der beim Amsterdamer Sozialamt arbeitete und jeden Mittag in die Prinsengracht kam, neben Johannes Kleiman, Victor Kugler und Bep Voskuijl war sie ihre einzige Verbindung zur Aussenwelt. Nie jedoch blieb die junge Ehefrau, die vor ihren Freunden auch unter grösster Anspannung ihre Ruhe und ein freundliches Gesicht behielt, vormittags mehr als ein paar Minuten. Was, wenn einer aus dem Lager sie suchte? Sie musste Anne und die anderen auf den Mittag oder Nachmittag vertrösten und schnell wieder verschwinden.

Tägliches Programm bis halb eins: Lernen. Sprachen, Mathematik, Geographie, Geschichte – *«meine Tagtotschlagbeschäftigungen»*. Anne, Margot und Peter sollten den Anschluss an ihre Klassen nicht versäumen. Dann Lesen, Nähen oder Stricken. Weiterhin auf dem Stundenplan: Küchendienst. Gemüse putzen, sofern es frisches Gemüse gab. Und Kartoffelschälen, jeden Tag Kartoffelschälen. Alle Bewohner des *«Waisenhauses»* – so nannten sie ihr Versteck, wenn der Galgenhumor durchbrach – mussten abwechselnd dabei helfen. Kartoffeln, in grossen Tonnen auf dem Dachboden gelagert, waren das Hauptnahrungsmittel im Versteck.

Verboten: alles Lärmerzeugende. In dieser Stille, unterbrochen nur vom Glockenläuten der nahe gelegenen Westerkerk und den Geräuschen, die stark gedämpft aus den Lagerräumen durchdrangen, schienen die vier Stunden bis Mittag oft nicht enden zu wollen. Zu viel

Zeit, zu wenig Raum. Das Schlagen der Turmglocken drängte sich den Versteckten kräftig widerhallend auf, erinnerte sie unüberhörbar daran, dass sie aus der Welt ausgeschlossen waren und ihr Leben – trotz des Beschäftigungsprogramms – auf Abwarten und Hoffen reduziert war. Nur Anne mochte die Klänge, vielleicht, weil sie ihr Ton um Ton zuriefen, dass ihr Leben in Freiheit gar nicht so weit weg, sondern hörbar und deshalb nicht verloren war. Als die Glocken – wahrscheinlich wegen einer Stromstörung – im August 1943 vorübergehend schwiegen, fiel ihr das deshalb gleich auf. Das fehlende Läuten verunsicherte sie.

Zu jeder Viertelstunde meldete sich das historische Glockenspiel, bei Tag und bei Nacht. Seine 37 Glocken gaben jedem Viertel seine eindeutige harmonische Identität. Eine kurze, helle Tonfolge zeigte das erste Viertel an, eine zweite – ähnlich und doch unverwechselbar anders – das dritte. Zur halben Stunde erklang eine ausführlichere Melodie, zur vollen die längste und tonreichste. Als wäre das nicht deutlich genug, hob zweimal stündlich nach dem Glockenspiel auch noch eine der grossen Turmglocken an – um halb eine kleinere Glocke, zur vollen Stunde ertönten die tiefen, bedeutungsvollen Schläge der ältesten Uhrglocke der Westerkerk. All dies geschah automatisch, damals wie heute gelenkt von der strombetriebenen Spieltrummel. Jeden Samstag – und vermutlich ein weiteres Mal während der Woche – bestieg der Glockenspielmeister der Stadt den Turm der Westerkerk und musizierte auf dem Glockenspiel. Bekannte Lieder, von denen Anne einige aus der Schule gekannt haben muss.²¹⁰

So unangenehm die Erwachsenen das Läuten sonst auch fanden, die Glockenschläge mittags um halb eins nahmen sie auf wie Kinder den erlösenden Klang der Schulglocke, der sie in den freien Nachmittag entlässt. Endlich. Mittagspause. Die Arbeiter verliessen nun für eineinhalb Stunden das Haus. Wertvolle eineinhalb Stunden für die Versteckten. Zum einen durften sie Geräusche machen, sogar die Toilette benutzen – was das bedeutete, weiss erst zu schätzen, wer schon

einmal zum Gang auf einem halb vollen Gemeinschaftseimer gezwungen war. Zum anderen bekamen sie Besuch. «*Dreiviertel eins: Nach und nach kommen alle nach oben ...*», notierte Anne später in einer ihrer Kurzgeschichten, die sie mit «*Mittagspause*» betitelte. Nacheinander kamen die schüchterne Bep, Jan Gies und manchmal auch Miep hinauf in die Wohnküche, schliesslich Victor Kugler oder Johannes Kleiman – einmal hatte der eine mehr Zeit, einmal der andere, häufiger jedoch Kleiman. Sie gaben ihre Tageszeitungen an Otto Frank und Hermann van Pels weiter, den *Telegraaf* und *Het Volk* – beide Blätter von den Deutschen streng zensiert, die Informationen über die Kriegsentwicklung deshalb mit Vorsicht zu geniessen. Ausserdem hatten sie jedes Mal Geschäftliches zu besprechen – Ottos Unternehmen *Pectacon* und *Opekta*, Ersteres als *Gies & Co* nun offiziell unter Kuglers, das zweite unter Kleimans Leitung, mussten weiterlaufen. Und ohne Ottos Rat und Einverständnis unternahmen sie nichts.

Die erwartungsvollen Blicke ihrer Schützlinge, aus denen ihre vollkommene Abhängigkeit sprach, beschämten die Helfer. Für sie war Otto Frank immer noch ihr Chef, auch wenn die Rollen nun vertauscht, er und die anderen ihnen ausgeliefert und ohne sie nicht überlebensfähig waren. «*Viertel zwei: Kleiner Lunch. Jeder bekommt eine Tasse Suppe und, wenn es bei uns eine Nachspeise gibt, auch einen Teller davon*», beschrieb Anne die Besuche in ihrer Geschichte von der «*Mittagspause*». Doch was auf den Tisch kam, war nebensächlich. Dass ihre Beschützer, wenigstens der eine oder andere von ihnen, mit den Versteckten am Tisch sassen, zählte. Sie waren vor allem hungrig nach Neuigkeiten, dankbar für jede Information. Was war seit gestern geschehen? ... Im Büro? ... In der Nachbarschaft? ... Wie erging es den jüdischen Bekannten? ... Wohnte Werner Goldschmidt noch in der Wohnung der Franks? Hatte er inzwischen geheiratet? Und was hatte der Untermieter mit dem Geschirr, der Kleidung gemacht, die Miep und Jan vom Merwedeplein abholen wollten? Hatte

er sie tatsächlich unterschlagen, wie die Franks befürchteten? ... Und hatte es wieder Razzien gegeben? ... Wer war dem Aufruf zum Arbeitseinsatz gefolgt? ... Neue antijüdische Verordnungen? ... Neue Gerüchte? ... Was hörte man über Hitlers Russlandfeldzug? ... War die Bevölkerung nicht voller Zuversicht, dass die Alliierten bald landen und Holland befreien würden?

Fragen über Fragen beschäftigten die Franks und van Pels'. Doch sie durften nicht zu viele auf einmal stellen. Sie sahen, unter welchem Druck ihre Helfer standen, und wollten ihnen nicht noch mehr zur Last fallen. Nur Anne konnte ihre Neugierde manchmal nicht zähmen und preschte aufgeregt vor. Was gibt es Neues, bestürmte sie Bep und Miep. Was hörten sie von Jacqueline van Maarsen? Miep wohnte ihr doch gleich gegenüber. Hatte Jacque nicht nach ihr gefragt? Und wie ging es den Goslars, Hanneli und ihrer kleinen Schwester? Und Moortje? Wurde die Katze wirklich gut versorgt? So gross Annes Sehnsucht nach Lebenszeichen aus ihrer früheren Welt aber auch war, Kleiman und Kugler traute sie sich nicht, ins Verhör zu nehmen.

Eine Stunde blieben *«die Gäste»*, so Anne in ihren lebhaften Beschreibungen, um *«dreiviertel zwei»* mussten sie wieder im Büro sein – bevor die Lagerarbeiter zurückkamen. Und im Hinterhaus mussten noch einmal knapp vier Stunden bis zum Feierabend überbrückt werden – mit Mittagsschlaf, Schreiben, Lesen, Lernen, leisen Gesprächen. Nur oben in der Wohnküche brauchte man nicht zu flüstern. Aber meist hielten sich die Franks in ihren Zimmern im Stockwerk darunter auf – man konnte nicht den ganzen Tag an einem Tisch zusammensitzen.

Um halb sechs schliesslich kam einer der Helfer, häufig waren es Bep oder Miep, *«... um uns die Abend-Freiheit zu schenken»*, wie Anne es sprachgewandt formulierte, *«Und dann beginnt bei uns der Betrieb.»* Keiner blieb freiwillig im Hinterhaus. Alle zog es zum Radioapparat in Ottos Büro, *«einem grossen Philips»*, auf dem sie die antideutschen Sender, vor allem Radio BBC, einstellten. Gespannt hörten sie englischsprachige Informationssendungen und – tragisch-

salbungsvoll eingeleitet von der niederländischen Nationalhymne – *Radio Oranje*, das Sonderprogramm der holländischen Exilregierung.

Otto Frank und Hermann van Pels sahen Aktenordner und Ablagen durch: Sie wollten genau wissen, was der Bürotag gebracht hatte, an Post und an Aufträgen. Peter van Pels machte sich häufig im Lager zu schaffen, sogar seine Katze Mouchi nahm er mit nach vorne. Anne und Margot absolvierten – als leidlichen Ausgleich zu ihrem Bewegungsmangel bei Tag – erst ihr tägliches Turnprogramm, allerlei Tanzschritte und gelenkschonende Gymnastikübungen, denn Annes Problemgelenke waren immer noch nicht belastbar. Danach setzten sie sich an einen der Schreibtische; Miep beauftragte sie gelegentlich mit einfacher Büroarbeit, wohl weniger, weil ihr damit Arbeit abgenommen wurde, als aus psychologischem Gespür. Es tat den Mädchen gut, sich nützlich zu machen.

Bereits um neun Uhr mussten die Versteckten damit beginnen, sich auf die Nacht vorzubereiten und ihre Kammern wieder in halbwegs bequeme Schlafzimmer zu verwandeln. Während sie sich am Morgen bei kaltem Wasser im Hinterhaus oft nur zu einer Katzenwäsche überwinden konnten, nahmen sie sich für die Abendtoilette viel Zeit. Denn abends hatten sie Zugang zum Warmwasserhahn in der Büroküche. Jeder Einzelne reservierte einen Wochentag für ein besonders ausführliches Bad und entwickelte ein Ritual. Dazu schaffte er den Trog, der die Badewanne ersetzte und gerade gross genug war, um sich mit angewinkelten Beinen sitzend hineinzuzwängen, in eine ruhige Ecke des Hauses und füllte ihn mit heissem Wasser. *«Peter badet in der Küche, obwohl die Küche eine Glastür hat»*, erzählte Anne ihrem Tagebuch, *«Wenn er vorhat, ein Bad zu nehmen, besucht er uns alle einzeln und teilt mit, dass wir während einer halben Stunde nicht an der Küche vorbeigehen dürfen.»* Hermann van Pels hingegen schleppte den Badebottich ins Hinterhaus und hinauf in die Wohnküche. *«... für ihn wiegt die Sicherheit des eigenen Zimmers auf gegen*

die Unbequemlichkeit, das heisse Wasser all die Treppen hochzutragen», kommentierte Anne. Otto Frank zog sich zum Baden in sein früheres Büro zurück, Edith in die Küche, wo sie sich vorsichtshalber «hinter einem Ofenschirm» versteckte.

Anne fand nicht gleich einen Lieblingsplatz. Erst gefiel ihr das «vordere Büro» als geräumige Badeanstalt. «Samstagsnachmittags gehen dort die Vorhänge zu», hielt Anne fest, «dann reinigen wir [Anne und Margot] uns im Dunklen, während diejenige, die nicht an der Reihe ist, durch einen Spalt der Gardine aus dem Fenster schaut und sich über die witzigen Leute erstaunt.» Bald war es Anne jedoch zu umständlich, das heisse Wasser so weit tragen und beim Ausleeren ihres Waschtrogs um Hilfe bitten zu müssen. Also übersiedelte sie in die Bürotoilette gleich neben der Küche mit dem Durchlauferhitzer. «... ich stelle mich mit den Füßen hinein, ich setze mich inzwischen auf das W.C. und fange an mich zu waschen», brachte Anne in aller Ausführlichkeit zu Papier. «Zuhause würde ich auch niemals gedacht haben, dass ich noch mal auf einem W.C. ein Bad nehmen würde, aber es ist noch nicht so schlimm.» Mit Humor malte sie sich Schreckensszenarien aus, gegen die ihre gegenwärtige Lage komfortabel erschien: «Denn es könnte auch sein dass ich noch einmal in einem W.C. wohnen müsste, dann würde ich ein Bücherbrett machen lassen, und einen Tisch und dann das W.C. als Stuhl...»

Gegen zehn Uhr abends zogen sich die Versteckten für gewöhnlich in ihre Betten zurück – in der bangen Hoffnung auf eine Nachtruhe ohne schlaufraubende Zwischenfälle. Denn so beklemmend der Tag im Hinterhaus sein konnte – die Nacht war schlimmer. Doch wenn den Versteckten zum Jammern zumute war, wenn ihnen die Hoffnung abhandenzukommen drohte, dann half es, sich klarzumachen, wie vergleichsweise gut sie es getroffen hatten. Wie viel besser als so viele Juden Hollands – «im Verhältnis zu anderen Juden ... wie in einem Paradies ...» Dass die Franks sich zum Untertauchen entschlossen hatten, war nicht ungewöhnlich. 20'000, vielleicht sogar 30'000 in

Holland lebende Juden – die Schätzungen gehen weit auseinander – sahen zwischen 1942 und 1943 die Flucht in den Untergrund als einzige Chance, sich vor der Deportation zu retten. «*Untertauchen und Verstecken sind genauso normale Begriffe geworden wie früher die Pantoffeln von Papa, die vor dem Ofen stehen mussten*», bemerkte Anne. Wie die Franks unterrauchten, war hingegen untypisch – in vielerlei Hinsicht.

Meist trennten sich Familien. Eltern gaben ihre Kinder in die Obhut organisierter Widerstandsgruppen. Die bläuten ihnen neue Nachnamen ein, die keine Assoziation mit dem Judentum zuließen, und sorgten für eine sichere Unterkunft bei – für die Kinder – oft wildfremden Menschen. Die Erwachsenen selbst versuchten anderswo unterzukommen; häufig mussten auch Ehepaare voneinander Abschied nehmen. Wenige konnten sich auf ein treues, gutorganisiertes Helferteam verlassen wie die Franks, auf selbstlose Menschen, die sie seit Jahren kannten, die nicht nur das Nötigste für sie taten, sondern ihnen als Freunde zur Seite standen und ihnen zu Geburts- und anderen Festtagen sogar Geschenke brachten. Viele hatten keine andere Wahl, als sich Fremden anzuvertrauen. Manche klammerten sich dabei an Personen, die sich vorübergehend hilfsbereit zeigten, es aber plötzlich mit der Angst zu tun bekamen oder auch nur unbedacht das entscheidende Wort zu viel äusserten. Die deutschen Besatzer hatten allen Holländern, die Juden zu helfen wagten, mit Erschiessung gedroht. Dass diejenigen, die tatsächlich als Widerstandskämpfer überführt wurden, zumeist mit einer Haftstrafe von zwei bis vier Monaten in einem holländischen Arbeitslager wie Amersfoort davonkamen, konnten sie nicht wissen.

Doch auch in Holland gab es Leute, die unter dem Deckmantel des Helfers aus der Notlage der Juden Geschäfte machten und jeden Tag, den ein Verfolgter bei ihnen wohnte und ass, teuer in Rechnung stellten, als betrieben sie ein Hotel. Wem Geld und Wertsachen ausgingen, der musste Schuldscheine unterschreiben oder ein anderes Versteck finden.

Dabei waren es oft nur kleine, menschenunwürdige Schlupfwinkel, in die sich die Verfolgten zurückziehen durften, ein feuchter Keller oder eine zugige Dachkammer. Unfreundliche Orte, an denen sie fremd waren und an die sie ausser ein paar Kleidungsstücken, vielleicht einigen Büchern und Fotos kaum persönliche Dinge mitnehmen konnten. Ein so komfortables Versteck wie das der Franks, bei allen Nachteilen zu einem einigermaßen gemütlichen Quartier ausgestattet, war die Ausnahme.

So schmerzhaft die Trennung von ihren Kindern auch war, so sinnvoll schien sie den meisten. Würde ein Versteck entdeckt, wären die anderen Familienmitglieder noch immer sicher. Auch praktische Gründe sprachen dafür. Je mehr Menschen an einem Ort untertauchten, desto grösser war nicht nur die Gefahr, sich durch Unvorsichtigkeiten selbst zu verraten, desto schwieriger war auch die Versorgung mit Lebensmitteln. Je länger sich der Krieg hinzog, desto mehr Phantasie und Organisationstalent brauchte es, die täglich benötigte Nahrungsmenge für mehrere Leute aufzutreiben. Versteckte konnten offiziell natürlich keine Lebensmittelmarken beziehen – und ohne Marken keine Lebensmittel.

Das Lebensmittelmarkenproblem der Franks und van Pels' löste Jan Gies, selbstlos und verschwiegen – so verschwiegen, dass er anfangs nicht einmal seine Frau einweihete –, und deshalb ein weiterer Glücksfall für die Untertaucher. Jan war Mitglied der *Landelijke Organisatie voor Hulp aan Onderduikers* (LO), der *Landesweiten Hilfsorganisation für Untertaucher*, der tatkräftigsten holländischen Widerstandsgruppe. Nach der Besetzung Hollands waren die Regimegegner nur schleppend aktiv geworden, inzwischen agierte – unterstützt von einer Stiftung der niederländischen Exilregierung in London – ein dezentrales Netzwerk verschiedener Splittergruppen. Seit Ende 1942 suchte die LO nach Verstecken für Verfolgte, Juden wie Nichtjuden, und versorgte sie mit gefälschten Papieren, Lebensmittelmarken und Geld.

Jans tägliche Aufgabe als Beamter des Sozialdienstes waren Hausbesuche bei Bedürftigen, offiziell gemeldeten Bedürftigen. Mit seinem Ausweis als Gemeindebediensteter konnte er sich in Amsterdam unbehelligt bewegen und so auch notleidende Illegale betreuen. Gegen Vorlage entsprechend vieler, oft gefälschter und mit dem schwarzen «J» gebrandmarkter Personalausweise teilte ihm die Organisation zusätzliche Lebensmittelkarten und -marken zu – auch für die Franks.²¹¹ *«Tausende und abertausende Personalausweise und Lebensmittelkarten werden besorgt, teils umsonst und teils für Geld»*, wusste auch Anne. Das mag übertrieben klingen, doch im Grunde hatte sie recht: *«Wie viele falsche Personalausweise sind nicht im Umlauf! Jüdische Bekannte laufen unter normalen christlichen Namen herum, und es gibt sicher nicht viele Untertaucher wie wir, die weder einen Personalausweis haben noch je auf die Strasse gehen.»*

Mit den so organisierten Marken begab Miep Gies sich Tag für Tag auf Einkaufstour. *«Miep ist genau wie ein Packesel»*, stellte Anne anerkennend fest, *«sie schleppt ganz schön viel.»* Geschwind hatte sie herausgefunden, in welchen Geschäften sie ungefährdet einkaufen konnte. Hermann van Pels hatte kurz vor dem Untertauchen ein stilles Einverständnis mit einem befreundeten Metzger an der Rozengracht getroffen. Wenn Miep kam und ihm ohne viele Worte die Wunschliste der Untergetauchten überreichte, packte er wie selbstverständlich ein, was er dahatte. Auch der Gemüsehändler Henk van Hoeve, in dessen Laden an der Leliegracht, keine fünf Gehminuten von Prinsengracht 263, Miep an frischem Obst und Gemüse erstand, was sie bekommen konnte, begriff schnell – ohne jemals Fragen zu stellen; was er übrig hatte, legte er für Miep zur Seite. Und die schweren Kartoffelsäcke lieferte er gar selbst an, mittags zwischen Viertel vor eins und Viertel vor zwei. Miep versteckte sie in einem Schrank, aus dem Peter van Pels sie am Abend abholte.

Die Milch schmuggelte Bep Voskuijl ins Hinterhaus. Der Milchmann brachte, wie es in Holland üblich war, jeden Morgen die bestell-

te Menge an die Bürotür. Bep hatte dafür zu sorgen, dass sie mittags unbemerkt zu den Versteckten gelangte. Und um das Brot im Hinterhaus kümmerte sich Johannes Kleiman. Der Besitzer der Bäckerei W. J. Siemons an der Elandsgracht war ein guter Bekannter und hatte ihm, ohne eine Erklärung zu verlangen, zugesagt, auf seinen regelmässigen Zustellfahrten frisches Brot für sieben Menschen ins Büro zu bringen – deutlich mehr, als ihnen für die offiziellen Brotmarken zustand. Die zusätzliche Menge würden sie, so war es vereinbart, nach dem Krieg bezahlen. Dazu kam es aber nie. Jan Siemons erliess Kleiman die entstandene Schuld von 400 Coupons.

Solange es in den Geschäften also noch genug Lebensmittel gab, so lange klappte auch die Versorgung der Franks. Anne legte sogar an Gewicht zu. *«Ich habe in den drei Monaten die ich hier bin 17 Pfund zugenommen, enorm gell!»* stellte sie am 18. Oktober 1942 fest. Molliger wurde sie deshalb nicht. Allein im ersten Jahr im Versteck wuchs sie um zehn Zentimeter.

Je länger sich der Krieg allerdings hinzog, umso schwieriger wurde die Versorgung. *«... die ganze Erdkugel führt Krieg»*, schrieb Anne am 13. Januar 1943, *«und obwohl es mit den Alliierten besser geht, ein Ende ist noch nicht abzusehen.»* Während die deutschen Besatzer jedem Lebensmittelkartenbesitzer zu Weihnachten 1942 noch eine Extraration echter Butter zugestanden hatten, war das Angebot im Frühjahr 1943 schon mager. Anne nahm es mit Humor: *«Unser Essen ist miserabel. Frühstück mit trockenem Brot, Kaffeersatz. Diner schon 14 Tage lang: Spinat oder Salat. Kartoffeln von 20 cm Länge, schmecken süss und faul. Wer abmagern will logiere im Hinterhaus!»* Obst war unerschwinglich teuer geworden, Fett eine Rarität. Gemüse kam in minderer Qualität in die Geschäfte. *«Unglaublich wie Grünkohl, der wahrscheinlich ein paar Jahre alt ist, stinken kann!»* konnte Anne ihren Ekel nicht verbergen. *«Es riecht nach einer Mischung aus W.C., verdorbenen Pflaumen und Konservierungsmittel + 10 verdorbenen Eiern. Bah, mir wird schon übel bei der Idee allein, dass ich dieses Zeug essen muss!»*

Gut, dass sie schon vor dem Untertauchen ein beachtliches Vorratslager angelegt hatten, auf das sie zurückgreifen konnten, wenn die Lieferungen allzu spärlich ausfielen oder ganz ausblieben: Dosen Gemüse, Dosenkompott, Dosenfisch, Dosenmilch und Milchpulver, Reis, Haferflocken und Dauerwurst, die der gelernte Fleischer Hermann van Pels aus Schwarzmarktfleisch hergestellt hatte. «Wir nutzten unsere geschäftlichen Verbindungen aus und hatten ... so viel Kondensmilch, dass wir den ganzen Krieg damit ausgekommen sind. Ausserdem waren mehrere hundert Kilo Weizenstärkemehl da, das einen vorzüglichen Pudding ergab. Mit Zucker waren wir reichlich gesegnet. Im Geschäft bekamen wir den ganzen Krieg hindurch monatlich 150 kg Zucker, der ... nicht ganz zu dem Zweck verbraucht wurde, für den er bestimmt war», berichtete Victor Kugler.²¹² Dazu gab es jede Menge getrockneter Hülsenfrüchte, für die im Hinterhaus eine spezielle Behandlungstechnik entwickelt wurde: *«Bohnen reiben, bedeutet hier, verschimmelte Bohnen wieder anständig herzurichten.»*

Die Monate vergingen, und die Hoffnung auf ein rasches Kriegsende war nur noch ein flüchtiger Gast. Im April 1944 gab es frisches Grünzeug so gut wie gar nicht mehr – wenn überhaupt, dann auf dem Schwarzmarkt, zu unerschwinglich hohen Preisen. Doch Miep Gies tröstete ihre Schützlinge: Nicht nur sie mussten ohne Vitamine aus frischem Gemüse auskommen, alle anderen, in Freiheit lebenden Menschen auch. «... wir bekommen überhaupt kein Gemüse», stellte Anne am 3. April 1944 fest, *«Kartoffeln essen wir für jede Mahlzeit, beginnend mit dem Frühstück, wegen Mangel an Brot...»* Edith Frank, die Anne vor dem Untertauchen mit täglichen Zwischenmahlzeiten aus dick mit Butter bestrichenen Broten hochgepöppelt hatte, quälte sich mit Sorgen um die Gesundheit ihrer zarten Tochter und versuchte sie mit Traubenzucker, Lebertran, Hefetabletten und Kalk bei Kräften zu halten. Anne hingegen nahm das Versorgungsproblem nicht so tragisch. *«Ehrlich gesagt, kann das Essen mir nicht so viel ausmachen, wenn es sonst nur etwas vergnüglicher hier wäre»*, setzte

sie klare Prioritäten, *«Hier ist der Haken, uns alle fängt das langeweilige Leben hier an unleidlich zu machen.»*

So schnell sich Anne in ihrer neuen Umgebung auch zurechtgefunden hatte, so aufregend und zugleich unkompliziert – *«wie eine eigenartige Pension, wo ich Ferien mache»* – ihr die ersten Julitage 1942 im Versteck vorgekommen waren, so schnell kam das Erwachen. Ohne Vorwarnung war sie eingesperrt worden – mit einem *«Gefühl wie ein Singvogel, dem seine Flügel mit harter Hand ausgerissen worden sind und der in vollkommener Dunkelheit gegen die Stäbe seines engen Käfigs fliegt»* – und musste sich unsichtbar machen vor einer Welt, die sie eben erst zu entdecken ausgeflogen war. Gerade noch hatte die umtriebige und lebenshungrige Forscherin, gebremst zwar von den menschenverachtenden Schikanen der Besatzer, auf diesem oder jenem Fest getanzt – unschuldig flirtend *«ein Götterleben»* geführt. Anne hatte Publikum gebraucht – Alleinsein, Stillsitzen und Schweigen widersprachen ihrer Natur. Sie hatte ihren Launen und Gefühlsschwankungen nachgeben können, wann immer ihr danach war, und sich mit den durchaus ernstzunehmenden Alltagsproblemen eines dreizehnjährigen, freiheitsliebenden Mädchens herumgeschlagen: dem Erwachen ihrer Sexualität, den ersten unklaren Begegnungen mit einem bisher unbekanntem Instinkt, einer noch unklaren, schwärmerischen Liebesehnsucht, die frühere Interessen vergessen liess und neue Wünsche weckte. Und mit dem dringenden Bedürfnis nach einer engen und treuen Freundin, die ähnlich fühlte und dachte wie die nach aussen so stark wirkende Anne, einer Leitfigur, mit der sie sich über ihre täglichen Wünsche und Sorgen austauschen konnte.

Mit Schmetterlingen im Bauch hatte Anne sich von ihrer Kindheit verabschiedet und begonnen, sich in diesem aufregenden Zwischenland auf dem Weg zur Erwachsenenwelt umzusehen, neugierig und

draufgängerisch, bereit, so viel wie möglich auszuprobieren. Nun war ihr jede Möglichkeit dazu genommen.

In ihrem Käfig glich ein Tag dem anderen. So viel Zeit für Gefühle – und kein Raum dafür. Kein Schreien, Singen, Weinen, wenn ihr spontan danach zumute war. Ihre Gefühlsausbrüche musste sie zeitlich begrenzen, wie das nur reife Menschen können. Wenn das Badezimmer frei war, versteckte sie sich darin, um sich ihre Einsamkeit von der Seele zu weinen. «... *ich kann es nicht lassen, dir zu erzählen, dass ich mich in letzter Zeit immer mehr verlassen fühle, es gibt eine grosse Leere um mich herum*», vertraute Anne ihrem Tagebuch dreieinhalb Monate nach dem Untertauchen an: «*Früher dachte ich darüber nie so nach, und erfüllten Vergnügen und meine Freunde mein ganzes Denken. Nun denke ich oft an unglückliche Dinge, oder über mich selbst.*»

Das Album in der robusten, rot-grün karierten Leinenhülle hatte Anne an dem hektischen Abend vor dem Untertauchen zuallererst in ihre Schultasche gepackt – als hätte sie geahnt, welche Rolle es in ihrem künftigen Leben spielen würde. Im Hinterhaus dauerte es allerdings mehr als zwei Monate, bis Anne regelmässig mit ihrem Tagebuch zu kommunizieren begann. Bis dahin hatte sie sich nur alle paar Wochen zum Schreiben durchringen können – zu gross war ihre Anspannung. Gegen Ende September 1942 entschied sie schliesslich, ihre Eintragungen in Briefform zu verfassen: «*Ich habe so eine Lust, mit jemandem zu korrespondieren, und das werde ich in Zukunft mit meinem Tagebuch tun*», brachte sie mit ihrer Füllfeder zu Papier – einem Geschenk ihrer Grossmutter aus Aachen, als Anne neun war. Seither, erinnern sich ihre Freunde, sah man ihre schmalen, knochigen Finger selten frei von Tintenflecken.

Mit graublauer Tinte, in rundlicher Druckschrift, die im Gegensatz zu ihrer gleichmässig schwungvollen Schreibschrift, in der Anne ihre späteren Eintragungen niederschrieb, kindlich wirkte, bestimmte Anne: «*Ich schreibe also nun in Briefform, was tatsächlich auf dasselbe hinausläuft.*»

Von da an nahm sie ihr Tagebuch fast täglich zur Hand, klemmte ihre Feder in der für sie so typischen Haltung zwischen Zeige- und Mittelfinger und schrieb an Jettje oder Emmy, Pop oder Marianne, Pien, Conny oder Kitty. Fingierte Freundinnen, denen sie in oft seitenlangen Briefen vom Alltag im Hinterhaus erzählte, bei denen sie sich ausweinen, mit denen sie lachen und sich aus ihrer Einsamkeit retten konnte. Da und dort klebte sie zwischen die Briefe Fotos, von sich selbst oder von ihrer Familie, und kommentierte sie kritisch, aber nie ohne Humor.

Die Namen ihrer Brieffreundinnen hatte Anne nicht frei erfunden. Alle diese Mädchen – sie schrieb keinen einzigen Brief an einen Jungen – waren Charaktere aus Cissy van Marxveldts Roman *Joop ter Heul*, den Anne nicht nur vor dem Untertauchen, sondern im September 1942 erneut gelesen hatte. An Joop selbst schrieb Anne nicht. Mit der Protagonistin, die, wie erwähnt, selbst ein Tagebuch führt, identifizierte sie sich offenbar. Mehr noch, Joop dürfte Anne überhaupt erst zu ihrer Tagebuchkorrespondenz inspiriert haben. Diese Zusammenhänge deckte Jacqueline van Maarsen erst Jahre später auf. Dann wurde ihr auch klar, warum Anne sie, als sie die Freundin später in ihrem Tagebuch erwähnte, plötzlich nicht mehr Jacque, sondern Jopie genannt hatte. Auch dazu hatte Anne sich von *Joop ter Heul* inspirieren lassen.

Jacque war übrigens die einzige Adressatin in Annes Tagebuchbriefen, die es wirklich gab. *«Dies ist der versprochene Abschiedsbrief»*, begann Anne ihr Schreiben vom 25. September 1942, in dem sie ihre *«beste»* Freundin zu einer geheimen Korrespondenz aufforderte – als ob sie, nun da sie wusste, wie trostlos ein Leben ohne Freundin war, wiedergutmachen wollte, dass sie an Jacquelines Freundschaft gezweifelt hatte.

Obwohl eng und intensiv, war die neun Monate währende Beziehung der beiden Mädchen nicht unproblematisch gewesen: Es hatte Konflikte und – weil Anne keine Nebenbuhlerinnen duldete – Eifersüchteleien gegeben. Die beiden waren ein ungleiches Paar. Zwar



Jacqueline van Maarsen.

schien die schwärmerische Anne den Ton vorzugeben, tatsächlich jedoch dürfte sie in der verschlossen wirkenden Jacque ebenjene Leitfigur gesucht haben, die sie so dringend brauchte. Sie jedoch war von Annes Neugierde – vor allem in Fragen der Sexualität – überfordert. Als Anne – ein Zeichen ihrer Naivität und Unbeschwertheit – «zum Beweis ihrer Freundschaft» einmal Jacques Brüste berühren wollte, diese sich jedoch geweigert hatte, war die spontane Anne enttäuscht

gewesen – und erst wieder versöhnt, als sich die Freundin wenigstens zu einem Kuss auf die Wange hatte überreden lassen.²¹³

Noch am selben Tag, jenem 25. September 1942, verfasste Anne eine zweite Nachricht an Jacque. Gegen die Einsamkeit half Anne ihre Phantasie. Sie hatte sich ausgemalt, dass die Freundin ihr auf den ersten Brief bereits geantwortet hatte. «*Ich denke so oft an dich*», schrieb Anne, besorgt um das Schicksal der Freundin. Einige Monate später dürfte sie von Miep Gies erfahren haben, dass Jacque und ihre Familie vor der drohenden Deportation gerettet waren. Jacques katholische Mutter hatte den diensthabenden Beamten beim Sicherheitsdienst weismachen können, dass ihr Mann, ein jüdischer Antiquitätenhändler, die Kinder gegen ihren Willen bei der jüdischen Gemeinde hatte einschreiben lassen. Nach langem Hin und Her und nervenaufreibendem Schriftverkehr wurden nicht nur Jacque und ihre Schwester von der Deportationsliste der Nazis gestrichen, sondern auch Jacques Vater. Er hatte eine gefälschte Arztbestätigung aufreiben können, die seine Sterilisation bescheinigte. Und eine solche bewahrte Juden in Mischehen vor dem Abtransport.

Jacque nahm den Judenstern ab und wechselte vom Jüdischen Lyzeum auf das Mädchenlyzeum, jene Schule, in die sie schon zwei Jahre zuvor hätte eingeschrieben werden sollen. Doch als Jüdin hatte man sie damals nicht zugelassen. Ein Stempel änderte ihr Leben radikal.²¹⁴

Jetzt war sie zwar in Sicherheit, aber enturzelt, eine Pendelnde zwischen den Welten. Vormittags lernte sie zusammen mit «arischen» Jugendlichen und musste erfahren, wie wenig sie vom Leid der Juden wussten oder dass sie zumindest – weniger aus Angst als aus Gleichgültigkeit und Ignoranz, wie Jacque fühlte – nicht darüber sprachen. Nachmittags traf sie ihre jüdischen Freundinnen, die Mitglieder ihres Pingpong-Clubs etwa, Hanneli Goslar, Sanne Ledermann und Ilse Wagner, oder ihre frühere Lyzeumskameradin Nanette Blitz. Anne und «Nanny» dürften gewisse charakterliche Ähnlichkei-

ten gehabt und sich deshalb nicht sonderlich gemocht haben. «[Nanny] ist ein Mädchen, die so entsetzlich schwätzt, dass es nicht mehr schön ist. Wenn sie einen etwas fragt, dann fasst sie einem immer mit den Fingern an den Haaren oder an den Knöpfen an», schrieb Anne über das hübsche Mädchen aus wohlhabendem Haus. Bis Herbst 1941 war Nanettes Vater Direktor der *Amsterdamsche Bank* gewesen. Dann waren alle jüdischen Angestellten entlassen und er – als leitender Mitarbeiter – zum Rücktritt gezwungen worden.

Seit Annes Verschwinden hatte Jacque den Kontakt zu Nanny intensiviert. Eine Freundschaft, die auf brüchigem Boden stand. Monat für Monat wurde Jacques jüdischer Freundeskreis kleiner, eine Freundin nach der anderen wurde verhaftet und verschleppt – und Jacque erfuhr oft erst viel später, was mit ihnen geschehen war. Erst – schon im Januar 1943 – Ilse Wagner, dann – bei einer Grossrazzia am 20. Juni 1943 – Hanneli und Sanne, schliesslich – «mit einem verhängnisvollen, unvergesslichen Hämmern gegen unsere Tür im Morgenrauen»²¹⁵ – im September als eine der letzten auch Nanny Blitz. Am Vorabend von Rosh Hashana, dem jüdischen Neujahrsfest, am 29. September 1943, fand die letzte grosse Razzia in Amsterdam statt. 2'000 Juden, auch die Führer und Ältesten des damit aufgelösten *Joodse Raad*, wurden nach Westerbork deportiert.

All dies stand erst noch bevor, als Anne am 25. September 1942 ihren zweiten Brief an Jacqueline van Maarsen mit «*Auf Wiedersehen und ein kleines Küsschen von Anne*» schloss.

In den folgenden Wochen setzte Anne die Korrespondenz mit ihrer fiktiven Schar von Freundinnen fort; an Jacque schrieb sie fortan nicht mehr. Irgendwann ging sie dazu über, sich nur mehr an Kitty zu wenden – vielleicht, weil deren Nachname, Francken, sie an ihren eigenen erinnerte. Wann genau sich Anne für Kitty entschied, ist allerdings nicht nachvollziehbar. Denn die letzte Eintragung in ihr rot-blassgrün kariertes Poesiealbum stammt vom 5. Dezember 1942; dann war auch die letzte Seite vollgeschrieben. Die nächste erhaltene Eintragung da-



Nanette Blitz.

tierte Anne mit dem 22. Dezember 1943. Sicher jedoch hat Anne ihre Tagebuchkorrespondenz nicht so lange, über ein Jahr, unterbrochen. «*Ich könnte vielleicht Bep fragen, ob sie bei Perrij [Anne meinte wohl das Warenhaus Perry an der Kalverstraat.] mal vorbeischauen kann, ob die noch Tagebücher verkaufen, denn sonst muss ich bald ein Heft nehmen*», hatte sie sich schon gegen Ende Oktober 1942 den Kopf zerbrochen, «*denn mein Tagebuch wird voll, schade!*» Einige Tage später hatte Otto Frank dann Johannes Kleiman um ein neues Tagebuch für Anne gebeten. Das Buch oder Heft, das Kleiman schliesslich für sie aufgetrieben hatte, ging jedoch verloren. Annes nächste beiden Bände blieben hingegen erhalten.

Am 22. Dezember 1943 begann Anne in ein dickes Schulheft mit liniertem Papier in einem schwarzen Einband zu schreiben – mit einiger Verspätung, wie sie vermerkte, da eine schwere Verkühlung, Fieber und Halsweh, sie von Mitte Dezember an ans Bett gefesselt hatte. Bis zum 17. April 1943, also nur knapp vier Monate, brauchte die eifrige Erzählerin, bis sie auch dieses Heft bis zur letzten Seite gefüllt hatte. Noch am selben Tag weihte sie schliesslich ihr letztes Tagebuchheft ein, ein Geschenk ihrer Schwester Margot.

Obwohl Annes zweites Tagebuch – vielleicht waren es sogar mehrere – bis heute verschwunden ist, wissen wir dennoch, was in dem Jahr zwischen Dezember 1942 und Dezember 1943 im Hinterhaus vorgefallen ist. Wahrscheinlich im Mai 1944 begann Anne nämlich eine überarbeitete und bis heute erhaltene Version ihrer bisherigen Aufzeichnungen anzufertigen. Motiviert wurde sie dazu unter anderem von Gerrit Bolkestein. Der holländische Unterrichts- und Kulturminister im Londoner Exil hatte sich am 28. März 1944 via *Radio Oranje* an die Niederländer gewandt: Sollten die nachkommenden Generationen begreifen können, was das niederländische Volk in diesen Kriegsjahren mitmachte und zu überstehen hatte, betonte der Minister, dann bräuchten sie gerade die «*einfachen Schriftstücke*» – Tagebücher zum Beispiel – als Zeitdokumente. Erst mit ihrer Hilfe

könnte das «Bild des Freiheitskampfs in voller Tiefe und vollem Glanz gemalt werden».

Anne fühlte sich von dem Aufruf bestätigt. Schon seit längerem hatte sie davon geträumt, ihren Tagebuchstoff nach dem Krieg zu einem Roman zu verarbeiten. «*Stell dir mal vor, wie interessant es sein würde, wenn ich einen Roman vom Hinterhaus herausgeben würde*», teilte Anne ihrer Brieffreundin Kitty schon am Tag nach Bolkesteins Ansprache mit, «*nach dem Titel allein würden die Leute denken, dass es ein Detektiv-Roman wäre.*»

Dass Anne Talent und Ausdauer mitbrachte, um tatsächlich einen Roman zu verfassen, war nach den zwanzig Monaten, in denen sie kontinuierlich in ihr Tagebuch geschrieben hatte, durchaus vorstellbar. Die Lust am Schreiben war schon ihren ersten Einträgen anzumerken. Anne erzählte ausführlich und doch kurzweilig, ein bisschen holprig vielleicht noch, aber nie farblos. An Humor mangelte es ihr nicht. Monat um Monat wurde ihr Wortschatz bunter, formulierte sie sicherer und gewandter, gelangen ihr differenziertere Darstellungen; voller Idealismus, aber nicht naiv. Ihr Stil verfeinerte sich im Zeitraffer, erstaunlich schnell für ihr Alter. Sie experimentierte mit der Sprache, doch sie drehte keine bemüht wirkenden literarischen Pirouetten, in denen Lernende sich so häufig verrenken und aus der Balance geraten. Vielmehr fließt ihr reduzierter Stil selbstverständlich und präzise, seine Ehrlichkeit und gelegentliche Gnadenlosigkeit machen betroffen. Obwohl Anne so wenig erlebte – oder gerade deshalb –, hatte sie immer etwas Neues zu erzählen. Je mehr sie schrieb, umso schärfer lernte sie zu beobachten, umso treffender brachte sie diese Beobachtungen in neugierig formulierten Detailschilderungen zu Papier. Und umso grösser wurde ihr Einfühlungsvermögen, ihren Mitbewohnern gegenüber und – als ob sie neben sich stünde und zu sich hinüberschaute – auch gegenüber sich selbst. Was in mädchenhaften Träumereien begann, erreichte schliesslich passagenweise eine so erstaunliche wie überzeugende Reife.

Das Tagebuchschreiben allein füllte Anne bald nicht mehr aus: Neben ihren Protokollen zum Tagesgeschehen begann sie, in sich geschlossene kleine Erzählungen zu komponieren. Zunächst – Ende 1942 und verstärkt Mitte 1943 – autobiographische Geschichten, die launig Begebenheiten aus ihrer Schulzeit oder ihrem Leben im Versteck nacherzählten. Später – etwa ab Dezember 1943 – melancholische Märchen und Gleichnisse, in denen Anne ihr Welt- und Wertebild entwarf und von Freiheit und Gerechtigkeit träumte. *«Ich habe... angefangen, mal eine Geschichte zu schreiben, etwas, das ganz ausgedacht ist und habe daran soviel Freude bekommen, dass meine Federkinder sich stapeln»*, notierte die junge Autorin, die sich mit lästigen Formalien wie den Regeln der Kommasetzung nicht aufhielt. An jeder einzelnen Geschichte feilte sie ausführlich, bevor sie sie in ihr «Geschichtenbuch» übertrug, ein grosses Kassenbuch, das ihr einer der Helfer ins Versteck gebracht hatte. Und während sie ihre Tagebuchnotizen vor den anderen Versteckten streng geheim hielt, suchte sie mit den Geschichten ihre Nähe. Anne, die Märchenerzählerin. Sie las ihrem Publikum vor und prüfte seine Reaktion. Anne träumte davon, wenigstens die eine oder andere Erzählung zu veröffentlichen. Mehrmals bat sie Johannes Kleiman und auch Bep Voskuijl, wenigstens eine davon an eine Zeitung zu schicken – unter dem Namen von Kleimans Tochter Jopie. Vielleicht würde sie ja abgedruckt! Dazu kam es jedoch nie. Den Helfern war das Risiko zu gross.

Vermutlich im Mai 1944 stürzte sich Anne, ohne ihr aktuelles Tagebuch deshalb zu vernachlässigen, schliesslich auf die Überarbeitung des bisher Geschriebenen. Auf seidig durchscheinendem Durchschlagpapier in Hellblau und Blassrosa, so empfindlich, dass es schon bei der kleinsten Unachtsamkeit einriss, schrieb sie ihr Tagebuch von der ersten Eintragung an neu. Papier war rar in dieser Zeit. Anne wusste das und behandelte die Bögen, die Miep und Bep regelmässig aus dem Bürobestand für sie abzweigten, deshalb wie einen Schatz. Jedes Blatt beschrieb sie dicht auf Vorder- und Rückseite und ordnete es dann sorgfältig in eine Mappe.

Wie eine Dramaturgin veränderte Anne Abläufe und formulierte ganze Passagen neu, wenn ihr der Originaltext nicht mehr gefiel. Sie ersetzte alle früheren Adressatinnen ihrer Briefe durch Kitty, kürzte Stellen, die sie rückblickend für zu unreif oder intim hielt oder die ihr einfach peinlich waren: *«Jetzt da ich 1½ Jahre später wieder in mein Tagebuch schaue, staune ich sehr, dass ich jemals so ein unverdor-bener Backfisch gewesen bin ...»*, hatte sie sich schon am 22. Januar 1944 gewundert, *«... dass ich so ungeniert... geschrieben habe kann ich mir nicht mehr vorstellen.»* Und sie ergänzte jene Eintragungen, die ihr in ihrer ursprünglichen Version unklar oder zu wenig spannend erzählt erschienen. Zudem legte sie eine Liste von Pseudonymen an, die im Fall der Veröffentlichung die richtigen Namen der handelnden Personen ersetzen sollten. Aus ihren Helfern Johannes Kleiman und Victor Kugler machte sie Simon Koophuis und Harry Kraler. Bep Voskuil sollte Elly Kuilmans, Miep und Jan Gies sollten Anna und Henk van Santen heißen. Aus den van Pels' wurde eine Familie van Daan, Hermann machte sie zu Hans, seine Frau Auguste zu Petronella und den gemeinsamen Sohn Peter zu Alfred. Auch für ihre eigene Familie überlegte sich Anne neue Namen. Erst fasste sie den Nachnamen Aulis ins Auge, doch dann entschied sie sich für Robin. Aus Edith Frank sollte Nora Robin, aus Otto Frederik und aus Margot Betty werden. Nur Anne blieb Anne – Anne Robin.

Ihre Eingriffe, stilistische ebenso wie inhaltliche, wirken – obwohl sie die Pseudonyme noch nicht verwendete – an vielen Stellen so, als hätte sie beim Umschreiben bereits ihre künftigen Leser im Kopf gehabt. Als hätte sie vorgehabt, nach dem Krieg ganze Passagen in ihr Romanprojekt zu übernehmen. Oder, auch das liegt nahe, als wollte sie die Tagebuchform als Stilmittel ihres Romans einführen – so wie Cissy van Marxveldt ihre Heldin Joop ter Heul das Erlebte in Form von Tagebucheintragungen erzählen liess.

Sie würde darauf achten, dass niemand ausser ihr selbst ihr Tagebuch jemals *«in die Hände kriegt»*, schrieb Anne allerdings irgend-

wann zwischen Mai und Ende Juli 1944 auf einen jener rosafarbenen Bögen und legte ihn zuoberst auf den Stapel beschriebener Papiere.²¹⁶ Anne hatte während der Monate im Versteck mehrere Einleitungen zu ihrem Tagebuch verfasst, dieser in aller Bestimmtheit formulierte und undatierte Satz stammt aus ihrer letzten.

Ob Anne, die junge Schriftstellerin, beim Schreiben dieser Notiz bereits überlegte, wie sie die Spannung ihrer Leser erhöhen könnte? Ob ihr Teile ihrer fiktiven Gespräche mit Kitty tatsächlich zu persönlich schienen, um sie in aller Ausführlichkeit zu publizieren? Oder ob sie – indem sie anschliessend darauf hinwies, dass ihr Tagebuch und die Geheimnisse, die sie mit ihren Freundinnen teilte, niemand etwas angingen, schon gar nicht «*Vater, Mutter und Margot*» – einfach eine Warnung gegen die Hinterhausbewohner aussprach, keinesfalls in die intime Welt ihres Tagebuchs einzudringen? Viel Raum für Spekulationen. Spekulationen, denen Otto Frank, als er sich 1947 zur Publikation von *Het Achterhuis*, dem Tagebuch der Anne Frank, durchrang, aus dem Weg gehen wollte. Er sparte diese Passage aus, bewahrte den rosafarbenen Bogen getrennt vom übrigen Tagebuchkonvolut auf und fügte ihn auch nicht seinem Nachlass bei.

Dass Anne beim Schreiben ihres Tagebuchs schriftstellerische Qualitäten entwickelte, die umso mehr beeindrucken, wenn man ihr jugendliches Alter – dreizehn bis fünfzehn – bedenkt, darf nicht vergessen lassen, warum sie dieses Tagebuch führte, warum sie so intensiv mit ihrer imaginären Freundin Kitty sprach.

Just in der Lebensphase, in der sich Jugendliche naturgemäss von ihren Eltern abzunabeln und an einem neuen Umfeld zu orientieren beginnen, wurde Anne auf engstem Raum mit Vater und Mutter zusammengespart. Just als sich der kindliche Autoritätsgehorsam verabschiedete, als auch bei Anne eine Periode der Verneinung, der Re-

bellion und Opposition einsetzte, sollte sie – um des Überlebens willen – mehr Anpassungsfähigkeit und Kooperationsbereitschaft denn je beweisen, sollte sie ihre Unausgeglichenheit unter Kontrolle halten, sollte sie statt himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, wie es ihr in ihrem Lebensabschnitt eigentlich zugestanden hätte, möglichst vernünftig und diszipliniert sein. In einem Lebensabschnitt, in dem den Jugendlichen in aller Regel Unlust und Unrast plagen, in dem er trotzig und launisch, voller Fragen und ohne Antworten, ratlos und daher besonders reizbar ist, fehlten Anne die Ventile, um das Aufgestaute abzulassen. Gespräche mit Freundinnen, die Ähnliches durchmachten. Die Möglichkeit wegzulaufen. Ein Zufluchtsort.

1942 bis weit in das Jahr 1943 hinein ging Anne durch eine solche schwierige, streckenweise negative Phase. In den langen Tagen der Einsamkeit und Trostlosigkeit, der Auseinandersetzung nicht nur mit ihren Mitbewohnern, sondern vor allem auch mit sich selbst, wurde Kitty ihre engste Vertraute, das Tagebuch ihre Balancierstange, die ihre Stimmungsschwankungen auszugleichen half.

Anne fühlte sich erwachsen, jedenfalls erwachsen genug, um gleichberechtigt mitreden zu können. Doch für den eingeeengten Kreis der Versteckten war sie ein Kind, und so, hatte sie den Eindruck, wurde sie auch behandelt. Anne fühlte sich bevormundet und – das irritierte sie mehr als alles andere – nicht ernst genommen. Sie hätte, ärgerte sie sich, zwar die gleichen Pflichten wie ihre Mitbewohner, die gleichen Rechte jedoch nicht. Aus dieser von Anne als ungleichgewichtig empfundenen Situation entstanden ihre Probleme mit den anderen Versteckten – allen voran mit ihrer Mutter. Und mit Fritz Pfeffer.

Der damals Dreiundfünfzigjährige – gleichen Jahrgangs wie Otto Frank – lebte seit dem 16. November 1942 im Hinterhaus. Miep Gies hatte ihre Schützlinge gebeten, Pfeffer, ihren Zahnarzt, bei sich aufzunehmen, der ohne Arbeitsgenehmigung praktiziert und sich auf der verzweifelten Suche nach einem sicheren Versteck an sie gewandt



Fritz Pfeffer und Charlotte Kaletta, ca. 1939.

hatte. Die Franks hatten nichts dagegen gehabt. Man kannte einander seit 1940. Vor dem Erlass der strengen Judengesetze waren Pfeffer und seine Lebensgefährtin – eingeführt von einer Jugendfreundin Ottos – gelegentliche Gäste zum Samstagnachmittagstee der Franks gewesen.²¹⁷

Geboren im hessischen Giessen, war Friedrich Pfeffer, der sich Fritz nannte, wenige Wochen nach den Novemberpogromen und weil sein ursprünglicher Plan, nach London zu emigrieren, gescheitert war, am 8. Dezember 1938 aus Berlin nach Amsterdam geflohen.²¹⁸ Mit dem Zug, Geld und Gut hatte er zurücklassen müssen, kaum weg, hatte ein «arischer» Zahnarzt die einst florierende Praxis bezogen. Am 29. Dezember 1938, so der Vermerk der Ausländerpolizei, nach ihrer eigenen Erinnerung aber erst im März 1939, war Martha Charlotte Kaletta ihm «als politischer Flüchtling» gefolgt. Beide waren geschieden, jeder von ihnen hatte ein Kind aus erster Ehe. In Deutschland hatten sie ihre Liebe wegen der Rassengesetze geheim halten müssen. Kaletta war keine Jüdin. In Holland oder Belgien wollten sie heiraten. Doch die Nazis hatten sie eingeholt. Die Hochzeit hatten die Behörden ebenso verhindert wie ihren Plan, nach Australien weiterzureisen. Obwohl Pfeffer nur eine begrenzte Aufenthaltserlaubnis – und deshalb keine Arbeitsgenehmigung – erhalten hatte, um «so bald wie möglich zu emigrieren», sass er nun, wie so viele andere, in Holland fest.

Das sich ankündigende Schlafplatzproblem im Hinterhaus war noch vor Pfeffers Ankunft gelöst worden. Margot stellte ihr Bett im Zimmer ihrer Eltern auf, Anne sollte ihre Kammer fortan mit dem Zahnarzt teilen. Dass Otto und Edith sich dazu entschlossen hatten, den achten Versteckten mit Anne, und nicht etwa mit dem sechzehnjährigen Peter van Pels, in einen Raum zu legen, beweist, wie richtig Anne mit ihrem Vorwurf lag: Die Eltern ordneten sie tatsächlich noch der Kategorie Kind zu. Ganz offensichtlich unterschätzten sowohl Edith als auch Otto Frank das Schamgefühl ihrer pubertierenden Tochter und dachten daher nicht an ihr wachsendes Bedürfnis nach

Privatsphäre. Wären sie sich Annes Empfindungen bewusst gewesen, sie hätten bestimmt eine Lösung gefunden, um Anne die extreme räumliche Nähe zu Pfeffer zu ersparen.

Die Konflikte zwischen Anne und Fritz Pfeffer liessen nicht auf sich warten. Keine zwei Wochen nach seinem Eintreffen im Hinterhaus bezeichnete Anne ihren Zimmergenossen schon als *«den altmodischsten Erzieher und Prediger ellenlanger Manierenreihen»*. Und je mehr Zeit verging, desto härter zog sie mit ihm ins Gericht: Bei Nacht störte sie sein Schnarchen, bei Tag seine ihr gegenüber reservierte Art, die Anne als steif und unflexibel interpretierte. *«Nach einiger Zeit wusste Anne Herrn Pfeffer genau zu imitieren»*, berichtete Victor Kugler später, *«seine langsame und besondere Art zu sprechen, seine Gebärden usw. Das durfte ganz verständlich nur geschehen, wenn weder Herr oder Frau Frank dabei waren. Ebenso natürlich niemand von den anderen Erwachsenen.»*²¹⁹

«Jemanden», kritisierte Anne ihn im Juli 1943, *«der schon 54 Jahre alt ist und noch so pedantische und kleinliche Angewohnheiten hat, hat die Natur so gemacht und gewöhnt sich die Angewohnheiten auch nie mehr ab.»* Als Anne schliesslich beim Überarbeiten ihres Tagebuchs nach einem Pseudonym für Fritz Pfeffer suchte, entschied sie sich für Albert Dussel. Schlicht und einfach Albert *«Dummkopf»*.

Annes Abneigung gegen Pfeffer ist zwar verständlich: Er war ein Mann der alten Schule, vor allem der – im Unterschied zu Otto Frank – alten Erziehungsschule, und zeigte kein Verständnis für die Flausen einer Dreizehnjährigen. So abweisend, wie Anne ihn offenbar empfand, war er aber nicht. Im Gegensatz zu ihrem Eindruck muss er ein gefühlsbetonter, charmanter Mensch gewesen sein. Das drückt auch sein Abschiedsbrief aus, den er seiner *«innigstgeliebten»* Charlotte am Tag vor seinem Untertauchen schrieb.

«... Mir fällt es diesmal so schwer, dir zu schreiben, da wir Alles täglich besprechen konnten. Und doch treibt mich mein Herz dazu, da es so voll Stolz für dich, meine von Herzen Geliebte ist. Ich bewunderte alle Zeit deine so tapfere, stille Grösse und deinen Adel, mit denen du diese unbeschreiblich schwere Zeit meisterst. Mein Stolz besteht in meiner ganzen Hingabe für dich, in meinem Streben, Tun und Lassen, mich deiner Liebe würdig zu zeigen.

Was bedeutet diese hoffentlich recht kurze Unterbrechung in dem ewig unzerreissbaren Band! Halte weiter deinen herrlichen Mut, dein Gottvertrauen und deine Liebe wird mich und uns stärken und tapfer halten. In diesem Sinne umarmt und küsst dich innigst dein Fritz.»²²⁰

Es ist natürlich, dass sich Anne in ihrem Alter nicht damit auseinandersetzte, wie es in Fritz Pfeffers Innerem aussah. Während alle anderen Hinterhausbewohner – auch wenn sie einander oft noch so sehr auf die Nerven fielen – ihre engsten Familienmitglieder um sich hatten, fehlte Pfeffer im Versteck jede Vertrautheit.

«*Bis nach halb 10 hält er mich damit beschäftigt, dass er Geschichten von seiner Frau und Kindern erzählt*», lästerte Anne einmal – zu gewichtig ihre eigenen Nöte, um sich in Pfeffer hineindenken zu können. Dabei lastete viel auf seiner Seele.

Zu seinem einzigen Sohn Werner hatte er seit Kriegsausbruch keinen Kontakt mehr. Nach der Scheidung von Vera Henriette Bynthiner im Januar 1933 war der damals sechsjährige Junge ihm zugesprochen worden. Das entsprach durchaus der Regel.²²¹

Um Werner gut versorgt zu wissen und – nach bösen Erfahrungen – vor weiteren antisemitischen Anfeindungen zu schützen, hatte Pfeffer ihn auf die private «Waldschule» der Reformpädagogin Lotte Kaliski im vornehmen Berliner Stadtteil Dahlem geschickt. Seit 1934 hatte man dort ausschliesslich jüdische Kinder unterrichtet, von Jahr zu Jahr weniger. Wer konnte, hatte Deutschland spätestens 1938 verlassen, Kaliski selbst war im Sommer des Jahres in die USA emi-

griert, 1939 hatte die Schule schliessen müssen. Am 1. Dezember 1938 war auch Werner geflohen, ein Kindertransport hatte ihn zu Fritz Pfeffers Bruder nach London gebracht.²²² Zwei Tage später war über Berlin der «Judenbann» verhängt worden, Juden durften sich in der Stadt nicht länger frei bewegen, aus den besseren Wohnvierteln wurden sie «evakuiert». In London wusste Fritz Pfeffer den damals elfjährigen Buben einstweilen in Sicherheit.

Während Anne bei ihren Eltern Nestwärme tanken und sich an ihnen reiben konnte, fehlte Werner diese emotionale Sicherheit jedoch. Mehrfach musste er die Schule wechseln, zuletzt landete der Entwurzelte in einem Internat in Westengland. Ob Pfeffer ahnte, wie unglücklich sein Sohn dort war?

Zum Kummer um Werner dürfte die Angst um Gustav gekommen sein. Charlotte Kalettas Sohn – ein knappes Jahr älter als Anne – war in Berlin zurückgeblieben. Auch er lebte nach der Scheidung bei seinem Vater, Kaletta scheint kaum Kontakt zu ihm gehabt zu haben. Doch in Amsterdam hatte jede neue Hiobsbotschaft über die Schikanen gegen die Berliner Juden die Angst der Mutter um den Jungen geschürt. Schliesslich hatte sie offenbar versucht, ihn nach Amsterdam zu holen oder über Fritz Pfeffers Kontakte nach London zu retten. «Ich bete zu Gott», so Kaletta, «dass bloss das Kind bald aus dem Räuberland rauskommt, ebenfalls sein Vati.»²²³ Dafür hatten aber die finanziellen Mittel gefehlt. Ihr geschiedener Mann Ludwig Löwenstein, den die Nazis von einem schweren Arbeitseinsatz zum nächsten schickten, hatte es zudem vorgezogen, mit seinem Sohn zusammenzubleiben und 1939 Anträge für die gemeinsame Emigration in die USA zu stellen. Die Wartelisten, das wusste er, waren lang, die Anforderungen der Behörden nicht zu erfüllen.

Als der Briefverkehr zwischen Holland und Deutschland unterbunden wurde, sassen Gustav und Ludwig Löwenstein immer noch in Berlin fest. Inzwischen – das konnten Fritz Pfeffer und Charlotte Ka-

letta jedoch nicht wissen – waren Vater und Sohn mit einem der sogenannten Ostransporte direkt nach Raasiku in Estland deportiert und vermutlich unmittelbar nach ihrer Ankunft am 30. September 1942 erschossen und verscharrt worden.²²⁴

Miep Gies dürfte grosses Mitleid mit dem einsamen Zahnarzt, dem sie eine frappante Ähnlichkeit mit dem Chansonsänger Maurice Chevalier nachsagte, und seiner um neunzehn Jahre jüngeren Verlobten Charlotte gehabt haben. Nur das erklärt, warum sie sich als Postbotin zwischen den beiden anbot, obwohl Otto gegen diese Korrespondenz war. Von den Franks selbst gelangte während der ganzen Zeit im Versteck keine einzige selbstgeschriebene Zeile nach aussen. Dass ihre Verwandtschaft in Basel – ohne freilich je Details zu erfahren – trotzdem wusste, wie es ihnen ging, hatten sie Johannes Kleiman zu verdanken. Er hielt mit Ottos Schwager Erich Elias über geschäftlich anmutende Korrespondenzkarten mit verschlüsselten Nachrichten über das Befinden der Franks Kontakt. Und Erich Elias antwortete. So erfuhr Anne etwa, dass sich ihr Onkel Herbert rechtzeitig aus Frankreich in die Schweiz gerettet oder dass Cousin Bernd seinen Traum von der Schauspielerei verwirklicht und die Rolle des Wirts in Lessings *Minna von Barnhelm* gespielt hatte.

Miep beförderte also tröstliche Liebesbriefe zwischen Fritz Pfeffer und Charlotte Kaletta hin und her, die selbstverständlich keine Hinweise auf Pfeffers Aufenthaltsort enthalten durften – damit hätte er alle Beteiligten in Lebensgefahr gebracht. Ausserdem brachte sie ihm immer wieder Lebensmittelpakete von der Verlobten mit, obwohl auch sie zu kämpfen hatte. Seit Pfeffers Untertauchen ohne regelmässiges Einkommen, konnte Charlotte sich selbst kaum versorgen und lebte zur Untermiete, auch um – wie sie später zu Protokoll gab – den deutschen Besatzern auszuweichen.

Wenn man Annes abschätzigen Bemerkungen glauben darf, hortete Fritz Pfeffer die Pakete in seinem Schrank und verspeiste den Inhalt allein – nachts und heimlich –, statt ihn mit den anderen Unter-

getauchten zu teilen. Es wäre viel von Anne verlangt gewesen, ihm das nachzusehen.

Die Briefe und Pakete konnten Pfeffers Einsamkeit ohnehin nur für Augenblicke lindern. Gab es Streit zwischen den Franks und den van Pels', stand er zwischen den Fronten. Und weil das mit Fortschreiten der Zeit häufiger geschah, die beiden Familien immer weniger und vorübergehend gar nur schriftlich miteinander kommunizierten, zog Pfeffer sich immer mehr zurück. Abends verkroch er sich häufig ins Badezimmer, um in Ruhe zu lesen. Tagsüber wollte er ungestört an dem Tischchen in seiner und Annes Kammer sitzen. Dort schrieb und lernte er – vor allem Spanisch. Nach dem Krieg wollte er Charlotte Kaletta endlich heiraten und mit ihr nach Südamerika auswandern. Wie Anne rettete er sich offenbar gern in Träume von einer vielversprechenden Zukunft.

Über den Stützpunkt ihrer Tagträume, jenen schmalen Tisch, gerieten Pfeffer und Anne in Streit. Sie beanspruchte ihn für sich – um zu lernen und vor allem um ihr Tagebuch zu schreiben. Pfeffer hingegen wollte auf diesen «Kinderkram» keine Rücksicht nehmen. Erst als Otto Frank – umsichtig und beschwichtigend – eingriff und gemeinsam mit den beiden Streithähnen einen peniblen Tischbenutzungszeitplan erstellte, kehrte Ruhe ein.

Dicke Freunde wurden Anne Frank und Fritz Pfeffer nie. Er erwartete von jungen Menschen Respekt – und Respekt hiess für ihn: keine Widerrede. Die widerspenstige Anne war nicht respektlos, aber ihre Meinung äusserte sie auch ungefragt, und wenn sie sich im Recht fühlte, widersprach sie ungeniert und heftig. Daraus auf eine rebellische, gar negative Grundhaltung Annes zu schliessen, wäre jedoch falsch. Ihr zeitweiliges Aufbäumen, das ihre Mitbewohner irritierte und Otto Frank immer wieder zu Bravourstücken der Diplomatie zwang, muss vielmehr als Zeichen ihrer Kraft gewertet werden. Wie leicht hätte ihre äussere Situation zu einem seelischen Zusammenbruch führen, wie leicht hätte sie sich aufgeben können! Statt sich

hängen zu lassen, sträubte sie sich – freilich feinsinnig begleitet von Vater, Mutter und nicht zuletzt angespornt von ihrer Schwester Margot – gegen ihre Zwischentiefs, indem sie umso nachdrücklicher über sich selbst nachdachte und sich zugleich weiterbildete.

Anne lernte mit erstaunlichem Fleiss – obwohl sie nicht unter Prüfungsdruck stand und obwohl sie sich nicht an eifrigen Mitschülern messen konnte. Der Motor, der Anne ebenso wie ihre Schwester Margot antrieb, war ihre Hoffnung. Ein freilich vager Optimismus, dass der Krieg bald überstanden wäre und sie wieder zur Schule gehen könnten. Den Anschluss an ihre Klassen zu verpassen – das wollten die beiden Mädchen nicht riskieren.

Mit ihrem schulischen Ehrgeiz war Margot bestimmt ein wichtiges Zugpferd für Anne, auch wenn die jüngere Schwester sich das niemals eingestanden hätte. Die strebsame Siebzehnjährige, selbst im Versteck eine Dulderin, die im Gegensatz zu Anne still litt und nur in Ausnahmefällen die Selbstkontrolle verlor, hatte schon immer gerne gelernt. Nun dürften sich ihr Eifer und ihre Wissbegierde zu einer Art unstillbarem Heiss hunger gesteigert haben. Intensives Lernen vertrieb die Einsamkeit. Es vertrieb auch die Angst.

Dass Anne und Margot überhaupt schon in der Lage waren, im Selbststudium weiterzulernen, hatten sie vor allem ihrem Vater zu verdanken. Selbst nie ein Glanzschüler, betrachtete Otto Frank Bildung als das wertvollste Kapital, das Eltern ihren Kindern mitgeben können, auch – so liberal dachte er allemal – wenn diese Kinder Mädchen waren. Er vermittelte seinen Töchtern früh, dass Lernen nicht nur Pflichterfüllung war, kein blosses Nachbeten von Vorgesagtem, eingepaukt für eine Prüfung und ebenso schnell wieder aus dem Gedächtnis vertrieben. Es gelang ihm, sie neugierig zu machen, sie zum Selbstdenken und zum Erforschen von Zusammenhängen zu animieren.²²⁵

Einige Lehrbücher hatten die Mädchen ins Versteck mitgebracht, andere lieferten die Helfer nach. Anne und Margot paukten unter anderem französische und englische Grammatik, beschäftigten sich mit Geschichte, Geographie und Religionsgeschichte, Margot – in einem

Fernkurs – auch mit Latein. In Arie Cornelis Nielson aus Rotterdam, der 1952 mit seinem Buch *Latijnse Zinspreuken op Nederlandse Boekmerken*, Lateinische Sinnsprüche auf holländischen Exlibri, bekannt wurde, hatte sie einen jungen, inspirierten Lehrer.

Margots Latein-Hausaufgaben schickte Bep Voskuijl unter ihrem Namen an die Kursleitung ein; die Arbeiten kamen mit ausgezeichneten Noten zurück. Das überraschte keinen im Versteck. Zudem beschäftigte Otto Frank seine Töchter mit einem Stenographiekurs, mit dem sowohl Anne – *«Ich finde es jedenfalls riesig wichtig, so eine Geheimschrift zu lernen»* – als auch Margot mit Eifer Kurzschrift in mehreren Sprachen übten.

Nicht alle Fächer, die auf Annes Stundenplan standen, machten ihr Spass. Während Margot sich für Mathematik und andere naturwissenschaftliche Disziplinen wie Physik und Chemie begeisterte, blieben Anne die logischen Denkstrukturen von Geometrie und Algebra weiterhin fremd.²²⁶ Margot hatte ursprünglich, bevor sie sich – ganz offensichtlich unter dem Eindruck der Judenverfolgung – vornahm, nach Palästina auszuwandern und Hebamme zu werden, geplant, Chemie zu studieren. Anne hingegen konnte mit den Naturwissenschaften ebenso wenig anfangen wie ihr Vater. Umso ungerührter trieb er sie offenbar vor das Algebrabuch. *«Papa mault schon wieder, und droht, dass er mein Tagebuch wegnehmen wird»*, beklagte sie sich einmal, *«oh ein unüberwindlicher Schreck. Ich werde es in Zukunft auch verstecken.»* Und eineinhalb Jahre später: *«Er hat mir gedroht, dass wenn ich kein Algebra mache, ich später bestimmt keine Nachhilfestunden bekomme.»*

Um Annes Interesse für Geschichte brauchte sich Otto hingegen keine Sorgen zu machen. Das hatte er längst geweckt. *«Lass uns nachschauen ...»*, hatte Otto jedes Mal geantwortet, wenn sein *«Annelein»*, wie er sie in solchen Fällen liebevoll nannte, mit einer Frage zu ihm kam. Als sie im Jüdischen Lyzeum vor versammelter Klasse über *«Das Römische Reich unter Kaiser Nero»* referieren soll-

te und der damals Zwölfjährigen die knappen Angaben in ihrem Schulbuch nicht spannend genug erschienen waren, hatte Otto ihr geholfen, weitere Informationen aus verschiedenen Lexika und Geschichtsbüchern zusammenzusuchen. Annes Referat war heftig beklatscht worden.

Im Versteck kam Anne diese «Lass uns nachschauen ..»-Mentalität zugute, denn dort waren Bücher – neben ihren Eltern und Margot, doch mehr noch als diese – ihre einzigen Lehrmeister.²²⁷ Und ihre besten Unterhalter. «*Normale Leute*», betonte Anne, «*wissen auch nicht, wieviel Bücher für einen Eingeschlossenen bedeuten.*»

Schon in Freiheit hatte sich Anne von verschiedenen Schmökern auch emotional berühren lassen. «*Das Buch Daisy s bergvacantie ist wirklich sehr schön*», hatte sie etwa drei Wochen vor dem Untertauchen geschwärmt, «*es hat mich tief gerührt ...*» Nun tauchte sie in fiktive Romanwelten ein, um aus der realen Enge, in der sie festsass, auszubrechen, um ungeachtet ihrer Gefangenschaft das Gefühl von Freiheit zu erleben. «*Versessen auf Lesen und auf Bücher*», so Annes knappe Beschreibung ihrer Leidenschaft. Bücher waren ihre Zuflucht, wenn ihr die äussere Situation unerträglich wurde, ihre Medizin gegen die peinigende Stille im Hinterhaus, ihre Schatzkammer der Ideen und Illusionen. «*Wenn ich ein Buch lese, das mich beeindruckt, muss ich in mir selbst gründlich Ordnung machen, bevor ich mich unter Leute begeben*», beschrieb sie die Kraft der Fiktion, «*sonst würde man von mir denken, dass ich einen etwas seltsamen Verstand hätte.*»

In den ersten Monaten im Versteck verschlang Anne vor allem Jugendbücher. *Eva's jeugd* etwa, eine romantische Geschichte, in der der holländische Autor Nico van Suchtelen die Entwicklung der kleinen Eva zur Frau nachzeichnete. Seine Beschreibung von Evas körperlicher Reifung und ihren Erfahrungen mit der Periode verstärkte Annes Sehnsucht, endlich auch sexuell zu reifen, so sehr, dass sie sich diesen Wunsch wieder und wieder von der Seele schrieb.

Die Bücherkisten, die Otto Frank vor dem Untertauchen ins Hinterhaus hatte schaffen lassen, reichten längst nicht aus, um das allgemeine Leseverlangen zu stillen. Doch für Nachschub wurde gesorgt. So brachte Johannes Kleiman Anne neben vielen anderen Büchern *Het boek voor de jeugd*, das Jahrbuch für die Jugend, mit, einen Sammelband mit einer Auswahl von Märchen, Kurzgeschichten und Gedichten so berühmter Schriftsteller wie Hans Christian Andersen, Jack London oder Jules Verne. Und «*Herr Kugler macht mich jeden Montag froh wenn er die Cinema & Theater mitbringt*», begeisterte sich Anne, «*obwohl diese Verwöhnung oft als Geldvergeudung von unseren unmondänen Hausgenossen bezeichnet wird ...*». Kugler hingegen genoss es, ihr Freude zu machen, und gewöhnte sich an, die ersehnte Lektüre in der Innentasche seines Jacketts zu verstecken, bevor er sie Anne überreichte, «um nur diese fragenden Blicke ohne Worte lang genug geniessen zu können».²²⁸

Jan Gies organisierte für die Versteckten stapelweise Bücher aus einer Leihbibliothek, nicht irgendwelche, sondern der Wunschliste der Franks folgend. Miep schmuggelte sie dann jeden Samstag ins Hinterhaus. «*Wir schauen immer sehnsüchtig dem Samstag entgegen, weil dann die Bücher kommen, genau wie kleine Kinder, die ein Geschenk bekommen*», erzählte Anne. Sobald einer der Untergetauchten ein Buch ausgelesen hatte, reichte er es an den nächsten weiter. So hatte nicht nur jeder genug Lesestoff, am Ende der Woche konnten sie sich auch über das Gelesene austauschen. Ein willkommener Zeitvertreib.

Mit Annes geistiger Entwicklung stieg auch ihr literarischer Anspruch. Je mehr sie gelesen hatte, desto weniger interessierte sie Mädchen- oder Jugendliteratur. Sie war nun, wie sie euphorisch kundtat, «*versessen auf Mythologie und am meisten auf griechische und römische Götter*». Und im Laufe der Monate immer mehr auf Geschichte, der sie sich, ihrer Phantasie und Neugierde auf menschliche Schicksale folgend, über packend geschriebene Biographien näherte. So ver-

schlang sie Lebensbeschreibungen von Marie Antoinette, Kaiser Karl V., Rubens, Rembrandt und Franz Liszt; sie waren Unterhaltung und Unterricht zugleich.²²⁹ «*Mit vielen bin ich schon sehr weit gediehen, umso mehr, da ich längst aus den Biographien und Geschichtsbüchern, die ich lese, Anmerkungen mache*», belegt ihre Tagebucheintragung vom 6. April 1944, «*viele Teile Geschichte schreibe ich sogar ab.*» Begeistert fertigte sie auch Stammbäume ihrer Helden an.

Fest steht, dass Anne nicht nur viel, sondern auch sehr unterschiedliche Bücher sehr verschiedener Autoren las, eine Zettelkartei der gelesenen Bücher anlegte und Sätze, die ihr besonders gut gefielen, in einem Zitateheft sammelte.

Sechszwanzig Werke erwähnte Anne allein in ihren Tagebuchaufzeichnungen – und das waren bei weitem nicht alle. Bücher, die ihren Horizont erweiterten, und solche, in denen sie sich wiederfand und ihre körperliche und geistige Entwicklung verstehen lernte. Bücher, die ihre Toleranz ebenso wie ihre Imaginationskraft förderten, und solche, die ihr Wissen schulten – und nicht zuletzt ihren Schreibstil.

Im Juli 1944 regte sie die Lektüre von *Hoe vindt U het moderne jonge meisje?* – Was halten Sie vom modernen jungen Mädchen? – zu einem ihrer ausführlichsten und reifsten Briefe an ihre imaginäre Freundin Kitty an. Die Ansichten der Autorin Helene Haluschka über die «Jugend von heute» forderten Anne zu einer packenden Verteidigungsrede heraus. Keine beleidigte Rechtfertigung, sondern eine erschütternde Analyse, in der Anne sich nicht nur mit ihrem persönlichen Schicksal auseinandersetzte, sondern mit dem der Jugend in Zeiten des Krieges überhaupt. «*Wir Jüngerer haben doppelt Mühe, unsere Meinung zu handhaben in einer Zeit, wo aller Idealismus zerstört und niedergeschmettert wird, wo Menschen sich von ihrer hässlichsten Seite sehen lassen, wo gezweifelt wird an Wahrheit und Recht und an Gott.*» Die Worte einer gerade Fünfzehnjährigen, die ihre Augen offenhielt und auch nach exakt zwei Jahren im Versteck darum kämpfte, sich ihre Hoffnung zu erhalten – obwohl sie merkte «... wie

die Welt langsam immer mehr in eine Wüste verwandelt wird», obwohl sie «den anrollenden Donner immer lauter» hörte, «der auch uns töten wird ...». Doch sie versuchte ihre «Ideale, Träume und schönen Erwartungen» auch über die «grauenhafteste Wirklichkeit» hinwegzuretten. Ob diese Erwartungen anderen absurd oder unrealistisch schienen, war Anne, die sich in diesen zwei Jahren von ihren Eltern emanzipiert hatte, egal. Mit unbändigem Lebenswillen und in der Absicht, über die Unzulänglichkeiten der Erwachsenen hinauszuwachsen, schwang sie sich zu jenem Satz auf, mit dem sie – freilich aus dem Zusammenhang gerissen – bis heute am häufigsten zitiert wird: «Trotzdem halte ich sie [die Erwartungen] fest, trotz allem, weil ich noch immer an die innere Güte der Menschen glaube.» Diese Zuversicht machte Anne Frank in der ganzen Welt zu einem Symbol für Hoffnung, eine Hoffnung jedoch, die ihr nur wenige Monate später endgültig genommen wurde.

Kaum ein Buch, das ins Hinterhaus gelangte und nicht Annes Neugierde weckte – besonders, wenn es für einen anderen Mitbewohner bestimmt war. Doch «... jedes Buch, das ich lese, muss geprüft werden», klagte sie, «Ehrlich gesagt, ist diese Prüfung überhaupt nicht streng und darf ich fast alles lesen, aber die Be- und Anmerkungen plus all diese Fragen den ganzen Tag durch finden wir lästig.» Annes Lesestoff sollte – als Teil des Selbstunterrichts im Hinterhaus – auch ihren literaturgeschichtlichen Horizont erweitern und ihr die Welt der deutschen Klassiker erschliessen. Immerhin das wollte sich Otto von den Nationalsozialisten nicht nehmen lassen, war diese Welt der kulturelle Hintergrund ihrer Familie. «Vater will, dass ich nun Hebbel und andere Bücher von anderen deutschen Schriftstellern lese», so Anne. Zwar gönnte er ihr auch romantisch-sentimentale Ausflüge wie den in Margaret Mitchells Südstaaten-Saga *Vom Winde verweht*, doch wohler war ihm, wenn sie sich unter seiner Anleitung mit Goethe oder Schiller beschäftigte. Er habe mit Anne Schiller'sche Gedichte gelesen, erinnerte sich Otto nach dem Krieg, dann *Wilhelm Tell*, *Die Jungfrau von Orleans* oder *Maria Stuart*. Zudem – sicher nicht ohne Hin-

tergedanken – *Nathan der Weise*, in dem Lessing den Juden Nathan, der in einer Pogromnacht seine Frau und seine sieben Söhne verloren hat und in der Folge ein Christenmädchen aufzieht, um religiöse Toleranz ringen lässt.

Otto Frank, in seiner Jugend ein grosser Verehrer Heinrich Heines, hielt viel von der charakterbildenden Kraft der Literatur. Seiner Schwester Helene hatte er, als diese als junges Mädchen unglücklich verliebt war, 1917 den Spätromantiker Mörike ans Herz gelegt. «Du musst vernünftig sein und wissen, was du tust», hatte er ihr in einem seiner Feldpostbriefe aus dem Ersten Weltkrieg geschrieben, «Mörike ist eine sehr gute Lektüre: Ich habe seine Werke alle in meinem Schrank. Wenn du sie benutzt, mache sie bitte nicht schmutzig, denn sie sind weiss gebunden, und halte Ordnung.»²³⁰

Otto selbst scheint im Versteck Trost bei Charles Dickens gefunden zu haben, den er im Original las. Dass Otto an Dickens' Werken sein Englisch schulte, ist eine Sache. Wichtiger dürfte gewesen sein, dass Dickens mit seinen sozialkritischen Romanen, seinem Interesse für Randgruppen der Gesellschaft, seinem Verständnis für Schwache und seinem Gerechtigkeitsempfinden Otto, auf dessen Schultern so schwere Verantwortung drückte, bestärkte. Und dass Dickens' kraftvoller Humor Otto aufheiterte.

Ob Otto sich auch darum kümmerte, was seine Frau Edith im Versteck las, wissen wir nicht. «... liest alles, ausser Detektivgeschichten», war das Einzige, was Anne zu den Lesegewohnheiten ihrer Mutter zu vermerken hatte. Ob die Literatur ihr eine ähnlich grosse Stütze war wie ihren Töchtern, geht daraus nicht hervor. Sicher ist, dass Edith eine Ausgabe von Spinozas *Ethik* ins Hinterhaus mitgebracht hatte. Ob das Buch bloss ein Erinnerungsstück aus ihrer Bibliothek war? Oder ob sie sich mit den Lehrsätzen des holländisch-jüdischen Philosophen über Gott und Natur auseinandersetzte? Ob sich die zutiefst unglückliche Frau Spinozas Grundsatzfrage, wie Glückseligkeit und Freiheit in einer streng determinierten Welt möglich wären, auch



Edith Holländer, ca. 1916.

selbst stellte? Ob Edith sich überhaupt für Philosophie interessierte? Eine verlässliche Antwort auf diese Fragen könnte viel über Ediths Geistes- und Seelenleben aussagen.

Edith Frank geriet während der Zeit im Versteck in immer grössere seelische Not. Dass Hitler und seine Truppen bald geschlagen, sie

und ihre Familie bald gerettet wären – diese Hoffnung kam ihr langsam abhanden. Doch Edith dürfte ihren Kummer für sich behalten haben. Sich mit hysterischen Anfällen Luft zu machen und so wenigstens einen Teil ihrer Sorgen abzuwerfen, lag Edith nicht. Statt wie die aufbrausende Auguste van Pels lautstark mit Selbstmord – mal durch Erhängen, mal mit einer Kugel durch den Kopf – zu drohen, hielt sie ihre Emotionen unter Verschluss – so, mag sie gedacht haben, würde es ihre Umwelt von ihr erwarten. Während sie nach aussen die Gefasste mimte und dulderisch die Haltung vertrat, dass Klagen die Situation auch nicht verbesserten, drohte sie innerlich zu zerbrechen. Offenbar wollte oder konnte sie sich niemandem in ihrer Familie anvertrauen. Das erklärt auch, warum die Verzweifelte eines Tages bei Miep Gies Trost suchte. Als sich diese nach einem Besuch im Hinterhaus verabschiedete, hielt Edith die neun Jahre Jüngere an der Eingangstür zurück. Sie sähe kein Licht am Ende des Tunnels, brach es aus Edith heraus, sie wüsste nicht mehr weiter, quälten sie Sorgen um das Leben ihrer Kinder. Ein eilig geflüsterter Alarm, ohne Tränen, aber von erschütternder Eindringlichkeit. Miep hörte ihr schweigend zu, überrumpelt, betroffen und hilflos. Was sollte sie der Frau ihres Chefs antworten? Kein tröstendes Wort hätte Edith Frank aus ihrer tiefen Traurigkeit holen, aber wenigstens hatte sie endlich einmal ihr Herz öffnen können.²³¹

Neben der berechtigten Angst, entdeckt und deportiert zu werden, dürften persönliche Niederlagen ihr den Mut geraubt haben. Enttäuschungen, die sie im Hinterhaus erlebte, und solche, die sie schon dorthin mitgebracht hatte. Vom ersten Tag an im Versteck war ihre Beziehung zu Anne von Spannungen und Auseinandersetzungen geprägt. Schon vor dem Untertauchen hatten es die beiden nicht immer leicht miteinander gehabt. Nicht nur, dass Edith – wie es die oft so undankbare Rolle der Mutter verlangt – Anne häufig zurechtweisen und bremsen musste, wenn ihre Exaltiertheit mit ihr durchging. Hinzu kamen grosse Charakterunterschiede zwischen Mutter und Tochter: Anne war eine überschwängliche Selbstdarstellerin, charmant, wenn

ihr danach war, und ebenso schnell weinerlich oder aufbrausend, wenn ihr etwas nicht passte. Edith hingegen war eine in sich gekehrte Frau, ernsthaft und von Natur aus schüchtern – farblos mochte sie nennen, wer sie nur flüchtig kannte. Während es Anne also verstand, auf sich aufmerksam zu machen, blieb Edith im Hintergrund und hinterliess bei Fremden im Allgemeinen kaum einen Eindruck. Umso überraschender zeigten sich zuweilen ihr gütiger Humor und ihre Schlagfertigkeit und liessen flüchtig ihren wahren Geist erahnen.

In der extremen Hinterhausenge stiessen die beiden so konträren Persönlichkeiten natürlich noch häufiger als früher aufeinander. Auf der einen Seite stand die nervöse Anne. Auf der anderen die nicht weniger nervöse Edith. Doch was kümmern Dreizehnjährige die Gründe für die Nervosität ihrer Mütter! Anne fühlte sich von Edith unverstanden, einmal zu wenig, dann wieder zu sehr bemuttert. Wenn ihre Mutter sich liebevoll um sie bemühte, wies sie sie zurück. *«Mama tut immer, als ob ich ein Baby bin, und das kann ich nicht ausstehen»*, klagte Anne ihrem Tagebuch am 14. August 1942. Und wenn Edith dann schweren Herzens, doch voll Verständnis für die altersbedingten Launen ihrer Tochter auf Distanz ging und Anne ihre Ruhe liess, war es dem Mädchen auch nicht recht. Dann warf Anne ihr mangelnde Feinfühligkeit, sogar Sarkasmus und Härte vor. Wenn Edith sie in die Schranken wies, spielte sie die beleidigte Prinzessin, und wenn Edith ihre launenhaften Auftritte nicht ernst genug nahm, empfand sie sich von ihrer Mutter verhöhnt. Mit anderen Worten: Obwohl Edith mit ihren modernen erzieherischen Ansichten ihrem Mann um nichts nachstand, möglicherweise sogar ihr Motor und nicht übertrieben streng war, hatte sie keine Chance, Anne zu gefallen. Ungewöhnlich ist das nicht. In einer Umbruchphase, in der Mädchen ihr Ich-Bewusstsein entwickeln müssen und deshalb wütend jeden von sich weisen, der sie – absichtlich oder nicht – in ihrer Kinderrolle festzuhalten droht, muss die eigene Mutter am häufigsten als Negativbeispiel, oft sogar als Feindbild herhalten. Und wenn die Tochter weiss,

dass sie sich auf diese Mutter verlassen kann, dass sie, was immer sie tut, die Liebe der Mutter nicht verlieren wird, tobt die kindliche Brutalität oft besonders hemmungslos. Anne musste keinen Augenblick daran zweifeln, dass Edith hinter ihr stand, dass sie ihre Jüngste in jeder Situation verteidigen und beschützen würde. Das bewies Edith ihrer Tochter auch im Hinterhaus bei vielen Gelegenheiten.²³² Und das war für Anne selbstverständlich – es war eine Grundlage ihrer Stärke.

Anne machte den für eine Jugendliche ihres Alters ganz normalen inneren Abnabelungsprozess durch. Eine räumliche Abnabelung, ein sich Zurückziehen, um den mit diesem Prozess verbundenen Reibereien aus dem Weg zu gehen, war jedoch in dem beengten Hinterhaus nicht möglich. Zudem fehlte Anne eine Freundin, mit der sie sich gegen ihre Mutter hätte verbünden können. Nachvollziehbar deshalb, dass sie in ihrem Tagebuch über Edith herzog. Verständlich auch, dass ihre Äusserungen manchmal grob ausfielen: *«Mutter kann ich nun mal nicht ausstehen, und ich muss mich mit Gewalt zwingen, sie nicht immer anzuschmauen und ruhig zu bleiben»*, schrieb Anne in der ursprünglichen Fassung ihres Tagebuchs, die sie später selbst entschärfte, *«ich könnte ihr so ins Gesicht schlagen, ich weiss nicht wie es kommt, dass ich eine so schreckliche Abneigung gegen sie habe.»*

Je aggressiver Anne ihre Mutter von sich stiess, umso mehr idealisierte sie ihren Vater, umso offensiver buhlte sie um seine Freundschaft und seine Liebe. *«Ich habe Papi endlich erzählt, dass ich ,ihn' viel lieber habe, als Mutter, daraufhin hat er dann gesagt, dass das schon wieder vorbeigehen würde, aber das glaube ich nicht...»* Eine belastende Situation für Otto Frank, der viel Kraft und Einfühlungsvermögen brauchte, um zwischen Edith und Anne zu vermitteln. *«Ich wollte einerseits meiner Frau nicht weh tun»*, nahm Otto Frank 1968 zu der schwierigen Mutter-Tochter-Beziehung Stellung, *«es war aber auch oft nicht leicht, Anne zurechtzuweisen, wenn sie frech und ungezogen ihrer Mutter gegenüber war.»*²³³

Nach einem Streit liess Otto in der Regel etwas Zeit vergehen, dann nahm er Anne zur Seite und unterhielt sich mit ihr «wie mit einer Erwachsenen». Diesen Eindruck jedenfalls hatte Otto. Anne – so geht aus ihren Tagebuchnotizen hervor – empfand das ganz anders: *«Vater hat die falschen Mittel genommen, er hat immer zu mir gesprochen wie zu einem Kind, das schwierige Kinderzeiten durchmachen muss»*, resümierte Anne am 15. Juli 1944, *«Das klingt verrückt, denn niemand anders als Vater hat mir ständig Vertrauen geschenkt, und niemand anders als Vater hat mir das Gefühl gegeben, dass ich vernünftig bin. Aber eine Sache hat er vernachlässigt, er hat nämlich nicht daran gedacht, dass mein Kämpfen, nach oben zu kommen, für mich wichtiger war als alles andere.»*

Nach oben zu kommen – das bedeutete für Anne, endlich ernst genommen zu werden. Und weil sie nicht nur intelligent und übersensibel war, sondern auch in einem Alter, in dem man mit sich und seiner Gefühlswelt hadert, leicht zu verunsichern und Selbstironie ein Fremdwort ist, bekam sie vieles in den falschen Hals, was Edith bestimmt in bester Absicht zu ihr sagte: *«Es ist hart, die Wahrheit zu sagen, und doch ist es die Wahrheit, dass sie selbst mich von sich gestossen hat, dass sie selbst mich für jede Liebe von ihrer Seite abgestumpft hat durch ihre taktlosen Bemerkungen, ihre rohen Scherze über Dinge, die für mich als Witze nicht gehen.»*

Auch nach eineinhalb Jahren im Versteck, als die kritische Anne bereits eine für ihr Alter erstaunliche Fähigkeit zu Objektivität und Toleranz entwickelt hatte, war sie zu Nachsicht mit ihrer Mutter nicht bereit. *«Wenn Mutter nicht so unmöglich wäre bei jeder Diskussion, so hart, so abweisend und so wenig weiblich»*, schob sie plötzlich Edith die Schuld an den ständigen Querelen zwischen den Franks und van Pels' zu, *«dann hätten all unsere Streitereien leicht vermieden werden können ...»*

Ihren Vater heroisierte sie hingegen selbst dann noch bereitwillig, wenn sein pädagogisches Talent ihn im Stich liess. Nach einer Auseinandersetzung zwischen den beiden Anfang Mai 1944 erklärte Anne sich ihm in einem Brief. Otto – auch nur ein Mensch – reagierte

gekränkt, sparte nicht mit eitlen Vorwürfen und zeigte einmal mehr, dass er sie nach wie vor für ein unreifes Mädchen hielt. «Im entscheidenden Moment... hat er doch entsetzlich versagt», befand der Schriftsteller Ernst Schnabel in den fünfziger Jahren: «Er hat nicht eine Zeile begriffen und sich nur darüber beklagt, Anne habe ihm da den hässlichsten Brief seines Lebens' geschrieben.»²³⁴ Ein hartes Urteil. Es bezieht sich auf den Moment und sieht nicht, wie rasch die beiden wieder zueinanderfanden. In einer Aussprache öffnete der Vater, der die Tochter so derb vor den Kopf gestossen hatte, sich ihr wie vermutlich nie vorher, erzählte von manchen Sorgen und verzweifelten Momenten in seinem Leben und beeindruckte sie damit tief. Wieder erwies er sich als die Leitfigur, die Anne auch nach fast zwei Jahren im Versteck noch dringend brauchte. «*Nehme ich mir Vater als Beispiel, und ich werde mich bessern*», schloss sie ihren Tagebucheintrag an jenem Tag.

Die Mutter hielt Anne weiterhin auf Distanz – streng und unnach-sichtig. Ein Grund dafür war Annes Eifersucht auf Margot. Die Schwester war Edith charakterlich ähnlich, Zwist zwischen den beiden gab es selten. «*Dass Mutter sich für Margot einsetzt, versteht sich von selbst, sie setzen sich immer füreinander ein. Ich bin daran gewöhnt, dass ich vollkommen gleichgültig für Mutters Standpauken und Margots gereizte Laune geworden bin. Ich liebe sie nur deshalb, weil sie nun einmal Mutter und Margot sind, als Menschen können sie zum Mond gehen.*» Diese verächtlichen Worte schrieb Anne irgendwann im Frühling 1944 auf einen blauen Seidenpapierbogen, als sie ihre ursprüngliche Eintragung vom 7. November 1942 überarbeitete. Damals hatte sie sich furchtbar über Margot geärgert. «*Margot ist patziger als je ... Margot kann ich nicht anders als ein Miststück bezeichnen, das mich Tag und Nacht, schrecklich reizt.*» Warum, darauf ging Anne nicht ein.

Besonders nahe hatten sich die beiden Schwestern nie gestanden. Als Anne klein war, musste sie sich anhören, wie mustergültig Margots Benehmen war. Margot galt als die Hübschere, die Bravere, und

sie brachte die besseren Noten nach Hause. Tatsächlich erlebte Anne nie, dass die drei Jahre ältere Schwester von den Eltern gerügt wurde – so jedenfalls erinnerte sich Otto Frank später.²³⁵

Anne hingegen musste häufig Rüffel einstecken. Dass dieses Missverhältnis aus ihrer Sicht nicht zu verstehen war, ist nachvollziehbar. Andererseits fällt auf, dass Margot aus den Fotos, die vor Annes Geburt von ihr geschossen wurden, selbstsicher in die Welt blickt. Das gutmütige Mädchen ging immer sehr liebevoll mit Anne um. Je mehr Temperament die Kleine entwickelte, desto mehr zog sich die Grosse zurück – das ist aus den späteren Fotografien abzulesen, die die Schwestern gemeinsam zeigen. Wer – wie Margot – immer «funktioniert», läuft Gefahr, weniger Aufmerksamkeit zu bekommen.

Im Hinterhaus – herausgerissen aus ihrem jeweiligen Freundeskreis – wurde besonders deutlich, wie wenig sie gemeinsam hatten. Zwar schlüpfen sie ab und zu unter eine Bettdecke, lasen zusammen aus einem Buch oder erzählten einander Geschichten und kicherten sich die immer gegenwärtige Angst von der Seele, wirklich näher dürften sich Anne und Margot aber erst nach dem zweiten Winter im Versteck gekommen sein. Im März 1944, so scheint es, konnte Anne der gar nicht redseligen Schwester erstmals Äusserungen gegen die Eltern entlocken. *«Hier ist alles alright! Ausser, dass Margot und ich unsere Eltern ein bisschen leid werden. Du musst es nicht falsch auffassen, ich liebe Vater noch genauso und Margot Vater und Mutter, aber wenn du so alt bist, wie wir sind, willst du doch auch ein kleines bisschen für dich selbst entscheiden ... Auch verstehen Margot [und ich] nun zum erstenmal, dass man mehr von sich selbst seinen Freundinnen erzählen kann, als seinen Eltern.»* Das ungewohnte «Wir» verstärkte Anne mit der Feststellung: *«Es ist für uns beide ein richtiger Schlag dass wir nun plötzlich sehen, wie wenig von dem vertrauten und harmonischen Zuhause übrig ist!»*

Hinter dieser neuen Vertrautheit der beiden Schwestern steckte

Otto Frank. Anne bräuchte so dringend jemanden, dem sie sich anvertrauen könnte, hatte er Margot zugeflüstert, es würde der kleinen Rebellin sicher helfen, wenn sie ein Geheimnis mit Margot hätte. Etwas, in das die beiden weder Edith noch Otto einweihen sollten. Margot und Anne redeten daraufhin mehr miteinander und begannen sich kleine Briefchen zuzustecken, in denen es vor allem um ihr wachsendes Bedürfnis nach Liebe ging – nach einer Liebe, die Eltern nicht geben können.²³⁶ Jedenfalls dürften Anne und Margot von da an offener und zugleich intimer miteinander umgegangen sein, die Rivalität der beiden um die Gunst der Eltern – von Anne impulsiv, von Margot mit sich selbst ausgetragen – stand nun hintan. Margot behandelte Anne fortan nicht nur wie eine Ebenbürtige – *«... und wird eine wirkliche Freundin. Sie betrachtet mich im Allgemeinen nicht mehr als den kleinen Knirps, mit dem man nicht zu rechnen hat.»* Die grosse Schwester äusserte sogar eine gewisse Bewunderung für Anne, für ihre Fröhlichkeit und ihre Stärke – Eigenschaften, mit denen sie sich aus jedem Tief wieder selbst herausziehen verstand.

Nach wie vor gab es allerdings Momente, in denen Anne sich einbildete, dass Margot mehr elterliche Zuneigung bekam als sie. Mitunter verdächtigte sie Otto, die Ältere zu bevorzugen: *«... wenn er Margot vorzieht, alle Taten Margots gutheisst, Margot lobt und mit Margot zärtlich ist, dann nagt es in mir»*, gab Anne in ihrer überarbeiteten Tagebuchversion vom 7. November 1942 zu, *«denn auf Vater bin ich versessen, er ist mein grosses Vorbild, niemanden auf der ganzen Welt als Vater liebe ich. Er ist sich nicht bewusst, dass er mit Margot anders umgeht als mit mir: Margot ist nun einmal die Klügste, die Liebste, die Schönste und die Beste. ... Ich bin nicht neidisch auf Margot, war es nie, ich begehre ihre Klug- und Schönheit nicht, ich würde nur gerne Vaters echte Liebe fühlen ...»*

Annes Eifersucht war unbegründet. «Es stimmt, dass ich mich mit Anne besser verstand als mit Margot, die ihrerseits mehr an ihrer Mutter hing», bestätigte Otto viele Jahre später, «vielleicht war dies so, weil Margot selten ihre Gefühle zeigte, nicht so viel Stütze brauchte,

da sie nicht so unter Stimmungsschwankungen litt wie Anne.»²³⁷ Trotzdem war Otto nicht immer bereit, auf Anne einzugehen, wenn sie ihren Ärger über Edith bei ihm ablassen wollte – wohl weil er erkannt hatte, dass «meine Frau darunter noch mehr gelitten hat als Anne». Und weil er ihr mütterliches Verständnis bewunderte, mit dem sie Annes ablehnender Haltung begegnete. Sie vertraue darauf, dass es sich um eine vorübergehende, Annes Pubertät zuzuschreibende Reaktion handle, hatte sie Otto mehrfach gesagt, und wäre froh, dass Anne wenigstens ihn hätte.

Bis Anne gelernt hatte, Ottos Loyalität gegenüber Edith zu akzeptieren, brauchte sie noch eine Weile. *«Vater versteht nicht dass ich mir über Mutter mal das Herz erleichtern muss, er will nicht reden,*



Edith Holländer, ca. 1920.

vermeidet alles, was sich auf Mutters Fehler bezieht», klagte Anne, «Ich bin in allem genau umgekehrt wie sie und das prallt selbstverständlich aufeinander.» Ihre harte Schlussfolgerung: «Für mich ist Mutter keine Mutter; Ich selbst muss meine Mutter sein.»

Erst langsam legte Anne ihre Aggression ab und begann, sich sogar dafür zu schämen. «,Anne, bist du das die über Hass gesprochen hat, oh Anne wie konntest du das? '» fragte sie sich beim Neuschreiben ihres Tagebuchs und gestand sich erstmals ihre Mitschuld an dem gespannten Mutter-Tochter-Verhältnis ein: «... sie verstand mich nicht, das ist wahr, aber ich verstand sie auch nicht.» In den folgenden Wochen fiel Anne auch auf, wie sehr die Mutter unter ihrer Ablehnung litt, und sie empfand Mitleid für sie. Von diesem Mitleid – einer distanzierteren Anteilnahme, jedoch keinem echten Mitgefühl – bis zu den ersten Anflügen von Toleranz und Respekt und schliesslich echtem Verständnis für Ediths Verhalten war es noch ein weiter Weg. Wirklich nahe kam Anne ihrer Mutter im Versteck nie.

Während Anne, wie sie selbst zugab, sich gar nicht bemühte, mehr über ihre Mutter zu erfahren, als sie im täglichen Zusammenleben beiläufig aufschnappte, interessierten sie am Vorleben ihres Vaters alle Einzelheiten. Otto musste – neben der fiktiven Kitty, der sie alles sagen konnte, ohne dass diese sie mit lästigen Rückfragen aufhielt – im Hinterhaus als Annes engster Freund herhalten, besonders in den ersten eineinhalb Jahren. Und vom engsten Freund will man alles wissen: wie er gelebt hat, bevor man ihn kannte, was er damals gedacht, wovon er geträumt und wen er geliebt hat.

Anne dürfte immer wieder versucht haben, Ottos Vergangenheit zu erforschen. Je deutlicher sie das Liebeserwachen in sich fühlte, je mehr sie sich selbst nach der Nähe und Zärtlichkeit eines intimen Freundes zu sehnen begann, desto bohrender wurden ihre Fragen an

den Vater – desto genauer dürfte sie aber auch das Verhältnis ihrer Eltern zueinander beobachtet haben.

Otto und Anne pflegten einen recht offenen Umgang miteinander, Themen wie Liebe und Sexualität waren keineswegs tabu – das beweisen verschiedene Aufzeichnungen Annes. Welche intimen Einzelheiten Otto aus seinem eigenen Leben preisgab, können wir nur errahnen – Anne machte in ihrem Tagebuchbrief vom 24. Dezember 1943 einige unklare Andeutungen. Zweifellos bezog sie sich auf die grosse, unerfüllte Liebe in Ottos vorehelichem Leben, als sie schrieb: *«... denn Pim sagt sonst nie etwas über sich selbst und ich glaube nicht, dass Margot vermutet, was Pim hat durchmachen müssen. Der arme Pim, er kann mir nicht weismachen, dass er sie vergessen hat. Nie wird er das vergessen.»* Als Otto Frank Annes Tagebuch publizieren liess, änderte er ihre Formulierung *«... dass er sie vergessen hat»* in ein viel unverfänglicheres *«... dass er es vergessen hat»*. Erstens meinte er wohl, dass seine persönlichen Beziehungsgeschichten für das Verständnis von Annes Dokument nicht relevant wären, zweitens wollte er allen Spekulationen aus dem Weg gehen. Das könnte auch der Grund sein, warum er aus Annes anschliessender Feststellung, *«Er ist nachgiebig geworden, denn auch er sieht Mutters Fehler»*, den zweiten Halbsatz strich. Merkwürdig ist in diesem Zusammenhang, dass er an anderen Stellen unschöne Äusserungen über ihre Mutter, von denen Anne selbst in ihrer überarbeiteten Tagebuchfassung Abstand genommen hatte, in die Erstveröffentlichung aufnahm.

Dass Otto vor seiner Ehe anderen Frauen begegnete, ist allzu natürlich; immerhin feierte er am Tag seiner Hochzeit bereits seinen 36. Geburtstag. Ein grosser Verführer der Frauen, gar ein Schürzenjäger, scheint er jedoch auch in jungen Jahren nicht gewesen sein. *«Du weisst ja, wie ich mich immer mit Mädels stelle: gut, aber nicht zu gut»*, hatte Otto seiner Schwester Leni in einem Feldpostbrief aus dem Ersten Weltkrieg geschrieben. Klang es in diesen Zeilen so, als hätte er noch keinerlei Bedürfnis, sich fürs Leben zu binden, so dachte er, je länger der Krieg dauerte, umso mehr über Partnerschaft und Ehe

nach. «Der Mann allein ist etwas Halbes», teilte sich Otto der Schwester am 16. Juni 1918 mit. Nach fast genau drei Jahren an der Westfront – zuletzt war Otto als Offiziersanwärter beim Lichtmesstrupp 172 in Nordfrankreich stationiert – dürfte er sich nach Geborgenheit gesehnt haben. Am 27. Juni öffnete sich der damals Neunundzwanzigjährige seiner Vertrauten Leni deshalb noch einmal: «Du weisst gar nicht, was das Alleinsein und die Trennung von Kultur und Weiblichkeit in uns draussen für Empfindungen wachruft. Man denkt an tausenderlei alte Sachen und träumt sich zu gerne ... in Erträumtes», zeigte er seine romantische Seite, um gleich darauf wieder zur gewohnten Sachlichkeit zurückzufinden. «Wir haben es alle zu Hause zu gut, um uns wirklich nach eigenem Heim zu drängen, so sehr auch das Gefühl dafür wach ist. Und doch überlegt man sich, dass man nach dem Kriege nicht zu lange warten darf, will man noch mit den erhofften Nachkommen jung sein.» So sehr Otto sich auch Kinder wünschte, so wenige Illusionen hatte er offenbar schon damals über die Ehe. Das entsprach seiner Zeit und seiner Gesellschaftsschicht. Ehen waren in erster Linie Zweckgemeinschaften, die Leidenschaft zwischen Mann und Frau kam – wenn überhaupt – an zweiter Stelle. «Denn darin gipfelt ja nun doch einmal der Gedanke über ein gesundes Eheleben», setzte Otto gleich einem unbeteiligten Beobachter fort. «Es ist nicht allein das augenblickliche Glück, es ist die Zukunft, an die der Mensch immer wieder und wieder denkt und die Stunden, in denen er die Zukunft vergisst, sind zu zählen.»²³⁸

Es vergingen noch sieben Jahre, bis er – als Letzter der vier Frank-Geschwister – heiratete. Im März 1925 war man einander vorgestellt worden – in San Remo. Bereits am 5. April wurde Verlobung gefeiert und nur einen weiteren Monat später, am 12. Mai, in der Aachener Synagoge und anschliessend im Hotel *Grosser Monarch*, die Hochzeit.²³⁹ Ottos Mutter Alice Frank-Stern, so erzählte man sich in der Familie, war übergücklich, als ihr Sohn sich endlich von seinem Junggesellendasein verabschiedet hatte.

Nach dem Krieg sprach Otto Frank kaum über seine Beziehung zu Edith. Auch Annes Kommentare zur Ehe der Eltern, entschied er, hätten die Öffentlichkeit nichts anzugehen. So zugänglich Otto sonst war: Wenn seine Reputation in Zweifel stand, blieb er zugeknöpft. «Er ... manipuliert ja gern ein bisschen in Publicity», urteilte Ernst Schnabel.²⁴⁰

Wie Edith und er tatsächlich zueinanderstanden? In Ottos Augen ging das die Nachwelt nichts an. Anne beschäftigte die Beziehung ihrer Eltern sehr wohl – sonst hätte sie nicht so ausführlich darüber nachgedacht. Am Dienstag, dem 8. Februar 1944, schrieb sie sich ihre Einschätzung der elterlichen Ehe schliesslich von der Seele. Anlass dafür war ein unbedeutender Alltagszwist innerhalb der Familie. Um eine brüchige Stelle in Margots Bettdecke zu kaschieren, hatte Edith einen Flicker darübergenäht. Dabei war eine Stecknadel in der Decke zurückgeblieben, ein Missgeschick. Margot hatte sich daran gestochen. In seiner Rolle als Schiedsrichter der Familie hatte Otto diesmal Partei gegen seine Frau ergriffen und in einem Tonfall, in dem wohlmeinende Väter ihre Kinder ermahnen, Ediths Schlampigkeit gerügt. Anne dürfte von diesem Zwischenfall so unangenehm berührt gewesen sein, dass sie erstmals in ihrem Tagebuch Verständnis für ihre Mutter zeigte – indem sie Ediths Position in ihrer Ehe scharfsinnig kommentierte.

Als Anne ihre Tagebücher etwa drei Monate später überarbeitete, schrieb sie diesen Text zu einer dreiseitigen Analyse um, 74 Zeilen genau, so vorsichtig und sensibel formuliert, wie es wohl wenige junge Menschen – noch keine fünfzehn Jahre alt – fertigbringen. Auffallend, dass sie den Zwischenfall mit der Nadel in dieser neuen Version wegliess und sich stattdessen ganz auf die Beziehung ihrer Eltern konzentrierte.

Die Ehe, beklagte Anne, wäre ihr stets als Idealehe beschrieben worden – ohne Streit, ohne Meinungsverschiedenheiten, ohne Disharmonie. Längst sei ihr jedoch klargeworden, dass Otto Edith nur aus Vernunft geheiratet hatte. «*Seine Ideale waren verflogen und sei-*

ne Jugend war vorbei.» Zwar hätte er sie für eine durchaus passende Frau an seiner Seite gehalten, verliebt sei er jedoch nicht in sie gewesen. *«Sie liebt ihn wie keinen anderen, und es ist hart, diese Liebe immer unbeantwortet zu sehen»*, sah Anne. Und sie hatte recht: Edith hatte sich schon vor der Hochzeit von Otto bezaubern lassen und – das bestätigte ihre Verwandtschaft – liebte ihn aufrichtig.

Anne zweifelte nicht daran, dass Otto seine Frau schätzte und respektierte, mit wahrer Liebe hätten seine Gefühle jedoch nichts zu tun. Dass er Edith küsste, wie er seine Kinder küsste, dass er sie *«neckend und spottend»* ansah, aber *«nie liebevoll»*, dass er zwar so gut wie nie mit ihr stritt, stattdessen – um den Schein zu wahren – Unstimmigkeiten, von denen es nach Annes Beobachtungen in Wahrheit zahlreiche gab, schweigend überging, war für Anne ein deutliches Indiz mangelnder Liebe und Leidenschaft. *«Vater schätzt Mutter und hat sie gern, aber nicht mit der Liebe einer Ehe, die ich mir vorstelle.»*

Als Otto Frank sich zur Veröffentlichung von Annes Tagebuch entschloss, sparte er den Inhalt dieser 74 Zeilen aus. Diese Freiheit nahm er sich, wie wir wissen, auch mit anderen Gedanken seiner Tochter. Doch der Eintrag vom 8. Februar 1944 scheint ihn besonders getroffen zu haben. Von seiner Existenz sollte die Öffentlichkeit nicht erfahren – dafür hatte Otto eine einfache Lösung: Er steckte die hellblauen Seidenpapierseiten zusammen mit jenem rosagefärbten, undatierten Bogen, auf den Anne ihre letzte Einleitung zum Tagebuch geschrieben hatte, in ein Kuvert und bewahrte sie getrennt von allen anderen Tagebuchschriften auf. In der Folge wurden alle Papierbögen, rosa wie hellblaue, Seite für Seite fortlaufend paginiert; alle, ausser jenen vom 8. Februar 1944 und besagter Einführung. Wann immer nun jemand die sogenannten losen Blätter durchsah, orientierte er sich an den mit Bleistift eingefügten Seitenzahlen.

Damit waren Annes kritische Gedanken zur Beziehung ihrer Eltern aber nicht aus der Welt, denn sie hatte diese Zeilen in ähnlichem

Wortlaut bereits in der Urfassung ihres Tagebuchs (Version A) geschrieben – in ein gebundenes Heft. Wie sollte Otto diesen Eintrag verschwinden lassen? Er konnte die Seite ja nicht einfach aus dem Heft reißen.

Otto fand jedoch eine in sich logische Erklärung – auch vor sich selbst. Das von ihm publizierte Tagebuch – das hatte Otto unabhängig davon beschlossen – sollte auf Annes überarbeiteter Fassung (Version B) beruhen; sie selbst hatte bei der Überarbeitung ihrer Texte mehrmals festgestellt, dass sie nun – mehrere Monate später – ihre Meinung geändert und verschiedene Textstellen aus der Urfassung deshalb weggelassen oder umgeschrieben hatte. Otto konnte also einfach behaupten, dass Anne ihre Meinung über die Ehe ihrer Eltern schon drei Monate später nicht mehr aufrechterhalten hatte.

Entsprang Annes Sichtweise tatsächlich unreifen Teenagerphantasien, wie Otto suggerierte? Oder hatte sie recht, wenn sie behauptete, dass Otto seine Frau nicht in der Masse liebte und begehrte, in dem Mann und Frau zu lieben und begehren fähig sind?

Dass Otto sich Hals über Kopf in die fünfundzwanzigjährige Aachenerin aus wohlhabendem Haus verliebt haben könnte, ist auszuschließen. Die Ehe wurde, wie es in ihren Kreisen immer noch üblich war, arrangiert, ob von einem Familienmitglied oder einem professionellen Heiratsvermittler, ist nicht mehr zu klären. Damals war das keiner Erwähnung wert. Weithin herrschte die Überzeugung, dass Vernunft dem «gesunden Eheleben», nachdem Otto sich sehnte, zuträglicher sei als Liebe, gar Verliebtheit. Dass Ediths Mitgift eine beträchtliche Geldsumme einschloss, half Otto Frank aus dem finanziellen Dilemma seiner Familie und wird seine Wahl beeinflusst haben.

Ein zuverlässiger Partner war Otto ohne Zweifel. Er respektierte Edith, kümmerte sich um sie und lobte, wie man einen Kameraden lobt, ihre «Charakterstärke» und die «Harmonie, die zwischen uns besteht». Sonntags, so erzählte man sich im Amsterdamer Bekanntenkreis, soll er Edith mitunter das Frühstück ans Bett gebracht ha-

ben. Das war einigermassen ungewöhnlich für einen Geschäftsmann, der verwöhnt von Mutter und Personal aufgewachsen war.

Als Beispiel für Ottos allgemeine Verlässlichkeit und Loyalität erzählte sein Bruder Herbert gerne eine Begebenheit aus Ottos Leben: Als Anfang November 1918 Waffenstillstand geschlossen, der Erste Weltkrieg nach mehr als vier Jahren endlich zu Ende war, wollten alle Soldaten nur eines: auf dem schnellsten Weg nach Hause. Ausser Otto. Er hatte noch etwas zu erledigen. Auf dem Weg zum Einsatz an der Westfront hatte sein Regiment auf einem Bauernhof in Pommern zwei Pferde beschlagnahmt – für die Dauer des Krieges. Es waren die einzigen beiden Pferde, die jener Bauer besessen hatte, und Otto hielt es für selbstverständlich, sich an die Abmachung zu halten und die Tiere zurückzubringen. Als der pflichtbewusste Reserveoffizier schliesslich mit den Pferden vor dem Bauern stand, traute jener seinen Augen nicht. Ähnlich erschüttert war Ottos Mutter, als der verlorengeglaubte Sohn etwa drei Wochen nach seinen beiden Brüdern in ihrer Tür stand. Ottos Brief, in dem er seine Verspätung angekündigt hatte, war im Nachkriegschaos hängengeblieben. Zur Feier von Ottos Rückkehr trommelte Alice Frank-Stern die Verwandtschaft zum Kaffee zusammen und braute aus den eisern über den Krieg aufgesparten Kaffeebohnen eine Kanne echten Kaffees. Als Otto schliesslich preisgab, warum er so spät zurückgekehrt war, konnte seine Mutter in ihrem ungläubigen Ärger nicht mehr an sich halten und schmiss die volle Kaffeekanne quer durchs Zimmer. Doch Otto war nun einmal ein Mann, der seine Versprechen hielt und auf den man sich verlassen konnte. Und den auch seine Gefühle, hatten sie einmal von ihm Besitz ergriffen, nicht so schnell verliessen.²⁴¹

Annes Beobachtungsgabe täuschte sie nicht. Bevor er für sein kaufmännisches Praktikum nach Amerika gegangen war, hatte Otto Frank sich mit einem Mädchen aus Frankfurt verlobt, das er innig liebte und heiraten wollte. Die Eltern des Mädchens waren vornehm und reich

– und stellten sich gegen eine Hochzeit, wohl weil sie von den Problemen des *Bankgeschäfts Michael Frank* wussten und Ottos finanzielle Verhältnisse ihnen unsicher erschienen. Noch vor seiner Rückkehr aus den USA hatte das Mädchen einen anderen Mann gehehlicht.

Selbst nach seiner Hochzeit hatte Otto offenbar nicht restlos verkraftet, dass seine grosse Liebe sich ihren Eltern gefügt hatte. Als er seiner Sekretärin Miep Gies, vielleicht 1937, vielleicht 1938, von seinem persönlichen Unglück erzählte, wirkte Otto immer noch niedergeschlagen, so dass Miep grosses Mitleid mit ihm empfand.²⁴² Anne teilte dieses Gefühl. *«Der arme Pim»*, schrieb sie im Dezember 1943, *«Ich hoffe, dass ich ihm ein bisschen ähnlich werde, ohne dass ich das auch durchmachen muss!»*

Hatte Otto – wie Anne es angedeutet hatte – auch der stillen Edith gestanden, dass sein Herz schon vergeben war, als er sie kennenlernte? *«Es kann für eine Frau, die liebt, nicht einfach sein zu wissen, dass sie im Herzen ihres Mannes nie den ersten Platz einnehmen wird»*, schrieb Anne an jenem 8. Februar 1944. Edith habe sich auf bewundernswerte Weise damit abgefunden, habe nie geklagt und – so sie Eifersucht empfunden habe – diese nie gezeigt. Darüber habe sie eine gewisse Unnahbarkeit und Härte entwickelt; Charakterzüge ihrer Mutter, auf die Anne auch schon an anderen Stellen ihres Tagebuchs angespielt hatte. Deshalb – Anne war nach wie vor bereit, die Dinge aus der Sicht des Vaters zu beurteilen – würde Edith auf ihren Ehemann nicht eben attraktiver wirken.

Gab Otto seiner Frau Grund zur Eifersucht? War ihr beispielsweise zu Ohren gekommen, dass jener Job Jansen, der Otto im März 1941 zu denunzieren versucht hatte (siehe Kap. 7), ein heimliches Verhältnis zwischen seiner Frau Jetje und Otto vermutet und womöglich auch aus Eifersucht und Rachegefühlen gehandelt hatte? Wusste Edith, wie nahe sich Isa Cauvern und Otto standen, wie sehr seine Mitarbeiterin sich ihrem fürsorglich zuvorkommenden Chef anvertraut hatte? Litt sie darunter oder gefiel es ihr, dass Otto so viel kon-

taktfreudiger war als sie selbst und mit seiner so herzlichen wie hilfsbereiten Art nicht nur Frauen, sondern Menschen überhaupt für sich einnahm? So weit gingen Annes Überlegungen nicht.

Ihre Neugier auf das Vorleben des Vaters und auf seine Geschichten von der Liebe wird, bei aller Empathie und Verbundenheit zu Otto, vor allem ichbezogene Gründe gehabt haben. Ihr Inneres verlangte Anerkennung und Zärtlichkeit, die Otto ihr nicht geben konnte: *«Und letzten Endes bin ich zu der Entdeckung gekommen dass Vater, wie lieb er auch ist, doch nicht meine ganze frühere Weitersetzen kann.»* Anne sehnte sich danach, selbst die Liebe zu entdecken.



«Vater sagte einmal zu mir, als wir über Sexualität sprachen, dass ich dieses Verlangen noch nicht verstehen könnte, ich wusste immer, dass ich es schon verstand, und nun verstehe ich es ganz», reagierte Anne am 6. Januar 1944 auf einen Traum in der Nacht davor. Sie hatte Peter Schiff gesehen, jenen Peter, in den sie sich als Zwölfjährige verliebt und der sie schliesslich zurückgewiesen hatte. *«Ich liebte ihn so sehr, dass ich das nicht einsehen wollte und hielt ihn fest, bis der Tag kam, an dem ich begriff, dass wenn ich ihm noch länger hinterherliefe, ich noch als mannstoll, verschrien würde.»* In jenem Traum hatte Anne in seine *«wunderschönen braunen Augen»* geblickt und seine Wange an der ihren gespürt – danach konnte sie ihren Wunsch nach irgendeinem Menschen, der ihre überbordenden Gefühle beantworten würde, nicht länger unterdrücken: *«Ich liehe Peter mit allem was in mir ist.»*

Noch am selben Tag – und von da an in bisher ungewohnter Regelmässigkeit – besuchte sie Peter van Pels in seiner kleinen Kammer im Stockwerk über ihr. *«Mein Verlangen, einmal mit jemandem zu sprechen, wurde so gross, dass ich auf irgendeine Art mit Peter sprechen wollte»,* bekannte Anne in ihrem Tagebuch, *«Und ich kann dir sagen, dass mir so wunderbar zumute wurde ...»*

Als wollte das Schicksal die These von der Backfischliebe – dass junge Mädchen verliebt ins Verliebtsein sind und wenig wählerisch bezüglich des Ziels ihrer Liebe – ironisch überzeichnen, gab es Anne neben dem Peter ihrer Schulzeit, der nun in ihre Traumwelt verbannt war, auch einen realen, einen greifbaren Peter. Dass der Peter ihrer Träume, weil er – wie Margot Frank – dem Aufruf der Nazis zum Arbeitsdienst nicht gefolgt war, bereits seit dreieinhalb Monaten in der Strafbaracke 67 des Lagers Westerbork festgehalten wurde, war für Anne eine unbestimmte, unfassbare Ahnung.²⁴³ *«Der arme Junge vielleicht ist er schon tot in Polen»*, hatte sie in Gedanken an Peter Schiff am 14. Oktober 1942, ein gutes Jahr vor ihrem Traum, in ihr Tagebuch geschrieben. Und dass der greifbare Peter schon eineinhalb Jahre lang mit Anne zusammengespart, dass den beiden neben der Freiheit auch ihre Jugend gestohlen worden war, das machte Annes Annäherung an Peter van Pels dann doch zu mehr als nur einem Anfall von selbstverliebter Backfischverliebtheit: Sie war darüber hinaus ein kraftvoller Versuch, sich die Hoffnung und die Lust aufs Leben zu erhalten. *«Mein Lehen hier ist... viel besser geworden»*, schrieb Anne am 18. Februar 1944, *«weil es nun wieder für etwas Zweck hat und ich mich auf etwas freuen kann.»*

Anderthalb Jahre hatte Anne neben Peter van Pels hergelebt, ohne ihm besondere Beachtung zu schenken. Wenn sie sich überhaupt über den fast drei Jahre Älteren geäußert hatte, dann wenig schmeichelhaft: *«schrecklich zimperlich und faul»* wäre *«dieser Trottel»*, ein *«ziemlich langweiliger und schüchterner Lulatsch, von dessen Gesellschaft nicht viel zu erwarten ist»*. Und dessen freundschaftlich gemeinte Annäherungsversuche – ein flüchtiges Streicheln über die Wange etwa oder einen beiläufigen Witz – sie lästig fand. Während sich Anne eifrig aufs Lernen und Lesen gestürzt hatte, beschäftigte Peter van Pels sich lieber mit allerlei Bastel- und Reparaturarbeiten. Und dafür hatte Anne wenig Bewunderung übrig.

Tatsächlich dürfte Peter nur durchschnittlich intelligent gewesen

sein, dafür gutmütig und lernwillig. Ihm fehlte jedoch der Startvorteil, den Margot und Anne genossen hatten: Eltern, die alles daransetzten, ihre Kinder zu fördern. Nicht einmal so etwas Selbstverständliches wie Schwimmen hatten Hermann und Auguste van Pels ihrem Sohn beigebracht. Zum Lernen hatten sie ihn erst recht nicht motiviert. Otto Frank hatte es schliesslich übernommen, Peters Interesse für Englisch, Französisch und Stenographie zu wecken.

Statt Schwierigkeiten in ruhigen Gesprächen aus der Welt zu schaffen, wie das zwischen den Franks die Regel war, riss dem Ehepaar van Pels – Hermann ein rastloser Haudegen, «Gusti» ein dominantes Frauenzimmer, launisch und kokett dazu – schnell die Geduld: Wenn sie sich über Peter ärgerten, verbannten sie ihn auf den Dachboden oder – Ausdruck ihrer Unbedarftheit in Erziehungsfragen – schlugen sogar zu. Beide konnten ihre Emotionen anders als Otto und Edith Frank nicht unter Kontrolle halten. Doch obwohl sie sich häufig und hemmungslos – und ohne Scham vor Zuhörern – stritten, folgten solchen Streitigkeiten doch immer überschwängliche Versöhnungszeremonien, nach denen heftig geturtelt wurde. Und manchmal auch herzlich gelacht. Die Franks dürften diese Umgangsformen für überspannt gehalten haben – jedenfalls konnten sie wenig damit anfangen und zogen sich immer mehr von den van Pels' zurück. Umgekehrt dürften sich die van Pels' mit der geübten Contenance der Franks schwergetan haben.

Die Unbeständigkeit seiner Eltern verunsicherte auch Peter: Ihm fehlte die Rückendeckung, die Stärkung von Vater und Mutter. Und das war sicher mit ein Grund, warum er Minderwertigkeitsgefühle mit sich herumtrug, warum er so leicht nervös wurde, dabei errötete und sogar zu stottern begann. Aber das fand Anne im Gegensatz zu früher nun nicht mehr lächerlich, sondern es rührte sie und zog sie an.

Von nun an suchte sie Peters Nähe. Eine heimliche Schwärmerei, von der der Angebetete nichts weiss, genügte ihr nicht mehr.



*«Ich brauche kein Foto von ihm. Ich sehe ihn so gut, so gut.» Anne Frank,
6. Jan. 1944, über Lutz Peter Schiff, Foto ca. 1938/1939.*

Sie wollte nicht nur lieben, sondern auch geliebt werden. Sie brauchte Anerkennung – wie jeder Mensch und besonders der Mensch in der Entwicklung.

Anne war immer eitel gewesen. Im Versteck hatte sie jedoch lernen müssen, auf hübsche Kleider zu verzichten. Seit die wenigen, die sie hatte mitbringen können, abgetragen oder viel zu klein geworden waren, war sie schon für abgelegte Kleidungsstücke von Miep Gies



«Das ist ein Foto, wie ich mir wünschen würde, immer so zu sein. Dann hätte ich wohl noch eine Chance nach Hollywood zu kommen ...» Anne Frank, 10. Okt. ,42.

oder Bep Voskuijl dankbar. Auch im Hinterhaus nahm Anne jedoch die Pflege ihres Äusseren sehr wichtig. Ihre Hoffnung auf ein makelloses Gebiss hatte sie freilich erst einmal aufschieben müssen: Die Zahnspange, die sie im ersten Halbjahr 1942 getragen hatte, hatte sie vermutlich gar nicht ins Hinterhaus mitgenommen. «Ich habe jetzt eine Art Maschine in meinem Mund und einen Bügel», hatte sie wenige Wochen vor dem Untertauchen an die Verwandtschaft in Basel geschrieben, «und ich muss jede Woche zum Zahnarzt und am nächsten Tag fällt er wieder heraus.»²⁴⁴ Wie hätte Anne ahnen sollen, dass sie die folgenden zwei Jahre ihres Lebens quasi Bett an Bett mit einem Zahnarzt verbringen würde. Fritz Pfeffer hätte die Zahnspange regelmässig kontrollieren und nachstellen können.

Auf die kleinen Verschönerungen legte Anne dafür umso grösseren Wert: Sie manikürte ihre Fingernägel, versuchte ihr Damenbärt-

chen mit Wasserstoffbleiche zu vertuschen und drehte Locken in ihr Haar. Es ist wohl kein Zufall, dass sie gerade Ende Januar 1944 in ihrem Tagebuch davon berichtete, wie sie mit ihren Haaren experimentierte und ständig neue Frisuren zauberte. Anne wollte gefallen – vor allem Peter van Pels. *«Oh, was hat dieser Junge für einen warmen Blick!», schwärmte Anne, «... es fehlt, glaube ich, nicht mehr viel und ich werde verliebt in ihn.»*

Mit einer Zielstrebigkeit, zu der nur lebensbejahende Menschen fähig sind, eroberte sie den so unbeholfen wirkenden Peter – und ging dabei selbst durch alle Höhen und Tiefen des Verliebtseins. Durch die Angst, nicht erhört, die Eifersucht, von einer anderen – Margot! – verdrängt, die Sehnsucht, endlich in die Arme genommen zu werden. In intimen Gesprächen hatte sie sich an Peter herangetastet. Schliesslich genügten ihr schöne Worte nicht mehr – der Wunsch nach zärtlichen Berührungen beherrschte ihre Gedanken. *«Gib mir einen Kuss oder schicke mich aus dem Zimmer, aber so stürze ich mich ins Unglück»,* beschrieb sie den *«Krieg zwischen meinem Verlangen und Verstand»*.

Endlich, Mitte April 1944: *«Behalte den gestrigen Tag, denn er ist sehr wichtig in meinem Leben. Ist es nicht für jedes Mädchen wichtig, wenn sie ihren ersten Kuss bekommt?»* Jeder Zweifel war weggewischt, dem ersten scheuen Kuss auf den Mund folgten Berührungen von zärtlicher Heftigkeit, Umarmungen voll unerfahrener Leidenschaftlichkeit, in die sich die beiden Suchenden fallen liessen und die sie heftig erregten. *«Peter hat mich berührt, tiefer als ich je in meinem Leben berührt wurde, ausser in meinem Traum! Peter hat mich angefasst, mein Inneres nach aussen gekehrt ...»,* deutete Anne ihre Erlebnisse an.

Anne hatte eine Erfahrung gemacht, die, wie sie annahm, *«fast niemand in meinem Alter kennt»*. Und als wollte sie weitere Annäherungen ausschliessen, stürzte sie Peter van Pels schon kurze Zeit später wieder von jenem Podest, auf den sie ihn gestellt hatte. *«Peter hat noch zu wenig Charakter, zu wenig Willenskraft, zu wenig Mut und Kraft. Er ist noch ein Kind, nicht älter als ich, in seinem Inneren.»*

Anne verbrachte zwar weiterhin viel Zeit mit Peter, eine wirkliche Liebesbeziehung wurde aber nicht daraus. Das verboten ihr schon die ihr mitgegebenen Vorstellungen von Moral, zudem hatte sie aber auch zu viel an Peter auszusetzen.

Der Kampf, den Anne fortan führte – gegen ihre Eltern und deren Befürchtung, dass ihre Tochter das Verhältnis mit dem Jungen «unnatürlich» ernst nehmen und die «Knutscherei», wie Otto sich despektierlich ausdrückte, zu weit gehen könnte –, war also kein Kampf für die Beziehung zu Peter, sondern vielmehr ein Ringen um ihre Selbständigkeit, um die Freiheit, für sich selbst zu entscheiden und auch dafür geradestehen. Annes kurzes, stürmisches Interesse für Peter war deshalb eine wichtige Station auf ihrem Weg zur inneren Reife: In Einsamkeit, Angst und Verzweiflung, musste Anne viel zu früh im Leben erkennen, kann ein Mensch zwar vorübergehend Trost bei einem anderen finden. Um sich von dieser Angst zu befreien, ist er letztlich aber ganz auf sich gestellt. Und dazu muss er sich vor allem den Glauben an sich selbst und seine Stärken bewahren. *«Ich habe viel mitbekommen, eine glückliche Natur, viel Fröhlichkeit und Stärke. Jeden Tag fühle ich wie mein Inneres wächst...»*, machte Anne sich Mut: *«Warum sollte ich dann verzweifelt sein?»*

9. Ausgeliefert

«Ich frage mich immer wieder ob es nicht besser für uns alle gewesen wäre wenn wir nicht untergetaucht wären, wenn wir nun alle tot wären und dieses Elend nicht mitmachten und vor allem den anderen ersparten», vertraute Anne ihrem Tagebuch Ende Mai 1944 an. Es war keineswegs Hoffnungslosigkeit, die sie zu diesem Bekenntnis trieb, denn *«wir lieben das Leben noch, wir haben die Stimme der Natur noch nicht vergessen, wir hoffen noch, hoffen auf alles.»* Vielmehr war es die nagende *«Anspannung von Erwartung und Hoffnung, aber auch Angstanspannung»,* die sie fordern liess: *«Lass nun schnell etwas passieren, notfalls Schiessen ... dann wissen wir wenigstens ob wir letztlich siegen werden oder untergehen.»*

Angst war der ständige Begleiter der acht *onderduiker* – *«Du kannst uns eigentlich fragen, welcher Tag ohne Aufregung vorbeigeht.»*

Liess sie sich auch manchmal verjagen – für die Dauer einer Geburtstagsfeier, die im Versteck mit liebevollen kleinen Geschenken und heiteren Gedichten begangen wurde, während des Chanukkafestes oder des Nikolausabends, den die Versteckten gemeinsam mit ihren Helfern feierten –, schliesslich fand die Angst doch wieder tausend Anlässe, sich in Erinnerung zu bringen. Weckten vielversprechende Radiomeldungen auch täglich von neuem die Hoffnung der Versteckten auf das Kriegsende, so wurde sie doch immer wieder enttäuscht – und mit der Enttäuschung kam jedes Mal die Angst zurück.

Als sie untergetaucht waren, hatten die Franks damit gerechnet, ein paar Wochen, höchstens wenige Monate im Versteck überstehen zu müssen. Die Alliierten hatten die Initiative übernommen, die deut-

sche Besatzungsmacht fürchtete das Übergreifen der Kampfhandlungen auf die Niederlande. Doch sooft Anne die Invasion bevorstehen sah – ein dutzendmal insgesamt sprach sie in ihrem Tagebuch davon –, so oft wartete sie vergeblich darauf. Als Miep Gies schliesslich am Vormittag des 6. Juni 1944 – genau 23 Monate, nachdem die Franks untergetaucht waren – in bester Laune ins Hinterhaus kam und ihren Freunden erzählte, dass das *Unternehmen Overlord* – die Landung der Amerikaner und Briten in der Normandie – endlich begonnen hatte, fielen sich die Versteckten unter Tränen der Erleichterung und Freude in die Arme. Und doch waren sie noch nicht erlöst. Noch mussten sie sich gedulden, denn die Befreiung des europäischen Festlands hatte gerade erst begonnen. Und es sollte noch fast ein Jahr dauern, bis sich die Besatzer endlich auch aus Holland zurückzogen.

Mit zunehmender Routine hatten die Untertaucher gelernt, ihre Angst besser zu kontrollieren. Doch sie und ihre Helfer wussten, dass sie auf einem Vulkan sass. Vielerlei Kräfte konnten seinen Ausbruch provozieren, und auf die wenigsten konnten sie selbst Einfluss nehmen. So gut ausgestattet das Hinterhaus im Vergleich zu anderen Verstecken und trotz der Bauфälligkeit des Gebäudes auch war, so aufopfernd und verlässlich die Helfer für ihre Schutzbefohlenen sorgten – das Hinterhaus war kein autarker Mikrokosmos.

Neben der lebensbedrohenden Gefahr, verraten zu werden, sei es vorsätzlich, sei es versehentlich, brachten auch kleine Ungelegenheiten und scheinbar alltägliche Zwischenfälle und Sorgen die Untertaucher in Not. Sorgen, die man auch in Freiheit hat, die im Hinterhaus aber zu fast unlösbaren Problemen wachsen konnten. Schon ein Kurzschluss versetzte alle in Panik. «... und auf einmal peng ging das Licht aus ...», beschrieb Anne die Ausnahmesituation im Oktober 1942, «wir erschrakten natürlich schrecklich ...» Immer häufiger war die Stimmung im Versteck überreizt.

«Anne schrieb nicht täglich, sondern meist dann, wenn etwas sie besonders erregte und sie sich dann durch Schreiben erleichterte»,

hielt Otto Frank unmittelbar nach dem Krieg dagegen. «Viele Tage und Wochen normalen Zusammenlebens sind daher nicht erwähnt – es war nicht immer Spannung.»²⁴⁵

Mag Anne die Ereignisse im Hinterhaus streckenweise verdichtet haben, übertrieben hat sie gewiss nicht. Während es ihr gegeben war, sich die Anspannung zuweilen von der Seele zu schreiben, musste Otto Frank Wege finden, seine Angst vor den anderen zu verbergen. Das dürfte ihm nur mit Mühe gelungen sein. Nervenaufreibende Monate lagen hinter ihm. Alle Emigrationsversuche waren gescheitert. Die Bemühungen, das Unternehmen vor den Nazis zu retten, hatten Kraft gekostet und waren immer noch nicht durchgestanden. Man hatte versucht, ihn beim Sicherheitsdienst anzuschwärzen. Und einen Alternativplan zu diesem Versteck, gar einen Fluchtplan hatte er nicht. Dabei fühlte gerade Otto sich für das Schicksal der Untertaucher verantwortlich. Und er ahnte, was sie erwartete, wenn sie entdeckt und deportiert würden.

Schon im Herbst 1942, keine vier Monate nach ihrem Untertauchen, wusste auch Anne, dass die Juden Hollands nicht, wie die Nazis vorgetäuscht hatten, nach Deutschland, sondern über das ursprünglich vom holländischen Staat als Flüchtlingslager errichtete KZ Westerbork nach Polen verschickt wurden. Und dass es nicht nur arbeitsfähige Männer traf, sondern alle Juden – Alte und Schwache ebenso wie Schwangere und Kinder. *«Miep hat von jemandem erzählt, der aus Westerbork geflohen ist, nun es ist dort schrecklich. ... Und wenn es dort schon so schlimm ist wie muss es dann wohl in Polen sein?»*

Die Antwort gab sich Anne selbst, als sie ihren Eintrag im Frühjahr 1944 überarbeitete: *«Die Gestapo geht mit diesen Menschen nicht im Geringsten zart um, sie werden einfach in Viehwagen nach Westerbork, dem grossen Judenlager in Drente gebracht. Westerborg [sic!] muss schrecklich sein ... wie werden sie dann in den fernen und barbarischen Gebieten leben, wo sie hingeschickt werden? Wir nehmen an dass die meisten ermordet werden. Der englische Sender spricht*

von Vergasung; vielleicht ist das noch die schnellste Sterbemethode.»

Anne hatte erfahren, dass Woche für Woche mehr Freunde und Bekannte abtransportiert wurden – bis das Flussviertel im Amsterdamer Süden, in dem sie gelebt hatte, «judenrein» war. Sie wusste, dass unterzutauchen die einzige Chance war, sich als Jude vor der Deportation zu retten. Und sie wusste auch, dass es in Holland Menschen gab, die versteckte Juden verrieten— weil es dafür Kopfgeld gab. «... *pro Kopf so viel. Es sieht so aus wie die Sklavenjagd wie sie die früher abhielten.*»

7,50 Gulden – heute entspricht das etwa 45 Euro –, das doppelte für einen Straftäter, einen Juden also, der eine Verordnung übertreten hatte, und später gar 25 Gulden für jeden ans Messer gelieferten Untertaucher erhielten die Denunzianten. Dafür kamen einerseits Polizisten der Amsterdamer Polizei und andererseits jene Angestellten der Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Frage, die der sogenannten *Kolonne Henneicke* des gelernten Autoschlossers und radikalen NSB-Mitglieds Wim Henneicke angehörten. Dass die beiden Trupps wetteiferten, war den Machthabern recht. Das verbesserte ihren Einsatz. Wohlüberlegt stellten sie deshalb auch Geld für Informanten aus der Zivilbevölkerung zur Verfügung. Auch der kleine Mann konnte nun an der Judenverfolgung verdienen.²⁴⁶

Annes Tagebuchnotizen lassen keinen Zweifel daran: Ihr war bewusst, dass die Nazis den Massenmord an den Juden vorantrieben: «*Nichts wird geschont, Bejahrte, Kinder, Babys, schwangere Mütter, Kranke, alles, alles geht mit in dem Zug zum Tod.*»

«*Man kann weinen, wenn man an seine Nächsten denkt*», fügte sie am 29. Dezember 1943 hinzu, «*Man kann nur beten, dass Gott ein Wunder geschehen lässt und noch einige von ihnen verschont.*»

Doch so viel sie auch hörte – aus dem Radio oder von ihren Helfern –, so unbegreiflich, so abstrakt muss der Gedanke an Millionen Mordopfer geblieben sein. Radio BBC brachte auch dann noch die wichtigsten Informationen ins Hinterhaus, als ein Gesetz von Mai 1943 al-

le Holländer verpflichtete, ihre Radioapparate abzuliefern. Ein verzweifelter Versuch der zunehmend nervösen Besitzer, die feindliche Rundfunkpropaganda endlich auszuschalten – und ein vergeblicher. Victor Kugler lieferte den grossen Philips-Apparat aus Otto Franks Privatbüro zwar ordnungsgemäss ab, Johannes Kleiman schmuggelte jedoch ein kleines Gerät, Anne nannte es «Baby»-Radio, ins Hinterhaus, von dem nicht einmal die anderen Helfer wussten.

Immer neue Einzelheiten über Grausamkeiten gegen Juden drangen ins Hinterhaus, nie viele auf einmal, manche wurden angezweifelt, andere bestätigt, doch sie wollten und wollten sich zu keinem Bild ergänzen. Ende März 1944 sprach Anne noch einmal unmissverständlich von den zu befürchtenden Gräueltaten. In knappen, distanzierten Worten, die die Unvorstellbarkeit der nationalsozialistischen Verbrechen wiedergaben: *«Ungarn ist durch deutsche Truppen besetzt dort gibt es noch 1 Million Juden, die werden nun wohl auch draufgehen.»* Völkermord. Innerhalb von zwei Monaten liess der Organisator der Judenvernichtung, Adolf Eichmann, eine halbe Million ungarischer Juden nach Auschwitz deportieren. Fast alle starben in den Gaskammern.

So wenig Handlungsspielraum und so viel Zeit, über die Bedrohungen nachzudenken. Was beispielsweise, wenn einer von ihnen schwer erkrankte? *«Stell dir vor, wir können nicht einmal einen Doktor holen»*, klagte Anne, als Otto Frank dreieinhalb Monate nach dem Untertauchen mit hohem Fieber und Verdacht auf Masern das Bett hütete. Reine Glückssache, dass während der 25 Monate im Versteck keiner der acht so ernsthaft darniederlag, dass er das Hinterhaus hätte verlassen müssen. Fieber beim einen, ein Rheumaanfall bei einem anderen, blaue Flecken, dicke Beulen und kleine Schnittwunden, eine gequetschte Rippe bei Frau van Pels, dann wieder eine lästige Floh-

plage – eingeschleppt von Peters Katze Mouchi und trotz des gelben Flohpulvers, das Johannes Kleiman auftrieb, kaum in den Griff zu bekommen – sorgten jedoch für genug Aufregung. Und Margot Franks hartnäckige Bronchitis weckte im Hinterhaus nicht nur die Angst um die Lunge des Mädchens, sondern auch die um die Sicherheit aller Mitbewohner. Ihre Hustenanfälle hallten laut durch die Nacht – und nächtliche Hustengeräusche hinter den Mauern eines Bürogebäudes machen Nachbarn nun einmal misstrauisch.

Anne, ohnehin alles andere als robust, schlug sich immer wieder mit Erkältungen und Fieberanfällen herum. Ein ernstliches Problem waren ihre Augen. Beim täglichen Lesen und Schreiben in ihrer abgedunkelten Hinterhauskammer hatte sie sie überanstrengt. Kopfschmerzen quälten sie, und nur eine Brille hätte Besserung bringen können. Um sich eine solche anmessen zu lassen, hätte sie, begleitet von Miep Gies, einen Augenarzt aufsuchen müssen. Der Familienrat tagte – und winkte schliesslich ab. Es wäre ein Spiel mit dem Tod, auf die Strasse zu gehen! Anne sollte künftig lieber weniger stenographieren und lesen.

Für Unruhe sorgte zudem Annes Neigung zu psychosomatischen Überreaktionen: Wenn sie erschrak, schlug ihr Körper sofort Alarm. *«Heute Abend... klingelte es lang, laut und durchdringend»*, beschrieb sie ihre Zustände im November 1943, *«in diesem Augenblick wurde ich weiss, bekam Bauchweh und Herzklopfen und das alles vor Angst!»* Anne war deshalb nicht hysterisch. Neben beängstigenden Gerüchten gab es fürwahr genug reale Bedrohungen.

Oft kündeten sie sich aus der Ferne an und näherten sich unter lautem Sirenengeheul. Jeder Fliegeralarm warf Anne aus der Bahn – und nur in den Armen ihres Vaters konnte sie sich wieder beruhigen. *«Wir haben keine Nacht mehr Ruhe, ich habe schwarze Ringe unter den Augen durch den Mangel an Schlaf.»*

Dann wieder kamen sie ganz nahe ans Hinterhaus – in dicken Rauchwolken aus der unmittelbaren Nachbarschaft etwa. Was, wenn Flammen auf das Hinterhaus Übergriffen? Knapp vier Monate vor

dem Untertauchen der Franks hatte es in der Prinsengracht 263 schon einmal gebrannt. Verpackungsmaterial im Lager hatte Feuer gefangen, ein Feuerwehr- und Polizeieinsatz war nötig gewesen. Während das Personal auf die Strasse geflüchtet war, hatten die Einsatzleute nicht nur das Lager, sondern auch das Hinterhaus und dessen Dachboden genau untersucht und vor allem die fehlenden Feuerlöscher beanstandet.²⁴⁷ Inzwischen waren in der Nähe mehrfach Brandbomben gefallen.

Und was, wenn – wie es im Februar 1944 plötzlich die Runde machte – die deutschen Besatzer, um den Alliierten den Weg zu versperren, tatsächlich die ganze Gegend unter Wasser setzen würden? Wohin sollten sie als illegale Juden fliehen? Obwohl sie darauf keine Antwort hatten, trafen sie allerhand Vorkehrungen, stellten gepackte Fluchtrucksäcke bereit und erwogen, Säckchen für ihre Geldreserven zu nähen, die man, unter der Kleidung versteckt, um den Hals tragen konnte.

Das Geld – es wurde im Lauf der Monate bedrohlich knapper. Wovon sollten sie leben, was sollten sie essen, wenn es ihnen ganz ausginge?

Die Franks und die van Pels' führten getrennte Kassen, und während Otto Frank als eigentlicher Inhaber von *Opekta* und *Gies & Co* anscheinend auch im Versteck mit einem bescheidenen Einkommen rechnen konnte, geriet die Familie van Pels im Oktober 1943 in akute Geldnot. Seine letzten hundert Gulden fielen Hermann van Pels zu allem Überfluss eines Abends bei seinem Ausflug in die Lagerräume des Vorderhauses aus der Tasche – samt Portemonnaie. Am nächsten Morgen fand ein Lagerarbeiter, der erst seit kurzem für *Gies & Co* arbeitete, die Börse. Er brachte sie – ohne Inhalt – zu Victor Kugler und liess nicht locker, zu erfahren, wessen Eigentum sie sei. Nicht nur, dass van Pels sein Geld los war – auch das Misstrauen des neuen Lagerleiters war geweckt. Sein Name war Willem Gerard van Maaren.

Im Hinterhaus dürfte man versucht haben, den Vorfall, eine jener Unachtsamkeiten, die die Versteckten Kopf und Kragen kosten konn-

ten, nicht unnötig hochzuspielen. Es war ohnehin schon ein Drama, dass Auguste van Pels sich von ihrem Pelzmantel trennen musste, für den Miep Gies schliesslich einen Käufer auf dem Schwarzmarkt fand. Für die täglichen Zigaretten von Kettenraucher Hermann van Pels reichte es trotzdem kaum noch; und je weniger er rauchte, desto schlechter wurde seine Laune.

Auch die finanziellen Reserven der Franks schrumpften mit der Zeit, auch sie mussten sich von Wertsachen trennen. «... *der Boden der schwarzen Kasse ist zu sehen, wovon werden wir im nächsten Monat leben?*», fragte sich Anne Anfang Juni 1944. «Als nach einiger Zeit das Geld knapp wurde, haben Miep Gies und Johannes Kleiman einen Teil unseres Schmuckes verkauft», beschrieb Otto Frank die Situation rückblickend 1971, «Herr Kugler hat Gewürze verkauft ohne die Einnahmen zu verbuchen, um mit diesem Geld unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Neben dem Essen brauchten wir natürlich viele andere Waren: Toilette-Artikel, Medizin ... Bücher und anderes Material, um uns zu beschäftigen.»²⁴⁸

Ausgeliefert. Oft drang die Gefahr ins Hinterhaus selbst vor, manchmal sogar bis vor den Drehschrank, hinter dem sich die Tür zum Hinterhaus befand. Sie kam mit jedem Menschen, der das Haus betrat oder auch nur beobachtete, aber nicht eingeweiht war. Mitwisser konnten die Untertaucher gefährden, selbst wenn sie keine bösen Absichten hegten. Unnötige Geräusche zu vermeiden, sich für die Aussenwelt – im Vorderhaus der Prinsengracht 263 und in der Nachbarschaft – nicht nur unsichtbar, sondern möglichst unhörbar zu machen, war das wenige, was die Untertaucher selbst zu ihrer Sicherheit beitragen konnten. In die monatelange Routine schlichen sich nur zu leicht Arglosigkeit oder gar Leichtsinns. «*Damit beginnt und endet jede Unvorsichtigkeit: ‚Das sieht man doch nicht, das hört man nicht, darauf achtet niemand‘, es ist leicht gesagt, aber würde es wohl mit*

der Wahrheit übereinstimmen?», fragte Anne im November 1943 so bestürzt wie scharfsinnig.

Lautes Quietschen, Knarren und Poltern sollen die Untertaucher allabendlich heraufbeschwört haben, wenn sie ihr Nachtlager vorbereiteten, Stühle und Tische aus dem Weg schafften und die Betten zurechtschoben. Was, wenn jemand auf die Geräusche aus dem Hinterhaus aufmerksam wurde? Wenn jemand nachforschte, wer beispielsweise das *«Stampfen des Staubsaugers»* verschuldete? Was, wenn Peter van Pels' dumpfe Schläge, die beim Holzhacken aus dem offenen Fenster drangen, die Nachbarn aufschreckten? Und musste nicht längst aufgefallen sein, dass das eine oder andere Fenster des Hinterhauses gelegentlich einen Spalt weit offenstand? Dass der Ofen auch dann Rauch durch den Schornstein der Prinsengracht 263 blies, wenn das Vorderhaus verwaist war?

Heute ist der Jordaan zwischen Nassaukade und dem nördlichen Ende der Prinsengracht eine der begehrtesten Wohngegenden Amsterdams. Damals war er das Elendsviertel der Stadt. Die Mehrzahl seiner Bewohner lebte an der Armutsgrenze; wer es sich leisten konnte, verliess das Viertel nach Feierabend. Die Grachtenhäuser aus dem 17. Jahrhundert, die hauptsächlich als Lagerräume und Werkstätten oder als minderwertige Mietshäuser genutzt wurden, verfielen, bei warmer Witterung stiegen von den Grachten üble, modrige Gerüche auf. Eine fremde Welt für Anne, die das schicke Neubaugebiet um den Merwedeplein gewohnt war und das Büro des Vaters selten besucht hatte. *«Die Menschen sehen ... nicht so anziehend aus und vor allem die Kinder sind zu schmutzig, um [sie] mit der Zunge anzufassen, richtige Gossenkinder mit Rotznasen; ihre Sprache [das sogenannte plat-Amsterdams] kann ich kaum verstehen»*, bemerkte Anne. Horchten die Anrainer auf, wenn sie fremde Geräusche wahrnahmen? Oder waren sie in den Kriegstagen mit dem eigenen Überleben beschäftigt? Wie viele von ihnen kümmerte es, dass in den verwinkel-

ten Häusern der Umgebung vielleicht Hunderte, vielleicht noch mehr Untertaucher Unterschlupf genommen hatten?

Die meisten Nachbarn, erfuhr Otto Frank nach dem Krieg, stellten früher oder später Vermutungen an. Die einen hatten eine Klospülung rauschen hören, andere hatten Stimmen vernommen. Ein Lichtstrahl oder ein im Halbdunkel vorbeihuschender Schatten hatten wieder andere verwundert. Manche, so stellte sich nachträglich heraus, glaubten sogar zu wissen, wer da mehr als zwei Jahre lang hinter den Mauern der Prinsengracht 263 lebte. Mit Sicherheit wurde hier und da getuschelt.

«Heute Morgen waren wir froh dass der Installateur nicht kam ... denn [er] kennt... das ganze Haus, wir mussten daher so still wie Mäuschen sein.» Ein andermal hielt ein unangekündigter Zimmermann sie in Atem. *«Weil sie unten so gescheit sind haben sie uns nicht gewarnt... Die Folge war, dass wir überhaupt nicht leise waren bis ich draussen, auf dem Treppenabsatz gegenüber unserer Schranktür laute Hammerschläge hörte»*, schrieb Anne. *«Ich hatte schreckliche Angst und dachte unsere letzte Stunde hätte geschlagen.»*

Unter Strom standen die Versteckten auch, wenn Apo Lewinsohn im Haus war, der in Victor Kuglers Auftrag in der Versuchsküche forschte und experimentierte. *«Er kennt das ganze Haus sehr gut und darum haben wir ständig Angst, dass es ihm einfallen könnte, auch mal das frühere Labor zu besichtigen.»*

Dass von Arthur Lewinsohn Gefahr ausging, ist indes unwahrscheinlich. Er war umtriebiger. Er sprach mit vielen Menschen. Aber er war selbst gefährdet. Zwar hatte er sich – als Fachmann in der Ersatzmittelindustrie für Lebensmittel – beim *Joodse Raad* unentbehrlich machen können, doch hatte er bereits erfahren, wie schnell sogenannte Freistellungen ihren Wert verloren. In der Nacht vom 8. August 1942 war er aus seiner Wohnung geholt und in die Sammelstelle

Joodsche Schouwburg eingeliefert worden. «Mithilfe eines Berliner Polizeiwachmeisters, der zufällig Dienst hatte, gelang es mir zu flüchten», gab Arthur Lewinsohn in den fünfziger Jahren zu Protokoll. «Später wurde ich durch Beziehungen legalisiert und blieb, bis auf einige nächtliche Versuche, mich abzuholen, die ich durch Militärpapiere (Auszeichnungen) vereiteln konnte, unbehelligt, bis ich am 21. Mai 1943 einen Aufruf ins Lager Westerborg [sic] erhielt.»²⁴⁹

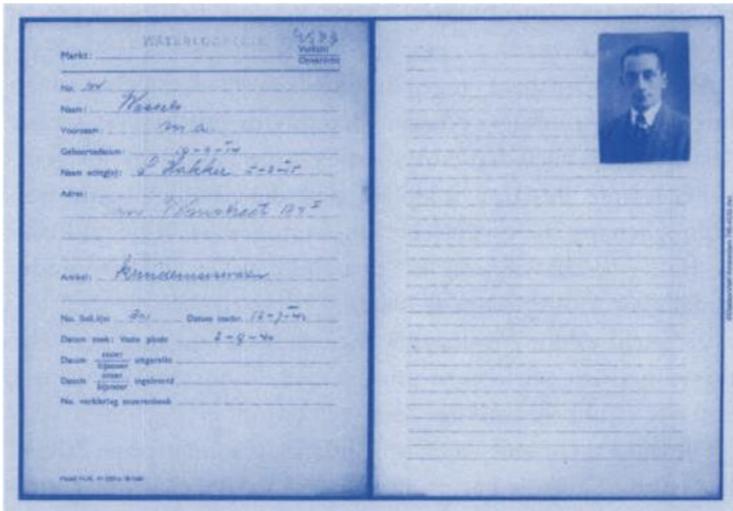
Anfang 1943 sorgte der Verkauf der Prinsengracht 263 für Unruhe im Hinterhaus. Der bisherige Eigentümer, Frederik Johannes Pieron, ein Schmied, hatte das Hinterhaus von 1901 bis in die dreissiger Jahre selbst bewohnt, im Vorderhaus hatte er seine Werkstatt betrieben. Schliesslich hatte er das Gebäude vermietet, zuletzt an *Opekta*. Dass er es nun loswerden wollte, kam für die Mieter Kleiman und Kugler überraschend und muss eine weitere Krise ausgelöst haben – jedenfalls für bestimmte Zeit.

Konnten die Untertaucher künftig noch in dem Versteck bleiben? Was wussten sie über den neuen Eigentümer, den damals erst neunundzwanzigjährigen Maurits «Max» Alexander Wessels?²⁵⁰

Als unstete und aufbrausende Spielernatur mit über grossem Ego beschreiben ihn seine Nachfahren. Aber er war auch ein gewitzter Geschäftsmann, besass eine Marktlizenz, handelte ursprünglich mit Alteisen, später angeblich auch mit Zucker, Gewürzen und Surrogaten, war an der Süswarenfabrik seines Grossvaters beteiligt und baute zudem ein Standbein im Handel mit Altpapier auf. Und er war Jude.

«... zum Glück war Herr Kleiman anwesend, der den Herren alles gezeigt hat bis auf unser Hinterhäuschen, er hatte angeblich den Schlüssel von der Zwischentür zu Hause vergessen», schrieb Anne, nachdem «der neue Hausbesitzer mit einem Architekten» in der Prinsengracht vorstelltig geworden war.

Was während dieser Besichtigung besprochen wurde, ist nicht überliefert. Ob Johannes Kleiman und Otto Frank Herrn Wessels bereits kannten, weil sie, wie einer dieser Nachfahren zu wissen meint,



Maurits Alexander Wessels (1914-1986).

über die Süßwarenfabrik Geschäftsbeziehungen pflegten? Ob sie wussten, dass Wessels – wie dessen Mutter und mit welchen Kniffen auch immer – in den Besitz eines «Ariernachweises» gekommen war? Dass ihm angeblich Hans Georg Calmeyer dazu verholfen hatte, der als Jurist und Abteilungsleiter «Innere Verwaltung» im «Reichskommissariat für die besetzten niederländischen Gebiete» mehrere Tausend Juden vor der Deportation bewahrte, indem er sie als «Halbjuden», «Vierteljuden» oder «Zweifelsfälle» einstufen liess?²⁵¹ Ob sie deshalb davon ausgingen, dass der geschäftige Wessels vor Enteignung und Deportation geschützt war – oder sich selbst zu schützen verstand?

Ursprünglich erwarb Wessels das Gebäude wohl, um von dort aus seinen Altpapierhandel zu betreiben – in unmittelbarer Nähe zur Konkurrenz. Das Sammeln von Altpapier galt als «kriegswichtig», das Papier wurde unter anderem als Baustoff verwendet. War es günstiger Zufall oder Ergebnis einer Verabredung, dass Wessels sein Unterneh-

men schliesslich auf dem zehn Minuten entfernten Groenburgwal ansiedelte und die Prinsengracht 263 selbst nie bezog?

Antworten auf diese Fragen könnten klären, ob die Versteckten durch den Eigentümerwechsel in Bedrängnis gerieten. Dass Anne Herrn Wessels nach dem Vorfall im Februar 1943 nicht noch einmal erwähnte, muss nicht heissen, dass die Gefahr gebannt war. Womöglich war die Verunsicherung so gross, dass Otto Frank und die Helfer beschlossen, sie vor den anderen Versteckten und jedenfalls vor Anne geheim zu halten.

Vielleicht zählte Wessels aber sogar zu den Eingeweihten oder unerwünschten Mitwissern um das Geheimnis der Versteckten. Und wer erfuhr im Lauf der Zeit noch davon?

Für wiederkehrende Panik im Hinterhaus sorgten ohne Zweifel die Ganoven, die die Lagerräume nachts nach Gewürzen durchsuchten, um sie auf dem Schwarzmarkt abzusetzen. Nach mehr als drei Jahren Krieg waren Einbrüche in ganz Holland an der Tagesordnung. Ihre Not verleitete die Menschen zum Stehlen. *«Was lose und was fest ist wird gestohlen, du darfst deine Wohnung nie allein lassen, denn in den fünf Minuten die du weg bist, ist dein Kram auch weg»*, notierte Anne am 29. März 1944.

Nach mehreren missglückten Versuchen war es Einbrechern schon im Juli 1943 gelungen, die Aussentür mit einem Stemmeisen einzustossen, die Lagertür aufzubrechen und Zucker, Lebensmittelmarken und Geld mitzunehmen. Selbstverständlich verzichteten die Helfer auf den nach solchen Vorfällen nächstliegenden Schritt, die Polizei zu verständigen. Vor ihr hatten die Untertaucher grössere Angst als vor den Gaunern – manchmal auch nur harmlosen Jungen, die ihren Mut erproben und mit ihrer Beute so schnell wie möglich verschwinden wollten. Einer dieser jugendlichen Diebe aus der Nachbarschaft – Hans Wijnberg von der Prinsengracht 251 – sagte später aus, er habe, als er eines Abends über die Mauer in den Hinterhof von Hausnummer 263 stieg, durch das Fenster zu Otto Franks Privatkantor ein Mädchen erblickt. Hinterher war ihm deutlich geworden, dass es Anne Frank war.²⁵²

Mindestens zwei weitere Male drangen Diebe ins Lager der Prinsegracht 263 vor. In der Nacht vom 9. auf den 10. April 1944 bemerkte der Nachtwächter Martinus Siegers ein fehlendes Brett in der Eingangstür und holte – vorschriftsgemäss – einen Polizisten zu Hilfe.²⁵³ Siegers und Cornelis den Boef durchforsteten das Gebäude, kamen bis zu dem Drehschrank, hinter dem sich der Eingang zum Hinterhaus verbarg, und rüttelten gar daran. *«Keiner von uns allen hat sich je in solch einer Gefahr befunden wie ... diese Nacht»*, beschrieb Anne ihre *«angstvollsten Augenblicke»*. *«Gott hat uns wohl sehr beschützt, stell dir mal vor, die Polizei an unserem Versteckschrank, das Licht davor an und wir bleiben noch unbemerkt.»*

Am folgenden Tag beauftragte Jan Gies den Nachtwächter, das Bürogebäude – wie so viele Häuser in der Nachbarschaft – künftig zu überwachen. Ob die Helfer und ihre Schützlinge tatsächlich annahmen, dass Siegers seinen Dienst erfüllen würde, ohne Fragen zu stellen? Oder ob sie, indem sie ihn anheuerteten, die Flucht nach vorne antraten, um nicht noch mehr Argwohn zu erregen?

Die zugänglichen Akten belasten Siegers nicht. Umso mehr interessiert, warum er gerade Cornelis den Boef zu Hilfe holte. Hatte Siegers keine andere Wahl, weil den Boef in dieser Nacht eben Dienst hatte? War es also ein weiterer Zufall? Oder kannte er ihn und wusste gar, dass er mit ihm einen engagierten NSBler und Mitglied der Rechtsfront der NSB, tatsächlich also eine enorme Gefahr für alle Regimegegner und Untertaucher, ins Hinterhaus lotste?²⁵⁴

Und was wollte Genzinus Gringhuis von dem Nachtwächter, als er im Januar 1944 dessen Namen in sein Notizbuch schrieb? Gringhuis, einer jener Amsterdamer Polizisten, die der Abteilung IV B 4 der Sicherheitspolizei – dem Judenreferat nach Vorbild von Adolf Eichmanns Abteilung in Berlin – zuarbeiteten, regelmässig in der Gegend Juden verhafteten und dafür hemmungslos Kopfgeld kassierten.²⁵⁵ Zwei weitere von vielen Rätseln, die nicht mehr zu lösen sind.

«Jeden Tag wird unser Lebensraum kleiner», klagte Anne zu jener Zeit. Doch trotz ihrer Angst, entdeckt, deportiert und getötet zu werden, richtete sie sich an ihren Plänen für die Zukunft auf und formulierte immer wieder ihre Hoffnung auf Rettung. Eine Hoffnung, die sich aus ihrem Lebenswillen, aus ihrem Interesse am Leben nährte. Umso irritierter war sie, als sie gegen Ende Mai 1944 hörte, «*dass deutsche Juden, die in die Niederlande emigriert sind und jetzt in Polen sind, nicht mehr in die Niederlande zurückkommen dürfen, sie hatten in den Niederlanden Asylrecht, aber müssen, wenn Hitler weg ist, wieder nach Deutschland zurück*». Anne ging wohl davon aus, dass diese Entscheidung auch sie, die illegal in Holland geblieben war, betreffen werde. Eine schreckliche Vorstellung – Anne fühlte sich längst als Niederländerin. So sehr, dass sie sich nach dem Krieg unbedingt um die holländische Staatsbürgerschaft bemühen wollte: «*Und wenn ich dann an die Königin selbst schreiben muss, ich werde nicht weichen, bevor mein Ziel erreicht ist!*»

Die Deutschen lehnte sie ab, und dass die Vierzehnjährige sie in ihrer Not alle in einen Topf warf, verwundert nicht. «*Es gibt keine grössere Feindschaft als die zwischen Deutschen und Juden*», stellte sie rigoros fest und meinte damit die Bevölkerung Deutschlands ebenso wie die Österreichs. Zwar zeigte sie sich einsichtig, als Otto Frank sie vor Pauschal- und Vorurteilen warnte und auf die Verantwortung des Individuums aufmerksam machte. Zwar horchte sie auf, als Otto sie an deutsche Freunde der Franks erinnerte, Gertrud Naumann etwa oder Ottos frühere Sekretärin Frau Schneider, die seiner Cousine zur Flucht nach Luxemburg verholfen hatte. Oder daran, dass ihre treuen Helfer Victor Kugler und Miep Gies geborene Österreicher waren.

Doch Anne stand im Konflikt. Einerseits hörte sie immer wieder auch deutsche Radioprogramme und las deutsche Bücher – die deutsche Kultur war ein Teil von ihr. Andererseits wehrte sie sich gegen die deutsche Identität, die ihr in die Wiege gelegt wurde. Schliesslich stand ihr Entschluss aber fest: Die Deutschen waren Barbaren, die

deutsche Sprache eine bellende Barbarensprache – mit beiden wollte sie künftig möglichst wenig in Berührung kommen. Und mit Herrn Kugler und Miep Gies sprach sie ohnehin holländisch.

«Miep sagt oft, dass sie uns hier beneidet, weil wir hier Ruhe haben.»
An ihrer Verantwortung für die acht Untergetauchten hatten alle Helfer schwer zu tragen. Wurde auch vieles von ihrer selbstlosen Fürsorge über die Monate zur Gewohnheit, so fielen der Druck, das Misstrauen gegen die Umwelt doch in keinem Augenblick von ihnen ab.

Wie es im Inneren der Helfer aussah, darüber ist wenig zu erfahren. Sie sprachen ungerne von sich selbst. Zum einen wollten sie nicht zu Helden stilisiert werden; was sie taten, taten sie selbstverständlich und in dem Bewusstsein, dass es um das Leben ihrer Schützlinge ging. Zum anderen hatten sie gelernt zu schweigen. Der Krieg und insbesondere die Besetzung durch die Deutschen verboten Geschwätzigkeit. Man erwähnte nicht, auf wessen Seite man stand. Denunzianten wie Job Jansen, der seinen ehemaligen Chef Otto Frank wegen deutschfeindlicher Äusserungen anschwärzte, gab es allerhand. Man hütete sich davor, jemanden voreilig ins Vertrauen zu ziehen und gar in seine Sorgen um die Versteckten einzuweihen. Jedes Wort konnte ein Wort zu viel sein. Nicht einmal untereinander sprachen die Helfer mehr als das Notwendigste.

Wenigen Menschen ist es jedoch gegeben, ihre Sorgen auf die Dauer ausschliesslich mit sich selbst auszumachen. Victor Kugler zum Beispiel, der Otto Franks Stelle im Büro eingenommen hatte und sich deshalb für das Schicksal der acht Versteckten verantwortlich fühlte, steckte den Druck, der auf ihm lastete, im Lauf der Zeit immer schlechter weg. «Kugler hat ja nie seiner Frau etwas erzählt in den

zwei Jahren und alles mit sich allein herumgetragen», wusste Otto Frank. «Er ist selbst ein nervöser Mensch und hat darunter gelitten.»²⁵⁶ Anne fand drastischere Worte für Kuglers Not, «*dem die kolossale Verantwortung [für] uns 8 manchmal zu gross wird und der fast nicht mehr sprechen kann vor unterdrückter Nervosität und Aufregung.*»

Anfang der zwanziger Jahre hatte Kugler die fünf Jahre ältere Niederländerin Laura Maria Buntentbach kennengelernt. Damals war er knapp über zwanzig Jahre alt und auf befristete Zeit nach Utrecht gekommen, um als Maschinenschlosser im Auftrag der *Deutschen Maschinenfabrik AG* (Demag) Montagearbeiten zu verrichten. Aus Liebe liess er sich schliesslich in Holland nieder, 1928 heiratete das Paar (und blieb kinderlos), inzwischen wohnte es in Hilversum. Frau Kuglers Gesundheitszustand war labil. Über ihre politischen Überzeugungen wissen wir nichts.

Als Victor Kugler dem Hinterhaus als Helfer abhandenzukommen drohte, weihte er die Bewohner ein und beunruhigte damit auch Anne. «*Heute Morgen wusste ich in der Tat noch nicht, was noch über unserem Haupt schwebte*», schrieb sie an einem Märznachmittag 1944. «*Kugler hat nämlich einen Aufruf zum Arbeitsdienst bekommen.*» Zwar konnte er rechtzeitig ein ärztliches Attest aufreiben und sich von dem Einsatz freistellen lassen, doch Mitte Juni folgte bereits der nächste Aufruf.

So bedroht fühlte Kugler sich offenbar, dass er sich Anfang des Jahres gefälschte Papiere beschafft hatte.²⁵⁷ Ob er den Ausweis auf den Namen Johannes Kuinders tatsächlich benutzte, ist aber unklar. Eindeutig ist hingegen, dass der NSB-Bürgermeister von Hilversum, «ein Fanatiker», die arbeitsfähigen Männer Hilversums ins Visier nahm – auch Kugler.²⁵⁸ Und dass zudem die NSDAP-Dienststelle in Hilversum Interesse an ihm zeigte und ihn deshalb mit Nachdruck zu einem Gespräch vorlud.²⁵⁹

Dass es just zu der Stunde, als Kugler – seit Ende Mai 1938 Staatsbürger der Niederlande – sich «im deutschen Heim» Hilversum einfinden sollte, an der Eingangstür zur Prinsengracht 263 «*lang, laut*

und durchdringend» klingelte, mag nur Zufall sein. Vielleicht aber suchte jemand gezielt nach dem Arbeitsdienstverweigerer.

Anne jedenfalls bewegte das Ereignis dazu, ihrem Tagebuch von ihren wiederkehrenden Angstträumen zu berichten: *«Abends im Bett sehe ich mich allein in einem Kerker, ohne Vater und Mutter. Oder manchmal irre ich auf der Strasse herum, oder unser Hinterhaus steht in Brand, oder sie kommen uns nachts holen und ich lege mich vor Verzweiflung unter mein Bett.»* Das schrieb sie in dem Gefühl, *«dies alles kann sofort passieren!»*

Dass einer der Helfer vorübergehend oder ganz ausfallen könnte, lag als ständige Bedrohung in der Luft. Wie sehr sie nicht nur von deren starken Nerven, sondern auch von ihrer Gesundheit abhängig waren, bekamen die Untertaucher regelmässig zu spüren.

Als *«bei Bep daheim Dyphterie herrschte»*, durfte sie sechs Wochen lang nicht mit den Untertauchern in Berührung kommen. Das traf besonders Anne. Sie fühlte sich der jüngsten der Helfer, die als «reiner Gefühlsmensch» beschrieben wird, als zurückhaltend und leicht ergriffen, aber grundsätzlich heiterer Natur, inzwischen freundschaftlich verbunden.²⁶⁰ *«Sowohl wegen Essen als wegen Einkäufe ist das sehr unangenehm»*, klagte Anne, *«von der Ungeselligkeit noch gar nicht zu sprechen.»*

Zur selben Zeit fehlte auch Johannes Kleiman. *«Unser Aufheiterer»* – so nannte Anne ihn – war magenkrank, er musste manchmal über mehrere Wochen das Bett hüten und seine Schützlinge, so dachte er, im Stich lassen. Im Gegensatz zu Kugler konnte er seine Ängste und Sorgen zwar mit seiner Frau Joke besprechen, zu seltenen Gelegenheiten begleitete sie ihn sogar ins Hinterhaus. Und auch sein Bruder war, wie wir wissen, eingeweiht. Eine durch und durch sozialdemokratische Familie. Cousin Dirk diente dem Widerstand als Drucker. Er starb in der Haft in Deutschland.

Vor seiner Tochter musste Johannes Kleiman den unbeschwerten Vater mimen. Jopie, die in Annes Alter war und mit Annes Freundin Jacque van Maarsen im selben Hockeyclub spielte, sollte mit dem Ge-

heimnis nicht belastet werden.²⁶¹ Das verstärkte den Druck, unter den Kleiman sich setzte, nur noch mehr – und damit wurden seine Magenprobleme immer schlimmer. Fast den gesamten April 1943 verbrachte er im Bett und versäumte deshalb auch den neuerlichen Besuch von Repräsentanten der Frankfurter *Pomosing-Werke*. Dabei hatte Otto Frank gerade seinen Freund und Vertrauten Kleiman so gut auf dieses Treffen vorbereitet. Nun musste er im letzten Augenblick Victor Kugler für die Verhandlungen rüsten. Schliesslich ging es nicht nur um die Pektinlieferungen, sondern weiterhin um die Selbständigkeit der holländischen *Opekta* [siehe Kap. 6] – und damit nicht zuletzt um den finanziellen Rückhalt und die Sicherheit der Versteckten.

Auch wenn es Kugler anscheinend gelang, die Frankfurter Herren neuerlich hinzuhalten, plagten ihn immer neue Sorgen. Mehrfach gestand Anne ihrem Tagebuch, welchen Ärger Kugler im Verlauf des folgenden Jahres über die gelegentlichen Unvorsichtigkeiten der Untertaucher aufstaute. Den Gefahren zum Trotz wollten sie vorerst nicht darauf verzichten, sich nach Feierabend im ganzen Haus zu bewegen. Das schien Kugler – völlig zu Recht – viel zu gewagt.

Im April 1944 musste er abermals Nervenstärke beweisen. Wie so oft stand an diesem Tag das Fenster zu Annes und Fritz Pfefferss Kammer einen Spalt weit offen. Das erregte die Neugierde des «*Chef [s] von Keg*», so Anne, der Amsterdamer Vertriebsstelle des alteingesessenen Tee- und Kaffeehändlers. Er schaffte aus dem Nachbarhaus eine Leiter herbei, um der Sache auf den Grund zu gehen. «*Kugler konnte ihn gerade noch zurückhalten, da die Leiter glücklicherweise zu kurz war*», vertraute Anne ihrem Tagebuch an. Dass der Beinahe-Eindringling seine Nachforschungen danach aufgab, ist unwahrscheinlich. Umso verständlicher, dass Kugler Mühe hatte, einen kühlen Kopf zu bewahren. Sogar Johannes Kleiman musste er schonen. Nach wiederkehrenden Blutungen war der Kollege Mitte September 1943 operiert worden und abermals vier lange Wochen ausgefallen,

und auch danach ging sein Leiden weiter. Für den Fall, dass er eines Tages gar nicht mehr ins Büro zurückkehren könnte – aus gesundheitlichen Gründen oder wenn er verhaftet würde –, hatte der Buchhalter in ihm vorausgedacht und Gehälter für die Angestellten zurückgelegt.

Löcher in der Versorgungskette spürten die Versteckten bereits, wenn beispielsweise Miep und Jan Gies, wie im Januar 1944, wegen einer Magenverstimmung zwei Tage ausfielen. An Miep hing schliesslich – mehr noch als an den anderen Helfern – der Nachschub an frischen Lebensmitteln. Was auf den schnellen Blick nach Routine aussah, forderte sie täglich von neuem heraus. Was, wenn jemand Verdacht schöpfte, für wen sie so viel Gemüse oder Fleisch in das Bürogebäude trug? Wenn jemand sie anschwärzte? Im Notfall würde sie natürlich aussagen, dass sie für die Angestellten von *Opekta* und *Pectacon* einkaufte und kochte. Aber würde man ihr glauben?

Dass ihr Gemüsehändler Henk van Hoeve *«viel vermutete»*, wie er Jan Gies im April 1944, unmittelbar nach einem der Einbrüche in das Lager der Prinsengracht 263 andeutete, musste die Untertaucher vorerst nicht beunruhigen. Van Hoeve und seine Frau hielten selbst zwei Juden versteckt. Doch *«die Schweigsamkeit half nichts. Man wurde verpiffen»*, erfuhren die van Hoeses.²⁶² Ende Mai 1944 überraschten vier SD-Männer den Gemüsehändler und verhafteten nicht nur seine beiden Untertaucher, sondern auch ihn. *«Das wird Hungern werden»*, sorgte sich Anne, *«aber alles ist nicht so schlimm wie entdeckt zu werden.»*

Würde der Sicherheitsdienst van Hoeve zum Reden bringen? Würde er ihm Hafterleichterung anbieten, wenn er Hinweise, gar Namen lieferte? Namen anderer Widerständler, Hinweise auf versteckte Juden? Miep und Jan Gies handelten verantwortungsvoll, als sie entschieden, ihren Schützlingen wenig von ihren konkreten Widerstandsaktivitäten ausserhalb des Hinterhauses zu erzählen. Otto Frank murkte ja bereits, weil Miep Post zwischen Fritz Pfeffer und seiner Verlobten Charlotte Kaletta beförderte. Miep unterschätzte das Risiko nicht, doch ihr Mitleid für den einsamen Zahnarzt war stärker.



Otto Frank mit den Helfern Miep Gies, Johannes Kleiman, Victor Kugler und Bep Voskuijl, Foto ca. 1945.

Von dem Unfall im August 1943, bei dem ein SS-Motorrad ihr Fahrrad anfuhr, während sie ein «*verbotenes Buch*» für Pfeffer im Gepäck hatte, liess sie sich nur vorübergehend aus der Fassung bringen. «*Sie verlor die Nerven*», gab Anne den Vorfall wieder, «*schrie: elende Schufte und fuhr weiter.*» Abhalten konnten derlei Zwischenfälle sie nicht.

Neben den Franks, der Familie van Pels und Fritz Pfeffer kümmerten Miep und Jan sich auch um Bekannte und Freunde in Hilversum. Sie hielten Kontakt zur früheren Opekta-Mitarbeiterin Isa Cauvern und deren Mann Ab, die an verschiedenen Adressen untergetaucht waren, Isa mit der inzwischen etwa dreijährigen Tochter Ruth, deren Geburt (im September 1941) Anne genug bedeutet hatte, um die Geburtsanzeige nachträglich in ihr Tagebuch zu kleben. Und sie folgten der Bitte von Henderina Saartje Stoppelman, in deren Amsterdamer Wohnung an der Hunzestraat sie auf Otto Franks Vermittlung zur Untermiete wohnten, und besuchten sie, wenn ihre Zeit es zuliess.

Unter dem Decknamen Antje hatte Frau Stoppelman bei ihrer Be-

kannten Catharina van der Horst in Hilversum (und nicht, wie Anne schon im Oktober 1942 mutmasste, in Bussum) Zuflucht gesucht, und doch kam sie mit der Einsamkeit in ihrem Versteck schlecht zurecht, erlaubte sich gelegentliche lange Spaziergänge in die Umgebung und gefährdete damit nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Helfer. Wie würde sie sich im Fall einer Polizeikontrolle herausreden? Sie wusste doch auch, dass Miep und Jan im Gegenzug Frau van der Horsts Sohn Kuno bei sich in Amsterdam aufgenommen hatten. Wie so viele holländische Männer war der Student vor dem drohenden Arbeitseinsatz in Deutschland untergetaucht. Auf Dauer hielt er es – ähnlich Frau Stoppelman – in seiner Kammer aber nicht aus und musste mehrfach zur Vernunft gerufen werden, als er sein Versteck ohne Absprache verliess, etwa um seiner Leidenschaft nachzugehen und Pferderennen zu besuchen. Schliesslich ging es auch in seinem Fall nicht nur um die eigene Sicherheit, sondern um die Sicherheit seiner Helfer und all jener, die von deren Verlässlichkeit abhingen.

Kunos Glück war, dass ihn nicht nur das Ehepaar Gies geduldig umsorgte, sondern auch seine Braut und spätere Ehefrau Henny. Sie arbeitete bei einer Amsterdamer Versicherungsgesellschaft und pendelte wochentags zwischen Hilversum und Amsterdam. Regelmässig hamsterte sie Gemüse und andere Lebensmittel von Bauern aus dem Hilversumer Umland und reichte sie offenbar während ihrer Mittagspause an Miep weiter, oft mehrmals wöchentlich. Dass nicht alles Kuno allein zugutekommen, sondern auch die Untertaucher im Hinterhaus davon zehren sollten, hatten die beiden jungen Frauen abgesprochen. Henny war, wenn auch nur ins Ungefähre, eingeweiht.²⁶³

Und wer wusste sonst noch von den acht Untertauchern?

Solange sie sich auf Herrn Voskuil verlassen konnten, fühlten sie sich einigermassen behütet. Als langjähriger Lagerleiter der Prinsengracht war Beps Vater zugleich ein diskreter, gut getarnter Leibwächter der Versteckten. Er selbst hielt sich vom Hinterhaus fern und ach-

tete darauf, dass seine Mitarbeiter die vorgegebenen Arbeitszeiten genau einhielten und keinesfalls auf die Idee kamen, hinter den Lagerräumen zu schnüffeln. Ausserdem schreinerte er in Victor Kuglers Auftrag jenes schwenkbare Bücherregal, hinter dem sich die Eingangstür zum Hinterhaus verbarg. «Die Hilfsbereitschaft selbst», nannte Anne den handwerklich begabten Holländer, der sein Geheimnis anscheinend nur mit seiner Tochter Bep teilte. Alle anderen Familienmitglieder – Bep war die Älteste von acht Geschwistern – sollten nicht damit belastet werden. Deshalb erfuhr Wilhelmina, die knapp drei Jahre jünger war als Bep, erst nach dem Krieg, wie nah Anne Frank ihrer jüngsten Helferin stand. Und deshalb ahnte sie auch nicht, für wen die Nahrungsergänzungsmittel und Medikamente bestimmt waren, die Bep regelmässig bei ihr bestellte. «Wil» oder «Willy» arbeitete als Fakturistin für den Arzneimittelhersteller *Gist Brocades*. Sie wickelte Aufträge ab und fragte nicht nach.²⁶⁴

Vielleicht kultivierten die Voskuijls das Schweigen auch deshalb so konsequent, weil eine der Schwestern sich offenbar vehement zu den deutschen Besatzern hingezogen fühlte.²⁶⁵ Schon Anfang November 1941 war die damals siebzehnjährige Hendrika Petronella, die sich Nellie nannte, von der Polizei aufgegriffen worden, als sie sich in einer Hafenkneipe mit einem deutschen Unteroffizier vergnügte. Etwa neun Stunden hielt man sie in Gewahrsam, spätabends durfte ihr Vater sie auslösen.²⁶⁶

Schliesslich – wohl um den so bescheidenen wie engen Lebensumständen zu Hause zu entkommen und ohne politisches Gewissen – hatte Nellie sich sogar freiwillig in den Dienst der Deutschen gestellt. Seit etwa Ende 1942 arbeitete sie auf einem NS-Militärflughafen bei Laon im Norden Frankreichs. Im Mai 1944 erbat sie, aus Angst vor den anrückenden Alliierten, ihre Beurlaubung, kehrte nach Holland zurück und wohnte, wenn sie nicht ihren in Eindhoven stationierten deutschen Freund besuchte, wie Bep wieder zu Hause. Nach geltendem Recht war sie zu dem Zeitpunkt immer noch nicht volljährig.

Ob Nellie sich für die Gespräche zwischen Bep und dem Vater interessierte? Was sie davon aufschnappte? Sicher wird Bep abgewogen haben, was sie an die Ohren der Schwester liess. Nelliens Weg missfiel Bep, aber sie scheute sich nicht, im Hinterhaus davon zu erzählen. Es kam schliesslich häufiger vor, dass Familienmitglieder unterschiedlicher Gesinnung miteinander, zumindest nebeneinander lebten. Beps Offenheit erklärt jedenfalls, warum Anne ausführlich über Nellie berichten und zu dem Schluss kommen konnte: *«Hier glauben sie entschieden, dass [sie] nicht hundert Prozent normal ist.»*

Schon Mitte 1943 war Johannes Hendrik Voskuijl am Magen erkrankt und sollte operiert werden. Die Hoffnung, dass er bald wieder arbeiten könnte, mussten die Untertaucher, die nun bereits seit einem Jahr von ihren Helfern abhingen, aufgeben. Die Ärzte diagnostizierten Magenkrebs. *«Für uns ist es ein Unglück dass der gute Voskuijl uns nicht mehr über alles was im Lager passiert und gehört wird auf dem Laufenden hält. Er war unsere beste Hilf- und Stützkraft für die Vorsichtigkeit und wir vermissen ihn sehr.»* Für die acht Versteckten begann damit eine neue Phase der Bedrohung.

Jeder neue Lagerarbeiter, jede Putzfrau, die Victor Kugler einstellte, löste im Hinterhaus Unruhe aus. *«Wir haben vor den Lagerarbeitern noch immer Angst»*, bestätigte auch Anne.

Herrn Voskuijl – *«... es geht schnell bergab, ... der Doktor sieht den Zustand als hoffnungslos an.»* – war Willem Gerard van Maaren nachgefolgt. Er war zuvor mit einem Wäscheversandunternehmen gescheitert und in akuter Geldnot. Ein durchaus fleissiger Mann, der zupacken konnte. Und doch verlor er schnell das Vertrauen seines Vorgesetzten, denn seriös war er nicht.

Statt allein seine Pflichten zu erfüllen, spionierte er herum. Das Hinterhaus, dazu die «Heimlichtuerei» der Büroangestellten, wie er

später aussagte, weckten sein Interesse, und er wollte partout herausfinden, was in dem schmalen Anbau hinter den Lagerräumen vor sich ging. Victor Kugler hatte die Fensterscheiben des Vorderhauses, die über einen kleinen Lichthof zum Versteck schauten, mit blauer Farbe überpinseln lassen. Ein Sichtschutz. Van Maaren hatte an der Farbe gekratzt. «Wie ich ihn einmal überraschte, wie er durch eine Öffnung in der blauen Scheibe, in der die Farbe weggekratzt war, nach oben lugte», schrieb Victor Kugler viele Jahre später in einem Brief an Otto Frank, «fragte er mich, was denn da oben wäre, er wäre ja noch nie dort gewesen.»²⁶⁷ Und nachdem Kugler versucht hatte, ihn mit beschwichtigenden Worten abzuwimmeln, liess van Maaren erst recht nicht locker. Dort oben wäre doch eine Tür, das müsste doch der Zugang zum Hinterhaus sein ...

«Es muss jemandem, der ein bisschen Hirn hat wohl auffallen, dass Miep sagt sie geht ins Laboratorium, Bep ins Archiv, Kleiman zum Opekta-Vorrat und Kugler behauptet dass das Hinterhaus nicht zu dem Gebäude gehört, sondern zum Nachbarhaus», äusserte sich Anne in ihrem Tagebuch zu van Maarens Erkundungstouren. «Es könnte uns egal sein was Herr v. Maaren von diesem Zustand denkt, wenn der Mann nicht als unzuverlässig bekannt wäre und ein hohes Mass an Neugier besitzt...»

Van Maaren hatte bemerkt, dass Büro und Lagerräume in der Nacht benutzt wurden. Und wer dort im Dunkeln herumgeisterte, so schloss er, musste sich tagsüber im Hinterhaus verstecken. Wie ein Detektiv auf Verbrecherjagd legte er kleine Fallen aus, um den oder die Unbekannten zu überführen. «Er hat öfters einen kurzen Holzstab auf den Paktisch gelegt, sodass der Stab etwas über den Tisch hinausstach», erzählte Victor Kugler in seinem Brief an Otto Frank. «Da der Durchgang zwischen Tisch und den Fässern auf der anderen Seite nicht so breit war, war es sehr gut möglich, dass die Person, die da längs ging, den Stab verschob.» Zudem verstreute van Maaren gesiebtes Mehl, um Fussspuren zu sichern, und, so Kugler, «er stellte

Bleistifte auf den Kopf», um am nächsten Morgen zu prüfen, ob sie über Nacht jemand angerührt hatte.

Wann immer sein Verdacht sich zu bestätigen schien, wandte er sich an Kugler: «Bent U na sluiting nog in t magazijn geweest?» Waren Sie vergangene Nacht noch im Magazin? Kuglers Antworten befriedigten van Maaren nicht. Er löcherte ihn weiter mit unangenehmen Fragen. «Hat hier früher nicht einmal ein gewisser Herr Frank gearbeitet?», wollte er eines Tages wissen. Und als er an einem Morgen ein herrenloses Portemonnaie im Mahlraum fand – jenes Portemonnaie, das Hermann van Pels aus der Tasche gerutscht war, als er, um sich auf der Dezimalwaage zu wiegen, seine Jacke ausgezogen hatte –, war er sich ganz sicher, das Geheimnis der Büroangestellten gelüftet zu haben.

Warum ihn dieses Geheimnis überhaupt beschäftigte? Van Maaren war kein Nazi, er war auch kein Antisemit. Vielleicht liess es ihm nur deshalb keine Ruhe, weil er selbst einen *onderduiker* zu Hause versteckt hatte. Keinen verfolgten Juden, sondern seinen Sohn, der sich – wie etwa Kuno van der Horst – der Einberufung der deutschen Besatzer in den Arbeits- bzw. Wehrdienst widersetzte und um dessen Sicherheit er fraglos fürchten musste.

Vor allem aber standen ihm wohl seine persönlichen Vorteile im Sinn, und um sich diese zu sichern, dürfte er sein Katz-und-Maus-Spiel mit den Helfern vorangetrieben haben.

Kugler und Kleiman durchschauten bald, dass van Maaren regelmässig Waren aus dem Lager stahl. Einer der Lagergehilfen, Johannes Jacobus de Kok, der in der zweiten Jahreshälfte 1943 eine Weile in der Prinsengracht 263 arbeitete, half ihm dabei, das Diebesgut auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen.²⁶⁸ Und einiges spricht dafür, dass die beiden Männer ihre «Geschäftsbeziehungen» auch fortsetzten, als de Kok längst nicht mehr für *Pectacon (Gies & Co.)* und *Opekta* arbeitete. (Wegen Diebstahls und Hehlerei wurde de Kok, der sich nachweislich auch mit Nazikreisen verbündete, später mindestens zweimal festgenommen.²⁶⁹)

Teilte van Maaren seine Beobachtungen über das Hinterhaus mit de Kok? Wusste der Komplize also auch, dass der Lagerleiter seinen Vorgesetzten mit seinen Vermutungen und immer konkreteren Verdächtigungen über die Untertaucher in Schach halten konnte? Van Maaren zu entlassen, konnte Viktor Kugler seinen Schützlingen tatsächlich nicht zumuten. Keine schlechte Lage für einen schamlosen Dieb ...

Ob er dabei tatsächlich kalt und ohne Rücksicht vorging? Oder ob seine Selbstbedienungsmentalität aus seiner Not geboren und seine Neugierde die Neugierde eines Menschen mit Moral und Herz war? Die Wahrheit mag, wie so oft, dazwischenliegen.

Monate vergingen, in denen die Helfer mehr denn je um ihr Geheimnis im Hinterhaus zitterten. Was führte van Maaren noch im Schilde? War er dazu fähig, die Juden zu verraten? *«Bei uns weicht [die Spannung] niemals»*, stellte zu jener Zeit auch Anne fest, *«zwei Jahre lang nicht und wie lange wird sie noch ihre drückende, immer beklemmende Hand auf uns halten?»*

Und waren da nicht noch mehr Menschen, die das Gebäude kannten und sich untereinander austauschten, noch mehr vielleicht undichte Stellen, vor denen man sich hüten musste?

Mit wem etwa sprachen beispielsweise Johan Marie Joseph Broks und seine Frau Anna Sophia, kurz Ans? Beide arbeiteten für Otto Frank, er als Vertreter, sie ursprünglich als Vorführdame. Vor seinem Untertauchen hatte Otto sie in seinen angeblichen Plan eingeweiht, nach Belgien und von dort vielleicht in die Schweiz zu fliehen, und ihnen, wie auch seinem Geschäftspartner und Freund Joop Hofhuis in Hilversum oder Miep und Jan Gies, einen Teil seiner Habe, auch Kleidung der Familie Frank anvertraut. Dass Johan Broks Ottos Fluchtgeschichte nicht glauben wollte, kam unerwartet. Johannes Kleiman bemühte sich, Überzeugungsarbeit zu leisten – wohl vergeblich.

Nicht auszuschliessen, dass Broks – für Anne einer der *«Gefährlichen»* – auch zu jener Zeit noch in Kontakt zu Job Jansen stand, je-

nem Job Jansen, der gelegentlich als Messebauer bei *Opekta* ausgeholfen und Otto Frank wegen angeblichen Landesverrats angeschwärzt hatte. Dass der zu Aggressionen und Ad-hoc-Handlungen neigende Antisemit just jenes Wohnheim in Den Haag bewohnte, in dem etwa zwei Jahre vorher (und vor der Hochzeit mit Ans) Johan Broks gewohnt hatte, lässt argwöhnen, dass man sich kannte.

Ob Broks den Fehler beging, mit Job Jansen über die Franks zu mutmassen? Ob er überhaupt Gelegenheit dazu hatte? Annes Bemerkungen vom Mai 1944 jedenfalls machen deutlich, wie sehr sie sich – bei aller Freundschaft – vor den Broks in Acht nahm. In jenem Monat wurde Ans Broks – wohl pro forma – zur Vorsitzenden von *Gies & Co.* bestellt. Ihre Ankündigung, von nun an jeden Mittag im Büro der Prinsengracht zu verbringen, versetzte das Hinterhaus jedoch in Panik und legte sich erst wieder, als «*die Gefahr Ans Broks*» (Anne) gebannt war.

Und muss man sich in diesem unheilschwangeren Beziehungsgeflecht auch Tonny Ahlers vorstellen, der sich im Frühling 1942 als Retter vor Jansens Denunziationsbrief in Otto Franks Leben geschlichen hatte und danach nicht einfach von der Bildfläche verschwunden war?

Auch nach dem Untertauchen der Franks fiel Ahlers immer wieder als Unruhestifter auf, zettelte Streits und Handgreiflichkeiten an, bieterde sich den Besatzern – und offenbar auch ihren Kopfgeldjägern – als Informant an und mogelte sich durchs Leben. «Während der Deutschen Besetzung [...] war er ein Spitzel (V-Mann) des deutschen Kriminalbeamten Kurt Döring, der bei der sogenannten Aussenstelle Amsterdam von der Deutschen Sicherheitspolizei und des SD arbeitete», heisst es in einem vertraulichen Bericht der niederländischen staatlichen Kriminalpolizei vom Februar 1964 über «diesen Ahlers, der auf seiner Strafkarte auch Verurteilungen wegen Diebstahls, öffentlicher Gewalttätigkeit und boshafter Sachbeschädigung vermerkt hat....

Sein Benehmen während des Krieges bewegte sich stets an der Grenze des strafbaren Betrugés.» Er galt als «politisch sehr unzuverlässig».²⁷⁰

Dass er – neben seiner unsteten Tätigkeit als Pressefotograf – im Winter 1942/43 just eine Firma gründete, die mit Waren und Surrogaten «ohne besondere Vertriebsvorschriften», also ohne Lebensmittelcoupons und daher schwarzmarkttauglich, handeln wollte und sich zudem der Wehrmacht als Einkaufsbüro andiente, gab Anlass zu weiteren Spekulationen.

Setzte Ahlers etwa darauf, Waren von *Pectacon* (bzw. *Gies & Co.*) zu beziehen? Stand er also auch nach dem Untertauchen der Franks in Kontakt mit der Prinsengracht 263? Wusste er etwa gar von dem Versteck im Hinterhaus? Nachweisen lässt sich nichts davon. Fest steht jedoch, dass das Unternehmen, das über eine «Wohnzimmerfirma» nie hinauskam und in Heimatarbeit angeblich hauptsächlich von Ahlers' Frau Martha betrieben wurde, bereits im August 1944 Konkurs anmelden musste. Eine Laune des stets nach Geldquellen suchenden Lavierers Ahlers oder eine ärgerliche Niederlage, womöglich mit Folgen? Mit Racheplänen?

In seinem Drang, sich in den Mittelpunkt zu stellen, meldete Ahlers sich im Winter 1963/64 in Wien. Zu dieser Zeit leiteten die österreichischen Behörden gerade ein Verfahren gegen Karl Josef Silberbauer ein. Mit seinem Schreiben wollte Ahlers dem Polizisten zur Seite springen. «Ich habe seit dem Datum 18. April 1941 [dem Tag, als Ahlers sich von Otto Frank den Denunziationsbrief Jansens abkaufen liess, Anm. MM] Otto Frank mehrmals an seiner Anschrift Prinsengracht 263 aufsuchen müssen, um ihn zum Untertauchen zu bewegen», behauptete Ahlers, der sich als Journalist für «Prive-Informations en diskrete Aufträge im In- und Ausland» [sic] ausgab. «Jeder Jude tauchte in diesen Tagen sofort unter, wenn er eine Warnung erhielt. Otto Frank aber nicht.»²⁷¹

Mag sein, dass Ahlers seine Behauptung frei erfunden, mag sein, dass sie einen wahren Kern hatte. (Im zweiten Fall hätte freilich Otto Frank – motiviert oder versehentlich – nach dem Krieg die Unwahr-

heit gesprochen. Er wollte sich lediglich an zwei Begegnungen mit Ahlers erinnern.)

Menschen wie Ahlers – oder auch Jansen, ja selbst van Maaren – nach gängigen Ansprüchen von Ethik und Moral zu erklären, kann nicht gelingen. Sie kennen kein Unrechtsbewusstsein oder verweigern sich ihm für ihre Zwecke. Die Behörde jedenfalls leitete Recherchen gegen Ahlers ein, in deren Verlauf sie ihn als «phantasiereichen Jemand» einstufte, «der [es] mit Wahrheit und Dichtung nicht allzu genau nimmt».²⁷² Weitere Folgen hatte die Untersuchung weder damals noch später. Man verzichtete darauf, van Maaren, Victor Kugler oder Miep Gies nach Ahlers zu fragen. (Kleiman war zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben.) Und auch das Reichsinstitut für Kriegsdokumentation, dem die Akten schon vorlagen, als es in den achtziger Jahren an der «vollständigen, textkritischen, kommentierten Ausgabe der Tagebücher der Anne Frank» arbeitete, ist dem offenbar nie weiter nachgegangen.

Wie geschwätzig Willem van Maaren offenbar war und welche Kettenreaktion diese Geschwätzigkeit auslösen konnte, zeigt ein anderer Fall. Seit er in der Prinsengracht 263 ein und aus ging, wurden im Büro ungewöhnlich grosse Mengen Brot und Milch angeliefert, und auch sonst wären ihm allerlei Merkwürdigkeiten aufgefallen, teilte er seinem Lagergehilfen Lammert Hartog mit; kein Zweifel, hier würden versteckte Juden versorgt.²⁷³ Hartog arbeitete seit dem Frühling 1944 im Lager, als illegaler Schwarzarbeiter, denn auch er war dem Aufruf zum Arbeitseinsatz nicht gefolgt. Unterzutauchen, konnte er sich jedoch nicht leisten, wovon hätte er dann leben sollen? Er musste Geld verdienen und lebte deshalb in der Angst, von den Deutschen aufgespürt zu werden.

Sicher ist, dass auch sein Frau Lena von den versteckten Juden erfuhr. Lena Hartog-van Bladeren arbeitete als Putzfrau für das Reinigungsunternehmen *Cimex*, das Johannes Kleimans Bruder gehörte. Kleiman selbst war an dem Unternehmen beteiligt und hatte seinen

Sitz – vermutlich 1943 oder 1944 – aus Kostengründen in die Prinsengracht 263 verlegt. Auf Lenas Bitte hatte der Betriebsleiter bei *Cimax*, Petrus Josephus Genot, ihren Mann Lammert an Johannes Kleiman vermittelt. So bekam er die Stelle im Lager der Prinsengracht 263. Lena selbst putzte in verschiedenen Häusern, unter anderem bei Herrn und Frau Genot und – in der Prinsengracht 263.²⁷⁴

Irgendwann im Juli 1944 wandte sich Lena Hartog an Anna Genot: Ob sie auch davon gehört hätte, dass in der Prinsengracht Juden versteckt wären, fragte Lena, deren nun dreiundzwanzigjähriger Sohn Klaas zum Arbeitseinsatz nach Deutschland eingezogen und in der Nähe von Berlin stationiert war.

Anna Genot wollte sich auf solche Gespräche freilich nicht einlassen: Wie sie überhaupt dazu käme, so etwas zu behaupten, mit solchen Aussagen müsste man in Zeiten wie diesen sehr vorsichtig sein...

Gleich am nächsten Tag berichtete Petrus Genot seinem Partner Johannes Kleiman von dem Gespräch.

Irgendwann im Juli 1944 sprach Lena auch Bep Voskuilj an, die ihr regelmässig den Lohn für ihre Putzdienste in der Prinsengracht übergab: Ob sie wüsste, dass im Haus Juden versteckt wären, wollte sie auch von Bep herausbekommen.²⁷⁵ Die wandte sich sofort an Victor Kugler.²⁷⁶ Mussten sie Lenas Worte als Warnung verstehen? War ihr etwa nicht bewusst, wie gefährlich ihr Gerede werden konnte?

«So ungefähr eine Woche vor dem Überfall kam eines Morgens Herr Kleiman zu mir und erzählte, dass sein Bedienter [...] ihm erzählte, dass seine Frau gehört hätte, dass wir Leute im Hause verborgen hätten», erinnerte sich Victor Kugler später in einem Brief an Otto Frank. «Wir sprachen darüber, um neue Quartiere für Sie und die andern zu suchen, denn wenn es schon über die Strasse gekommen ist, weiss es bald die ganze Stadt. Die Sache wurde kritisch und in den nächsten Tagen haben wir wiederholt darüber gesprochen...»²⁷⁷

Sassen sie in der Falle? Sollten nicht wenigstens Margot und Anne in ein neues Versteck gebracht werden? Doch wie sollten sie auch nur einen der acht unbemerkt aus dem Haus schmuggeln? Es war doch Juli – und bis zehn Uhr abends taghell.

Victor Kugler und seine Kollegen durchlitten Wechselbäder aus Hoffnung und Hilflosigkeit: Dass die Alliierten die deutsche Wehrmacht schlagen würden, konnte nur noch eine Frage von wenigen Wochen sein. So lange müssten sie alle noch durchhalten. So lange müssten sie den Versteckten noch Mut machen. *«Nun werde ich hoffnungsvoll, nun endlich geht es gut. Ja wirklich, es geht gut!... Ein Mordanschlag auf Hitler ist ausgeübt...»*, schrieb Anne am Freitag, dem 21. Juli 1944 in ihr Tagebuch, *«Ich kanns nicht ändern, bin viel zu fröhlich um logisch zu sein, in der Aussicht dass ich im Oktober wohl wieder mal auf der Schulbank sitzen können würde.»*

Am Vormittag des 4. August 1944 überraschten Karl-Josef Silberbauer, «Sachbearbeiter» im Gestapo-Referat IV B4, dem «Judenreferat» in der Euterpestraat, und seine holländischen Handlanger die Mitarbeiter der Prinsengracht 263 bei der Arbeit. Dem Einsatz wäre ein Anruf bei seinem direkten Vorgesetzten vorangegangen, wollte Silberbauer sich zwanzig Jahre später erinnern. Wen Kriminalinspektor Julius Dettmann in der Leitung hatte, erfuhr Silberbauer angeblich nie.

«Wenn der Bericht von Silberbauer über das Empfangen eines telefonischen Tipps und Das-zur-Aktion-Übergehen an ein und demselben Tag richtig ist, dann leite ich davon ab, dass der Tippgeber bekannt war und auch in der Vergangenheit seine Mitteilungen stets auf Wahrheit beruht haben», gab in der Folge der frühere Leiter des Amsterdamer Sicherheitsdienstes, Willy Lages, über diese ungewöhnliche Vorgehensweise zu Protokoll.²⁷⁸

Hatte das Gerede um das Hinterhaus tatsächlich einen der professionellen Kopfgeldjäger erreicht, die – wie Gezinus Gringhuis – auf

der Lohnliste des SD standen und in der Gegend schon häufig zugeschlagen hatten? Ebenso möglich ist, dass man das Gebäude schon über einen längeren Zeitraum im Visier hatte und zunächst anrückte, um es nach Widerständlern und möglichen Waffendepots zu durchsuchen. Auch die Abteilung IV B4 beschäftigte sich inzwischen vorrangig mit dem Aufspüren von Widerstandskämpfern.

«In Ihrem Haus sind Juden versteckt. Wo sind sie?» Nur ein Routinesatz? Nur eine Fangfrage?

10. Der letzte Zug nach Auschwitz

Für Anne schien das Leben in Westerbork Erleichterung zu bringen. Nach 25 Monaten konzentrierten Gefangenseins in den beklemmenden Hinterhauskammern genoss sie es, mit fremden Menschen zu reden, bekannte Gesichter wiederzusehen, frische Luft zu atmen, die Sonne auf ihrer Haut zu spüren. Wiedergewonnene Freiheiten, die ihr halfen, die furchterregende Realität zu verdrängen; schliesslich befand sie sich in einem Durchgangslager mit der Endstation Auschwitz. Anne, erinnerte sich Otto Frank später, wirkte in Westerbork gelöst, an manchen Tagen geradezu fröhlich.

Nach ihrer Verhaftung waren die acht Untergetauchten und ihre Helfer aus der Prinsengracht direkt in das SD-Hauptquartier, ein früheres Schulgebäude in der Euterpestraat im Süden Amsterdams, gebracht worden. Die Beamten hatten ihnen Geld und Wertsachen abgenommen. Sie hatten die Männer, Otto Frank und Hermann van Pels ebenso wie Victor Kugler und Johannes Kleiman, kurz vernommen und schliesslich alle in Gefängniszellen gesperrt. Dass stundenlange Kreuzverhöre keinen Sinn hatten, hatten die SD-Polizisten schnell begriffen – die Gefangenen hatten 25 Monate von der Aussenwelt isoliert gelebt, was hätten sie schon von anderen versteckten Juden wissen können. Zudem hatte die Zeit für die Untergetauchten gearbeitet: Am 31. Juli hatten die amerikanischen Streitkräfte mit der Einnahme von Avranches die deutschen Verteidigungslinien durchbrochen, nun trieben sie die Befreiung Frankreichs voran. Den deutschen Soldaten in Holland, auch den Beamten aus dem Judenreferat, war jetzt ein einziges Ziel vorgegeben – die Verteidigung Hollands.²⁷⁹

Die zehn Gefangenen waren für sie lästige Routinefälle. Die acht Juden unter ihnen mussten auf schnellstem Weg nach Westerbork abgeschoben, Johannes Kleiman und Victor Kugler nach Amersfoort in das Straflager für Regimegegner gebracht und von dort einige Tage später nach Deutschland verschickt werden, doch «hatten wir das grosse Glück, dass die Amerikaner den Bahnhof bombardierten». ²⁸⁰

Nach einer Nacht im SD-Hauptquartier und drei weiteren in der Haftanstalt Weteringschans wurden die Franks, die van Pels' und Fritz Pfeffer am Morgen des 8. August 1944 schliesslich geschlossen zum Amsterdamer Hauptbahnhof und von dort mit dem Zug nach Westerbork transportiert. Wer den Personenzug – die Waggons dritter Klasse hatten normale Fenster und hölzerne Sitzbänke – sah, konnte tatsächlich glauben, dass man die Juden wie Menschen behandelte.

Bittere Selbstvorwürfe, das Leben ihrer Helfer gefährdet zu haben, und Angst vor dem, was ihnen noch drohte, hatten die Erwachsenen auf der Zugfahrt begleitet. Wurden «Flucht-» oder «Strafjuden», als die sie die deutsche Sicherheitspolizei klassifizierte, nicht unweigerlich in ein polnisches Konzentrationslager deportiert? Oder hatten sie nun, da der Krieg fast zu Ende war, vielleicht doch eine Chance, in Holland zu bleiben? Drang die Rote Armee nicht schon nach Polen vor? Die Deportierten hatten sich gegenseitig imaginäre Strohhalme entgegengestreckt, an die sie sich klammern konnten.

Anne hingegen hatte ihre Zukunftsangst vorübergehend verdrängt. Sie war die ganze Fahrt nicht vom Fenster wegzubringen gewesen, erinnerte sich ihr Vater später. «*Würde es daher kommen, weil ich meine Nase so lange nicht in die frische Luft gesteckt habe, dass ich so versessen auf alles was Natur ist, geworden bin?*», hatte sich Anne im Versteck gefragt. Hungrig nach Eindrücken, hatte sie während der Zugfahrt die vorbeifliegende Landschaft, Wiesen und Felder, grasende Kühe und Schafe fixiert und sich von den Farben des Sommers überwältigen lassen. Endlich wieder mehr Grün als nur das auf dem

Kastanienbaum im Hinterhof. Endlich wieder der endlos weite Himmel – und nicht nur jener kleine Ausschnitt, den sie aus der Dachluke des Hinterhauses hatte erspähen können; auch wenn er an diesem 8. August 1944 voller Wolken gestanden hatte.

Vor dem Untertauchen hatte Anne wenig Bezug zur Natur gehabt; grüne Wiesen, Blumenduft, Wärme und das Licht der Sonne waren ihr selbstverständlich, Ausflüge aufs Land hatte sie – wie viele Kinder – als langweilig empfunden. Die Abenteuer, die Anne suchte, hatten sich nur in der Stadt erleben lassen. Je länger sie jedoch in ihrer Kammer gefangen war, desto sehnsüchtiger hatte sie sich in die Natur gewünscht: *«Wenn draussen die Vögel so trillernd pfeifen, wenn man die Bäume grün werden sieht, wenn die Sonne hinauslockt, wenn der Himmel so blau ist, oh dann, dann, will ich so viel!»* Allein der Gedanke an die Natur und ihre Ausdrucksformen hatte ihr Mut und Kraft geschenkt. *«Und für jeden, der Angst hat, einsam oder unglücklich ist, ist bestimmt das beste Mittel, nach draussen zu gehen, irgendwo wo er ganz allein ist, allein, mit dem Himmel, der Natur und Gott.»*

Westerbork war alles andere als ein Flecken Natur, in dem man seine Angst loswerden konnte, sondern ein trostloses Niemandsland, das, als sollte es schon gar nicht mehr zu Holland gehören, im äussersten Nordosten des Landes lag. Schmutzig grau sogar im Sommer und das ganze Jahr über zugig und feucht. Sobald sich ein Wind hob, war alles mit einer widerwärtigen Staubschicht überzogen, und sobald es zu regnen begann, versank alles im Schlamm. Im Juli 1942 war das ursprüngliche *«Zentrallager für jüdische Flüchtlinge»* mit einem Stacheldraht eingezäunt und in *«Polizeiliches Durchgangslager»* umbenannt worden, ein deutscher Kommandant hatte die Lagerführung übernommen und die jüdische Selbstverwaltung beibehalten, eine Organisationsform ähnlich dem *Joodse Raad* in Amsterdam. Seither waren um die 100'000 Juden durch diese Geisterstadt – mit Schulbaracke und Waisenhausbaracke, Krankenhaus- und Altersheimbara-

cke, Theater- und Kabarettbaracke und sogar einer eigenen Lagerwahrung – geschleust worden. Bis zu 16'000 Menschen waren dort gleichzeitig zusammengepfercht gewesen, viel zu viele, um ein Leben unter menschenwurdevollen Bedingungen zu führen, die 1'800 Krankenbetten waren ständig belegt. Manche der Häftlinge waren nur ein paar Tage geblieben, andere ein paar Wochen, wenige waren mehrere Monate von dem Weitertransport verschont geblieben. Irgendwann waren sie doch weitergeschickt worden – die wenigen Privilegierten, die, wie die Goslars etwa oder die Familie Blitz, auf den sogenannten Palastinalisten des Internationalen Roten Kreuzes standen oder die ausländische Pässe besaßen, in das Austauschlager Bergen-Belsen, andere, getaufte Juden beispielsweise, nach Theresienstadt, die meisten jedoch nach Polen, in die Vernichtungslager Sobibor oder Auschwitz. Die Lagerleitung in Westerbork hatte Quoten zu erfüllen, jede Woche einen neuen Transport loszuschicken, in der Regel dienstags. Den Fahrplan der Züge und ihren Bestimmungsort gab das Referat Adolf Eichmanns vor. Die Passagierzahl auch. Wer abtransportiert wurde, musste die jüdische Lagerzentrale selbst festlegen. Penibel geführte Listen halfen bei der Auswahl. Am Abend vor der Abfahrt wurden die Namen der Betroffenen aufgerufen.

Und doch – weil die Hoffnung stärker ist als alle Erfahrung – simulierten die Häftlinge einen gewöhnlichen Alltag, die Erwachsenen arbeiteten hart; «mach dich unentbehrlich», hatte es geheissen, «dann darfst du vielleicht hierbleiben». Und sie versuchten, die Fäden zu ihrem alten Leben nicht abreißen zu lassen – Franz Ledermann etwa, Sannes Vater, hatte sich im Juli 1943 sein Zeitungsabonnement aus Amsterdam Zuid nach Westerbork nachschicken lassen. «Das ist ein Trost», hatte er seiner älteren Tochter auf liniertem Lagerbriefpapier geschrieben, Margot Franks blondgelockter Schulfreundin Barbara, die rechtzeitig vor der grossen Razzia am 20. Juni 1943, bei der mehr als funfeinhalbtausend Juden festgenommen wurden, von zu Hause ausgezogen und mit gefälschten Papieren als Barbara Waarts in Am-

sterdam untergetaucht war.²⁸¹ Franz Ledermann klammerte sich an die Zeitung, lernte Hebräisch und musizierte auf der Bratsche. Tagsüber war er zum Sortieren von Hülsenfrüchten abkommandiert. Mach dich unentbehrlich ...

Für die Kinder in Westerbork hatte man Jugendgruppen und Schulunterricht organisiert und ihnen, bevor sie auf Transport geschickt wurden – jede Woche waren es 400 –, ein Zeugnis ausgestellt, das, so wurde ihnen eingeschärft, sie bloss nicht verlieren und dem Lehrer im nächsten Lager unbedingt vorlegen sollten.

So zynisch es rückblickend auch klingen mag: Anne war in Westerbork nicht unglücklich.²⁸² Sie hatte die langwierige Registrierung über sich ergehen lassen, ebenso wie die menschenverachtende Untersuchungsprozedur: nackt ausziehen, in der Reihe anstellen, Kopf nach Läusen, Körper nach Krankheiten absuchen lassen. Wie alle «Strafjuden» hatte sie ihre Kleider und Schuhe abgeben und stattdessen einen dunkelblauen Strafoverall mit roten Einsätzen anziehen und ihre blossen Füsse in raue Holzschuhe stecken müssen, ob diese passten, war Zufall, meist waren sie zu klein oder zu gross, und wahrscheinlich war das beabsichtigt, denn so wurden die Zählappelle, die die Häftlinge zu stundenlangem Stehen in Fünferreihen zwangen, zur besonders aufreibenden Folter. «Straffälle» wie die Franks wurden nach Geschlechtern getrennt untergebracht, ein mächtiger Zaun trennte sie vom Familienlager. Gemeinsam mit Edith und Margot wurde Anne ein Platz in einer der Strafbaracken zugeteilt. 300 Frauen schliefen in einem Saal – an Privatsphäre war nicht zu denken. Otto hingegen musste in der Strafbaracke für Männer bleiben, doch er konnte seine Familie spätnachmittags und abends treffen. Dann hatte Anne auch Gelegenheit, mit Peter van Pels zu sprechen.

Frühmorgens um fünf begann der Arbeitstag. Otto Frank hatte versucht, seine Töchter in der Lagerküche unterzubringen, doch ohne Erfolg; für Juden, die sich versteckt hatten, bestand in aller Regel keine Chance auf Besserstellung.²⁸³ Anne, Margot und Edith mussten zum Batterienzerlegen antreten – Zwangsarbeit im Dienst der deutschen

Kriegsindustrie. Erst mussten sie die Batterie aufbrechen, mit einem kleinen Meissel oder einem Schraubenzieher. Dann lösten sie den Metalldeckel ab, fischten den kleinen Kohlestift aus der Mitte der Batterie, kratzten die teerähnliche, ammoniumchloridhaltige Paste aus der Batterieschale und warfen jeden Bestandteil in eine jeweils separate Kiste. Eine schmutzige Arbeit; der braune Dreck der Batterien wanderte von den Händen ins Gesicht, ins Haar, auf den Overall – und das bei ständigem Mangel an Seife und Wasserhähnen. Eine gesundheitsschädliche Arbeit war es zudem, denn Ammoniumchlorid ist leicht giftig, seine Dämpfe reizen die Bronchien. Die Frauen husteten und husteten, doch sie packten kräftig an. «Mach dich unentbehrlich», klang ihnen in den Ohren, arbeite schneller, dann erwirkt du vielleicht einen «Sperr». Dann wirst du nicht weggebracht. Und so unangenehm die Arbeit in der Batterienabteilung auch war, so froh waren sie, gemeinsam an den langen Tischen sitzen und miteinander reden zu können. Nein, nicht nur über ihre Nöte, damit brachten sie sich und andere in Gefahr – und es änderte doch nichts. Vielmehr versuchten sie, sich mit Plaudereien über schöne Dinge des Lebens abzulenken, Luftschlösser zu bauen, Gründe zum Lachen zu finden ... und vor allem, sich das Leben nach dem Krieg auszumalen. Solange sie in Holland bleiben durften, war alles gut. Selbst Edith Frank sei gesprächig gewesen: «Sie erzählte uns viel, wir hatten das Gefühl, dass sie sich jetzt... endlich aussprechen musste», schrieb ein Mithäftling später über den «liebenswerten, warmfühlenden Menschen» in Annes Mutter.²⁸⁴

Und Anne selbst? Sie sei besonders freundlich und umtriebig gewesen, aus ihrem blassen Gesicht und den grossen Augen hätte Zuversicht gestrahlt. Einmal kam sie neben der Mutter ihrer Kinderfreundin Kitty Egyedi zu sitzen. Kitty, mit der Anne die Montessorischule besucht hatte, hatte es besser getroffen, sie arbeitete als Kurier für die Lagerärzte, manchmal auch an den Nähmaschinen. Abends traf sie ihre Mutter wieder. Als sie ihr von der Begegnung

mit Anne erzählte, wollte Kitty die Freundin, die sie in der sicheren Schweiz gewöhnt hatte, unbedingt besuchen. Doch zu einer Begegnung zwischen den beiden Mädchen kam es nicht. Anne erkrankte und verbrachte die folgenden Tage in der Krankenbaracke.

Trotz der offiziellen Informationssperre verbreiteten sich Nachrichten im Lager schnell wie der Wind. Sie drangen als Gerüchte zu den Gefangenen vor und rissen sie zwischen Euphorie und Mutlosigkeit hin und her. Paris ist frei! Zweieinhalb Wochen waren die Franks in Westerbork, als die amerikanischen Truppen am 25. August 1944 die französische Hauptstadt einnahmen. Wenige Tage später waren, nach vier Jahren unter deutscher Besatzung, grosse Teile Frankreichs befreit. Nun rückten die Alliierten gegen Belgien vor, als Nächstes würden sie, vom Süden kommend, Holland erobern.

Dem kurzen Hochgefühl folgte allgemeine Irritation: Einmal sollte es keine weiteren Deportationen – sei es nach Deutschland, nach Böhmen oder nach Polen – mehr geben, schon im nächsten Augenblick wieder hörte man von der Evakuierung Westerborks und einem kurz bevorstehenden Transport in ein deutsches Lager. Oder doch nach Theresienstadt? Oder doch nach Auschwitz? Im Bahnhof des Lagers stand seit Tagen ein leerer Zug. Würde man ihn doch noch einmal losschicken?

Wir wissen nicht, wie sehr sich die sensible Anne von der überreizten Stimmung im Lager anstecken liess. Schon im Versteck in der Prinsengracht hatte sie allerdings die Kriegsentwicklungen immer genau mitverfolgt und aus jeder Erfolgsmeldung der Alliierten neuen Mut geschöpft – das geht aus ihren Tagebuchnotizen hervor. Ebenso lässt sie uns in ihren ursprünglichen Eintragungen wissen (in ihre bearbeitete Version übertrug sie diese Gedanken, aus welchem Grund immer, so nicht), dass sie im Glauben an Gott ihre Nervosität überwunden und Halt gefunden hatte.

«... *Gott hat unser Volk nie im Stich gelassen ...*», war sie zu jener Zeit überzeugt.

In Westerbork soll Anne des Öfteren einen kranken zwölfjährigen Jungen besucht haben. Er war aus einer orthodoxen Familie, mit ihm – so jedenfalls erzählte später die Mitgefangene Rosa de Winter, die sich mit Edith Frank angefreundet hatte – sprach Anne über Gott.²⁸⁵ Während Religion vor dem Untertauchen kein Thema für sie gewesen war, hatte sie sich in den 25 Monaten im Versteck immer intensiver mit Glaubensfragen auseinandergesetzt. Zwar hatte Anne, weil Edith es ihr angewöhnt hatte, schon als Kind ihr Abendgebet gesprochen. Ob sie die Synagoge besuchen wollte oder nicht, hatten die Eltern ihr jedoch freigestellt, und Anne war nur zu seltenen Gelegenheiten hingegangen – ebenso wie Otto. Schon seine Grossmutter, Cornelia Elisabeth, soll nur ein einziges Mal in einer Synagoge gewesen sein – zu ihrer eigenen Hochzeit. Otto selbst hatte, wie gesagt, nicht einmal Bar-Mizwa gefeiert, und Hebräisch hatte er, im Unterschied zu Edith, nie gelernt. Auch an Jom Kippur, dem grossen Versöhnungstag und wichtigsten Fest der Juden, waren Edith und Margot immer ohne Anne und Otto zur Synagoge gegangen. Die beiden hatten den Tag zu Hause verbracht und traditionell das Festmahl für die ganze Familie zubereitet. Edith war zweifellos dem Beispiel ihres Grossvaters Benjamin gefolgt, der für seine Frömmigkeit bekannt war. An Jom Kippur soll er stets den ganzen Tag in der Synagoge gebetet haben, ohne sich auch nur ein einziges Mal hinzusetzen.

Im Versteck hatte Edith Frank ihren Glauben der jüngsten Tochter näherzubringen versucht – mit wenig Erfolg. «*Heute muss ich im Gebetbuch lesen, ich verstehe nicht, dass Mutter mich dazu zwingen will...*», hatte Anne am 3. Oktober 1942 geklagt. Die Welt der religiösen Traditionen war die Welt der Mutter – und zu der wollte Anne Distanz halten. «*Warum zwingt sie mich auch, so fromm-religiös zu tun?*», hatte sie einige Tage später gewettert. Und wenn ihre Mutter – und neben ihr Fritz Pfeffer – am Schabbat-Abend betete, dann stellte sich Anne zwar manchmal dazu, blieb aber – den Eindruck hatte sie

jedenfalls bei Otto Frank erweckt – unbeteiligt. Dass es einen Gott gibt, hatte Anne jedoch nie bezweifelt, jedenfalls finden sich in den fiktiven Gesprächen mit ihrem Tagebuch keine Hinweise darauf. Nach mehr als einem Jahr im Versteck hatte sie, auf der Suche nach sich selbst, schliesslich begonnen, sich Gott zu nähern. *«Dann die zweite Hälfte 1943. Ich wurde Backfisch, wurde körperlich erwachsen und mein Geist erfuhr eine grosse, sehr grosse Veränderung, ich lernte Gott kennen!»* Anne hatte keinen Gott gesucht, bei dem sie ihre Bitten abladen, sondern vielmehr einen, dem sie vertrauen konnte, nicht kindlich blind, sondern aus dem tiefgehenden Bedürfnis, ein Quäntchen Sicherheit in ihren von Unsicherheiten geprägten Schwebezustand namens Leben zu bringen.

Auf diesem Weg der Annäherung hatte Anne niemals an Gott, höchstens an sich selbst gezweifelt. *«Warum träume ich und denke ich immer die schlimmsten Dinge und würde vor Angst am liebsten schreien? Weil ich noch, trotz allem, Gott nicht genug vertraue»*, hatte sie sich ihre Unsicherheit eingestanden. *«Er hat mir so viel gegeben, was ich sicher noch nicht verdient habe, und doch tue ich jeden Tag so viel Verkehrtes.»* Mit der Entwicklung ihres Wertbilds, mit der frühen Erkenntnis, dass die Welt sich nicht um sie drehte, sondern dass sie nur ein Rad in einem grösseren System war, wuchs auch ihr Vertrauen in Gott: *«Meine Angst war verschwunden»*, schrieb sie nach einem der vielen Fliegeralarme, die sie zuvor immer aus ihrem Gleichgewicht gerissen hatten, *«ich sah hinauf zum Himmel und vertraute auf Gott.»* Auf einen Gott, mit dem sie trotz ihrer Lage nie harderte, sondern dessen Entscheidungen sie offenbar anzunehmen bereit war. *«Wer hat uns das auf erlegt?»* hatte sie sich gefragt. *«Wer hat uns Juden zu einer Ausnahme unter allen Völkern gemacht? Wer hat uns bis jetzt so leiden lassen? Es ist Gott gewesen der uns so gemacht hat, aber es wird auch Gott sein, der uns aufhebt.»* Ein Gott, dem sie sich nicht nur bei Bedarf zuwandte, sondern einer, der immer präsent war und untrennbar verbunden mit dem Guten im Menschen und der

Schönheit der Welt. Annes Gott war keiner, der sie mit bestimmten Geboten und Verboten an sich band, keiner, dem sie – im Wortsinn – gottesfürchtig begegnen musste. Vielmehr entwickelte sie, je intensiver sie sich mit ihm auseinandersetzte, ein pantheistisches Gottes- und Weltbild, indem sie der Natur göttliche Dignität zusprach, oder besser, indem sie Gott und die Natur in einem Atemzug als ihre Kraftquellen nannte. *«Als ich nach draussen schaute und eigentlich Gott und die Natur richtig und tief betrachtete, war ich glücklich, nichts anderes als glücklich.»*

Anne entwickelte eine sehr persönliche Beziehung zu Gott, die sich nicht an einer bestimmten Weltreligion orientierte. Trotzdem war sie überzeugte Jüdin und zweifelte keinen Augenblick an ihrer jüdischen Identität. *«Wenn wir all dieses Leid ertragen und doch immer Juden bleiben dann werden die Juden einmal von Verdammten zu Vorbildern werden ...»*, schloss Anne, als sie über die Verfolgung ihres Volkes nachdachte. Und obwohl sie von einem – gemeinhin assimiliert genannten – Leben in Paris oder London träumte, betonte sie voll Stolz: *«Wir können niemals nur Niederländer oder nur Engländer oder von welcher Nation auch immer werden, wir werden daneben immer Juden bleiben müssen, aber wir wollen es auch bleiben.»* An ihrer Überzeugung änderte auch nichts, dass Anne – gleich ihrem Vater – nach ihrem Tod verbrannt, und nicht, wie in der jüdischen Religion vorgeschrieben, begraben werden wollte. *«... mein Füllhalter ist eingäschert worden, genau was ich später so gern will!»*, hatte sie kundgetan, nachdem ihr Schreibgerät versehentlich im Ofen gelandet war.

An ihrer Überzeugung, vor allem Jüdin zu sein, änderte auch nichts, dass sie 1943 im Versteck erstmals Weihnachten gefeiert hatte – nach heidnischem Brauch übrigens, nicht als christliches Fest. *«Freitagabend habe ich zum ersten Mal in meinem Leben etwas zu Weihnachten bekommen.»* Auch dass ihr Otto zum jüdischen Lichterfest Chanukka 1943 ein Neues Testament schenkte, irritierte sie nicht in ihrer jüdischen Identität. *«Um mich gleichfalls mit etwas Neuem anfangen zu lassen, bat Vater Kleiman um eine Kinderbibel, um end-*

lich mal etwas vom Neuen Testament zu erfahren.» Otto, der nach dem Krieg bis zu seinem Tod neben einigen Zeilen aus einem jüdischen auch Franz von Assisis Gebet «Herr, mach mich zum Werkzeug deines Friedens» mit sich trug, trat zeitlebens für eine Verständigung zwischen Christen und Juden ein. Weil Margot entsetzt angemerkt hatte, dass Chanukka nicht der geeignete Anlass wäre, um ein Neues Testament zu verschenken, hatte Otto die Kinderbibel Anne eben als «Sinterklaas» – als Nikolausgeschenk – übergeben.

«Ich wurde sehr liberal erzogen», stellte Otto Frank seine Beziehung zum Judentum in einem Interview von 1979 dar. «Aber durch die Verfolgung bin ich wie viele andere Leidensgenossen wieder zum Judentum zurückgekehrt.» Otto sprach damit sein Interesse an jüdischer Ethik als Teil der jüdischen Philosophie an und sein Zugehörigkeitsgefühl zum jüdischen Volk. Ein im religiösen Sinn gläubiger Mensch wurde er auch im Alter nicht. «All das muss in uns liegen und unsere Empfindungen sind darum nicht minder stark», erklärte er sich dazu seiner Schwester.²⁸⁶ Anne hatte sich bereits als Untergeauchte zu einer stolzen Jüdin entwickelt: «*Wollen wir uns unserer Aufgabe bewusst bleiben, und nicht murren, es wird einen Ausweg geben ...*», hatte sie von sich und ihrem Volk gefordert. Umso enttäuschter war sie, als sie bemerkte, wie wenig ihr Freund Peter van Pels mit dem Judentum anzufangen wusste – weder mit seinen religiösen noch mit seinen ethnischen und kulturellen Komponenten. Seine «*Religionsabkehr*», wie sie es nannte, brachte Anne dazu, noch einmal über die Kraft des Glaubens nachzudenken. «*... obwohl ich auch nicht orthodox hin, tut es mir noch jedesmal wieder weh, wenn ich merke, wie verlassen, wie geringschätzig, wie arm er ist. Menschen die eine Religion haben dürfen froh sein denn es ist nicht jedem gegeben an überirdische Dinge zu glauben ... aber doch hält irgend-eine Religion, welche es ist tut nichts zur Sache, den Menschen auf dem richtigen Pfad.*» An Gott zu glauben, so Annes Überzeugung, bedeute nicht, Angst vor ihm und seinen Strafen zu haben, sondern

verpflichte vielmehr dazu, ehrlich und geradlinig zu sein. Ihr Gottvertrauen half Anne vor allem, an sich selbst zu glauben und sich ihre Hoffnung nicht nehmen zu lassen.

«... ohne Gott wäre ich schon längst zusammengebrochen», hatte Anne am 12. März 1944 ihre Zuversicht ausgedrückt, «*Ich weiss, dass ich nicht sicher bin, ich habe Angst vor den Zellen und Konzentrationslagern, aber ich fühle dass ich mutigergeworden bin und in Gottes Armen liege!*» Am Nachmittag des 2. September 1944, nach knapp vier Wochen in Westerbork, wurde diese Zuversicht abermals erschüttert.

Antreten zum Appell. Ohne Umschweife wurde den Lagerinsassen an jenem Samstag, dem 2. September 1944, mitgeteilt, dass am nächsten Morgen ein Transport von Westerbork abfahren würde. Routine für die abgestumpften Mitarbeiter des Ordnungsdienstes. Seit Mitte Juli 1942 hatten sie 100 Züge abgefertigt – und präzise darüber Buch geführt: 67 nach Auschwitz, 19 nach Sobibor, sechs nach Theresienstadt und acht nach Bergen-Belsen. «Sonderzüge» hiessen diese Transporte im Reichsbahnjargon.²⁸⁷

Mit der routinierten Teilnahmslosigkeit, mit der sich alles, was man tut, automatisieren lässt, verlasen sie die Namen der betroffenen Häftlinge. In alphabetischer Reihenfolge. 498 Männer, 442 Frauen, 79 Kinder. 1'019 Namen insgesamt.²⁸⁸ Warum gerade 1'019? Die organisierte Grausamkeit hatte System, absurd jedoch, dahinter eine Logik zu suchen.

Die Franks hatten schnell Gewissheit. Unter dem sechsten Buchstaben des Alphabets hörten sie ihre Namen: Frank, Otto, Edith, Margot und Anne. Bestürzung. Gab es denn keine Möglichkeit, eine Freistellung zu erwirken? Wenigstens einen Aufschub? Jeder Tag konnte die Rettung bedeuten, die Alliierten standen doch quasi vor der Tür. Unter P folgten Hermann, Auguste und Peter van Pels und gleich darauf auch Fritz Pfeffer. Wohin die Fahrt gehen sollte, sagte man ihnen

nicht, nur, dass sie ihr Hab und Gut, das man ihnen bei ihrer Ankunft in Westerbork abgenommen hatte, mitnehmen durften. Wenigstens würden sie zusammenbleiben, trösteten sich die Franks, und für den Fall, dass sie auf der Reise irgendwann doch noch getrennt würden, schärfen sie einander ein, würden sie sich über die Grossmutter in Verbindung setzen: Alice Frank-Stern, Herbstgasse 11, Basel.

In dem stummen Chaos aus Ungläubigkeit, Verzweigung und jenem Rest von Hoffnung, der betäubende Wirkung hat und deshalb eigentlich Selbstbetrug heissen müsste, packten die Häftlinge die Kleider und Decken, die sie noch besaßen, in ihre Koffer und Rucksäcke und dazu das bisschen Proviant, das sie bekommen konnten. Edith Frank soll ihren Straoverall in ihr Gepäck geschmuggelt haben. Vorher trennte sie noch die roten Aufnäher ab; wo immer sie ihn tragen würde, sollte man sie nicht gleich als Straffall erkennen.²⁸⁹

In der Morgendämmerung des 3. September 1944 trieben die Aufseher des Ordnungsdienstes die 1019 Menschen aus ihren Baracken und in langen Reihen zu den Gleisen, vorbei an schwerbewaffneter SS und ihren scharfen Hunden. Fassungslos registrierten die Häftlinge, dass sie nicht in einem Zug für Menschen verschickt werden sollten, sondern in Waggons, in denen man sonst Pferde oder Rinder transportierte. Keine Fenster, nur zwei geradezu höhnisch kleine, vergitterte Luftluken. Um durchschauen zu können, musste man gross genug sein oder zufällig im richtigen Winkel dazu stehen. Keine Sitzbänke, nur ein kalter, mit Strohrefen bestreuter Boden, durch dessen Spalten die Bahntrasse durchblitzte. In einer Ecke des Waggons ein leerer Eimer. Daneben ein zweiter, der mit Wasser gefüllt war.

Es hätte keinen Widerstand, keine Proteste gegeben, erinnerte sich eine der diensthabenden Frauen vom Ordnungsdienst später, die meisten Häftlinge wären ruhig und gefasst gewesen, als sie – Alte, Frauen und Kinder mit Hilfe der Männer – auf die Ladeflächen kletterten und ihre Koffer hochstemmen.²⁹⁰ Äussere Ruhe als Ausdruck kollektiver

Hilflosigkeit und Resignation einer Menschengruppe, die von gewissenlosen Verbrechern vernichtet werden sollte, während der Rest der Welt wegsah.

Sechzig, siebzig oder noch mehr Menschen, jedenfalls zum Ersticken viele, wurden in jeden Waggon gepfercht, dazu noch ihr Gepäck – Bedingungen, unter denen Menschen ihr Vieh niemals befördern würden.

Wen der Zufall oder seine Ellbogen als einen der ersten in den Waggon gedrängt hatten, konnte sich einen Platz unter einer der Luken oder wenigstens in einer Ecke, in die er sich kauern, oder wenigstens an der Wand, an die er sich lehnen konnte, sichern, denn an ein bequemes Sitzen, gar an ein Liegen war in dieser Platznot nicht zu denken. Zu beneiden, wer nicht mit sich allein war, sich gegen seinen Ehepartner, seinen Vater, seine Mutter, einen Freund stützen konnte. In vollbesetzten Transporten, errechnete man später, betrug der Platz pro Person weniger als einen viertel Quadratmeter.

Kaum war ein Waggon voll, schoben die Aufseher die eiserne Schubtür zu und verriegelten sie von aussen mit einer schweren Stange. Drinnen war es finster, daran änderten auch die paar Lichtstrahlen nichts, die sich durch die kleinen Luken ins Wageninnere verirrt. Und schon nach wenigen Minuten war die Luft zum Ersticken knapp. Aber vielleicht würde die Fahrt nicht lange dauern.

Mindestens eine Stunde war man mit dem Verladen beschäftigt, dann endlich fuhr der Zug an. Es war der vorvorletzte von schliesslich insgesamt 103 Transporten, die Westerbork in den zwei Jahren seit Juli 1942 verliessen. Ein reibungslos funktionierendes System. Am nächsten Tag, dem 4. September, schickte die Lagerleitung einen Transport nach Theresienstadt – mit ihm auch Kitty, ihren kleinen Bruder und ihre Eltern ebenso wie den früheren Untermieter der Franks, Werner Goldschmidt – und am 13. September noch einen weiteren nach Bergen-Belsen. Der Zug, der die Franks fortbrachte, war der letzte, der von Holland nach Auschwitz fuhr – aber wohin

die Fahrt sie bringen würde, war für die Franks erst eine böse Ahnung, die sie mit matten Ermutigungen von sich zu schieben versuchten: Vielleicht würden sie doch in ein deutsches Arbeitslager fahren ... oder die Alliierten würden den Zug aufhalten, sie konnten doch nicht mehr weit sein ... vielleicht würden die Schienen bombardiert, vielleicht...

Dass sie Holland verliessen, bekamen sie noch mit, aber mit den Stunden, die sich der Zug mit 50, vielleicht 60 Stundenkilometern vorwärtsschleppte und sie dicht aneinandergedrückt im Dunkeln hockten, kamen ihnen Orts- und Zeitgefühl abhanden – und damit verloren sie auch ihren Mut.

Zwischendurch hielt der Zug immer wieder an, an irgendwelchen Provinzbahnhöfen, oft für mehrere Stunden, manchmal ging auch die Waggontür auf, dann konnte es sogar passieren, dass Wasser hineingereicht wurde, so wenig freilich, dass die durstigen Menschen es nur als Verspottung verstehen konnten. Für gewöhnlich aber gab es gar kein Wasser, stattdessen verlangte eine schroffe deutsche Stimme nach Wertsachen, Ringen, Uhren oder Goldmünzen der Häftlinge. Und meist blieb die Tür ohnehin verschlossen, und die Aufenthalte schienen nur einen Zweck zu haben: die Folterfahrt gezielt zu verlängern, die orientierungslosen Passagiere hungern und dursten zu lassen und sie kraft- und willenlos zu machen. Wenn der Zug Stillstand und kein Fahrtwind durch die Ritzen blies, dann verschlimmerte sich die zermürbende Schwüle ins nahezu Unerträgliche, und der Gestank, der von den Eimern und von den Verzweifelten, die es nicht bis dorthin geschafft hatten, ausging, biss sich in die Nasen der Gefangenen. So, wussten die Nazis, nimmt man Menschen ihr Selbstwertgefühl. So zwingt man sie zur Selbstaufgabe.

Während Anne in der Nacht vom 3. auf den 4. September 1944 – irgendwo in Mitteldeutschland vermutlich – in einem Güterwagen kau-

erte und an ihren Vater gelehnt zu schlafen versuchte, feierte ihr früherer Verehrer Hello Silberberg nur 150 Kilometer von Westerbork entfernt, in einer kleinen Ortschaft nahe Brüssel, seine Befreiung. Nachdem er Anne am 5. Juli 1942, einen Tag vor ihrem Untertauchen, zum letzten Mal gesehen hatte, hatte sich auch sein Leben schlagartig verändert.²⁹¹

Hello war damals sechzehn, auch sein Aufruf zum Arbeitsdienst stand unmittelbar bevor. Eines Abends Anfang August 1942 – Hello hatte einen Freund besucht und war auf dem Nachhauseweg – geriet er in eine Razzia. Es war wenige Minuten nach acht, und um acht hatte bereits die Ausgangssperre für Juden begonnen. Hello wurde festgenommen und mit anderen Juden auf einen Lastwagen verladen. Doch so schnell gab er sich nicht geschlagen. Als der Wagen anfuhr, sprang Hello ab und lief, so schnell er konnte, davon. An diesem Abend trennte er den Judenstern von seiner Jacke und trug ihn danach nie wieder. Auf einen Blick als Jude identifiziert werden zu können, war dem Jungen mit den blauen Augen zu gefährlich.

Nur wenige Tage später die nächste Razzia: Deutsche Soldaten blockierten die Strassen um den Zuider Amstellaan und suchten sys-



Hello Silberbergs gefälschter Personalausweis, 1942.

tematisch Haus um Haus nach jungen jüdischen Männern ab, Nachschub für den «Arbeitsdienst». Auch an der Tür von Helios Grosseltern klopfen sie; Hello war zu Hause und versteckte sich hinter einem Schrank. Ein Wunder, dass die Polizisten ihn nicht entdeckten. Und ein überdeutlicher Fingerzeig, dass Hello untertauchen oder aber das Land verlassen musste.

In weniger als einer Woche war alles arrangiert, ein junger Journalist aufgetrieben, der Hello zu seinen Eltern nach Belgien bringen sollte. Um jeden Verdacht, die Grosseltern könnten etwas mit dem Verschwinden des Enkelsohns zu tun haben, im Keim zu ersticken, meldeten sie ihn bei der Amsterdamer Fremdenpolizei als vermisst.

Hello reiste mit drei anderen Flüchtlingen im Zug nach Roermond. In einem Kaffeehaus nahe der Grenze warteten sie den Schichtwechsel der Grenzpolizei ab, dann überquerten sie auf Fahrrädern die grüne Grenze nach Belgien. Zufahren war Juden verboten und Radfahren sowieso – die Flucht war für Hello ein wildes Abenteuer. Dass er «die Moffen» an der Nase herumgeführt hatte, gab ihm das Gefühl, nicht länger wehrlos zu sein.

In Brüssel führte sein Helfer Hello in jene Strasse, in der seine Eltern wohnten, und tatsächlich – der Zufall wollte es so – kam ihm schon nach kurzer Zeit sein Vater entgegen. Vier Jahre hatten sie einander nicht gesehen, und Leo Silberberg, der keine Ahnung hatte, dass sein Sohn unterwegs in die belgische Hauptstadt war, wäre bestimmt an Hello vorbeigegangen – hätte der nicht jene Kennmelodie gepfiffen, mit der sich schon Grossvater und Vater immer verständigt hatten, einen Takt aus Beethovens Achter.

Auch dort war der Alltag für Juden so unsicher geworden, dass die Silberbergs nach einem Versteck suchen mussten. Sie fanden Unterschlupf in einem Haus unweit der Stadt. Anders als die Franks, die sich nie falsche Papiere besorgt hatten, bekam Hello einen gefälschten Ausweis. Aus Silberberg wurde Mertens und – weil man im frankophonen Belgien kein «H» aussprechen konnte – aus Helmuth der Name Edmond.

Fünfundzwanzig Monate, genauso lang wie Anne und ihre Familie, verbrachten die Silberbergs im Versteck. 25 Monate Angst, verurteilt zu werden – und doch hatte Hello es um vieles besser als seine frühere Freundin: Er durfte ins Freie gehen; ein paar Schritte über die Strassen nur – und schon war er in einem Wald. Unweit vom Haus waren Kartoffelfelder und Gemüsebeete, an denen er sich ungestraft bedienen konnte. Kündigte sich Gefahr an, zogen er und die anderen Untergetauchten sich in eine Waldhöhle zurück. Hello konnte zudem im benachbarten Nonnenkloster Zuflucht suchen, im Notfall kletterte er über die Mauer in den Klostergarten, und ab und zu gaben die Nonnen ihm sogar zu essen.

An jenem 3. September 1944, als Anne ins Todeslager Auschwitz verfrachtet wurde, kletterte Hello wie so oft auf das Dach des Verstecks und beobachtete die umliegenden Strassen. Von weitem sah er den weissen Stern auf den heranrollenden Panzerwagen. Die Alliierten! Der Krieg war vorbei. Sie waren gerettet. Angst und Leid zählten nicht mehr. Er ahnte nicht, dass zur gleichen Zeit und nur ein paar hundert Kilometer entfernt seine frühere Freundin auf dem Weg in eine neue Dimension des Elends war.

Nach zwei Tagen, zwei Nächten und einem weiteren Tag schienen die meisten Passagiere sich mit dem Ausnahmezustand in den Waggons abzufinden, die matte Aggressivität hatte sich in einen lethargischen Dämmerzustand gewandelt. In der dritten Nacht stoppte der Zug ein weiteres Mal. Diesmal öffneten sich die Waggontüren. Und dann musste alles ganz schnell gehen.

Bewegung, Bewegung, brüllten deutsche Stimmen, aussteigen! Gepäck liegenlassen, alles, auch Rucksäcke und Handtaschen, Beeilung! Mit einem Mal waren alle Sinne der Häftlinge aufgeschreckt: Die Augen – geblendet von grellem Scheinwerferlicht – suchten hilflos zwischen Maschinenpistolen der SS und kahlgeschorenen Sträf-

lingen in gestreiften Anzügen nach Halt, die Ohren bemühten sich, zwischen dem Gebell aus den Lautsprechern und dem der aggressiv gemachten Hunde zu unterscheiden, in die Nasen drängte sich ein aufdringlicher süßlicher Geruch, den die Neuankömmlinge nicht einordnen konnten. Auschwitz-Birkenau.

Mit einschüchterndem Gebrüll und Hundepitschen – kurzstieli- gen, biegsamen Lederstöcken, mit denen sich drohend dirigieren und blitzschnell zuschlagen lässt – stiessen die SS-Männer die Neuankömmlinge aus den Waggons und trieben sie an das Ende der Rampe, so nannte man die Abstellgleise im Lagerteil Birkenau des KZ Auschwitz, an denen die Deportierten ausgeladen wurden. KL lautete die offizielle SS-Abkürzung für Konzentrationslager, aber KZ klang schärfer, entsprach der Sprache des Dritten Reichs deshalb um vieles besser und bürgerte sich schnell ein.

Befehle aus den Lautsprechern: Kranke und Kinder und wer sich sonst zu schwach zum Gehen fühlte, sollten sich auf die bereitstehenden Lastwagen setzen. Nicht aufsteigen, zischten die kahlgeschorenen Häftlinge mit Lagererfahrung, nicht krankmelden! Ihr seid gesund, verstanden? Ihr wollt arbeiten, verstanden! Die Lastwagen fuhren vollbeladen davon. Die Zurückgebliebenen wurden mit den Peitschen, die in einem dünnen, gebogenen Lederdorn ausliefen, gezwungen, sich in Fünferreihen anzustellen, Männer von Frauen und Kindern getrennt. In diesem Chaos sah Otto Frank seine Frau und seine Töchter zum letzten Mal. Ein hastiger Abschied.

Alles an dieser Rampe geschah mit unbegreifbarer Hast – die Häftlinge sollten nicht verstehen, was vor sich ging, auch die ärztliche Kontrolle nicht, die alle passieren mussten. Ein SS-Arzt in weissen Handschuhen – vielleicht war es Josef Mengele, vielleicht Johann Kremer, vielleicht hatte in dieser Nacht auch ein anderer Dienst – winkte einen nach dem andern zu sich heran, zwei oder drei Sekunden dauerte die «Untersuchung», eine launische Begutachtung, vielleicht

eine schnelle Frage nach dem Alter oder nach chronischen Leiden, vielleicht auch nicht, dann nickte er kurz in eine Richtung, nach links oder nach rechts, oder er liess den SS-Mann neben sich mit seiner Hundepeitsche deuten, links oder rechts. Die Älteren, Grauhaarigen und die, die noch nicht wie fünfzehn oder sechzehn aussahen, schickte er für gewöhnlich nach links, die jungen, kräftigen Erwachsenen nach rechts, sicher konnte man aber nie sein; vielleicht war dem Arzt gerade nach anderen Prüfungskriterien, die Gruppe zu seiner Linken war am Ende jedenfalls immer grösser.

Selektion hiess dieses verhängnisvolle Glücksspiel. Wer nach links geschickt wurde oder schon vorher auf den Lastwagen gestiegen war, wurde noch am selben Tag getötet, manchmal auch für medizinische Experimente missbraucht. «Im Vergleich hierzu erscheint mir das Dantesche Inferno fast wie eine Komödie», hatte SS-Arzt Kremer, der regelmässig Ankömmlinge in die Gaskammern schickte, im Oktober 1942 in sein Tagebuch geschrieben. «Umsonst wird Auschwitz nicht das Lager der Vernichtung genannt.» Die sich zur Rechten des Arztes wiederfanden, sollten, solange sie aufrecht stehen konnten, als kostenlose Arbeitskräfte erhalten: «Vernichtung durch Arbeit.»²⁹²

Die Selektion der 1019 am 5. September 1944 aus Westerbork eingetroffenen Juden überstanden 258 Männer und 212 Frauen. Die übrigen 549 Menschen, mit ihnen alle Kinder, wurden gleich nach der Ankunft in den Gaskammern von Birkenau getötet, ihre Leichen in den benachbarten Krematorien verbrannt. Alle acht Untergetauchten aus der Prinsengracht 263 wurden in das Todeslager aufgenommen, Anne – mit ihren 15 Jahren und drei Monaten – als eine der Jüngsten. Verdammt zu Spielfiguren der Lagerleitung.

Dass Leben in Auschwitz ungleich schwieriger war als Sterben, wurde den Sträflingen von Beginn an vorgeführt. Im Laufschrift jagte man die Männer in das drei Kilometer entfernte Stammlager Auschwitz I, die Frauen hingegen zum Frauenlager Birkenau – und in bei-

den Lagern erst zur «Desinfektion» in die sogenannte Sauna, dann in den Quarantäneblock.

Das war der Anfang einer Tortur, wie sie vor ihnen schon Hunderttausende über sich ergehen lassen mussten: Jeder Häftling bekam eine Nummer auf den linken Unterarm tätowiert. Edith, Margot und Anne brandmarkte man – genauere Unterlagen blieben nicht erhalten – mit einer Ziffernfolge zwischen A-25060 und A-25271. In Auschwitz wurde die Identität der Menschen auf Nummern reduziert, je höher die Zahl, desto schwieriger, sich gegen die Lagerälteren oder die Kapos – von der SS eingesetzte Häftlinge, oft polnische Kriminelle, die die Arbeitskommandos beaufsichtigten – durchzusetzen. Wer wie Edith, Margot und Anne eine hohe Nummer trug, stand ganz unten in der von Misstrauen und Aggressivität geprägten Lagerhierarchie.

Antreten zur schrittweisen Entwürdigung: Desinfektion, das bedeutete nackt ausziehen, Kleider abgeben, rasieren lassen, erst die Scham- und Achselhaare, dann den Kopf. Wegen der Läuse, war der vorgeschobene Grund. Um die Frauen zu demütigen und ihnen ihre



Häftlinge in Auschwitz-Birkenau.

Weiblichkeit zu nehmen, war der wahre. Für Anne waren ihre Haare immer ein wichtiges Ausdrucksmittel ihrer Persönlichkeit gewesen.

Manchen schoren weibliche Häftlinge die Scham- und Kopfhaare. Andere mussten die Schmach über sich ergehen und sich von Männern rasieren lassen, unter denen ein Tauschhandel lief. Ein Stuben- oder Blockältester, ein privilegierter Häftling also, der für eine Gruppe von Mithäftlingen verantwortlich war, konnte sich eine Scheibe Brot oder Zigaretten verdienen, indem er interessierten Häftlingen Abwechslung gönnte und sie zum Rasieren der Frauen einteilte.²⁹³ Und auch die Lagerleitung verdiente an den Rasuren. Die abgeschnittenen Haare verkaufte die SS zum Preis von 50 Pfennig pro Kilogramm an deutsche Textilfirmen, die daraus Decken, Rohrverkleidungen und andere Gebrauchstextilien webten und sie als Rosshaarprodukte verkauften.

Nackt und kahlköpfig schickte man die Frauen schliesslich in einen grossen Duschraum, weder Seife noch Handtuch gestand man ihnen zu. Dichtgedrängt liess man sie zittern, dann plötzlich schoss von oben Wasser auf sie herab, manchmal war es brennend heiss, manchmal aber auch kalt. Nicht trinken! Niemals Wasser aus Hähnen trinken, hatte sich bereits herumgesprochen, davon bekäme man Typhus oder Ruhr.

Sobald den Aufsehern danach war, sorgten sie dafür, dass das Wasser genauso plötzlich wieder zu fliessen aufhörte, stiessen sie die tropfnassen Frauen mit ihren Peitschen – diesen allgegenwärtigen Hundepeitschen – ins Freie, manchmal sprühten sie sie mit Entlausungspulver ein, dann warfen sie ihnen zerschlissene, viel zu dünne Kleidersäcke zu, die sie überstreifen durften, und zwangen sie, Appell zu stehen. Jede Woche wiederholte sich diese Prozedur, im Sommer ebenso wie im strömenden Herbstregen und im eiskalten Winter.

Appell wurde nicht nur nach dem Duschen gestanden, sondern jeden Tag, morgens vor dem zwölfstündigen Arbeitseinsatz meist nur kurz, abends mindestens eine Stunde, zur Strafe für angebliche Ver-

gehen oft auch viele Stunden. Immer wieder wurden die Häftlinge mitten in der Nacht geweckt und abermals zum Appell gehetzt. Dann mussten sie sich in Fünferreihen aufstellen – eine Armlänge war das Abstandsmass von einem Gefangenen zum nächsten, damit sie einander nicht stützen konnten. Sie wurden durchgezählt und wehe, wenn einer fehlte. Beim Zählappell hatte man stark und stramm zu wirken, mit jedem Schwächeanfall, schon mit einem Taumeln brachte man sich in Lebensgefahr. Es wurde ständig selektiert.

Wer in Auschwitz überleben wollte, musste nach dem Einlieferungsschock schnell zu einer «Normalität des Anormalen» finden. Und das hiess, seine bisherigen moralischen Werte aufzugeben, über Sterbende und Tote hinwegzusehen, Diebstahl als Selbsterhaltungstechnik zu praktizieren, immun zu werden gegen Verletzungen und Demütigungen – gegen seelische mehr noch als gegen körperliche. Wer überleben wollte, musste lernen, seinen Körper als Maschine zu betrachten und in Gang zu halten, Hunger und Durst zu einer Nebensache zu erklären, sich einer Gruppe Häftlinge anzuschliessen, die gegen den Terror zusammenhielt, statt sich aufhetzen zu lassen, Essnapf und Löffel wie Schätze zu bewachen, denn ohne sie konnte man nicht einmal das bisschen Suppe essen, das einem zustand. Und er musste vor allem lernen, ständig auf der Hut zu sein: Die Notdurft zur falschen Zeit zu verrichten, Kartoffelschalen hinter dem Küchenblock aufzusammeln und zu essen, zu langsam zu arbeiten oder auch nur in die vermeintlich falsche Richtung zu schauen – alles gab Grund zur Bestrafung, und die Härte der Strafe hing von der Laune des Aufsehers ab.

Wie es Anne im KZ Auschwitz-Birkenau erging, darüber wissen wir wenig. Sie hätte still und in sich gekehrt gewirkt, erinnerten sich Frauen, die ihr begegneten, hätte Schwierigkeiten gehabt, die Bilder des Grauens zu verarbeiten, und beim Anblick von Kindern, die zu den Gaskammern geführt wurden, geweint. Sie wäre mutig und stark gewesen und hätte es mit ihrer aufmunternden, freundlich selbstbe-

wussten Art sogar geschafft, sich, ihrer Mutter und Margot Extrarationen Brot zu besorgen, sagten andere. Das eine schliesst das andere nicht aus. Jedenfalls seien Anne, Edith und Margot, die nach der Quarantäne in den Frauenblock 29 verlegt wurden, ein untrennbares Trio gewesen. Von Unstimmigkeiten, die es früher vielleicht zwischen ihnen gegeben hatte, hätte man nichts bemerkt. Edith, die in den Monaten vor Auschwitz so niedergeschlagen war, hätte hellwach gewirkt, eine Mutter, auf der Welt, um das Leben ihrer Kinder zu retten. Ihre Schuhe tauschte sie gegen das Versprechen einer zusätzlichen Essensration für Margot und Anne und ging barfuss weiter. Das Versprechen wurde gebrochen. Eine Alltäglichkeit im Lager.

Bei Tag musste Anne arbeiten, vermutlich, wie viele andere holländische Frauen aus ihrem Transport auch, Steine schleppen oder Rasenplatten ausstechen. In der Nacht wurde ihre Geduld und Belastbarkeit jedesmal aufs Neue auf die Probe gestellt. Mehr als 1'000 Frauen schliefen in einer Baracke, die ursprünglich als Stall für 52 Pferde gedacht war, auf dreistöckigen Pritschen, ohne Matratzen. Wenn sie Glück hatten, konnten sie sich wenigstens in eine dünne Decke wickeln. In einem solchen «Bett» mussten sich etwa zehn Frauen dicht aneinanderdrücken und möglichst stillhalten; wenn eine sich umdrehen wollte, mussten alle anderen sich mitdrehen. Unterdessen quälte sie alle – ausnahmslos – die penetrante Läuseplage, dagegen half auch das wöchentliche Lauspulver nicht; zudem hatten sie gegen Milben und Wanzen zu kämpfen. Das Ungeziefer biss sich in den geschwächten Körpern fest und hinterliess heftig juckende Beulen, die sich, wenn man mit schmutzigen Fingern daran kratzte, zu schmerzhaften Abszessen und offenen Wunden auswuchsen.

Es dauerte nicht lange, bis Annes Körper sie im Stich zu lassen begann. Nach ein paar Wochen war ihre Haut so stark entzündet, ihr ganzer Körper derart mit Geschwüren und Flecken bedeckt, dass sie in den sogenannten Krätzeblock verlegt wurde. Dies sei ein abscheulicher Block gewesen, schrieb Rosa de Winter, die die Franks schon

in Westerbork kennengelernt hatte, 1945 nieder, umgeben von einer hohen Mauer, völlig isoliert. Es hätte kein Licht gegeben, deshalb hätte man sich seinen Schlafplatz im Dunkeln suchen müssen ... Mäuse und Ratten wären über die Frauen gelaufen ... sie hätten gekreischt und geweint... es wäre fast unerträglich, an Schlafen jedenfalls nicht zu denken gewesen.²⁹⁴ Anne war im Krätzblock nicht allein, Margot begleitete sie in dieses Krankenlager, möglicherweise auch Edith. Die Erinnerungen der Überlebenden gehen auseinander: Es könnte auch sein, dass Edith in einer anderen Baracke blieb und ihren Töchtern durch ein Loch, das sie unter der Aussenwand des Krätzblocks hindurchgescharrt hatte, ihre eigenen Brotrationen reichte. Solange sie nur in der Nähe ihrer Kinder war, verzichtete Edith aufs Essen.

Etwa acht Wochen im Todeslager hatten Anne, Edith und Margot Frank mit gegenseitiger Hilfe bereits überstanden, als gegen Ende Oktober 1944 ein neues Gerücht aufkam: Die russische Armee sei nur noch 100 Kilometer von Auschwitz entfernt. Wieder dieses Wechselbad aus Angst und Hoffnung: Würde sie rechtzeitig kommen, um die Häftlinge zu befreien? Würde sie Auschwitz bombardieren? Würden die Alliierten, die bis jetzt nichts gegen Auschwitz unternommen hatten, sich überhaupt um die Häftlinge kümmern? Oder würden die Nazis sie vorher alle in die Gaskammern schicken, um die Spuren ihrer Verbrechen zu beseitigen? Das Reichssicherheitshauptamt in Berlin gab der Lagerleitung andere Anweisungen: Sie sollte das grösste und effizienteste aller nationalsozialistischen Konzentrations-, Arbeits- und Vernichtungslager – und es gab insgesamt 22 Hauptlager und 1'202 Aussenlager – zu räumen beginnen.

Wieder Selektionen. Einer der Evakuierungstransporte brach am 28. Oktober 1944 mit 1308 Jüdinnen aus dem Frauenlager Birkenau nach Norddeutschland, ins KZ Bergen-Belsen, auf.²⁹⁵ An diesem Tag mussten wahrscheinlich auch Anne und Margot mitfahren. Und zu jenem Zeitpunkt oder einige Tage später auch Auguste van Pels. Je-

denfalls gehörten sie alle drei zu jenen «kranken, aber potentiell wiederherstellungsfähigen Frauen», wie sie das Holländische Rote Kreuz später nannte, die irgendwann zwischen Ende Oktober und Anfang November 1944 aus Auschwitz-Birkenau nach Bergen-Belsen, ca. eine Stunde nördlich von Hannover, gebracht wurden, etwa 8'000 Frauen insgesamt. Und jedenfalls hielten die Frank-Mädchen und Frau van Pels weiterhin Kontakt.

Mit der Evakuierung legten die Nazis ein Arbeitskrätereservoir an, vielleicht, dachten sie wohl, könnten sie die Frauen noch für Arbeit in ihrer Rüstungsindustrie ausbeuten. Edith Frank wurde nicht evakuiert – sie musste in Auschwitz Zurückbleiben. Ein weiterer Hinweis auf die Willkür des Systems. Möglicherweise gab es jedoch einen handfesten Grund für die Trennung von Mutter und Töchtern. Ein SS-Mann habe Margot angegriffen, Edith sei forsch dazwischengegangen – das soll Anne einer Mitgefangenen in Bergen-Belsen erzählt haben. Danach habe sie die Mutter nicht mehr wiedergesehen.²⁹⁶

Was sie im Viehwaggon erwartete, wussten Anne und Margot bereits. Zwar waren sie diesmal in einem reinen Frauentransport und bekamen angeblich sogar – wenn auch minimale Mengen – Brot, Käse, Margarine und Wasser auf die Reise mit, doch bohrten sich Kälte und Nässe in die Waggons und in ihre angegriffenen Körper. Ihre dünnen, lumpigen Kleider schützten die Mädchen nicht, und die Fahrt dauerte mindestens fünf Tage und fünf Nächte, immer wieder nahm der Zug Umwege oder hielt auf der Strecke an, um möglichen Bombardierungen zu entgehen. Als Anne und Margot – ohne den Schutz ihrer Eltern – schliesslich durchfrozen und entkräftet aus den Waggons geholt wurden, trieb man sie sechs oder sieben Kilometer zu dem für sie bestimmten Lagerteil. Für gesunde Menschen bedeutete das einen Fussmarsch von wenigstens anderthalb Stunden. Und dies war erst der Anfang einer Kette unfassbarer Qualen.

In Bergen-Belsen herrschte Chaos, im Lager war kein Platz für die vielen neuen Häftlinge. Im Juli 1943 waren Teile des ursprünglichen Wehrmacht- und Kriegsgefangenenlagers in verschiedene KZ-Nebenlager umfunktioniert worden, eines davon war das «Waffen-SS Aufenthaltslager» für die bevorzugten «Austauschjuden». Die meisten Gefangenen dieses sogenannten Sternlagers waren zwischen Januar und September 1944 aus Westerbork angeliefert worden, 3670 Menschen insgesamt, unter ihnen Annes Lyzeumskameradin Nanette Blitz und ihre Schulfreundin Hanneli Goslar mit ihrem Vater und ihrer kleinen Schwester Gabi.

Aus Platznot war im August 1944 in Bergen-Belsen ein Zeltlager errichtet worden – eine Art Durchgangslager für Frauen aus anderen KZs. Als gälte es zu ergründen, was schwache, ausgehungerte Mädchenkörper erdulden können, wurden Anne und Margot nach ihrem Fussmarsch in eines jener Zelte gepfercht, überdimensionale Verschlüge, in denen jeweils mehrere hundert Frauen auf dem feuchten Lehm Boden hockend kampierten, dicht zusammengedrängt, ohne Toiletten und Waschgelegenheit, ohne Betten und ohne Licht, ein wenig Stroh vielleicht, das gegen die stechende Kälte kaum etwas ausrichten konnte. «Wir krochen zu viert unter unseren Decken zusammen», berichtete Rebekka Brilleslijper-Rebling, genannt Lin Jaldati, später.²⁹⁷ Sie und ihre Schwester Jannie hatten die Frank-Mädchen in Westerbork kennengelernt. Bei ihrem Wiedersehen in Bergen-Belsen fielen sie einander «in die Arme und weinten». Das Zelt schützte sie notdürftig gegen den draussen tobenden Sturm und den Regen.

«Wollen wir uns unserer Aufgabe bewusst bleiben, und nicht murren, es wird einen Ausweg geben», hatte Anne sich im April 1944 selbst ermutigt, *«durch alle Jahrhunderte hin mussten Juden leiden, aber durch alle Jahrhunderte hin sind sie auch stark geworden, die Schwachen werden ausgesucht und die Starken werden übrig bleiben und niemals untergehen!»* Auch jetzt stellte Anne sich dem Überlebenskampf. «Eines Tages kam Anne aufgeregt zu uns und flüsterte: ,In einem kleinen Block gibt es süsse Suppe. Wir gehen welche orga-

nisieren‘, erinnerte Lin sich im April 1951. «Margot war böse, dass Anne uns dieses Geheimnis verriet. Aber so war Anne nun einmal: Gütig, spontan, impulsiv, sensibel und offenherzig. Sie sprach aus, was sie dachte. Deshalb hatte sie öfter Schwierigkeiten als Margot, die beherrscher und diplomatischer war und deshalb einen intelligenteren Eindruck machte als die Künstlernatur Anne.»²⁹⁸

Vier Tage nach ihrer Ankunft fegte ein Wirbelsturm über das Lager in der Lohheide und riss mehrere Zelte aus ihren Verankerungen. Auch jenes, in dem Anne, Margot, Jannie und Lin hausten, stürzte ein. Bis das Sternlager reorganisiert und neue Unterkünfte geschaffen waren, liess man die verwahten Menschen – manche Überlebende sprechen von einigen Stunden, andere von einigen Tagen – unter ihrem eingestürzten Zelt kauern. Wahrscheinlich gehörten Anne und Margot zu jenen, die in einer Scheune Unterschlupf fanden, während viele andere nach dem Zelteinbruch ungeschützt im Eisregen umherirrten, auf der verzweifelten Suche nach Essbarem. «Warum wollen sie, dass wir wie Tiere leben», soll Anne ihre Leidensgenossinnen gefragt haben.

Um die Häftlinge aus den zerstörten Zelten unterzubringen, wurden die zweistöckigen Betten aus den Sternlager-Baracken entfernt und durch viel knapper bemessene, dreistöckige Pritschen ersetzt, die gewöhnlichen Holzregalen ähnlicher waren als Betten, jeden Schlafplatz hatten sich ab sofort zwei Häftlinge zu teilen. Mitten durch das Lager wurde eine dicht mit Stroh gefüllte Stacheldrahthecke gezogen, die alle übrigen Gefangenen von den bessergestellten «Austauschjuden» trennte. In die frei gewordenen Baracken pferchte man die Zeltlager-Insassen, zwei, manchmal sogar drei vegetierende, ausgehungerte Menschenkörper pro Schlafplatz. Essen wurde nur noch sporadisch und in unzureichenden Mengen verteilt, schmale Kanten Brot oder in dünner Suppe schwimmende Futterrüben. Auch Trinkwasser bekamen sie kaum noch, um Decken, in die sie sich einwickeln konnten, mussten sie sich raufen, und um ihre Hygiene kümmerte sich

längst niemand mehr. «Natürlich hatten sie kleine Streits, wie alle Schwestern», wusste Lin, doch das Verantwortungsgefühl füreinander hielt Anne und Margot aufrecht. Hoffnung, dass ihre Eltern noch lebten, hatten sie hingegen kaum noch. Irgendwann in jenem Winter traf Anne auf ihre Schulkameradin Nanette Blitz. Zuerst erblickten sie einander durch einen Stacheldraht. Dann fand «Nanny» heraus, «dass der Zaun zwischen Lager 7 und Lager 8 entfernt worden war und ging los, um Anne zu suchen.»²⁹⁹

Mit ihrer Familie war sie im Februar 1944 von Westerbork nach Bergen-Belsen gebracht worden. Dass ihre Namen auf einer der «Palästinalisten» geführt wurden, gab ihr vage Hoffnung. Inzwischen musste Nanny sich allein zurechtfinden. Am 24. November 1944 war ihr Vater gestorben – «vor Hunger und in verzweifelter Selbstvorwürfen, seine Familie nicht gerettet zu haben», schrieb sie. Mutter und Kinder waren deshalb nicht länger geschützt. Am 4. und 5. Dezember hatte man Nannys siebzehnjährigen Bruder Bernhard und ihre Mutter auf verschiedenen Transporten verschickt. Sie selbst hingegen wechselte in einen anderen Lagerteil. Warum sie in Bergen-Belsen bleiben musste? Eine Laune der Lagerleitung.

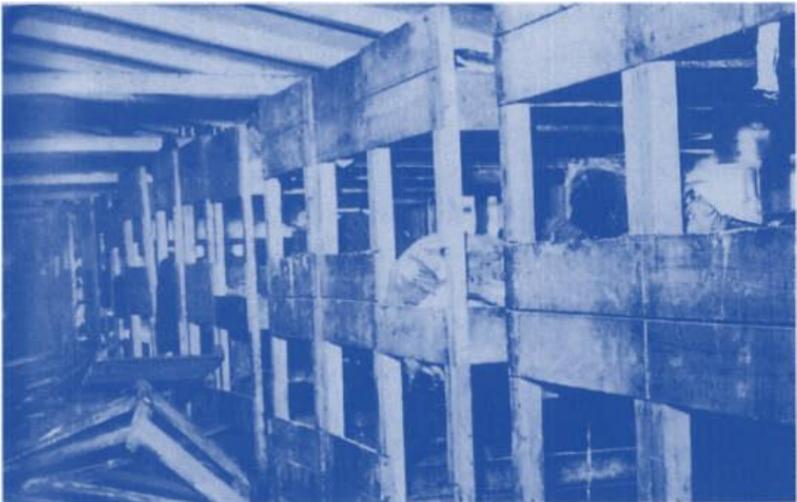
Im Jüdischen Lyzeum hatte Nanny nicht zu Annes engstem Freundeskreis gehört, zu ihrer Geburtstagsparty im Juni 1942 hatte Anne sie dennoch eingeladen. Nun zählte die Voreingenommenheit von früher nicht mehr, die beiden Mädchen waren überglücklich, einander zu sehen. Erinnerungen an ihr früheres Leben – und waren sie noch so unwirklich – lenkten die Häftlinge ab, für ein paar Augenblicke dachten sie nicht an die finstere Gegenwart.

Mehrere verbotene Zusammentreffen gelangen. Während Nanny Blitz – entsetzt über Annes Zustand, den kahlen Kopf, die eingefallenen Wangen und den Hautausschlag – vom Schicksal der gemeinsamen Freundinnen zu berichten wusste, von Jacque van Maarsens Rettung etwa, sprach Anne von ihrem Leben im Versteck und schmiedete

Zukunftspläne: Nach dem Krieg wollte sie ein Buch schreiben, ihre Tagebuchaufzeichnungen sollten die Grundlage dafür sein.

Am meisten beschäftigte Anne aber das Schicksal ihrer Eltern. Ihre Mutter wäre bei dem Transport nach Bergen-Belsen nicht dabei gewesen, erzählte sie auch Nanny, das musste doch heissen, dass sie von den Nazis ermordet wurde. Und ihr Vater hätte mit seinen 55 Jahren und seinem schütterten grauen Haar in den Augen der SS-Aufseher als alter Mann gegolten; wenn es stimmte, was man sich in Auschwitz erzählt hatte, dann war er sicher gleich nach der Ankunft in die Gaskammer geschickt worden.

Anne konnte nicht wissen, dass Edith Frank, obwohl geschwächt und verzweifelt über den Verlust ihrer Töchter, trotzdem tapfer um ihr Leben kämpfte. In ihrer Bekannten Rosa de Winter hatte sie eine Freundin gefunden. Die beiden versuchten, sich gegenseitig zu stützen – etwa, als sie zusammen in den Krätzeblock verlegt wurden. Sie hätten einander festgehalten und seien zu einer fremden Frau unter die Decke gekrochen, erinnerte Rosa sich kurz nach dem Krieg, an Schlafen wäre jedoch nicht zu denken gewesen. In der Dämmerung



Baracke in Bergen-Belsen.

des nächsten Morgens hätte man einige Frauen aus dem Block zum Appell kommandiert. Raus! Schnell! Eine Griechin hätte Rosa und Edith gepackt, förmlich auf den Hof gerissen und zum Appell gezwungen. Was erst wie eine weitere Schikane aussah, rettete ihr Leben: Von weitem hätten sie zugesehen, wie der Krätzblock bis auf die letzte Kranke geräumt wurde, Lastautos hätten mehr als 300 Frauen in den Tod geführt. Edith und Rosa kamen in den sogenannten Schonungsblock für nicht mehr arbeitsfähige Gefangene.³⁰⁰

Wochen vergingen, die Tötungen in den Gaskammern wurden eingestellt; auf Befehl des Reichsführers-SS Heinrich Himmler wurde in Auschwitz-Birkenau mit dem Abbau der Gaskammern begonnen, die Krematorien I und II abgerissen. Mehr als eine halbe Million Menschen wurden zwischen dem 1. Dezember 1944 und Mitte Januar 1945 aus Auschwitz weggebracht. Fritz Pfeffer etwa schickten die Nazis in einer Gruppe von Zahnärzten, Ingenieuren und Elektrikern zu angeblich kriegswichtigen Diensten in das Lager Neuengamme, ein stillgelegtes Klinkerwerk am Rande von Hamburg, in dem die Sterblichkeitsrate im Vergleich zu anderen in Deutschland gelegenen Konzentrationslagern besonders hoch war. Der «Häftling 64971» starb dort am 20. Dezember 1944. Offizielle Todesursache: Dickdarmentzündung.³⁰¹

Edith Frank musste in Auschwitz bleiben. Ihre Lebensbedingungen wurden von Tag zu Tag schlechter. Sie hätten Durst gehabt, erzählte Rosa de Winter später, aber Wasser hätte es nicht gegeben, morgens hätten sie sich im Freien notdürftig gewaschen, mit Schnee; die Kleiderläuse hätten sie an den Rand des Wahnsinns getrieben. Kleiderläuse übertragen Fleckfieber und andere Fieberkrankheiten, auch Ediths Körper konnte sich nicht lange dagegen wehren. 41 Grad Fieber hatte sie, als ihre Freundin Rosa sie im Krankenrevier abliefern – gegen Ediths Willen, die vor den regelmässigen Selektionen unter den Kranken Angst hatte. Edith wollte nicht sterben. Aber in den Krankenbaracken wurde wenigstens geheizt.

Irgendwann im Januar 1945 wurden Anne und Margot in Bergen-

Belsen in einen Schonungsblock verlegt, Nanny Blitz sahen sie von da an nicht mehr. Ein anderes Mädchen jedoch, die aus Holland stammende Margot Rosenthal, die erst Anfang Januar – während einer Kältewelle mit Temperaturen bis zu minus vierzig Grad – von Auschwitz-Birkenau nach Bergen-Belsen transportiert worden war, brachte Anne und Margot ein Lebenszeichen von ihrer Mutter. Sie hätte Edith Frank vor ihrer Abfahrt noch gesehen, berichtete sie den beiden Schwestern.³⁰²

Schon kurze Zeit später ging es mit Edith Frank allerdings schnell bergab. Als man sie aus ihrer bisherigen Krankenbaracke in jene, in der auch Rosa de Winter vegetierte, verlegte, sei sie nur noch «ein Schatten ihrer selbst» gewesen, stellte die Freundin fest. Edith ass nicht mehr; das Brot, das man ihr gab, hortete sie unter der Bettdecke – für ihre Töchter und ihren Mann, wie sie mit fiebriger Stimme zu verstehen gegeben hatte. Schliesslich sprach sie nicht mehr, sie reagierte nicht mehr. Wenige Tage später, am 6. Januar 1945, starb sie.

Auch nachdem sie mit Margot Rosenthal gesprochen hatte, glaubte Anne offenbar nicht mehr an Ediths Überleben. Sie hätte keine Mutter mehr, flüsterte sie Hanneli Goslar unter Tränen durch den Stacheldrahtzaun zu. Wie Nanette Blitz war Annes Kinderfreundin Hanneli seit Februar 1944 in Bergen-Belsen, auch sie als sogenannte Austauschjüdin. Kontakt zu Nanette hatte sie jedoch nicht.³⁰³

Von einer Bekannten, die mit Auguste van Pels in Verbindung stand, hatte Hanneli gehört, dass sich auf der anderen Seite des Zauns eine Gruppe von Holländerinnen aufhielt, unter ihnen Anne Frank. Täglich schleppten die Frauen sich zu der strohbedeckten Stacheldrahtwand. Das war zwar strengstens untersagt, die Menschen hinter dem Zaun wurden aber immer noch wesentlich besser gepflegt als

die übrigen Gefangenen – sie durften sogar Pakete empfangen – und gaben manchmal Essbares an das Nebenlager ab.

Eines Abends war Hanneli an den Zaun gegangen und hatte vorsichtig Annes Namen gerufen. Man durfte sich nicht dabei erwischen lassen. Just Auguste van Pels hatte Hannelis Stimme gehört und die offenbar schon schwerkranke Anne an den Zaun geholt. Margot war bereits zu schwach, um sie zu begleiten. Das kann spätestens am 5. Februar 1945 gewesen sein, denn am folgenden Tag musste Auguste van Pels auf Transport. Ihr Leidensweg führt sie zuerst nach Raguhn in Sachsen-Anhalt, einem Aussenlager des KZ Buchenwald, dessen Häftlinge als Zwangsarbeiter der Junkers Flugzeug- und Motorenwerke eingesetzt wurden. Am 9. April 1945 sollte sie von dort ins tschechische Theresienstadt gebracht werden. Vermutlich erlebte sie die Ankunft nicht mehr.

Anne war glücklich, die Stimme ihrer Freundin zu hören. Im Versteck hatte sie mehrmals von Hanneli geträumt und sich geschämt, dass sie ihre Gefährtin aus Kindertagen in den Monaten vor dem Untertauchen oft links liegengelassen hatte, aus frühjugendlicher Überheblichkeit. *«Es war gemein von mir, wie ich mit ihr gehandelt habe und jetzt schaute sie mich mit ihrem blassen Gesicht und ihren flehenden Augen, oh so hilflos an»*, hatte Anne am 27. November 1943 in ihr Tagebuch geschrieben. Sie wusste, dass Hanneli und ihre Familie im Juni deportiert worden waren, und wähte sie in Polen, vielleicht schon tot. *«Sie war mindestens so fromm wie ich, sie wollte auch das Gute, warum wurde ich dann auserwählt, um zu leben und musste sie womöglich sterben ... Hannelie, Hannelie, könnte ich dich bloss weg-holen ... »* Nun sollte sich herausstellen, dass es der Freundin letztlich besser ergangen war als Anne. Hanneli war bereits seit einem Jahr in Bergen-Belsen. Mehr als ein halbes Jahr, ungewöhnlich lang, hatten sie, ihre Schwester Gabi, ihr Vater und die Grossmutter in Westerbork bleiben dürfen. Ihre Namen hatten auf der zweiten von vierzig Palästinäern gestanden, das hatte sie vor der Deportation nach Polen be-

wahrt. Am 15. Februar 1944 waren sie dann doch verschickt worden, direkt ins Austauschlager Bergen-Belsen. Hannelis Grossvater, Alfred Klee, war in Westerbork an einem Herzanfall gestorben. Und ihre Mutter? Anne hatte im Versteck zwar erfahren, dass das dritte Kind der Goslars tot geboren worden war. Dass Ruth Goslar dabei auch gestorben war, hatte man ihr jedoch verheimlicht, um sie nicht noch mehr aufzuregen.

Hanneli hatte zwei Tage nach ihrer Ankunft in Bergen-Belsen Gelbsucht bekommen, doch sie wurde im Krankenlager gut gepflegt, die Nazis hielten sie ja als eine Art Pfand. Auf den versprochenen Austausch mit deutschen Kriegsgefangenen wartete sie jedoch vergeblich.

In Auschwitz hätte man ihr die Haare abrasiert, so vertraute Anne der Freundin hinter dem Zaun an, man hätte ihr alles genommen, auch ihre Kleider, sie würde schrecklich frieren und könnte die Läuse nicht mehr ertragen. Annes Stimme war kaum wiederzuerkennen, aus ihren Worten klang tiefe Verzweiflung, zu viel hatte sie bereits erdulden müssen. Ihr Vater sei tot, und auch sie, soll sie zu Hanneli gesagt haben, mochte nicht mehr leben.³⁰⁴

In Wahrheit war der Häftling B-9174, Otto Frank, wenige Tage zuvor, am 27. Januar 1945, in Auschwitz befreit worden.³⁰⁵ Nach der Selektion war er zusammen mit Hermann und Peter van Pels sowie Fritz Pfeffer dem Block 2 des Stammlagers Auschwitz I zugeteilt worden. Sie hatten Glück: Einer der Stubenältesten im Block war Max Stoppelman. In der Wohnung seiner Mutter, Hunzestraat 25, Amsterdam Zuid, lebten Jan und Miep Gies zur Untermiete. Otto Frank kannte Max. Otto war es ja, der seinerzeit das Suchinserat in der Zeitung aufgegeben und den Kontakt zwischen Frau Stoppelman und Miep Gies hergestellt hatte. Bei der Gelegenheit hatte er auch Max kennengelernt, der im Herbst 1943 auf Vermittlung von Jan Gies mit seiner Frau Stella bei einer holländischen Familie in Laren untergetaucht, ein halbes Jahr später jedoch verraten worden war.

Auch Peter van Pels hatte sich mit Max Stoppelman, einem klein-

gewachsenen Mann um die dreissig mit den Schultern eines Ringers, angefreundet. Er konnte den Stubenältesten beruhigen: Er wüsste, dass seine Mutter noch lebte, Miep Gies hatte öfter von der in Hilversum untergetauchten Frau Stoppelman erzählt. Max wiederum, der seit Mai 1944 in Auschwitz war und die Überlebensregeln des Lagers bestens kannte, hatte Peter in seine Obhut genommen, er sollte bloss immer in seiner Nähe bleiben und den Gedanken ans Aufgeben erst gar nicht zulassen, schärfte er ihm ein.³⁰⁶

Peter arbeitete offensichtlich in der Poststelle – und hielt durch. Sein Vater hingegen war, ebenso wie Otto und Fritz Pfeffer, dem Aussendienst zugeteilt. Als Hermann van Pels sich – wahrscheinlich Anfang Oktober – beim Graben am Finger verletzte, bat er seinen Kapo, ihn am nächsten und die folgenden beiden Tage zum Stubendienst einzuteilen – obwohl er inzwischen wissen musste, wie gefährlich es war, Schwäche zu zeigen. Und tatsächlich stob an einem jener Tage SS durch die Baracken. Selektion. Hermann van Pels starb noch am selben Tag in einer Gaskammer.

Auch Otto war im November 1944 an einen Punkt gelangt, an dem er nicht mehr weiterkonnte. Ohnehin schon geschwächt durch die harte Arbeit und den Hunger, war er eines Tages von seinem Kapo verprügelt worden. Danach fehlten ihm die Kraft und der Willen, wieder aufzustehen. Wie es Otto im Folgenden ergangen war, beschrieb er im Juli 1945 in einem Brief an seine Mutter: «... durch die Vermittlung eines holländischen Arztes [wurde ich] im Krankenhaus aufgenommen ... und [blieb dort], bis wir durch die Russen am 27. Januar 1945 befreit wurden.»³⁰⁷ Im sogenannten Krankenhaus gab es zwar keine Behandlung, aber wenigstens wurde man nicht geschlagen.

Peter van Pels hatte sich seit ihrer Ankunft in Auschwitz um Otto gekümmert – jener wog bei seinen etwa ein Meter fünfundsiebzig zuletzt nur noch 52 Kilogramm. Mitte Januar 1945 hatte Peter, der unter Max Stoppelmans Obhut überraschend gut genährt war, Otto Frank zum letzten Mal in der Krankenbaracke besucht. Das Lager würde

evakuiert, er und Otto müssten mitgehen, teilte er dem Kranken mit. Max Stoppelman hätte ihm gesagt, Peter solle in seiner Nähe bleiben, dann würde ihm nichts zustossen. Otto hatte versucht, Peter zum Bleiben zu überreden. Vergeblich. In der Nacht vom 17. zum 18. Januar 1945 war der Achtzehnjährige in seinen dünnen Kleidern und ohne Verpflegung mit Tausenden anderen Gefangenen, die meisten von ihnen Juden, zu Fuss in das etwa 100 Kilometer entfernte Wodzislaw aufgebrochen. Sie waren tagelang unterwegs, ihre einzige Nahrung war Schnee. Auch Max Stoppelman hatte Peter aus den Augen verloren, er war in eine andere Todesmarschkolonnie geraten. Über Umwege gelangte er am 25. Januar 1945 in das Konzentrationslager Mauthausen und wurde als Häftling Nummer 119162 registriert. Vier Tage später überstellte man ihn in das Mauthausener Aussenlager Melk. In den offiziellen Lagerlisten wurde sein Tod am 5. Mai 1945 festgehalten – dem Tag, an dem die Amerikaner das Lager befreiten. Wann er tatsächlich starb, bleibt ungeklärt.³⁰⁸

Otto war in Auschwitz nur knapp dem Tod entgangen. «Am 26. waren wir durch die SS herausgeholt worden, um ermordet zu werden, aber die SS wurde abgerufen, bevor es möglich war – es geschah ein Wunder.»³⁰⁹ Die SS-Männer waren vor den Soldaten der Roten Armee geflohen, die am Nachmittag des 27. Januar 1945 in Auschwitz einmarschierten. 7650 lebende Gefangene fanden sie vor, 1'200 in Auschwitz 15'800 in Auschwitz II Birkenau und 650 in Auschwitz III Buna Monowitz.

Bis die Russen entschieden hatten, was mit den Überlebenden geschehen sollte, blieben sie im Lager. Das dauerte einige Wochen. Zu essen gab es nun genug, die Deutschen hatten – während sie die Häftlinge aushungerten – enorme Nahrungsdepots angelegt. Die Wasserversorgung blieb weiterhin ein Problem. Die Menschen mussten Eisbrocken aus den umliegenden gefrorenen Seen schlagen und sie schmelzen.

Freitags abends feierte Otto Frank – er war einer von 45 Männern und 82 Frauen, die den letzten Transport mit 1'019 Menschen von

Westerbork nach Auschwitz überlebt hatten – mit einer Gruppe von Befreiten den Beginn des Schabbats. Keiner von ihnen war religiös. Otto Frank klang jedoch der hebräische Schabbatsegen noch im Ohr – so oft hatte er ihn bei der freitagabendlichen Zeremonie im Hause Goslar in Amsterdam gehört. Nun richtete er ihn selbst an alle Anwesenden.³¹⁰

«Von Edith und den Kindern weiss ich nichts. Sie sind vermutlich nach Deutschland deportiert», schrieb Otto Frank seiner Mutter am 15. März 1945 aus Kattowitz, wo er auf den Weitertransport nach Holland wartete, «Werden wir uns gesund wiedersehen?»³¹¹

Wie alle Auschwitz-Häftlinge ging Otto davon aus, dass das Leben in den deutschen Konzentrationslagern erträglicher sei als in Polen. Doch «Auschwitz war die organisierte Hölle. Bergen-Belsen war jetzt die Hölle ohne Gnade, das Chaos», formulierte es Lin Jaldati im Rückblick. In dem hoffnungslos überfüllten Lager fanden keine Hinrichtungen statt, und doch starben Zehntausende. Sie gingen, entkräftet von Hunger und Durst, langsam und qualvoll an schrecklichen Infektionskrankheiten zugrunde: an Ruhr oder Bauchtyphus, Diphtherie, Tuberkulose oder Fleckfieber. «Die Lebensbedingungen waren entsetzlich. In Baracken, in denen normalerweise 60 Personen untergebracht waren, hausten 600», schrieb der britische Hauptmann Andrew Pares nach Kriegsende über den Lagerteil, in dem Anne und Margot eingesperrt waren. «Es gab keinerlei sanitäre Ordnung, innerhalb und ausserhalb der Baracken war der Boden fast vollständig mit Leichen, menschlichen Exkrementen, Lumpen und Fäulnis bedeckt. Die Lagerinsassen hatten jegliche Selbstachtung verloren und waren auf das Niveau von Tieren herabgezwungen worden. Ihre Kleider bestanden nur noch aus Lumpen und wimmelten von Läusen.»³¹²

Drei- oder viermal hatte Hanneli Goslar ihre Freundin Anne noch

getroffen – immer der bedrohliche, blickdichte Stacheldraht zwischen ihnen. Anne war nur noch in eine dünne Decke gehüllt; ihre lausverseuchten Kleider hatte sie weggeworfen. Zweimal hatte Hanneli ein Päckchen, mit einem Keks, einem Strumpf oder einem Handschuh, über den Zaun geworfen. Beim ersten Mal hatte es eine fremde Frau aufgefangen und war damit weggelaufen. Beim zweiten Mal hatte Anne die Gabe auffangen können.

Am 25. Februar 1945 starb Hans Goslar – tagelang trauerte Hanneli in ihrer Baracke um ihren Vater. Als sie sich einige Tage später – sie litt bereits an Flecktyphus – wieder an den Stacheldrahtzaun schleppte, war Anne verschwunden. Offenbar waren sie und Margot mit allen übrigen noch lebenden Bewohnerinnen ihrer Baracke in einen anderen Lagerteil verlegt worden.

Deutlich über 17'000 Menschen starben in Bergen-Belsen allein im März 1945, die meisten still und apathisch, zu schwach, um sich noch gegen den Tod aufzulehnen. Am Morgen fand man sie tot in ihren Baracken und verscharfte sie in Massengräbern. Über die Todesfälle Buch zu führen, das hatte die Lagerleitung längst aufgegeben.

Auch Anne und Margot wurden von der Typhusepidemie erfasst. Gegen den Rat ihrer Freundinnen liessen sie sich in der Krankenbaracke aufnehmen.³¹³ Nur wenige Wochen bevor englische Truppen Bergen-Belsen am 15. April 1945 als erstes Konzentrationslager auf deutschem Boden befreiten, kapitulierten ihre schwachen Körper vor der Krankheit. Irgendwann zwischen Ende Februar und Mitte März 1945 starb erst Margot. Wenige Tage später folgte ihr Anne in den Tod.

11. Sehnsucht

«Die Sonne scheint, der Himmel ist tief-blau es weht ein herrlicher Wind und ich sehne mich so – sehne mich so – nach allem ... – nach Reden, nach Freiheit, nach Freunden, nach Allein-sein. Ich sehne mich so... nach Weinen!» Eineinhalb Jahre war Anne bereits in ihrem Versteck eingesperrt, als sie jenen Schwebestand einzufangen versuchte: *«Ich glaube dass ich den Frühling in mir fühle, ich fühle das Frühlings-Erwachen, ich fühle es in meinem ganzen Körper und in meiner Seele ...»* Ein Chaos der Empfindungen, aus Einsamkeit und Erwartung, aus Leid und Lust, aus Vermissten und Verlangen, versetzte die noch nicht Fünfzehnjährige in Unruhe und Ratlosigkeit: Sie sei völlig durcheinander, wisse nicht, was zu lesen, zu schreiben, zu tun. Sie wisse nur, dass *«... ich mich sehne»*.

Wie es ihrem Alter und ihrer geistigen Reifung entsprach, war Annes Sehnen erst noch ein orientierungsloses Getriebensein, der ersehnte Inhalt unklar, geboren aus ihrer Unzufriedenheit mit sich selbst und ihrer Umgebung und dem Wunsch, den Schmerz über ihre Einsamkeit zu besiegen. Einer Einsamkeit, die sich aus dem Gefühl entwickelt hatte, von ihren Eltern, ihrem engsten Umfeld unverstanden zu sein; einer Einsamkeit, die für Jugendliche ihres Alters zur Entwicklung gehört und die sie ähnlich auch in Freiheit erlebt hätte. Während das Leben den Jugendlichen sonst aber Auszeiten von dieser Einsamkeit gönnt, war es in Annes Fall erbarmungslos. Selbstverständlichkeiten, die Gleichaltrige in Freiheit von ihrem mit der Entfaltung der Persönlichkeit verbundenen Leiden ablenken – *«Spass zu machen und zu lachen, bis man Bauchweh hat... Radfahren, Tanzen, Flirten*

und was-weiss-ich-noch-mehr» –, waren Anne versagt. Es gab kein Entkommen, sie musste sich ihrer Einsamkeit fortwährend stellen. *«Ich habe ein schreckliches Bedürfnis allein zu sein.»* Was sie als unbestimmten Wunsch, sich zurückzuziehen, beschrieb, ging Hand in Hand mit der Sehnsucht nach einem Menschen, mit dem sie ihre Einsamkeit teilen und der sie verstehen könnte, nach einem ersten Kuss und Zärtlichkeit als Zeichen des Begehrt- und Anerkanntwerdens.

Doch Annes Sehnen war mehr als ein trotziges *«Nur fort aus der Gegenwart»*, mehr als ungestilltes Liebesverlangen. Ihre Sehnsucht nach Glück, Freude und Fröhlichkeit war ihr Motor, der sie aus Angst und Verzweiflung antrieb. Und sie führte sie auf den Weg zu sich selbst. Statt aus ihrer Welt der Zwänge in wehmütige Phantastereien zu flüchten, bemühte sich Anne in monatelangen Auseinandersetzungen mit sich selbst um eine Haltung, die Freiheit auch dort sieht, wo sie längst verloren scheint. Der Weg dorthin erforderte ihre ganze Kraft, doch schliesslich gelang es ihr sogar, die äusseren Zwänge, unter denen sie stand, als Herausforderung zu begreifen. *«Hier ist alles viel schlimmer geworden ...»*, notierte Anne vermutlich irgendwann im Frühsommer 1944 bei der Überarbeitung ihres Tagebuchs, *«und jetzt bin ich soweit, dass ich ... denke ,was kann mir der ganze Kram eigentlich ausmachen, und Zukunftspläne schmiede!«*

Anne war aus den geordneten Lebensbahnen, denen der Mensch zu folgen neigt, herausgerissen worden, die Nazis hatten ihr in vielen, auch den vorher selbstverständlichen Dingen ihre Entscheidungsfreiheit und Wahlmöglichkeit genommen. Ihr Interesse am Leben, die daran geknüpften Hoffnungen und ihren ausgeprägten Lebenswillen liess sie sich bis knapp vor ihrem Ende in Bergen-Belsen nicht rauben. Unter dem Druck, verfolgt zu sein, fand sie – ungewöhnlich früh für ihr Alter – ihren eigenen Lebensinhalt und nahm sich die Freiheit, konkrete Ziele ins Auge zu fassen und für deren Verwirklichung zu arbeiten.

Anne war alles andere als ein Wunderkind. *«Ein Bündelchen Wi-*

derspruch» wurde sie von ihrer Familie genannt, wohl wegen ihrer Stimmungsschwankungen. Sie habe zwei Seelen in einer Brust, empfand sie selbst. Zwei Annes im Konflikt: Nach aussen die fröhliche, schnippisch aufbrausende Anne, nach innen die nachdenkliche, die «Liebe» und «reine», die Probleme anging, auf die es keine einfachen, eindimensionalen Antworten gab – Fragen nach dem Erwachsenwerden, der Liebe und Sexualität, der Beziehung zwischen Kindern und Eltern, aber auch Fragen nach Religiosität und Glauben, nach der Bedeutung, Jüdin zu sein, nach der persönlichen Freiheit oder nach dem Sinn des Lebens. Doch diese Anne, so glaubte sie, kannte niemand ausser ihr selbst. Und tatsächlich musste Otto Frank, als er das Tagebuch nach dem Krieg las, sich eingestehen, dass er die «stille» Anne kaum gekannt und dass er die Tiefe und Fülle ihrer Gedankengänge unterschätzt hatte – obwohl er ihr so nahgestanden hatte. Anne hatte viele ihrer Überlegungen für sich behalten. «Ihre herausragenden Eigenschaften waren ihre Selbstkritik, ihr Glaube, ihr Mitgefühl, ihre Liebe zur Natur, ihr Mut und Optimismus», schrieb Otto Frank seiner Cousine.³¹⁴

Anne nahm sich selbst nicht einfach hin. Dazu war sie zu intelligent. Ihr Leben war unbequem – und sie war sich selbst unbequem. Sie war scharfe Beobachterin und gnadenlose Kritikerin, ihre harten Urteile trafen jedoch nicht nur ihre Umwelt, sondern auch sie selbst. «*Ich habe einen stark ausgeprägten Charakterzug... und zwar meine Selbsterkenntnis*», schrieb Anne am 15. Juli 1944 in ihr Tagebuch – Aussagen wie diese brachten ihr posthum das Attribut frühreif, aber auch die Bewunderung der Nachwelt ein. Sie könne sich bei all ihren Handlungen beobachten, als ob sie eine Fremde wäre. «*Ich verurteile mich selbst in so unsagbar vielen Dingen ...*», gestand sie sich ein, sehnsüchtig nach Selbsterkenntnis. «*Wenn ich ganz ehrlich bin, dann will ich dir wohl bekennen – dass ich mir unsagbar viel Mühe gebe anders zu werden, aber dass ich immer wieder gegen stärkere Armeen kämpfe... und [ich] suche dauernd nach einem Mittel um zu werden*

wie ich so gern sein würde und so wie ich sein würde können, wenn ... keine anderen Menschen auf der Welt leben würden», so schloss sie ihren Tagebucheintrag am 1. August 1944.

Dass dies ihr letzter sein sollte, konnte Anne nicht wissen – auf umso tragischere Weise macht sie uns bewusst, wie brutal sie aus der Auseinandersetzung mit sich herausgerissen wurde.

Sosehr Anne um die Festigung ihres Charakters auch noch ringen musste, so genau hatte sie ihre Lebensziele bereits vor Augen. Dass die traditionelle Hausfrauenrolle – obwohl sie einmal heiraten und Kinder haben wollte – sie nicht ausfüllen würde, daran bestand für Anne schon mit knapp fünfzehn kein Zweifel. *«Ich habe mir nun mal vorgenommen dass ich ein anderes Leben führen werde als andere Mädchen und später ein anderes Leben als normale Hausfrauen»*, hatte sie voll Überzeugung niedergeschrieben. Sie wollte *«berühmt»* werden und in die Geschichte eingehen. Das hatte die begnadete Selbstdarstellerin schon als Zehn- und Zwölfjährige immer wieder zu verstehen gegeben. Aus der in kindlich unbeschwertem Grössenwahn geborenen Idee war jedoch mit der Zeit ein konkretes Ziel geworden. *«Oh ja, ich will nicht so wie die meisten Menschen für nichts gelebt haben. Ich will von Nutzen und Freude sein für die Menschen die um mich herum leben und die mich doch nicht kennen»*, notierte sie am 25. März 1944. *«Und darum hin ich Gott so dankbar dass er mir bei meiner Geburt schon eine Möglichkeit mitgegeben hat mich zu entwickeln und zu schreiben ...»*

Schreiben sei ihre Möglichkeit, alles festzuhalten, ihre Gedanken, ihre Ideale und ihre Phantasien. Und je intensiver sie sich ihrem Tagebuch widmete, umso deutlicher fühlte sie sich zur Schriftstellerei berufen. *«Mit Schreiben werde ich alles los, mein Kummer verschwindet, mein Mut lebt auf.»* Die schwierigen Lebensumstände, die den Menschen so leicht unproduktiv machen können, schienen Anne anzuspornen. Wie besessen stürzte sie sich in die Arbeit, um der Erfüllung ihres Traums näher zu kommen. *«Du weisst längst dass mein liebster Wunsch ist dass ich einmal Journalistin und später eine berühmte Schriftstellerin werden werde»*, schrieb Anne am 11. Mai

1944 in ihr Tagebuch, *«Nach dem Krieg will ich auf jeden Fall ein Buch betitelt ‚Das Hinterhaus‘ herausgeben.»* Ihr Tagebuch würde als Grundlage dienen. Ihr Talent erahnte sie.

Das Naziregime stahl Anne ihre Jugend und zwang sie und ihre Generation zur Reifung im Zeitraffer. Statt sich aber den Boden unter den Füßen wegreißen zu lassen, lebte sie ein Leben in beispielloser Intensität. Es gelang ihr sogar, ihre Lebens- und Todesangst von Zeit zu Zeit hinter sich zu lassen und, so paradox das klingen mag, Glücksmomente zu erleben. *«Als ich heute Morgen vor dem Fenster sass, verstand ich plötzlich, dass wir für unsere Entbehrungen viel, sehr viel Entschädigung bekommen haben. Ich meine Entschädigungen von innen ...»*, bemerkte Anne dankbar. Wenn die Alliierten gewinnen und sie überleben, hatte Otto Frank des Öfteren zu seiner Familie gesagt, dann würden sie später dankbar auf die Zeit zurückblicken, die sie miteinander im Versteck verbracht hatten. Seine hoffungsvollen Worte gaben den Versteckten Lebenskraft.³¹⁵

Der Hass der Nationalsozialisten und ihr Vernichtungswille waren anscheinend stärker. Denn allzu viele standen am Rand der Mördergrube, schauten zu und schwiegen: *«... der kleine Mann macht es genauso gerne, sonst würden die Völker doch schon längst dagegen aufgestanden sein!»*, hatte Anne erkannt. *«Es ist nun einmal in den Menschen ein Drang zu Vernichten, ein Drang zum Totschlagen, zum Ermorden und rasend sein ...»*

Die mordenden Täter und ihre schweigenden Helfer konnten Anne ihr Leben nehmen – ihre Stimme jedoch nicht. *«Ich weiss was ich will, habe ein Ziel, habe eine Meinung, habe einen Glauben und eine Liebe... Wenn Gott mich leben lässt, werde ich mehr erreichen als Mutter es je tat, ich werde nicht unbedeutend bleiben, ich werde in der Welt und für die Menschen arbeiten!»* An Annes Glauben an sich selbst scheiterte der Naziterror. Er sollte sie töten, machte sie aber nicht mundtot. Ihre Stimme hat noch immer Gewicht unter den Menschen, für die sie arbeiten wollte.

Ein Epilog in Biographien

ANTOON CHRISTIAAN «TONNY» AHLERS war – nach seiner Gefängnisstrafe von 1939 – auch nach dem Krieg mehrfach in Haft – 1945, 1946 bis 1949 und noch einmal in den frühen 1960er Jahren. Wie Hunderte andere nutzte er 1946 die wirren Umstände in den Internierungslagern und floh insgesamt viermal.

Die Ermittlungen gegen ihn als «Vertrauensmann des Sicherheitsdienstes» und wegen «Verrats von Personen an den SD» wurden letztlich ohne klares Ergebnis und unter Vorbehalt eingestellt. Ahlers trafen die üblichen Auflagen für Mitläufer. Zehn Jahre lang sollten unter anderem sein Besitz (hatte er überhaupt Besitz?) beschlagnahmt, sein Wahlrecht eingeschränkt und ihm das Recht, im öffentlichen Dienst oder für das Militär zu arbeiten, entzogen werden.

Wenige Wochen nach seiner Rückkehr aus Auschwitz suchte Otto Frank nach dem Mann, den er zu jener Zeit noch für seinen Retter hielt. Als er erfuhr, dass Ahlers interniert und der direkte Kontakt zu ihm nicht möglich war, setzte er sich in einem mit 21. August 1945 datierten Brief an das Büro für Nationale Sicherheit (BNV) für ihn ein. Und noch einmal – am 27. November 1945, Ahlers stand zu dieser Zeit gerade auf freiem Fuss – schrieb Otto einen Entlastungsbrief und überliess ihn Ahlers und dessen Frau Martha zur freien Verwendung. Otto Frank sah seinen Feind in Job Jansen, vielleicht erhoffte er sich von Ahlers weitere Informationen über den ehemaligen Mitarbeiter. Dass Ahlers sich mit dem Denunzianten verbündet haben, unter Umständen sogar am Verrat beteiligt oder gar selbst der Verräter gewesen sein könnte, kam Otto noch nicht in den Sinn. Vermutlich

schon zwei Wochen nach seinem zweiten Brief hörte er jedoch, dass er – wie er später Ernst Schnabel sagte – «der einzige war, den [Ahlers] gerettet hatte. Alle anderen hatte er verraten.»

Unterstützt von seiner Frau Martha, die, so scheint es, trotz seiner Eskapaden über Jahrzehnte in einer Art Hassliebe an ihn gekettet blieb und sich erst in den 1980er Jahren von ihm scheiden liess, mogelte Ahlers sich weiter durchs Leben. Für regelmässige Arbeit war er zu unstet. Im November 1946 meldete er wieder seine Firma Petoma an, die er 1944 in den Konkurs geführt hatte. Sie bestand bis Dezember 1980 und war über die Jahre offenbar nur sporadisch und in unterschiedlichen Handlungsfeldern aktiv. In den 1970er Jahren etwa versuchte sie ein Haustürengeschäft mit Katzenstreu. Ahlers selbst liess sich in den frühen 1950er Jahren als Seefahrer – und Fotograf – in so ferne Regionen wie Südostasien und Australien schicken. Später trat er wieder als freier Fotograf auf, zum Beispiel für *De Telegraaf*.

Zu Jahreswechsel 1963 / 64 versuchte er, sich in die Ermittlungen gegen Karl Josef Silberbauer einzuschalten. In seinen Briefen an die österreichischen Behörden griff er Otto Frank scharf an. Die Behörden ermittelten kurz gegen Ahlers und kamen zu dem Schluss, den «Fantasten» nicht ernst nehmen zu müssen. Schon 1948 hatte die Abteilung für Politische Recherche ihn als «grossen Schwätzer, sehr dumm und zu allem imstande» eingestuft. Zu allem imstande?

Ahlers starb am 4. August 2'000, seine Frau Martha am 3. Oktober 2012.³¹⁶

NANETTE BLITZ überlebte das KZ Bergen-Belsen. Nach ihrer Rückkehr nach Holland im Juni oder Juli 1945 verbrachte Nanny – «E. S.» in Annes Tagebuch – mehrere Jahre in einem Santpoorter Sanatorium, um sich von einer schweren Tuberkulose zu erholen. Dort erfuhr sie auch, dass nach ihrem Vater Martijn auch ihr Bruder und ihre Mutter ums Leben gekommen waren. Der siebzehnjährige Bernard war Anfang Dezember 1944, unmittelbar nach seiner Ankunft im KZ Orani-

enburg, erschossen worden. Mutter Helena hatte man ins KZ Beendorf unweit Magdeburg deportiert, wo sie in einer aufgelassenen Salzmine fast 500 Meter unter Tage Zwangsarbeit in der Flugzeugteileindustrie verrichten musste. Ihr Tod wird mit dem 10. April 1945 angegeben, dem Tag, an dem das Lager geräumt wurde.

Von Santpoort korrespondierte Nanny Ende Oktober 1945 auch mit Otto Frank, der sie – auf Anraten von Hanneli Goslar – kontaktiert hatte, um Einzelheiten über die letzten Lebensmonate seiner Töchter zu erfahren. Anfang der 1950er Jahre zog sie zu Verwandten nach England und lernte John König kennen, einen ungarischen Juden, der den Krieg in London überlebt hatte. Für John, Vollwaise wie Nanette (beide Elternteile waren kurz nach dem Krieg an Krebs gestorben), war es Liebe auf den ersten Blick. Er emigrierte trotzdem nach Brasilien, um die Basis für ein gemeinsames Leben zu erarbeiten. Zwei Jahre standen die Verliebten in engem Briefkontakt, dann folgte Nanette dem Ingenieur nach São Paulo – als seine Frau. Dort leben sie bis heute. Sie haben drei Kinder, sechs Enkelkinder und eine wachsende Zahl von Urenkeln. Nanette hält regelmässig Vorträge über ihr Schicksal, zuletzt unter anderem vor dem argentinischen Senat.³¹⁷

SIENTJE BLITZ-ROOS, der Miep Gies ihre Stelle bei *Opekta* zu verdanken hatte, arbeitete etwa ein Jahr für Otto Frank. Als Handelsvertreterin reiste sie in die Provinz und stellte das Pektin auf Haushaltsmessen und im Haustürgeschäft vor. Im Mai 1934 emigrierte sie mit ihrem Mann und ihren Kindern nach Südafrika.³¹⁸

ISA UND ABRAHAM (AB) CAUVERN liessen sich 1943, als taktische Schutzmassnahme vor den Nazis, scheiden und überlebten den Krieg in getrennten Verstecken. Ottos frühere Sekretärin war mit Tochter Ruth im Haus ihres Schwagers, des angesehenen holländischen Grafikers Theo Kurpershoek, in Laren untergetaucht, Ab hatte noch eine ganze Weile unter dem Namen Albert Cauvern und mit gefälschten Papieren aus der Werkstatt Kurpershoek für die von den Besatzern gleich-

geschaltete Radiostation Hilversum gearbeitet, ehe auch er untertauchte. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Auschwitz nahm Otto Frank den freundschaftlichen Kontakt zu Isa und Ab wieder auf. Die beiden unterstützten ihn auch bei der Bearbeitung von Annes Tagebüchern für die Veröffentlichung. «Morgen fahre ich nach Laren und bringe Ab und Isa Annes Tagebuch zum Korrigieren und Abschreiben», liess Otto Frank seine Mutter am 12. Dezember 1945 wissen. Ab, der inzwischen als Dramaturg zum VAR A Rundfunkverein (so hatte die sozialistisch geprägte Radiostation auch vor ihrer Gleichschaltung geheissen) zurückgekehrt war, prüfte Otto Franks Textauswahl auf Germanismen, verbesserte Grammatikfehler und schrieb jenes vierzeilige Schlusswort, das dem veröffentlichten Tagebuch über viele Ausgaben nachgestellt blieb. «Hier endet Annes Tagebuch. Am 4. August 1944 überfiel die Grüne Polizei das Hinterhaus. [...]» Darüber hinaus griff er da und dort in Annes Schreibstil ein. «Jedenfalls schreckte er im Jahre 1946 nicht davor zurück, den kindlich-frischen Stil der Anne Frank gelegentlich zu entschärfen, wenn ihm der Ausdruck zu frisch und gefühlsbetont schien. [...] Tagebuch-Stellen, die in den Schreibheften verschieden datiert sind, fasste Cauvern unter einem einzigen Datum zusammen», stellte *Der Spiegel* im April 1959 fest.

Isa tippte die korrigierte Fassung sauber ab. Das so entstandene Konvolut ist als Typoskript I bekannt. (Dass Ab darauf Korrekturen und Notizen hinterlassen hat, trug später zu den Zweifeln an der Authentizität der Tagebücher bei und beschäftigte mehrfach die Gerichte, siehe «Die Tagebücher».) Die intensive Arbeit an Annes Tagebüchern habe Isa in eine tiefe Seelenkrise gestürzt, wissen Verwandte, die labile Frau konnte ihre Kriegserlebnisse offenbar nicht bewältigen. Am 27. Juni 1946, nach Monaten in psychiatrischer Behandlung und einem kurzen Klinikaufenthalt in Santpoort, nahm sie sich durch einen Sprung aus einem Fenster ihrer Amsterdamer Wohnung das Leben. Tochter Ruth war zu diesem Zeitpunkt nicht einmal fünf Jahre alt.

Ab Cauvern, der von 1946 bis 1950 eine Wohnung mit Otto Frank und der Familie Gies teilte, heiratete 1961 zum zweiten Mal. Er lebte bis zu seinem Tod am 15. Juni 1986 in Hilversum. Seine Tochter Ruth entschied sich für ein Leben in Südafrika. Bis zu ihrer Pensionierung arbeitete sie als Lehrerin.³¹⁹

JULIUS DETTMANN, der am 4. August 1944 den Anruf des Verräters oder seiner Mittelsperson entgegengenommen haben soll, konnte zu seiner Rolle im Amsterdamer Hauptquartier des Sicherheitsdienstes nicht mehr befragt werden.

Er erhängte sich am 25. Juli 1945 in seiner Gefängniszelle.³²⁰

LUCIA VAN DIJK zog sich – beeinflusst von ihrer Grossmutter, die eine strikte Gegnerin des nationalsozialistischen Regimes war – gegen Ende 1942 aus dem *Jeugdstorm* zurück. Schon im August 1942 war ihr Vater aus der Partei ausgetreten. Er starb 1944. Ihre Mutter hielt – ein Zeichen ihrer Unbeirrbarkeit, vielleicht auch ihrer Sturheit – der «Nationaal-Socialistischen Beweging» bis zuletzt die Treue. Als eine Nachbarin, selbst Parteimitglied, ihr im September 1944 dazu riet, wie so viele andere holländische NSB-Sympathisanten nach Österreich zu fliehen, weigerte sie sich. Sie hätte sich nie etwas zuschulden kommen lassen, erklärte sie stolz, weder hätte sie – für NSBler ein Leichtes – zusätzliche Lebensmittelmarken beansprucht noch sonst von ihrer Partei-Mitgliedschaft zu profitieren versucht. Also hätte sie nichts zu befürchten. Tatsächlich wurde Lucias Mutter nach Kriegsende im Unterschied zum überwiegenden Teil der holländischen NSBler nicht verhaftet oder bestraft.

Lucia van Dijk holte ihr Abitur Ende der 1940er Jahre in einer Abendschule nach und arbeitete erst als Stenotypistin, später als Chefsekretärin einer grossen Druckerei. Annes Freundin aus der Montessorischule heiratete 1955, bekam zwei Söhne und lebte zuletzt verwitwet in Amsterdam.

Sie starb im Januar 2000.³²¹

ALBERT ANTON DREHER, den Anne in ihrem Tagebuch als «alten Freund» ihres Vaters bezeichnete, wurde am 30. Dezember 1942 gemeinsam mit seiner um 26 Jahre jüngeren Frau Minni Löwenstein nach Westerbork gebracht. Dort verstarb Minni am 10. Januar 1943. Wenige Tage später wurde Albert Dreher nach Auschwitz deportiert. Dort wurde er am 26. Januar 1943 ermordet.³²²

BERND «BUDDY» ELIAS zog es schon während des Krieges ans Theater. Er nahm Schauspielunterricht in Basel und Zürich; erste Engagements führten ihn unter anderem ans Schauspielhaus Zürich. Nebenbei feierte Annes vier Jahre älterer Cousin dank seiner gummiartigen Gelenkigkeit Erfolge als Komiker auf Schlittschuhen. Ab 1947 trat er erst in einer englischen, anschliessend in einer dänischen Eisrevue auf, 1949 entdeckte ihn *Holiday on Ice*. Gut elf Jahre tourte Buddy Elias als Eisclown durch die Welt, bevor er 1961 zur klassischen Schauspielerei zurückfand. Dem Engagement am Landestheater Tübingen, wo er 1963 seine spätere Frau, die Grazer Schauspielerin Gerti Wiedner, kennenlernte, folgten Stationen in Basel, Zürich, Bremen, Mannheim und , ab 1974, in Berlin, wo er erst Ensemblemitglied der «Freien Volksbühne» war und schliesslich als freischaffender Schauspieler an verschiedenen Theatern gastierte. Immer wieder wirkte er auch in Kino- und Fernsehproduktionen mit.

Im Oktober 1986 starb Buddys Mutter Helene. Einige Monate davor waren Buddy und seine Frau nach Basel zurückgekehrt und leben seither in Buddys Elternhaus in der Herbstgasse 11. Gerti führte das Antiquitätengeschäft bis 2001 fort, das Helene Elias während des Zweiten Weltkriegs gegründet hatte. Buddy Elias, den Otto Frank schon bei der Gründung des *Anne Frank Fonds* zum Stiftungsrat bestellt hatte, übernahm 1996 den Vorsitz des Fonds und blieb nebenbei als Schauspieler aktiv. Seit 2007 vergibt er im Namen des Fonds alljährlich an Margot Franks Geburtstag das Buddy-Elias-und-Otto-Frank-Stipendium für eine Forschungsarbeit im Anne-Frank-Archiv.

2012 erhielt er die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt. Buddy und Gerti Elias haben zwei Söhne, Patrick und Oliver; beide sind Schauspieler.³²³

KÄTHE «KITTY» EGYEDI zählt – ebenso wie ihre Eltern und ihr Bruder – zu jener geringen Zahl von Menschen, die Theresienstadt überlebten; von den 140'000 Juden, die während des Zweiten Weltkriegs in das ghettoähnliche Lager in Nordböhmen deportiert wurden, kamen 118'000 ums Leben.

Zurück in Amsterdam, nahm man wenig Rücksicht auf die seelischen Verwundungen der damals Sechzehnjährigen. Sie musste sich rasch in ein «normales» Leben einfügen. Die Pflichtschule verliess Annes Freundin nach der mittleren Reife, auf ihr Abitur bereitete sie sich im Privatunterricht vor. Danach studierte sie Zahnheilkunde und praktizierte als Zahnärztin – wie ihr Vater.

Otto Frank hielt nach dem Krieg den Kontakt zu Kitty aufrecht. Er vermutete, dass Anne an sie gedacht hatte, als sie ihre fiktive Tagebuchfreundin «Kitty» genannt hatte – zu Unrecht, wie man inzwischen weiss. Aus Sorge, deshalb in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu geraten, entschloss die Anhängerin Spinozas sich, anonym zu bleiben. Sie wollte sich als Überlebende keinesfalls in dem weltweiten Ruhm ihrer toten Freundin Anne sonnen. Über die neuen Medien wurden ihr vollständiger Name und ihr Wohnort inzwischen verbreitet. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Bloemendaal.³²⁴

ALICE FRANK-STERN erhielt seit Otto Franks Untertauchen immer wieder verschlüsselte Nachrichten von Johannes Kleiman, aus denen sie schliessen konnte, dass Kinder und Enkelkinder wohlauf waren – im Mai 1944 jedoch die letzte. «[...] es fehlt uns an nichts Wesentlichem.» Fast ein Jahr später, kurz nach Kriegsende in Europa, wandte sich Alice Frank von sich aus an Kleiman. «Es wurde uns mitgeteilt, dass wieder eine Möglichkeit besteht, mit Ihnen in Verbindung zu

treten», schrieb sie am 20. Mai 1945 auf eine Briefkarte, «... und wenn es in Ihrer Macht steht, so sagen Sie meinen Kindern, wie sehr ich um sie bange.»

Bis Ende Mai 1945 hatte der Baseler Zweig der Familie Frank keine Ahnung, wie es um Otto und seine Familie stand. Die zahlreichen Briefe, die Otto seit seiner Befreiung geschrieben hatte, sollten fünf Monate brauchen, bis sie Basel erreichten. Als erstes Lebenszeichen traf ein Telegramm aus Marseille ein. «ARRIVÉE BONNE SANT MARSEILLE PARTONS PARIS. BAISERS. OTTO FRANK.» Die Nachricht vom 27. Mai wurde, wie sich herausstellte, jedoch missverstanden.

«[Wir] meinten, ‚partons‘ bezöge sich nicht auf einen Transport ...»sondern auf euch alle! Welch ein entsetzlicher Irrtum...!» schrieb Alice Frank am 19. Juni an Otto, nachdem sie seinen im März verfassten Brief erhalten hatte, der von Ediths Tod berichtete. «Dich allein zu wissen in deiner ganzen Trauer um Edith und ohne Nachrichten von den geliebten Kindern ist wohl das entsetzlichste, was ich in meinem oft so schweren Leben erfahren musste», klagte sie – fassungslos über den Tod der Schwiegertochter: «Edith, die dir in jeder Lebenslage eine so grosse Stütze und für die Kinder die beste Freundin und unermüdliche Mutter war, betraue ich aufrichtig mit dir.» Noch hatte sie Hoffnung, dass Anne und Margot aus dem Lager zurückkehren würden: «Wir haben das internationale Rote Kreuz in Genf und das hiesige Konsulat mit einer Suchaktion beauftragt.» Im Juli 1945 jedoch erfuhr sie von Otto, dass auch ihre Enkeltöchter umgekommen waren. «... die Tatsachen sind so schrecklich und jedes Wort wäre nicht fähig zu schildern, was ich empfinde. Vielleicht kann ich später einmal so viel fragen, was ich auch über Edith wissen möchte, trotzdem ja jetzt alles vergebens ist und du dich tapfer zu erweisen scheinst, es ist das Einzige, was ich hoffen und wünschen kann», versuchte sie Otto am 4. August 1945 zu trösten. «Könnte ich nur bei dir sein, aber ich glaube, ich finde keinen Ausdruck für meinen grossen Schmerz, ich könnte nur meinen Kopf an deine Schulter legen und weinen!»

Otto Frank besuchte seine «Muttel» in den darauffolgenden Jahren häufig, im Jahr vor ihrem Tod übersiedelte er endgültig nach Basel. Dort starb Alice Frank am 20. März 1953 im 88. Lebensjahr.³²⁵

JEAN MICHEL FRANK hatten die Berichte von Flüchtlingen «über die Verfolgung von Homosexuellen und Juden» veranlasst, Paris im Winter 1940 zu verlassen. Über Lissabon emigrierte er nach Buenos Aires, wo es den längst weltbekanntesten Möbeldesigner nur kurze Zeit hielt, obwohl er dank der Vermittlung von Ignazio Pirovano, des Direktors des Museums für Dekorative Kunst, rasch einen Kreis wohlhabender Kunden fand. Als er eine Einreisegenehmigung in die USA erhielt, zog er nach New York. Dort lehrte er – gesellschaftlich etabliert – an der *School of Fine and Applied Arts*.

Am 8. März 1941 nahm er sich, ähnlich seinem Vater, mit einem Sprung aus dem Fenster seiner Wohnung in Manhattan das Leben. Wie das Fallen eines Vorhangs zwischen der Welt des Lichts und der Welt der Finsternis empfand Jean Cocteau seinen Tod.³²⁶

OTTO HEINRICH FRANK wurde nach seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Auschwitz zuerst nach Kattowitz gebracht. Dort nahmen Adam und Zofia Kukulski sich seiner an. «Nie habe ich Sie beide vergessen und immer mit Dankbarkeit daran gedacht, dass Sie mich [...] auf der Strasse angesprochen haben und mich gastlich in Ihr Haus aufnahmen, obwohl zu jener Zeit niemand viel übrig hatte», schrieb Otto später in einem seiner zahlreichen Briefe an das polnische Ehepaar. Die Freundschaft begleitete Otto durch viele Jahrzehnte.

Von Kattowitz wurde er schliesslich über Czernowitz nach Odessa überstellt. Von dort ging es per Schiff durch die Dardanellen weiter nach Frankreich. Ende Mai landete er in Marseille. Am 3. Juni 1945 traf er endlich wieder in Amsterdam ein. Ende März hatte ihm Rosa de Winter, die er aus Westerbork kannte und auf dem Rücktransport nach Holland wiedergesehen hatte, von Ediths Tod erzählt. «Ich bin

gesund und halte mich gut aufrecht, trotz der traurigen Nachricht vom Tode meiner Frau», schrieb Otto am 31. März 1945 an seine «Lieben» in Basel. «Wenn ich nur die Kinder zurückfinde!»

Wochen des Bangens. «Aus den von den Russen besetzten Gebieten dringen nie Nachrichten durch», klagte Otto seiner Schwester Leni und dem Schwager Erich am 21. Juni 1945. «Deshalb kann ich auch keine Nachricht von den Kindern bekommen – für den Fall, dass sie in Deutschland sind. Bisher war ich überzeugt, dass sie zurückkommen, nun aber beginne ich zu zweifeln.» Otto ging nun täglich ins Büro, wo ihn die kleinen geschäftlichen Probleme wenigstens vorübergehend von seinen wirklichen Sorgen ablenkten. «Ich darf nicht daran denken, wie ich je ohne die Kinder weiterleben sollte, wo ich doch schon Edith verloren habe.»

Am 18. oder 19. Juli 1945 erfuhr Otto schliesslich, dass seine Töchter in Bergen-Belsen umgekommen waren. «Dein einziger Trost sind die kurzen Jahre des Glücks, das Ihr euch gegenseitig geschenkt habt...», versuchte Robert Frank, der den Krieg in London erlebt hatte, seinen Bruder Otto zu trösten, «Sie leiden nicht mehr; aber dein Los ist es, weiterzuleben und nicht zu verzweifeln und die Erinnerung an deine Lieben hochzuhalten. Wir bewundern dich sehr, dass du, nach allem was du durchgemacht hast, ohne ein Wort der Verbitte- rung oder des Hasses denken und handeln kannst.»

Seiner Cousine Milly öffnete Otto sein Herz. «Natürlich weiss ich, dass ich nie darüber hinwegkommen werde, und ich vermisse die Kinder sehr viel mehr als Edith. Sie waren die Hoffnung und die Zukunft und das zählt ja bekanntlich mehr als die Gegenwart.»

Tatsächlich lernte Otto langsam, mit seinem Schmerz umzugehen. «Es hat keinen Sinn, sich in Trauer zu verzehren, es hat keinen Sinn, zu grübeln», ermutigte er sich selbst. «Wir müssen weiterleben, weiterbauen. Wir wollen nicht vergessen, aber die Erinnerung darf nicht ins Negative ausarten.» Und ein Dreivierteljahr später: «Ich [...] grüble nicht, verliere mich nicht im Vergangenen. Wenn wir leben müssen wir doch immer wieder nach vorne sehen», schrieb er – und

staunte gelegentlich über sich selbst: «Ich verhalte mich überraschend ruhig. Rund um mich ist so viel Elend, dass ich helfe, wo ich kann. Ich bin nicht verbittert, denn ich habe so viel Not gesehen und Erbärmlichkeit erlebt, und überall ist die Situation gleich. Deshalb kann ich nicht fragen: Warum ich? Von den 100'000 deportierten Juden sind bisher etwa 2'000 zurückgekehrt...»

Halt gab Otto unter anderem die Amsterdamer Reformgemeinde, die er nach dem Krieg mitbegründete und deren Mitglied er bis zu seinem Tod blieb; ein frommer Mann wurde er trotzdem nicht.

Halt gaben ihm auch seine Verwandten und Freunde in aller Welt. Mit nichts als der Kleidung, die er auf dem Leib trug, war Otto nach Amsterdam zurückgekehrt. «Alles, was ich jemals besass, ist verloren», schrieb er nach Amerika. «Es gibt nichts zu kaufen und eigentlich fehlt es mir an allem», teilte er auch seinem Bruder mit. «Fast alles, was ich trage, habe ich mir ausgeborgt.» Im Unterschied zu vielen anderen Überlebenden kam ihm jedoch von vielen Seiten Hilfe zu – auch materielle. Seine Unterkunft kostete ihn vorerst nichts. Seit seiner Rückkehr wohnte er bei Jan und Miep Gies, erst in der Hunzestraat 120, später in der Jekerstraat 65. (Die Wohnung der Franks am Merwedeplein bewohnten längst andere Mieter. Seit dem Jahr 2005 ist sie wieder im Stil der 1930er Jahre eingerichtet und beherbergt verfolgte Schriftsteller als Stipendiaten. An Ausnahmetagen macht man sie der Öffentlichkeit zugänglich.)

Julius und Walter Holländer schickten Otto Geld und Pakete aus den USA, sein Bruder Robert und die Familie seiner Cousine Milly Stanfield unterstützten ihn von London aus. Sein früherer Kommilitone Nathan Straus, den Otto Frank immer noch Charley nannte, überwies ihm im Oktober 1945 500 Dollar.

Otto verwendete nur einen Teil für sich. Er half damit auch anderen Überlebenden, vor allem Waisenkindern wie Hannah und Gabi Goslar. «Alles hier ist knapp und von schlechter Qualität», schrieb er

am 20. August 1945 an Julius und Walter, «Unterwäsche habe ich aus London bekommen. Natürlich möchte ich auch meinen Bekannten hier helfen, die keine Verwandten mehr haben ... Zigaretten und Tabak sind auch willkommen. Wir bekommen kein Fleisch ausser ‚Fleisch mit Gemüse‘ in Dosen und kaum Butter. Tee und Kaffee kommen immer noch als ‚Surrogat‘, Milch gibt es, aber nicht genug. Wenn es also Milchpulver gibt, ist es mehr als willkommen ...»

Unmittelbar nach seiner Rückkehr bemühte Otto sich, auch geschäftlich wieder Fuss zu fassen. «Wir versuchen zu arbeiten, aber da es kaum Grundstoffe gibt, ist es schwierig», schrieb er im Juni 1945 an Schwester und Schwager. In manchen Monaten brachte das Geschäft so wenig ein, dass er mit den Gehaltszahlungen in Verzug geriet und seine Mitarbeiter – Miep etwa – um Geduld bitten musste. Die folgenden Jahre zerbrach Otto sich den Kopf über neue Einkommensquellen: «Ich versuche Import- und Exportgeschäfte zu machen, aber fast alles scheitert an den Devisenvorschriften und sonstigen Schwierigkeiten in den verschiedenen Ländern», schrieb er 1947 – immer noch staatenlos – an seinen Freund Joseph Süttendorf. «In Textil habe ich nicht viel Erfahrung und beschäftige mich mehr mit Lebensmitteln und Chemikalien ... Ich habe einen Bekannten gefragt wegen Imports von Hosenträgern und dergleichen.» Erst am 22. November 1949 erhielt Otto die holländische Staatsbürgerschaft.

Am 10. November 1953 heiratete Otto Frank in zweiter Ehe die gebürtige Wienerin Elfriede «Fritzi» Geiringer-Markovits, die er auf dem Transport von Auschwitz zurück nach Holland kennengelernt hatte. Ihr Mann Erich war am 31. Januar 1945 in Mauthausen, ihr Sohn Heinz vermutlich während eines Todesmarsches von dort in Richtung Deutschland ums Leben gekommen. Sein Tod wird mit dem 10. Mai 1945 angegeben.

Auch die Familie Geiringer hatte vor ihrer Deportation am Amsterdamer Merwedeplein gewohnt – zugezogen 1938. Die Ehepaare Frank und Geiringer waren sich aber nie begegnet. Ihre Kinder hatten

einander vielleicht wahrgenommen, sich aber nie näher kennengelernt. Fritzis Tochter Eva soll Otto Frank jedoch auf dem Transport nach Odessa erkannt und mit ihrer Mutter bekannt gemacht haben.

Otto und seine zweite Frau liessen sich in der Schweiz nieder und widmeten sich, nach sieben Jahren in der Herbstgasse 11, von Birsfelden bei Basel und in den Sommermonaten häufig von Beckenried am Vierwaldstätter See aus, gemeinsam der Verbreitung der Botschaft seiner Tochter Anne. Sie machten es sich zur Maxime, jeden Brief, den sie von Lesern des Tagebuchs erhielten, zu beantworten. Es wurden viele Tausende Briefe. Annes Tagebücher boten dem Ehepaar ein erfülltes «zweites Leben». Am 24. Januar 1963 gründete es den *Anne Frank Fonds* (AFF), eine gemeinnützige Stiftung nach Schweizer Recht mit Sitz in Basel, die Otto als seine Universalerbin einsetzte.

Anlässlich seines 90. Geburtstags verlieh Königin Beatrix ihm 1979 den Orden von Oranje-Nassau. Wohl fühlte Otto sich schon seit geraumer Zeit nicht mehr. «Ich bin ja körperlich eigentlich nicht krank, aber ‚immer müde‘, unaktiv und lustlos. Dabei ist mir jedes Essen zuwider. Kein angenehmer Zustand und auch schwer für Fritzi», schrieb Otto seiner Cousine Milly. Am 19. August 1980 starb er im Alter von 91 Jahren.

Nach seinem Tod fielen das Copyright an Annes Tagebüchern und damit alle Lizenzerträge aus dem Buch, dem Theaterstück, dem Film, der Rundfunk- und Fernsehverwertung an den Fonds. Die Originaltagebücher vererbte er dem *Niederländischen Institut für Kriegsdokumentation* (NIOD). Seinen engsten Familienmitgliedern hinterliess Otto jeweils sechsstellige Frankenbeträge. Unter sämtlichen anderen Erben – der liberalen jüdischen Gemeinde Amsterdam, dem Pestalozzi-Dorf in Trogen, den Freunden des Schweizer Kinderdorfs *Kiriat Yearim*, dem *Hadassah National Youth Aliya Committee* in New York sowie dem Ehepaar Jan und Miep Gies und Bep Voskuijl – verteilte Otto Legate in Höhe von insgesamt etwa 30'000 Franken.

Die jährlichen Lizenzerlöse sollten bis zu einem Betrag von 80'000 Franken zur Hälfte Fritz Frank, zu je einem Viertel Ottos Schwester Helene und Ottos Bruder Herbert zufließen; Robert Frank war bereits 1953 verstorben, noch kommende Generationen bedachte Otto bewusst nicht. Alle weiteren Einnahmen sollte der *Anne Frank Fonds* verwalten und in Ottos Sinn spenden.³²⁷ (Siehe auch «Das Tagebuch»)

JETTEKE FRIJDA erhielt im Sommer 1942, nur wenige Wochen nach ihrer besten Freundin Margot Frank, den Aufruf zum Arbeitsdienst. Ihm zu folgen, stand für sie nicht zur Debatte. Sie tauchte unter und überlebte den Krieg im Versteck.

«Das Kind steht hier auch fast allein», schrieb Otto Frank Ende 1945 an seine Mutter. Jettekes Mutter war kurz nach der Okkupation Hollands die Flucht in die Schweiz gelungen. Ihr Vater, der angesehene Ökonomieprofessor Herman Frijda, der sich von Anfang an entschieden gegen den Judenrat gestellt hatte, wurde deportiert und am 3. Oktober 1944 in Auschwitz ermordet. Dass ihr älterer Bruder Leo Herman, Medizinstudent und engagierter Widerstandskämpfer, bereits am 1. Oktober 1943 von den Nazis hingerichtet wurde, erfuhr Jetteke Frijda aus der Zeitung. In Amsterdam, wo sie lebt, ist eine Strasse nach ihm benannt.

Jetteke Frijda ergriff den Beruf der Bibliothekarin. Später liess sie sich zur Krankenschwester ausbilden, arbeitete als Sozialarbeiterin und Heimhilfe und betreute und unterrichtete noch im Rentenalter alte Menschen.³²⁸

JAN UND MIEP GIES liessen auch nach der Verhaftung nichts unversucht, um ihre Freunde zu retten. Am Montag, dem 7. August 1944, wagte sich Miep in das Gestapo-Hauptquartier in der Euterpestraat und trat vor SS-Oberscharführer Karl Josef Silberbauer. Mit einer dezenten Geste bot sie ihm Geld an, Geld, für das ein *Opekta-Vertreter* aufkommen wollte; im Gegenzug sollte Silberbauer für die Freilas-

sung der Verhafteten sorgen. Statt auf das Angebot einzugehen, verwies er auf seinen Vorgesetzten. Als Miep bei diesem vorsprechen wollte, überraschte sie ihn und seine Kollegen bei Abhören eines «feindlichen» Radiosenders. Ihr blieb nichts anderes übrig, als sich davonzumachen.

Gerade rechtzeitig, bevor das Hinterhaus «gepulst» wurde, hatte Miep den Lagerleiter van Maaren noch einmal hinaufgeschickt, um alle Tagebuchblätter einzusammeln, die er noch auf dem Boden finden konnte. Sie legte sie in ihre Schreibtischschublade zu Annes übrigen Aufzeichnungen. Hätte sie selbst darin gelesen, sagte Miep später, so hätte sie die Tagebücher vernichten müssen. Aus der Sicht der Nazis enthielten sie belastendes Material gegen sie und die anderen Helfer.

Im Winter 1944/45 wurden die Lebensbedingungen in Amsterdam noch schwieriger. Es fehlte am Notwendigsten – Grundnahrungsmitteln, Heizmaterial, Kleidung, Seife und Waschmitteln. Warmes Wasser war rar, Strom wurde nicht mehr erzeugt. Was brennbar war, wurde verheizt. Wie viele Stadtbewohner fuhr Miep aufs Land, um zu hamstern. Für eine Handvoll Lebensmittel gaben die hungernden Menschen ihr letztes Erspartes oder ihren Familienschmuck. Ihre Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende wurde enttäuscht. Die kanadische Armee zog erst nach der Kapitulation der Deutschen, am 8. Mai 1945, in Amsterdam ein. Und auch nach der Befreiung dauerte es lange, bis sich die Lage in Holland normalisierte: Im August 1945 beispielsweise gab es am Tag nur für eine Stunde Gas, und die Straßenbahnen verkehrten nur morgens zwischen sieben und neun und nachmittags zwischen vier und sechs Uhr.

Im Mai 1947 kündigte Miep Gies, die *Opekta* und *Pectacon* bis zu Kleimans Freilassung provisorisch geleitet hatte, ihre Stelle. Sie hatte nun drei Männer zu versorgen, das war Arbeit genug. Sie kochte, wusch und bügelte nicht nur für ihren Ehemann Jan, sondern auch für Otto Frank, den sie unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Auschwitz in ihre Wohnung in der Hunzestraat aufgenommen hatten. «[...] Ich esse nie in Restaurants, sie [Miep] kümmert sich um die Wäsche, da

keine Wäschereien geöffnet sind. Ich bin in jeder Weise umsorgt», vermeldete Otto der Verwandtschaft. Von November 1946 an verpflegte sie zudem Ottos alten Freund Ab Cauvern. In seine Mietwohnung in der Jekerstraat 65-2 waren Ian, Miep und Otto etwa vier Monate nach dem Tod von Abs Frau Isa zugezogen.

Mitte 1950 – bald nachdem Ab nach Hilversum übersiedelt war – kam ein neuer Hausgenosse dazu: Am 13. Juli brachte die nun einundvierzigjährige Miep ihren Sohn Paul zur Welt. Die Familie musste mit Jans bescheidenem Beamtengehalt auskommen, Otto Frank beteiligte sich allerdings mit einem Viertel an den Lebensmittelkosten. «All diese Menschen, die so selbstlos allen Gefahren zum Trotz uns geholfen haben, sind mir auch jetzt noch eine grosse Stütze», schrieb er nach Basel.

Miep Gies war sowohl 1948 als auch 1963 / 64 eine der wichtigsten Zeuginnen in den Ermittlungen um den Verräter der Franks. Van Maaren hatte sie bei der holländischen Polizei mit allerlei hanebüchener Anschuldigungen anzuschwärzen versucht. Miep habe sowohl ein Verhältnis mit ihrem Chef als auch eines mit einem deutschen Offizier gehabt. Sogar mit dem Polizisten Karl Silberbauer habe sie kokettiert. Jans Reaktion: Miep, dass du dafür Zeit hattest! Und Otto: Wenn Mieps Name auf der Liste der Verdächtigen stehe, müsse man den seinen ebenso daraufsetzen. Auf niemanden könne er sich so verlassen wie auf Jan und Miep, mit denen er nach dem Krieg zum Du übergegangen war.

Nach Ottos Umzug in die Schweiz 1952/53 besuchte die Familie Gies ihn regelmässig. Für diese Reisen sparte sie das Jahr über. Vor seinem Tod versprach Otto Frank seiner Helferin, ihrem Sohn Paul eine «beträchtliche» Summe zu hinterlassen. Das Tagebuch war ein Welterfolg geworden – und Ottos Vermögen auf mehrere Millionen Schweizer Franken gewachsen. Laut Testament vermachte er der Retterin des Tagebuchs schliesslich 10'000 Gulden, umgerechnet knapp 4'500 Euro.

Mitte der 1980er Jahre konnte die amerikanische Autorin Alison

Leslie Gold die Helferin Miep Gies zu einem gemeinsamen Buchprojekt bewegen. Der autobiographische Erfolgstitel *Meine Zeit mit Anne Frank* erschien 1987 erst in den USA, kurz danach in Holland und Deutschland und wurde anlässlich ihres hundertsten Geburtstags 2009 neu aufgelegt. Das Buch ist auch eine Hommage an Miep Gies' Mann Jan, der es stets vorgezogen hatte, im Hintergrund zu bleiben. Nicht einmal mit seinem Sohn wollte er über den Krieg und seine Rolle im Widerstand sprechen. Jan starb am 26. Januar 1993 in Amsterdam.

Für ihre Verdienste wurde Miep mehrfach geehrt: Am 3. November 1989 verlieh der deutsche Botschafter in Den Haag ihr das Bundesverdienstkreuz, am 17. März 1995 schlug die niederländische Königin Beatrix sie zum Ritter des Ordens Oranje-Nassau und im selben Jahr erhielt sie die *Ehrenmedaille der Gerechten* der Gedenkstätte *Yad Vashem* in Jerusalem. Zudem wurde sie mit dem *Raoul Wallenberg Award* und zuletzt mit dem *Grossen Ehrenkreuz* für ihre Verdienste um die Republik Österreich ausgezeichnet.

Im Frühjahr 1996 nahm Miep in Los Angeles gemeinsam mit dem Filmemacher Jon Blair den Oscar für den Dokumentarfilm *Anne Frank Remembered* entgegen. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie – geistig vital und ohne fremde Hilfe – in ihrer Wohnung in Hoorn, etwa eine Stunde Fahrzeit von Amsterdam entfernt. Zum Jahreswechsel 2009/2010 stürzte sie in ihrer Wohnung so unglücklich, dass sie sich an der Halswirbelsäule verletzte. Wenige Tage später, am 11. Januar 2010, verstarb sie.³²⁹

WERNER GOLDSCHMIDT, der Paul Wronker als Untermieter der Franks nachgefolgt war, blieb bis Mitte Dezember 1942 in der Wohnung am Merwedeplein gemeldet. Bereits am 5. August hatte er in zweiter Ehe die aus Köln stammende gelernte Zuschneiderin Eva Schwarzschild geheiratet, die beiden zogen in der Folge mehrfach um. In ihrer Verwandtschaft nannte man Goldschmidt – nach dem Umzugsunterneh-

men Puls – «den Pulser», weil er Einrichtungsgegenstände mitgehen liess, wann immer er von einem Untermietszimmer zum nächsten zog. Anne Frank dürfte also recht gehabt haben, als sie ihn in ihrem Tagebuch verdächtigte, sich am Hab und Gut der Franks bereichert zu haben.

Während er für das Jüdische Altersheim arbeitete, beschäftigte seine Frau Eva der *Joodse Raad*. Das schützte das Paar vorläufig vor der Deportation. «Als er [Goldschmidt] im Frühjahr 1943 ... verhaftet werden sollte, tauchte er unter, genauso wie ich», berichtete Eva Schwarzschild später. (Paul Wronker und seine – übrigens mit Werner Goldschmidt verwandte – Frau Rosel Wronker-Goldschmidt hatte man zu jener Zeit bereits deportiert und am 16. Juli 1943 in Sobibor ermordet.)

«Ich habe meinen Mann während der Untergrundzeit nicht gesehen», fuhr Eva Schwarzschild fort, «sondern ich wurde im November 1943 nach Bergen-Belsen gebracht, weil mein Versteck entdeckt worden war.» Auch Werner Goldschmidt wurde schliesslich – offenbar knapp drei Wochen nach den Franks – ausgeliefert und am 21. August 1944 nach Westerbork verschickt. Warum er nicht, wie die Franks, als sogenannter Strafsjude behandelt, sondern am 4. September 1944 nach Theresienstadt deportiert wurde, ist unklar. Von dort führte sein Leidensweg Ende September weiter nach Bergen Belsen, wo er am 5. Februar 1945 als Gefangener 7043 verstarb. Seine Frau Eva hatte er nicht mehr wiedergetroffen. Sie gehörte zu jener begünstigten Minderheit sogenannter *Austauschjuden*, die im Juni 1944 tatsächlich nach Israel ausreisen durften.³³⁰

HANNELI GOSLAR überlebte vierzehn Monate im KZ Bergen-Belsen. Als sich britische Truppen dem Lager näherten, entschied die Lagerleitung, drei Transporte mit insgesamt 6'800 Menschen, allesamt sogenannte Austauschjuden, zusammenzustellen und – als später vielleicht noch brauchbares Pfand – nach Theresienstadt zu überstellen. In der Nacht auf den 11. April 1945, fünf Tage vor der Befreiung des Lagers, schickte man den letzten dieser drei Züge los, beladen mit

2'400 Menschen, darunter Hannah und ihre damals viereinhalb) ährige Schwester Gabi, die seit vielen Monaten unter einer schweren Ohrenentzündung litt.

Fast zwei Wochen irrte der Transport durch Mitteldeutschland und wurde mehrfach von Tieffliegern beschossen. Weisse Laken und Tücher auf den Waggonen sollten ihn vor weiteren Angriffen bewahren. Doch eine Flecktyphus-Epidemie unter den Häftlingen und die insgesamt katastrophalen Hygiene- und Versorgungszustände forderten mehr als 550 Todesopfer.

Am 23. April stiessen vorrückende Truppen der Roten Armee unweit des Brandenburger Dorfes Tröbitz auf den «Verlorenen Zug», wie man ihn heute nennt. Hannah Goslar war so schwach und krank, dass sie die Verhaftung der SS-Wachen verschlief. Die Waggontüren standen offen, als sie erwachte. Wer sich noch auf den Beinen halten konnte, hatte den Zug bereits verlassen.

Wochenlang sassen die Schwestern, als einzige Überlebende ihrer engsten Familie, in der Gegend fest, bevor Amerikaner sie am 15. Juni 1945 über Leipzig nach Maastricht brachten. Damit war ihr Leidensweg nicht zu Ende. Hanneli, schwer tuberkulosekrank, durfte nicht nach Amsterdam Weiterreisen, sondern musste mehrere Monate in einer Maastrichter Klinik bleiben. Vermutlich im August 1945 besuchte Otto Frank sie dort. Von diesem Tag an kümmerte er sich wie ein Vater um die Goslar-Schwestern, ihre offizielle Anschrift war vorübergehend bei der Familie Gies in der Hunzestraat.

Tatsächlich wurde Hanneli allerdings noch mehrere Wochen in einem Amsterdamer Krankenhaus behandelt, bevor Otto Frank sie und Gabi am 5. Dezember 1945 per Flugzeug nach Zürich schickte, wo ein Onkel der beiden Mädchen wohnte. Hanneli verbrachte die erste Zeit in einem Sanatorium, danach nahm sie eine holländische Familie mit sieben Kindern in Basel auf. Hier schloss Annes Freundin, nachdem sie drei Unterrichtsjahre versäumt hatte, die Schule ab – mit einem konkreten Ziel: «Ich hoffe», schrieb die religiöse junge Frau ihrer Schulfreundin let Swillensam 4. August 1946, «nach Palästina zu

gehen und Säuglingspflege zu lernen.» 1947 emigrierte sie gemeinsam mit ihrer Schwester Gabi nach Jerusalem, wurde Krankenschwester, heiratete den Verleger Walter Pick und bekam drei Kinder. Hannah Pick-Goslar lebt in Jerusalem. Sie hat zehn Enkelkinder und derzeit acht Urenkel.³³¹

GEZINUS GRINGHUIS war Mitglied 105038 der NSB und seit August 1942 Mitarbeiter des dem SD unterstellten Amsterdamer *Büros für Jüdische Angelegenheiten*, der auch mit jüdischen SD-Informanten



Gezinus Gringhuis

wie Ans van Dijk und Branca Simons zusammengearbeitet hatte. Der «Fall Prinsengracht 263» dürfte einer seiner letzten Einsätze gegen versteckte Juden gewesen sein, im September 1944 wurde er vorübergehend zur Sicherheitspolizei nach Groningen versetzt. Bis Kriegsende arbeitet er schliesslich in der SD-Abteilung für Wirtschaftsdelikte.

Am 8. Mai 1945 wurde er verhaftet und knapp zwei Jahre später vom Sondergerichtshof in Den Haag zum Tod verurteilt. Zeugen hatten unter anderem bestätigt, dass er Opfer misshandelt und sich regelmässig an jüdischem Eigentum bereichert hatte. Ein halbes Jahr später wurde das Todesurteil in eine lebenslange Freiheitsstrafe umgewandelt. Im Oktober 1953 stellte er den ersten Antrag auf Begnadigung, im Juli 1957 wurde das Strafmass auf 20 Jahre verkürzt, im Oktober 1957 wurde er wegen seines zunehmend verwirrten Geisteszustands aus dem Gefängnis in eine geschlossene Anstalt verlegt und Anfang September 1958 endgültig auf freien Fuss gesetzt. Er starb am 5. November 1975 in Windschoten.³³²

WILLEM GROOTENDORST, Mitglied 155414 der NSB, wurde – wie sein Kollege Gringhuis – am 8. Mai 1945 festgenommen, zwei Jahre später wurde ihm der Prozess gemacht. Urteil: lebenslänglich. 1952 wurde seine Strafe auf 18 Jahre gemildert, am 6. Mai 1955 wurde er, anlässlich des zehnten Jahrestags der Befreiung Hollands, begnadigt und ein Jahr später, inzwischen 67 Jahre alt, freigelassen.

Der Partei, hatte der ausgebildete Polizist und Vater zweier Töchter sich verteidigt, hätte er sich ebenso wenig verweigern können wie seiner Berufung in das *Büro für Jüdische Angelegenheiten*. Dort hatte er von März 1943 bis Sommer 1944 als *rechercheur v. politic* (polizeilicher Ermittler) gearbeitet und – wie Gringhuis – für die eifrige Auslieferung von Juden regelmässig Kopfgeld kassiert.

Im September 1944 hatte man Grootendorst zu Spionagediensten gegen Widerständler erst nach Zunderen, dann nach Apeldoorn versetzt und kurz vor Kriegsende nach Amsterdam zurückberufen.



Willem Grootendorst.

Dienststelle: IV.B. (P.P.)	Name: W.GROOTENDORST.
Außenstelle Amsterdam.	Dienstgrad: rechercheur v Politie
Paulus Potterstraat 7	Betrag: F.6,25.
Aktenzeichen IV.B.5537/43.....1.) für eigene und fremde Personen:	
Sachverhalt: Ermittlungen in der Heftsache	
Erfolg: ... gegen den Juden J.SALOMON.	
Mann ausgeben: 21/7-43	aktenkundig 2.)
Wo ausgeben: Amsterdam	
Nicht zutreffendes ist zu durchstreichen.	
Amsterdam	1943

hjp

Kopfgeld-Beleg, ausgestellt an Willem Grootendorst.

Im Januar 1964 musste Grootendorst, der nun als Büroangestellter arbeitete, im Prozess gegen Karl Josef Silberbauer aussagen. Weder an seine zweifelsfrei bewiesene Zusammenarbeit mit dem Wiener wollte er sich erinnern noch an seinen Einsatz vom 4. August 1944 in der Prinsengracht 263. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in einem Utrechter Altersheim. Dort starb er am 2. Juli 1973.³³³

LAMMERT HARTOG, nach eigenen Angaben «von ungefähr Frühling bis August 1944» Lagerarbeiter bei *Opekta*, wurde am 20. März 1948 zu den möglichen Umständen des Verrats vernommen. Zwar habe es seine Aufmerksamkeit geweckt, dass beispielsweise ein Bäcker viel Brot gebracht habe oder ein Gemüsehändler viel Gemüse, sagte er aus, an Juden habe er jedoch nicht gedacht – bis zu dem Tag, als «van Maaren, ungefähr vierzehn Tage, bevor die Juden abgeholt wurden, erzählte, dass da Juden versteckt waren». Auch zum Verlauf der Verhaftung äusserte er sich: «... mir ist aufgefallen, dass die Rechercheure ... gar nicht suchten, sondern über die Situation völlig im Bilde waren.»

Diese Aussage hätte die verhörführenden Polizisten eigentlich alarmieren müssen, hatte doch Johannes Kleiman angegeben, dass Hartog nach Eintreffen der SD-Polizisten am Vormittag des 4. August 1944 bei der erstbesten Gelegenheit verschwunden war. Warum er trotzdem wissen konnte, wie die Polizisten vorgegangen waren, hätte ein Nachhaken wert sein müssen. Als die Polizei die Ermittlungen 1963 wiederaufnahm, konnte sie Lammert Hartog nicht mehr befragen. Er war bereits am 6. März 1959 verstorben.³³⁴

LENA HARTOG-VAN BLADEREN, die Ehefrau des Lagerarbeiters Lammert Hartog, musste am 18. März 1948 – im Zuge der Ermittlungen um den Verrat und den damals Hauptverdächtigen Willem van Maaren – vor die «Politische Abteilung» der Amsterdamer Kriminalpolizei treten. Der gemeinsame Sohn Klaas galt zu jenem Zeitpunkt als

verschollen. Er hatte seit dem 22. August 1944 freiwillig der deutschen Kriegsmarine gedient, sein Tod durch Kopfschuss (Anfang Mai 1945) wurde erst 1952 bestätigt.

«Es kann etwa im August 1944 gewesen sein, als mein Mann bestürzt nach Hause kam und mir erzählte, dass in jenem Haus ungefähr acht Juden verhaftet worden waren», gab die damals Fünfzigjährige zu Protokoll. «Vorher hatte mein Mann mit mir darüber gesprochen, dass ein Bäcker so viel Brot an der Tür ablieferte.» Lena Hartog wollte den Eindruck erwecken, dass sie vor deren Verhaftung nichts von den Versteckten gewusst hatte. «... ob das [Brot] für untergetauchte Juden war, wussten wir nicht. Mein Mann hat nie mit mir darüber gesprochen», behauptete sie.

Dass sie – als Putzfrau – selbst regelmässig in der Prinsengracht 263 aus und ein gegangen war, verschwieg sie den uninformierten Beamten. So musste sie natürlich auch nicht darauf eingehen, dass sie sich nach dem 4. August 1944 ebenso wie ihr Mann Lammert nie mehr in der Prinsengracht hatte blicken lassen. Sie erwähnte auch nicht, dass sie einige Wochen vorher Bep Voskuil auf die versteckten Juden angesprochen hatte. Und Bep, die vielleicht zur Klärung des Falls hätte beitragen können, wurde 1948 nicht vernommen.

Während sich auch Anna Genot-van Wijk – ihr Mann Petrus Josephus arbeitete für Kleimans Bruder – deutlich daran erinnerte, dass Frau Hartog sie einige Zeit vor der Verhaftung auf die versteckten Juden angesprochen hatte (und dies am 10. März 1948 auch zu Protokoll gegeben hatte), behauptete Frau Hartog, dieses Gespräch hätte erst nach dem 4. August 1944 stattgefunden. «Ich erinnere mich wohl, einmal mit Frau Genot über diese Juden gesprochen zu haben, aber ich bin sicher, dass die Juden dann schon abgeholt waren.»

Die Amsterdamer Polizei hielt Lena Hartog-van Bladeren nicht für tatverdächtig. Vermutlich deshalb ignorierte sie ihre augenscheinlichen Verschleierungsversuche, die von Angst motiviert gewesen sein können – oder von der Sorge, mit ihrem Klatsch und Tratsch über die

Untergetauchten Schaden angerichtet zu haben. Wenige Monate bevor die Polizei den Fall noch einmal aufrollte, starb Lena Hartog-van Bladeren – am 10. Juni 1963 – in Veenendaal.³³⁵

DAS HINTERHAUS wurde wenige Tage nach dem verhängnisvollen 4. August 1944 «gepulst»: So sprach man im Volksmund, wenn ein Lastwagen des Umzugsunternehmens *Abraham Puls* vorfuhr, um die Wohnungen deportierter Juden zu räumen. Im Auftrag der deutschen Besatzer nahmen die Möbelpacker alles mit, was ihnen verwertbar schien – zum Weitertransport «ins Reich», wo es ausgebombten Bürgern, vorrangig Parteimitgliedern, zugutekommen sollte. Von da an stand das Hinterhaus leer.

Im Juni 1953 verkaufte Maurits Alexander Wessels das Gebäude für 22'000 Gulden – das entspricht heute etwa 74'000 Euro – an Johannes Kleiman, der *Opekta* schon 1943 das Vorkaufsrecht gesichert hatte. Und Kleiman dürfte gut verhandelt haben: Zehn Jahre zuvor hatte Wessels dafür umgerechnet fast 10'000 Euro mehr bezahlt.

Doch *Opekta* konnte das baufällige Haus nicht halten. Als das Textilunternehmen *Berghaus* im Jahr 1954 das Haus 265 in der Absicht erwarb, in dem Karree Prinsengracht/Westermarkt eine neue Fabrik zu errichten, wandte Kleiman sich offenbar an den Immobilienmakler Baneke. Haus 263 hätte den Abriss des Nachbargebäudes nicht überlebt. Baneke dürfte schnell zugeschlagen haben und schon kurze Zeit später mit der Familie Deiters handelseins geworden sein, die sich auf Immobilienspekulationen verstand und das Haus dann 1957 an *Berghaus* weitergab. *Opekta* hatte mittlerweile neue Räumlichkeiten in der Van Slingelandtstraat 8-10 bezogen.

Inzwischen war bekanntgeworden, dass das ehemalige Versteck der Franks endgültig abgerissen werden sollte. Eine Gruppe engagierter Holländer, unter ihnen Otto Frank, gründete am 3. Mai 1957 die *Anne Frank Stichting*, um das Gebäude zu retten und der Öffentlich-

keit zugänglich zu machen. Eine Pilgerstätte lehnte er ab. «... [ich] habe darauf hingewiesen, dass dieses Haus weder Museum noch Wallfahrtsort werden darf. Es soll allerdings eine ernste Mahnung aus der Vergangenheit sein und ein hoffnungsvoller Auftrag für die Zukunft.» Geld wollte er nur dann investieren, wenn zugleich ein Internationales Jugendzentrum ins Leben gerufen würde, das sich im Geiste Anne Franks gegen Intoleranz und Diskriminierung stark machte und «die Zusammenarbeit zwischen Jugendlichen auf der ganzen Welt» förderte, «auf dass sie es lernen», so Otto Frank, «sich trotz aller Unterschiede der Nationalität, der Rasse und des Glaubens gemeinschaftlich einzusetzen für einen wahren und dauerhaften Frieden und eine bessere Zukunft für alle».

Im Oktober 1957 schenkte *Berghaus* – von der Stadt Amsterdam mit einem Produktionsgelände am Stadtrand bedacht – der *Anne Frank Stiftung* das Gebäude, Otto gewann mehrere Geldgeber für die Sanierung. «Wir haben das Haus unter Bedingung bekommen, es nie kommerziell zu nutzen», schrieb Kleiman zu jener Zeit an Otto Frank. Dieser erkannte die Herausforderung, das Hinterhaus nicht zu einem bequemen Versöhnungsort für Betroffenheitstouristen verkommen zu lassen, sondern als Austragungsort für Veranstaltungen einzurichten, bei denen Menschen ihr eigenverantwortliches – aktives – Miteinander schulen würden. Trotzdem entschied er sich schliesslich, auf die Symbolkraft des Verstecks zu vertrauen. Der ursprüngliche Zustand des Hinterhauses sollte «soweit wie möglich» wieder hergestellt werden, sodass –, wie das Programm der Stiftung zusammenfasste, «sich der Besucher aus Dokumentationsmaterial, Fotos und Modellen ein wahrheitsgetreues Bild von der Situation der ‚Untertaucher‘ formen kann». (Die Möblierung im Hinterhaus wurde erst Jahrzehnte später, nach Ottos Tod, für Filmarbeiten rekonstruiert.)

Genau drei Jahre nach der Gründung der Stiftung, am 3. Mai 1960, eröffnete das Museum *Anne Frank Haus*. Zugleich wurde das *Internationale Jugendzentrum der Anne Frank Stichting* (I. J.Z.) – «mein

heisses Verlangen» (Otto Frank) – etabliert. Ihr erster Vorsitzender wurde Otto Frank. 1964 wurden die beiden Stiftungen schliesslich zu einer zusammengeführt. Ihren Vorsitz übernahm Ottos Freund und Berater, der Lehrer Henri van Praag. Otto Frank selbst hingegen zog sich immer mehr aus Amsterdam zurück – zu gross wurden die Auffassungsunterschiede zwischen ihm und den Mitarbeitern der Stiftung. Mit dem Namen seiner Tochter sollte keine Politik gemacht und kein Geld verdient werden. Er fürchtete um seine Ideale – und mehr noch um die seiner Tochter.

Längst ist das *Anne Frank Haus* modernisiert und um zusätzliche Ausstellungsräume und einen Museumsshop erweitert, die *Stiftung* beschäftigt heute an die 150 Mitarbeiter. Das Hinterhaus ist ein Publikumsmagnet – für 2012 wurde ein neuer Besucherrekord gemeldet: Mehr als 1'150'000 Menschen aus aller Welt besichtigten die engen Räume des Hinterhauses. Nur das Van Gogh Museum und das Rijksmuseum ziehen in Amsterdam noch mehr Gäste an.³³⁶

IRENE HOLLÄNDER liess sich nach ihrer Flucht aus Deutschland im Februar 1937 in Lima nieder. Schon ein halbes Jahr später heiratete Edith Franks Lieblingscousine wieder – damit wusste sie auch ihre Kinder Ursula und Dorothée versorgt. Ihr zweiter Mann, der Arzt Siegfried Holzer, ein gebürtiger Berliner, war Emigrant wie sie.

1958 trat Otto Frank nach längerer Funkstille wieder in Kontakt mit Irene. «... mein Interesse bleibt wach für alle, mit denen wir früher zusammen waren oder die Edith so nahe standen wie du», schrieb er ihr am 13. Juni 1958, «Ganz besonders freute es mich zu hören, dass es euch Allen so gut geht und Ihr mit soviel Erfolg euer neues Leben aufgebaut habt.»

In den 1960er Jahren übersiedelte Irene mit ihrer Familie in die USA. Sie überlebte ihre ältere Tochter Ursula um drei Jahre und starb am 9. März 1974 in Boston. Ihre jüngere Tochter Dorothy Fraifeld Jenkins-Kronheim lebt in den USA. Sie hat zwei Söhne.³³⁷

JULIUS UND WALTER HOLLÄNDER wurden am 13. November 1944 in die USA eingebürgert. Sie schlugen sich auch nach Kriegsende als schlechtbezahlte Fabrikarbeiter durch und lebten in äusserst bescheidenen Verhältnissen in Leominster nahe Boston. Ein Airmail-Brief von Alice Frank-Stern und ein Telegramm von Herbert Frank informierten sie Ende Juni 1945 vom Tod ihrer Schwester Edith. Ein paar Wochen lang machten sie sich noch Mut: «Meine letzte Hoffnung ist, dass du die Kinder findest. Walter und ich werden alles für dich tun. Falls du in die USA kommen willst: Wir haben genug Geld für euch drei gespart», schrieb Julius am 29. Juni 1945 an Otto.

Im August hatten sie die schreckliche Gewissheit: Ihre beiden Nichten waren tot. «Wir liebten Margot und Anne wie unsere eigenen Kinder. Unser Leben ist leer. Edith und die Mädchen waren alles, was wir hatten», gab Julius, der Ende der 1920er Jahre kurz verlobt war, aber wie sein Bruder nie geheiratet hatte, seiner Trauer Ausdruck. Auf Englisch. Wie viele Emigranten mieden Julius und Walter die deutsche Sprache.

Vor allem Julius, hiess es unter Freunden und Verwandten später, konnte das Erlebte nie verkraften. «Der ältere ist ein Wrack gegenüber früher, sehr deprimiert und nervös und es hat mir in der Seele wehgetan. Der jüngere ist viel besser», schrieb Otto Frank von einer USA-Reise am 1. Oktober 1952.

Motiviert von ihrem früheren Prokuristen Heinz Jacobowitz, entschlossen sich die Brüder 1954, einen auf dem Bundesentschädigungsgesetz basierenden Wiedergutmachungsantrag zu stellen. Wie so häufig entwickelten sich die Verhandlungen auch im Fall Holländer zu einem qualvollen, erst recht demütigenden Erinnerungsmarathon. Minutiös mussten wirtschaftliche und persönliche Schäden aufgelistet werden. Die Beweislast lag bei den Geschädigten.

Mitte 1955 erteilte die Oberstaatsanwaltschaft Aachen Walter Holländer die erste Abfuhr. Die Weiterverfolgung des Anspruchs auf Entschädigung wegen des «Schadens an Freiheit» sei vernünftiger-

weise fallenzulassen. Der Aufenthalt in Sachsenhausen-Oranienburg (unmittelbar nach den Novemberpogromen 1938) sei zu kurz gewesen und damit nicht entschädigungswürdig, die Internierung im niederländischen Flüchtlingslager Zeeburg könne nicht als «nationalsozialistische Massnahme» betrachtet werden. Die «Verdrängung aus dem beruflichen Fortkommen» wäre gesondert nachzuweisen – durch Vorlage der genauen Umsatzzahlen des Unternehmens vor der Enteignung. Um den «Schaden an Eigentum und Vermögen durch im Stich gelassenen Hausrat» feststellen zu können, wäre der Hausratschaden haarfein darzulegen: Welche Möbelstücke wurden im Einzelnen zurückgelassen, aus welchem Holz waren sie hergestellt, welchen (Rest-)Wert hatte jeder Gegenstand?

Im Juni 1956 hatten die deutschen Behörden einen besonders zynischen Einfall. Sie erinnerten die unfreiwilligen Emigranten an etwaige Steuerschulden. «Betrifft: Anrechnung von Rückständen an Steuerbeträgen oder sonstigen öffentlichen Abgaben auf Wiedergutmachungsleistungen. Nach § 21 Absatz 4 des Bundesergänzungsgesetzes vom 18.9.1953 können rückständige Steuern und öffentliche Abgaben auf Wiedergutmachungsleistungen angerechnet werden, auch wenn sie bereits verjährt sind. Ich bitte daher um gefl. Auskunft, ob und in welcher Höhe gegen Walter Hollander (früher Holländer) Forderungen aus rückständiger Steuer oder öffentlichen Abgaben bestehen.» Die Brüder konnten dazu keine konkreten Angaben machen. Neben ihrem Unternehmen sowie ihrem Grund und Boden waren ihnen auch die Firmenbücher genommen worden.

Im Dezember 1956 richtete Heinz Jacobowitz einen Brief an den Kölner Anwalt der Brüder: «Ich war dabei, wie sie nach dem Kriege die Nachricht traf, dass ihre nächste Familie ausgerettet war. Es war erschütternd. Ich darf Ihnen sagen, dass die Herren Holländer sich von diesem Schlag nie wieder ganz erholt haben ... Seit diesem furchtbaren Ereignis haben sie sich gewissermassen von der Welt zurückgezogen und führen ein trauriges, bemitleidenswertes Leben. Nie

wieder kann der hier angerichtete seelische Schaden ‚wiedergutmacht‘ werden. Damit in diesem Falle wenigstens die materielle Wiedergutmachung mit Beschleunigung durchgeführt wird, schreibe ich Ihnen diesen Brief. Ich weiss nicht, ob Ihnen diese Tatsache schon bekannt war, möchte aber annehmen, dass die Herren Holländer zu bescheiden und zu verschämt sind, um sie Ihnen selbst mitzuteilen.»

Vielleicht trug dieser Brief dazu bei, dass den beiden Brüdern nach zweieinhalb Jahren zermürender Beweis- und Gegenbeweisführungen Ende Dezember 1956 endlich eine monatliche Rente von jeweils 600 Mark auf Lebenszeit zugestanden wurde. Gesundheitlich waren die beiden bereits schwer angeschlagen – Julius litt an Rheuma, hatte eine schwere Darmoperation und eine Star-Operation am rechten Auge hinter sich, Walter quälte ein Emphysem. Sie konnten nicht mehr arbeiten und trotzdem nur mit Mühe davon überzeugt werden, in den Ruhestand zu treten, aus Angst, zu verarmen oder sich eine womöglich notwendige ärztliche Behandlung nicht leisten zu können. Dabei hatten sie beachtliche Rücklagen gebildet. «Sie haben sehr gute Einkünfte aus ihrer Arbeit, aus ihren Papieren, Sparkonten und den deutschen Renten», schrieb Heinz Jacobowitz, der ihr Vermögen auf «\$ 100'000 – \$ 200'000» schätzte. «Sie machen sich Vorwürfe, dass sie nicht mehr erreicht haben ...», schrieb Otto Frank im Juni 1958 an Edith Franks Lieblingscousine Irene. «Ich habe geraten, sie sollten doch eine Zeitlang nach Europa kommen und wirklich ausspannen und etwas vom Leben geniessen, aber vorläufig trauen sie sich nicht. In dem Nest sind sie verkümmert.» Sie seien nicht mehr gewohnt, Geld auszugeben, wehrten die Brüder derlei Vorschläge stereotyp ab.

1963 zogen die Brüder nach New York um und lebten fortan zur Untermiete in dem heruntergekommenen Appartementhotel *Sherman Square* an der 70. Strasse, Ecke Broadway. Julius verunglückte dort am 4. Oktober 1967 bei einem Sturz in einen Aufzugsschacht tödlich. Sein Erspartes vererbte er Walter. «Walter tut mir unendlich leid, da

er so einsam ist. Die beiden Brüder hatten sich ja ganz von allem und Allen zurückgezogen und waren Eigenbrötler», schrieb Otto Frank im Januar 1968 an die nach Peru emigrierte Irene Holländer. «Walter hat es nun doppelt schwer.» Er starb am 19. September 1968 in New York. Neben Anteilen für einige Verwandte hinterliess er dem *Anne Frank Fonds* 25'000 und der Hilfsorganisation *Self Help of Emigrees from Central Europe* 5'000 Dollar. Der bedeutende Rest ging an die Stiftung *United Jewish Appeal* zur Unterstützung von Juden in Europa, Israel und jüdischen Emigranten in den USA.³³⁸

KUNO LODEWIJK VAN DER HORST wohnte noch bei Jan und Miep Gies, als die acht Untergetauchten verhaftet wurden. Unmittelbar danach legten sie ihm nahe, sich ein anderes Versteck zu suchen. In der Hunzestraat war es nun zu gefährlich für ihn. Kuno versteckte sich fortan in Hilversum – unbehelligt.

Nach der Befreiung Hollands zog er mit seiner Familie nach Amerika, heiratete seine Jugendliebe Henny und stieg in das Unternehmen seines Vaters ein. Hendrik van der Horst hatte 1935 ein neuartiges Verchromungsverfahren erfunden und damit die Lebensdauer von Motoren etc. revolutionär verlängert. Er war auf Geschäftsreise in den USA, als das Land in den Krieg eintrat. An die Heimkehr nach Hilversum war nicht mehr zu denken – van der Horst gründete ein Unternehmen, das als *United van der Horst Ltd.* bis heute existiert.

Kuno van der Horst, auch nach dem Krieg in losem Kontakt zu Miep Gies und Otto Frank, starb am 17. Mai 1968 im Alter von 48 Jahren in Dallas, Texas.³³⁹

JOB JANSEN hielt sich, als die Untertaucher festgenommen wurden, wahrscheinlich bereits in Winterswijk nahe der Grenze zu Deutschland auf. Dort sollte er im Auftrag des Deutschen Theaters Requisiten bewachen. Noch im selben Monat wurde er verhaftet und in Münster

inhaftiert. Der Vorwurf: Diebstahl. Seiner Freilassung im Februar 1945 folgte die neuerliche Verhaftung am 31. März 1945, diesmal durch die Kanadier, die die Gegend zu der Zeit bereits einnahmen.

1946 wurde Jansen der Prozess gemacht, schliesslich wurde er wegen «Hilfeleistung an den Feind in Kriegszeiten» – «wobei unter anderem auch das Angeben des Juden O. H. Frank eine der Anschuldigungen war» – zu vier Jahren und sechs Monaten Internierungsstrafe verurteilt, von denen er wahrscheinlich knapp zweieinhalb Jahre absass.

Otto Frank hatte ihn belastet. «[...] Er ist derjenige, der wirklich die Drecksarbeit macht. [...] Ich hoffe, dass Herr Jansen bereits hinter Gittern ist oder [...] verhaftet wird», hatte er der politischen Abteilung der Kriminalpolizei am 21. August 1945 mitgeteilt – offensiver, als es sonst seine Art war. Jansen suchte nach Ausflüchten: «[...] Wenn ich vor Herrn Frank stehen, ihm gerade in die Augen schauen und bestreiten würde, dass der Brief von mir ist, würde er mir bestimmt glauben. Ich bin kein Antisemit, und ich habe Herrn Frank immer respektiert und ihn für eine hochstehende Persönlichkeit gehalten.»

Mindestens seit Juni 1941 hatte Jansen von seiner jüdischen Frau, der früheren Opefcta-Mitarbeiterin Jetje Bremer, getrennt gelebt. Und doch dürfte die Ehe mit dem unberechenbaren Antisemiten, den sie «eine mysteriöse Figur» nannte, ihr das Leben gerettet haben. Sieben ihrer zehn Geschwister wurden 1943 in Auschwitz oder Sobibor ermordet.

Aber auch den Tod eines der sechs gemeinsamen Kinder hatte sie zu betrauern. Am 18. August 1942 war der damals knapp 23-jährige Robert Jansen im KZ Neuengamme hingerichtet worden. Angeblich hatte sein Vater ihn und den zweieinhalb Jahre älteren Bruder Josephus wegen deutschfeindlicher Äusserungen angezeigt. Josephus hatte das Konzentrationslager überlebt.

Am 17. Mai 1950 wurden die Eheleute Jetje und Job offiziell geschieden. Seine letzten Lebensjahre verbrachte der «Theaterverwalter und Schauspieler» in Den Haag. Als sein Tod absehbar war, heirate-

ten die beiden – wohl um Jetjes Altersversorgung zu regeln – noch einmal. Vier Monate später, am 28. September 1952, starb Job Jansen im Alter von 65 Jahren.³⁴⁰

(MARTHA) CHARLOTTE KALETTA traf Otto Frank nach seiner Rückkehr aus Auschwitz fast täglich. «Ich würde alles tun, um ihr zu helfen. Sie ist es wert», schrieb Otto am 20. September 1945 an Fritz Pfeffers Sohn. Zu diesem Zeitpunkt hatte Charlotte die Hoffnung auf Fritz' Rückkehr noch nicht aufgegeben. Zwei Monate später hielt sie seine Sterbeurkunde in der Hand. So gut wie mittellos, musste sie nun selbst ums Überleben kämpfen, nähte Handschuhe, verdiente damit wöchentlich etwa 35 Gulden und war, wie schon während des Kriegs, auf die Unterstützung von Freunden und Bekannten angewiesen. Auch Otto stand ihr in den ersten Nachkriegsjahren bei. «... wenn Ihr also Damenkleidung und Strümpfe bekommen könnt, schickt sie bitte», bat er seine Schwäger in den USA.

Am 3. März 1953 belohnte das Standesamt Berlin Kalettas hartnäckige Bemühungen und erkannte ihre Ehe mit Fritz Pfeffer mit Wirkung vom 31. Mai 1937 posthum an. Als seine Witwe hatte sie Anspruch auf Entschädigung, der deutsche Staat sprach ihr eine bescheidene monatliche Rente zu. Dass sie selbst, wie sie angab, «in der Amsterdamer Illegalität» gelebt und «Schaden an Körper oder Gesundheit» erlitten habe, bezweifelte die deutsche Behörde jedoch.

Wie und wo ihr Sohn Gustav zu Tode gekommen war, konnte sie niemals in Erfahrung bringen. Einzig, dass er «mit dem 20. Osttransport am 3.10.1942 nach ‚unbekannt‘ deportiert» worden sei, teilte die Jüdische Gemeinde zu Berlin ihr auf Nachfrage mit. Heute lässt sich nachvollziehen, dass man Gustav und Ludwig Löwenstein in der letzten Septemberwoche 1942 von der als Sammelstelle missbrauchten Synagoge in der Berliner Levetzowstrasse aus in einen Eisenbahnwaggon verlud. Am 26. September wurde dieser Waggon an einen aus Frankfurt am Main kommenden Deportationszug angekoppelt



Kalettas Sohn Gustav Löwenstein (1928-1942).

und – weil das Lager Theresienstadt «entlastet» werden musste – in Richtung Riga geschickt.

Auch in Riga war «kein Platz», der Transport fuhr deshalb weiter ins estnische Raasiku bei Tallinn. Die rigorose Selektierung bei der Ankunft überstanden höchstens zehn Prozent der Gefangenen, alle anderen wurden «zu bereits ausgehobenen Gruben in einem Dünen-
gelände und über eine Art Rampe in diese hineingetrieben. Vorher mussten sie sich ausziehen, ihre Wertsachen [...] in einen Handkoffer werfen. Alles ging unter ständigem Schreien in äusserster Schnelligkeit vonstatten [...]. Ein Kommando von sechs bis acht estnischen Polizisten nahm die Erschiessungen vor. Die Leichen wurden mit Sand bedeckt.» Von den 812 Berliner Juden dieses Transports dürften 19 überlebt haben.

In den 1950er Jahren brach Charlotte den Kontakt zu Otto Frank und der Familie Gies ab – vielleicht, weil sie das Bild kränkte, das die Welt durch Annes Beschreibungen und die Dramatisierung des Tagebuchs von ihrem Mann bekommen hatte, vielleicht, weil Otto

sich für eine andere Lebenspartnerin entschieden hatte. Sie lebte bis zu ihrem Tod am 13. Juni 1985 zurückgezogen in Amsterdam.

Im Herbst 1987 stiess Joke Kniesmeijer, damals leitende Mitarbeiterin der Anne Frank Stiftung, bei einem Streifzug durch den Amsterdamer Trödelmarkt auf Bücher, Briefe und Fotos aus Kalettas Nachlass. Sie zeichneten erstmals ein differenziertes Bild von «Dr. Dussel» aus Anne Franks Tagebuch.³⁴¹

DER KASTANIENBAUM im Hinterhof der Prinsengracht 263, den Anne Frank in ihrem Tagebuch als tröstlichen Anblick beschrieb, hielt die *Anne Frank Stiftung* und die Stadt Amsterdam schon seit den frühen 1990er Jahren in Atem. Um die Weisse Rosskastanie zu retten, wurde 1993 der mit Ölresten verunreinigte Boden saniert, dann musste der altersschwache Baum immer wieder gegen Pilz- und Mottenbefall behandelt werden. 2006 übernahm die neugegründete Stiftung *Support Anne Frank Tree* die Verantwortung für den weltbekannten «Anne Frank Baum», 2008 liess sie ihn von einer aufwendigen Stahlkonstruktion stützen. International renommierte Baumexperten betreuten «die wahrscheinlich älteste Kastanie Amsterdams» – und konnten doch nicht verhindern, dass sie am 23. August 2010 unter Sturmböen entzweibrach und einstürzte. Sie wurde 150-170 Jahre alt.³⁴²

SOL KIM EL war in der Schule, als seine Mutter eines Vormittags im Herbst 1942 bei einer Razzia aufgegriffen wurde. Sie wurde nach Auschwitz deportiert und ermordet. Sol, den Anne als Montessorischülerin heiraten wollte, fand bei einem entfernten Verwandten Unterschlupf. Als er dort nicht mehr sicher war, versteckte er sich auf einem Bauernhof. Der Bauer hatte, bereits mehreren anderen Juden Zuflucht gewährt. Über ein Jahr ging alles gut. Im Februar 1945 stürmten Nazis den Hof, erschossen den Bauern und einen der Juden. Sol wurde am 8. des Monats in Westerbork interniert. Als einer von 876 Gefangenen blieb er dort bis zur Befreiung des Lagers am 12. April 1945.

Nach dem Krieg studierte er Chemie in Amsterdam, sein Postgraduiertenstudium absolvierte er an der *Princeton University*. Nach allem, was er durchgemacht hatte, wollte er jedoch in Israel leben. Sol Kimmel machte sich einen Namen als Chemieprofessor und arbeitete in der Krebsforschung, inzwischen ist er pensioniert. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Haifa.³⁴³

JOHANNES KLEIMAN wurde nach seiner Verhaftung – gleich Victor Kugler – im Gefängnis am Amstelveenseweg festgehalten. «Als ich, bevor wir getrennt wurden, [...] neben Kleiman sass und ihm sagte, dass seine Verhaftung nun die Rechnung für seine Hilfe sei», so erzählte Otto seinem Bruder kurz nach dem Krieg, «da sagte er nur: ‚Ich bereue es nicht.‘»

Nach gut einem Monat und mehreren Verhören wurden die beiden Helfer am 7. September in das Gefängnis Weteringschans überstellt. Von dort führte man sie vier Tage später ins Konzentrationslager Amersfoort. «Herr Kleiman war glücklicher als ich, indem er seine früheren Magenoperationen ausspielte», berichtete Kugler später. Tatsächlich setzte das Internationale Rote Kreuz sich für ihn ein. Am 18. September 1944 durfte Kleiman nach Hause zurückkehren.

Schon wenige Tage später führte er wieder die Geschäfte von *Opekta*. Und als Otto 1952 nach Basel zog, übernahm der treue Freund und Berater die Firma ganz. Zudem füllte er die Rolle als Otto Franks generalbevollmächtigter Privatsekretär aus, stand – mit immer grösserem Zeitaufwand – als Empfangschef und Fremdenführer im *Anne Frank Haus* bereit und hielt in enger Absprache mit Otto Frank Kontakt zu den Verlegern des Tagebuchs. Von alledem zeugt die umfangreiche Korrespondenz der beiden aus jener Zeit. «Gewissermaßen der pater familias», nannte Ernst Schnabel ihn. «Ottos guter Geist» ist ein ebenso passendes Attribut für den selbstlosen Mann, der sich von seiner Magenkrankheit nie erholte und trotzdem unermüdlich weiterarbeitete.

Kleiman starb am 30. Januar 1959 im Alter von 63 Jahren an sei-

nem Arbeitsplatz. Er erlag einem Gehirnschlag. «So einen rechtschaffenen Menschen», fand Victor Kugler, «trifft man nicht bald wieder.»³⁴⁴

HANELORE «HANSI» KLEIN rettete 1943 ein Umstand das Leben, der bis dahin als peinliches Familiengeheimnis galt: Ihre Grossmutter mütterlicherseits war Christin. Als Hannelores ältere Schwester am 5. Juli 1942 – mit demselben Aufruf wie Margot Frank – zum «Arbeitseinsatz» eingezogen werden sollte, wandte sich die in Amsterdam lebende Grossmutter an die zuständige deutsche Behörde und konnte tatsächlich weismachen, dass ihr in Wirklichkeit jüdischer verstorbener Ehemann auch «Arier» gewesen sei, ihre drei Enkeltöchter also eine rein «arische» Mutter hätten und demnach nur «Halbjüdinnen» seien. Hannelore und ihre Familie wurden nach monatelangem Zittern als «Zweifelsfälle» unter den Schutz von Hans Georg Calmeyer und seiner Abteilung «Innere Verwaltung» im «Reichskommissariat für die besetzten niederländischen Gebiete» gestellt und von den Deportationslisten gestrichen, Hannelore wechselte vom Jüdischen auf das Mädchen-Lyzeum und erlebte die letzten Kriegsjahre in Amsterdam. Ihren jüdischen Vater bewahrte seine langwierige Tuberkuloseerkrankung vor der Deportation.

1947 heiratete Hannelore Klein den Studenten der Physik Rudi Nussbaum, deutsch-jüdischer Abstammung wie sie selbst, der den Krieg bei holländischen Bauern versteckt überlebt hatte. Sie war seit ihrem dreizehnten Lebensjahr mit ihm befreundet gewesen. Otto Frank war Rudis Trauzeuge. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor. 1956 zogen die Nussbaums nach Genf, wo Rudi am CERN arbeitete, ein Jahr später emigrierten sie in die USA und liessen sich in Portland, Oregon, nieder. Hannelore nannte sich fortan Laureen und wurde eine angesehene Literaturprofessorin an der dortigen State University. Rudi machte sich als Physiker einen Namen. Während einer Reise nach Amsterdam im Sommer 2011 verunglückte er tödlich. Seither lebt Laureen in Seattle.³⁴⁵

VICTOR GUSTAV KUGLER wurde nach seiner Festnahme am 4. August 1944 erst am Amstelveenseweg gefangengehalten und schliesslich gemeinsam mit Johannes Kleiman ins Gefängnis Weteringschans überstellt. Am 11. September schickte man die beiden auf Transport nach Amersfoort. Dort begann für Kugler eine Odyssee durch mehrere holländische Arbeitslager.

«Wir sollten schon einige Tage später nach Deutschland abtransportiert werden, doch hatten wir das grosse Glück, dass die Amerikaner den Bahnhof bombardierten. [...] Da das Lager überfüllt war und schnell geräumt werden musste, [...] hat man unseren Transport zum Arbeitseinsatz nach Zwolle bestimmt», zeichnete Kugler seinen Weg nach. «Das war so Ende September 1944. In Zwolle blieb ich bis Weihnachten. Von hier ging es wieder für Arbeitseinsatz nach Wageningen, wo wir bis Ende März 1945 blieben. Schliesslich sollte die Reise doch noch nach Deutschland gehen. Wir marschierten von Wageningen über Arnheim nach Zevenaar, um dort zu übernachten. Zevenaar ist die letzte Station vor Emmerich am Rhein. Kurz vor dem Dorfeingang wurde unsere Kolonne, ungefähr 400 Mann mit 4 Pferden und Wagen von einem englischen Jagdflieger angefallen, der heruntertauchte und uns beschoss. Das hat mehrere Tote gekostet [...]. Staubwolken von den auf der Strasse einschlagenden Kugeln flogen auf. Ein Kamerad [...] und ich [...] krochen hinter einen der längs der Strasse stehenden Bäume. Wie die Schiesserei aufhörte, [...] schlüpfen [wir] den engen Gang zwischen zwei Häusern durch und krochen in einen Hühnerstall. Nach ungefähr einer Stunde kamen wir wieder zum Vorschein und erzählten den Leuten unsere Geschichte. Man riet uns, an den Feldwegen entlang zu gehen und beim erstbesten Bauern zu klopfen. Alle Leute in dieser gegen wären «gut». Wir folgten diesem Rat und baten bei einem Bauern um Unterkunft, die uns, obschon es für ihn gefährlich war, gewährt wurde. [...] Mit weiteren, oft benötigten Umwegen [...] erreichten wir nach zweitägiger Fahrt meinen Wohnort Hilversum.» Dort hielt Kugler sich bis zum Einmarsch der

Kanadier in Holland und der Kapitulation der Deutschen am 7. Mai 1945 versteckt.

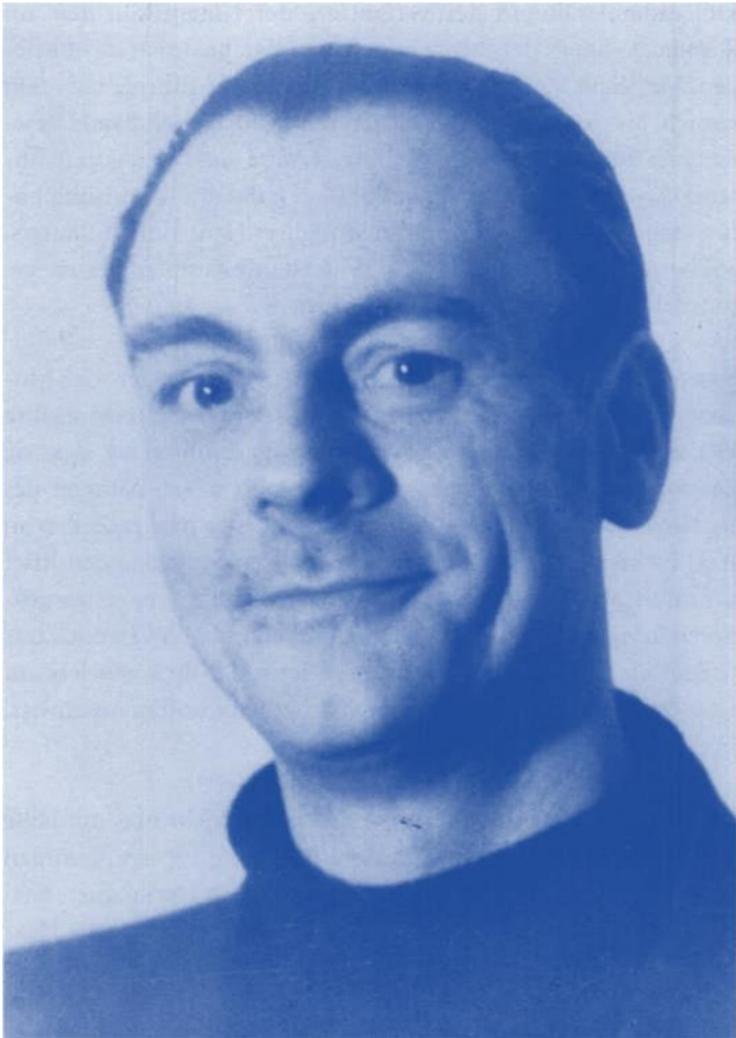
Seine Frau Maria verkraftete die Geschehnisse nicht. «[Sie] musste, als sie es hörte, in ein Sanatorium», wusste Otto Frank. Auch in der Folge stabilisierte ihre Psyche sich nicht mehr. Sie starb am 6. Dezember 1952, wenige Wochen vor ihrem 25. Hochzeitstag. «Ich kann sagen, dass meine Frau auch an dieser Geschichte zugrunde gegangen ist.»

Am 7. Juni 1955 heiratete Kugler die 27 Jahre jüngere Lucie «Loes» van Langen, im selben Jahr wanderte das Paar nach Toronto aus. Seine Versuche, in seiner bisherigen Branche weiterzuarbeiten, schlugen jedoch fehl. «Ich habe auch im vergangenen Jahr nichts erreichen können, soviel Mühe ich mir auch gegeben habe», berichtete Kugler Anfang März 1959. Erst schlug er sich als Elektriker, später als Buchhalter durch und führte ein Leben in Bescheidenheit.

1973 wurde er, gleich den anderen Helfern, für seinen Einsatz als Helfer von der *Commission for the Righteous* der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem mit der *Ehrenmedaille der Gerechten* und einem Baum in der *Allee der Gerechten* gewürdigt. 1977 zeichnete ihn die kanadische *Anti-Defamation League* mit einem mit 10'000 Dollar dotierten Preis aus. «Ich gönne ihm jede Anerkennung und er hat finanzielle Unterstützung wohl nötig», so Otto Frank. «Es wundert mich, dass er überhaupt am TV sprechen kann, denn wie mir seine Frau schreibt, ist er oft verwirrt und nicht imstand, sich an vieles zu erinnern.»

Am 16. Dezember 1981 starb Victor Kugler einundachtzigjährig nach langem Leiden in Toronto.³⁴⁶

MAARTEN KUIPER wurde wegen 17 als erwiesen beurteilter Morde an Widerstandskämpfern und Juden und der von ihm verschuldeten Deportation von mehreren hundert Juden zum Tode verurteilt und am 30. August 1948 hingerichtet. Ob er tatsächlich, wie Otto Frank, Johannes Kleiman und Victor Kugler zu Protokoll gaben, während der



Maarten Kuiper

Verhaftung der Untergetauchten am 4. August 1944 in der Prinsengracht 263 war, lässt sich nicht belegen. Vielleicht liessen sie sich davon in die Irre führen, dass sein Gesicht als einer der gefährlichsten Kopfgeldjäger Hollands zu jener Zeit durch die Presse ging. Kugler hatte auch zum sogenannten *Silbertanne-Mordkommando* gehört, das auf Anweisung hoher Stellen, etwa im Auftrag von SS-Führer Hanns Albin Rauters, «Silbertannen gepflanzt», also Widerstandskämpfer gezielt ermordet hatte. Er hinterliess drei Kinder.³⁴⁷

SANNE, ILSE UND FRANZ LEDERMANN verbrachten vier Monate im Durchgangslager Westerbork – so lange schützten sie ihre «Palästina-papiere». Am 15. November 1943 erfuhren sie, dass sie am folgenden Tag deportiert werden sollten. Am Morgen des 16. November schrieb Ilse Ledermann ein paar hastige Zeilen an ihre Tochter Barbara – einer der Mithäftlinge schickte den Brief für sie ab: «Meine Geliebten, wir sitzen ... auf unserer ersten grösseren Reise seit langer Zeit... mein Bärbeikind ... Wir wollen uns wiedersehen.» Es war ihre letzte Reise. Alle drei wurden am 19. November 1943, unmittelbar nach ihrer Ankunft in Auschwitz, in die Gaskammer geschickt.³⁴⁸

BARBARA LEDERMANN konnte sich im Frühjahr 1943 mit Hilfe ihres damaligen Freundes Manfred gefälschte Papiere besorgen und in Amsterdam untertauchen. Unter ihrem Decknamen Barbara Waarts engagierte sie sich im Widerstand – ihr blondes Haar und die blauen Augen waren ihr Schutzschild. Solange ihre Eltern und ihre Schwester Sanne in Westerbork interniert waren, stand sie in regelmässigem Briefkontakt mit ihnen und schickte ihnen Pakete.

Nach Kriegsende wollte sie, gerade zwanzig und angehende Tänzerin und Schauspielerin, in Holland bleiben – der Liebe wegen. Ihr Vater hatte schon Mitte der 1930er Jahre um die holländische Staatsbürgerschaft ersucht. Er war auf die Warteliste gesetzt worden. Dann

hatten die Deutschen Holland okkupiert. 1945 wandte sich Barbara wieder an die holländischen Behörden. Doch statt der Staatsbürgerschaft erhielt sie die 200 Gulden zurück, die ihr Vater für sein Gesuch bezahlt hatte. «Es ist so schrecklich wenig Sinn in allem», schrieb sie im September 1947 an Otto Frank.

Im selben Jahr emigrierte Barbara Ledermann nach New York, wo Verwandte lebten. Sie schlug sich als Schauspielerin und Tänzerin durch und liess sich schliesslich von der Truppe des *Ringling Brothers Circus* engagieren. Ein Jahr später entschied sie sich für den Job als Repräsentantin eines Kosmetikunternehmens in Baltimore. In ihrer Freizeit spielte sie weiterhin Theater. Dort lernte sie auch Martin Rodbell kennen. 1950 heiratete sie den angehenden Biochemiker aus Baltimore, der 1994 für seine Entdeckung der «G-Proteine und deren Bedeutung für die Signalübertragung der Zellen» den Nobelpreis für Medizin erhielt. (Er starb am 7. Dezember 1998.) Die beiden bekamen vier Kinder.

Erst im Alter begann Barbara Ledermann, in der Öffentlichkeit über ihr Schicksal zu sprechen. Mitte der 1950er Jahre hatte sie der Erinnerungskultur noch keine Chance gegeben. «Weil Amerika unbedingt mit Deutschland befreundet sein will, glaube ich, dass das Theaterstück vor allem eine Liebesgeschichte sein wird und Verfolgung, Unmenschlichkeit und Leid unterdrückt werden müssen. Der allgemeine politische Trend soll doch nicht gestört werden», schrieb sie Otto Frank anlässlich der Welturaufführung des «Tagebuchs der Anne Frank».

Barbara Ledermann Rodbell lebt in North Carolina.³⁴⁹

ARTHUR SIEGFRIED LEWINSOHN wollte seinem Aufruf vom 21. Mai 1943 ins Sammellager Westerbork folgen, weil er sich «nicht denken konnte, dass Menschen mit meinen Antezedenzen etwas geschehen würde». Davor bewahrte ihn seine Lebensgefährtin. Als überzeugte Antifaschistin war die aus Innsbruck in Tirol stammende, konfessionslose

Sighilde, genannt Jutta, Albinger in Berlin in einem Rundumschlag der SA schon im Oktober 1933 inhaftiert worden und nach ihrer Freilassung zu Freunden nach Holland geflüchtet. In Amsterdam hatte die frühere Schauspielerin sich als Dienstmädchen über Wasser gehalten und gegen Ende 1938 Arthur Lewinsohn kennengelernt. Und weil seine Situation als *onderduiker* typischer war als die der Franks, sei hier ausführlich darauf eingegangen.

«[Sie] sorgte dafür, dass ich im Keller einer befreundeten Dame [...] untertauchen konnte. Es wurde eine Lagerstatt gemacht, ein durch den Keller gehendes Abfuhrrohr als Toilette eingerichtet und ich dort installiert», berichtete Lewinsohn rückblickend. «Die Illegalen, die mich mit Bonkarten versorgten, warnten manchmal ganz plötzlich vor polizeilichen Einfällen. Ich musste dann kurze Zeit zu anderen Adressen, deren Namen ich oft gar nicht kannte. [...] Schliesslich wurde der Zustand so gefährlich, [...] dass ich aus dem Keller verschwinden musste.» [...] Die übrige Besatzungszeit verbrachte er in der Wohnung der Lebensgefährtin, wo zwischen einer Wand und einer Schiebetürenkonstruktion gerade so viel Platz war, um sich dazwischenzuzwängen, und gerade so wenig Platz, dass ungebetene Besucher offenbar gar nicht auf Idee kamen, dahinter einen Menschen zu suchen.

Im September 1946 holte er nach, was der «deutsch-niederländische Vertrag» in Anerkennung der Nürnberger Rassegesetze verboten hatte. Er heiratete seine Retterin und blieb mit ihr in Holland. Geplant war das nicht: Wie viele andere hatte Lewinsohn sich 1938 vergeblich um die Weiterreise in ein südamerikanisches Land bemüht.

In der Nachkriegszeit arbeitete er für die *Chemische Fabrik Tonol* in Amsterdam. Der rückläufige Geschäftsgang und sein fortgeschrittenes Alter zwangen ihn im Mai 1952, der Halbierung seines Gehalts zuzustimmen. Inzwischen holländischer Staatsbürger, geriet er zunehmend in finanzielle Not. Zur Verwertung seiner Patente hätte er Maschinen anschaffen müssen, für die ihm das Geld fehlte.

Im November 1969 kehrte er gemeinsam mit seiner Frau nach Deutschland zurück und bezog ein Altenheim in Bad Münstereifel. Wenige Wochen vor seinem 87. Geburtstag starb er dort am 5. Dezember 1971.³⁵⁰

WILLEM GERARD VAN MAAREN galt über viele Jahre als Hauptverdächtiger in den polizeilichen Ermittlungen um den Verrat – vor allem Johannes Kleiman und Victor Kugler hatten ihren Lagerleiter unter Verdacht. Dass er monatelang hinter den Versteckten hergeschnüffelt hatte, sprach gegen ihn. Dass er seinen Arbeitgeber auch nach der Verhaftung noch regelmässig bestahl, machte ihn nicht vertrauenswürdig. Er sei zwar ein unsympathischer Mensch, urteilten Bekannte und Nachbarn, Kontakt zu den Nazis hätte er jedoch nicht gehabt.

Bereits kurz nach Kriegsende äusserte Kleiman in einem Brief an den «Politischen Fahndungsdienst» seinen Verdacht gegen van Maaren, Anzeige erstattete er jedoch nicht. Van Maaren blieb noch eine Weile Lagerleiter, immerhin war er eine «tüchtige Kraft», wie Miep Gies meinte. Auch sie mochte ihn nicht, in der Sache hielt sie ihn jedoch stets für unschuldig. Wahrscheinlich gegen Ende 1945 legten Kleiman und Otto Frank, der van Maaren vor seiner Verhaftung nur aus Erzählungen gekannt hatte, ihm schliesslich nahe, sich eine neue, aussichtsreichere Arbeit zu suchen.

1947 dürfte Otto Frank die Untersuchungen gegen van Maaren ins Rollen gebracht haben – mit einem Besuch beim Fahndungsdienst. Von Januar 1948 an wurden nacheinander die Zeugen im Fall Frank verhört, Ende März, als letzter, van Maaren selbst. Schon Anfang Februar hatte er einen ausführlichen Brief an die zuständige Behörde geschrieben. In seinen Aussagen ging es ihm offensichtlich vor allem darum, von seinen Diebstählen abzulenken. Mit dem Verrat hätte er nichts zu tun. Die Ermittlungen wurden mangels Beweisen «bedingt» eingestellt – gegen mehrere Auflagen. Unter anderem wurde van Maaren für zehn Jahre das aktive und passive Wahlrecht aberkannt.

Er erhob Einspruch und bekam am 13. August 1949 in der Berufungsverhandlung in allen Punkten recht. 1963 wurde, nachdem Simon Wiesenthal den Polizisten Karl Josef Silberbauer aufgespürt hatte, das Verfahren wiederaufgenommen – und am 4. November 1964 mangels entscheidender neuer Erkenntnisse abermals eingestellt.

Van Maaren starb am 28. November 1971, im Alter von sechsundsiebzig Jahren, in Amsterdam.³⁵¹

JACQUELINE VAN MAARSEN war einer der ersten Menschen, denen Otto Frank nach dem Krieg Annes Originaltagebücher zeigte. Sie las nicht darin. Auch als er ihr 1947 ein Exemplar der ersten gedruckten Tagebuchedition schenkte, las sie es nur zögernd und schaute es danach jahrelang nicht mehr an – die Erinnerung an die Freundin schmerzte zu sehr. 1948 machte Jacqueline ihr Abitur, das Jahr 1952 verbrachte sie als Au-pair in London. Zwei Jahre nach ihrer Rückkehr heiratete sie Ruud Sanders, den sie seit Kindertagen vom Sehen kannte. Er hatte den Krieg im Versteck überlebt.

Seit 1990 hat die mehrfach ausgezeichnete Kunstbuchbinderin drei Bücher veröffentlicht, die unter anderem die Freuden und Schattenseiten ihres Lebens als Freundin von Anne Frank beleuchten und in mehrere Sprachen übersetzt wurden (siehe Bibliographie). Jacqueline hat drei Kinder und sieben Enkelkinder. Sie lebt mit ihrem Mann in Amsterdam.³⁵²

LUDWIG JACOB MEHLER war als Rabbiner der Liberal Jüdischen Gemeinde Amsterdams Integrationsfigur für viele Emigranten. Gemeinsam mit seiner Frau und seinen beiden Kindern wurde er 1943 nach Bergen-Belsen deportiert, wo er ums Leben kam. Sein Todestag wird mit dem 10. April 1945 angegeben. Er wurde 38 Jahre alt.

Seine Frau und die Kinder emigrierten nach dem Krieg in die USA. Tochter Suzanne veröffentlichte 1999 ihre Erinnerungen an die Nazizeit: *Appel is Forever. A Child's Memoir*.³⁵³

GERTRUD NAUMANN war nach dem Krieg eine der ersten deutschen Freunde, zu denen Otto Verbindung suchte. Sie trafen sich und korrespondierten regelmässig. Otto blieb weiterhin eine Vaterfigur für sie und unterstützte sie mit guten Ratschlägen.

Bis zu ihrer Hochzeit arbeitete Gertrud im Rechnungswesen der IG Farben. Am 24. November 1949 heiratete sie Karl Trenz. Vor dem Krieg hatte er an der deutschen Botschaft in Ankara gearbeitet, gleich zu Kriegsbeginn war er eingezogen und erst 1948 aus der englischen Gefangenschaft entlassen worden. Die beiden bekamen drei Kinder und liessen sich nur fünf Gehminuten vom Frankfurter Marbachweg nieder. Fast jedes Jahr bis zu Ottos Tod, für gewöhnlich in den Herbstferien, besuchten sie Otto und Fritzi Frank in ihrem Haus in Birsfelden bei Basel.

Gertrud Naumann starb am 1. Dezember 2002 in Frankfurt am Main.³⁵⁴

OPEKTA Amsterdam überstand den Krieg unbeschadet. Am 1. April 1944 teilte die Wirtschaftsprüfstelle dem Unternehmen mit, dass es «nicht mehr anmeldepflichtig» im Sinne der geltenden Verordnungen sei. Offenbar ging man davon aus, dass es eine Filiale der «arisierten» deutschen *Pomosin-Werken* war.

Otto Frank sah das nach dem Krieg anders. Während die Eigentumsverhältnisse der *Pomosin-Werke* und *Opekta Köln* über mehrere Jahre ungeklärt blieben, führten Otto und seine Mitarbeiter die *Opekta Amsterdam AG*, obwohl die Ergebnisse von Jahr zu Jahr mehr zu wünschen übrigliessen, auf eigene Rechnung weiter.

Opekta-Gründer Robert Feix hatte Krieg und Konzentrationslager überlebt, nun nahm er den Rechtsstreit gegen die Cousins wieder auf. Erst im September 1952 verglich man sich, die *Pomosin-Werke* blieben bei den Scheinberger-Brüdern, *Opekta Köln* und die Schweizer *Rovag* gingen zurück an Feix. Inzwischen hatte Otto Frank aber schon das abgelaufene internationale Markenrecht an *Opekta* auf die Niederländische *Opekta* eintragen lassen – sehr zu Feix' Missfallen.

Mehr als sechs Jahre setzten Feix auf der einen und Otto Frank mit Johannes Kleiman auf der anderen Seite sich auseinander, wem die Niederländische *Opekta* zu gehören habe. Feix bot an, den beiden «in geeigneter Weise einen Treulohn zu gewähren», weil sie «die ganze schwere Zeit hindurch das Unternehmen gehalten haben». Otto Frank lehnte ab und provozierte Feix mit dem Vorschlag, ihm zu einem späteren Zeitpunkt ein Vorkaufsrecht einzuräumen. Auf eine gerichtliche Auseinandersetzung verzichtete Feix trotzdem. «Ich bin zwar überzeugt, dass wir auf dem Prozesswege zu unserem Recht kommen würden», notierte er, «ich glaube aber auch, dass Herr Frank es auf einen Prozess nicht ankommen lassen will und wohl auch nicht kann, schon wegen der Exponiertheit, in der er sich durch Veröffentlichung des Tagebuchs seiner verstorbenen Tochter befindet.»

Die Verhandlungen schleppten sich hin – auch weil Otto Frank sich hauptsächlich mit dem Tagebuch und dessen Dramatisierung beschäftigte. Erst Mitte Januar 1959 wurde man sich endgültig einig; Robert Feix (1893-1973) kaufte die Anteile an der *Nederlandsche Opekta Maatschappij* samt Markenrecht für 100'000 Gulden. Johannes Kleiman sollte weiterhin Direktor der Aktiengesellschaft und bis 1962 an deren Gewinn beteiligt bleiben. Er starb jedoch wenige Tage nach der Abwicklung des Geschäfts, am 30. Januar 1959. Anfang März wurde vorübergehend Jan Dicker zum Direktor bestellt, und im Oktober des Jahres übernahmen Kleimans Sekretärin Adriana Kwakernaak und Ernst Wilhelm Hennig die Leitung. 1982 wurde die *Opekta* schliesslich verkauft und Mitte der neunziger Jahre mangels Gewinn endgültig aufgelöst.³⁵⁵

(HANS) WERNER PFEFFER hatte während des Kriegs alle engsten Verwandten verloren. Sein Onkel in England, der sich um ihn gekümmert hatte, war plötzlich verstorben. Seine Mutter Vera Henriette Bythiner war wie ihr Ex-Mann aus Berlin geflüchtet und hatte sich in Amster-

dam als Dienstmädchen durchgeschlagen. Am 30. September 1942 hatte man die 38-jährige in Auschwitz ermordet.

Von Fritz Pfeffer fehlte vorerst jede Spur. «Wir warten auf deinen Vater und dürfen noch hoffen», schrieb ihm Otto Frank – in der Rolle als Vermittler – am 20. September 1945 in Antwort auf einen offensichtlich alles andere als wohlwollenden Brief Werners an Charlotte Kaletta. Gegen Jahresende erfuhr Werner vom Tod des Vaters im KZ Neuengamme.

«Um meinen Lebensunterhalt zu verdienen», hatte Werner die Schule 1944, im Alter von 16 Jahren, verlassen, tagsüber als freier Fotograf gearbeitet und abends eine Fachschule besucht. Im Oktober 1946 emigrierte er nach New York. Ein Freund seines Vaters vermittelte ihm eine erste Arbeitsstelle, schliesslich fand er eine Lehrstelle bei einem Gummireifenhersteller. Nun «Peter Pepper» heiratete er, wurde Vater, zog im März 1951 mit seiner Familie nach Kalifornien und arbeitete weiter in der Gummireifenindustrie.

Ende 1994 kam es während der Dreharbeiten zu Jon Blairs Dokumentarfilm *Anne Frank Remembered* zur einzigen und sehr emotionalen Begegnung Peter Peppers mit der Helferin seines Vaters, Miep Gies. Zwei Monate später, am 15. Februar 1995, erlag er seinem Krebsleiden.³⁵⁶

(LUTZ) PETER SCHIFF, Annes Schwarm aus Lyzeums-Tagen, an den sie im Versteck so oft gedacht hatte, wurde am 23. September 1943 gemeinsam mit seiner Mutter Erika Kosterlitz-Lewin und seinem Stiefvater Rudolf Kosterlitz im Durchgangslager Westerbork registriert. Weil er dem Aufruf zum Arbeitsdienst nicht freiwillig gefolgt war, galt er als Straffall und wurde in der Strafbaracke 67 untergebracht. Während man Mutter und Stiefvater am 18. Januar 1944 nach Theresienstadt abschob, wurde Peter – da sein leiblicher Vater Richard Schiff im Mai 1937 über Amsterdam in die USA emigriert war – auf einer Liste von «Personen, deren nächste Familienmitglieder sich im feindlichen

Ausland befinden», geführt und am 1. Februar 1944 nach Bergen-Belsen deportiert. Von dort schickte man ihn am 11. Juli 1944 nach Theresienstadt und am 28. September gemeinsam mit den Eltern weiter nach Auschwitz. Am 8. Oktober musste er wieder auf Transport – nach Dachau. Dort wurde er am 10. Oktober 1944 als Häftling 116 255 aufgenommen und in das Aussenlager Kaufering abkommandiert. Laut seiner Registrierkarte wurde er Anfang Mai 1945 von der U.S. Army in Dachau-Kaufering befreit. Der Vermerk ist jedoch falsch. Wahrscheinlich starb Peter während eines Evakuierungsmarsches durch Oberbayern zwischen dem 26. April und dem 4. Mai 1945. Seine Mutter und sein Stiefvater kamen spätestens am 28. Februar 1945 in Auschwitz ums Leben.³⁵⁷

ANNELIESE SCHÜTZ wurde als getaufte Jüdin nach Theresienstadt deportiert. Nach dem Krieg traf Annes frühere Privatlehrerin Otto Frank in Amsterdam wieder und bot ihm an, Annes Tagebuch ins Deutsche zu übersetzen – ursprünglich nur für den privaten Gebrauch von Ottos Familie in Basel. Sie ist «eine Dame über 50, sieht fast nichts mehr und ist sehr allein. Darum sucht sie bei mir Anschluss», schrieb Otto Frank seiner Mutter am 1. September 1945 über die frühere Journalistin und Frauenrechtlerin, die zu der Zeit tatsächlich schon um die siebzig Jahre alt war.

Schliesslich wurde Schütz' Übersetzung veröffentlicht. Die erste deutsche Ausgabe erschien 1950 unter dem Titel *Das Tagebuch der Anne Frank* in einer Auflage von 4'500 Exemplaren im Heidelberger Verlag Lambert Schneider. Trotz des bald einsetzenden Erfolgs waren aber weder Otto Frank noch Anneliese Schütz vorbehaltlos glücklich mit der Zusammenarbeit. Die Übersetzung sei im Grossen und Ganzen zwar als werkgetreu und sinngemäss zu bezeichnen, Frau Schütz sei jedoch zu alt gewesen, um Annes Tonfall zu treffen, viele Ausdrücke seien schulmeisterlich, urteilte Otto Frank 1958, manche holländischen Ausdrücke hätte sie auch missverstanden. «Aus dem witzig-drastischen Backfisch-Holländisch der Anne Frank hatte die Schütz ein literarisch angehobenes Erwachsenen-Deutsch gemacht.

[...] Auch gröbere Übersetzungsfehler finden sich im ‚Tagebuch der Anne Frank‘.» So deutlich wurde *Der Spiegel* 1959.

Die Übersetzerin ihrerseits zeigte sich enttäuscht, dass Otto Frank sie nicht an den Einkünften aus der deutschen Ausgabe beteiligte. Und sie kritisierte öffentlich den sogenannten Anne-Frank-Mythos, an dem «ausser Otto Frank auch der Schriftsteller Ernst Schnabel mitgesponnen habe».³⁵⁸

ARTHUR SEYSS-INQUART, Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete, wurde am 1. Oktober 1946 vom Internationalen Militärtribunal in Nürnberg als einer der Hauptkriegsverbrecher zum Tod verurteilt und am 16. Oktober hingerichtet.

1987 knüpfte der damalige Finanzdirektor der Amsterdamer Anne Frank Stiftung Kontakt zu Seyss-Inquarts Enkelsohn Helmut. Der österreichische Pädagoge, damals dreissig, hatte sich von seiner Familie – Vater und Tanten vertraten auch nach dem Krieg noch nationalsozialistisches Gedankengut – distanziert und wollte die Stiftung in ihrer Arbeit gegen Rassismus und Diskriminierung unterstützen. Seine Aufgabe sah Helmut in der Aufklärungsarbeit an österreichischen Schulen.

Aus einer guten Absicht wurde ein handfester Skandal: Niemals würde er zulassen, echauffierte sich Dick Houwaart, ein Vorstandsmitglied der *Anne Frank Stiftung*, dass der Enkelsohn dieses Verbrechers einen Fuss in die Stiftung setze. Sippenhaft? Monatelang beschäftigte das Thema die Presse, die durchweg Kritik an der Stiftung übte: Sie hatte es vorgezogen, sich von Helmut Seyss-Inquart zu distanzieren. Hollands führender Historiker Louis de Jong warf Dick Houwaart einen groben Fehler vor. Simon Wiesenthal begrüßte Seyss-Inquarts Absicht, sich gegen Faschismus, Antisemitismus und Rassismus zu engagieren.

Und Helmut Seyss-Inquart? Er könne gut verstehen, sagt er, dass der Name Seyss-Inquart bei manchen Menschen auf Ablehnung stos-

se, dass sie mit einem Seyss-Inquart nicht an einem Tisch sitzen könnten. Die persönlichen Anfeindungen, gerade von Mitgliedern der Anne Frank Stiftung, hätten ihn jedoch gekränkt und demotiviert.

Helmut Seyss-Inquart lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Bürmoos, Österreich. Er arbeitet mit schwererziehbaren Kindern.³⁵⁹

KARL JOSEF SILBERBAUER, der die acht Untergetauchten im Versteck verhaftet hatte, verunglückte am 9. Oktober 1944 mit dem Motorrad und wurde erst im Februar 1945 aus dem Amsterdamer Lazarett entlassen. Danach kehrte er unmittelbar in seine Heimatstadt Wien zurück. Nach der Befreiung Österreichs wurde er, wie es im Bericht der Oberstaatsanwaltschaft Wien vom 27. Februar 1964 heisst, wegen seiner Zugehörigkeit zur Gestapo festgenommen und in das Landesgericht Wien eingeliefert, «jedoch nach 6 Wochen wieder enthaftet, da ihm kein strafbares Verhalten nachzuweisen war».

Am 13. Juli 1946 wurde er «zu einem Jahr schweren verschärften Kerker verurteilt», weil er während seiner Gestapo-Tätigkeit in Wien angeblich Kommunisten misshandelt hatte. In der Folge registrierte man ihn als «belastet» und entliess ihn aus dem öffentlichen Dienst. Am 7. November 1952 jedoch wurde seinem Wiederaufnahmeantrag stattgegeben, am 22. Januar 1954 folgte der Freispruch. Nun durfte er wieder in den Dienst der Polizei treten. Obwohl Otto Frank seine Identität kannte, hegte er offenbar keine Rachedgedanken an «Silberthaler» – so nannte Otto den SS-Oberscharführer zu dessen Persönlichkeitsschutz.

Im Oktober 1963 – mehr als 19 Jahre nach der Verhaftung der acht Versteckten – kam Simon Wiesenthal dem Polizisten auf die Spur. Gut zwei Jahre hatte Wiesenthal recherchiert – erst auf den fehlgesetzten Spuren eines Silbernagels oder Silberthalers und stets ohne Otto Franks Unterstützung. Als er endlich auf den richtigen Namen stiess, war das Österreichische Bundesministerium für Inneres alar-



Karl Josef Silberbauer.

miert, recherchierte seinerseits, stiess im Bezirkspolizeikommissariat Wien Innere Stadt auf den richtigen Silberbauer und suspendierte ihn umgehend vom Dienst – freilich ohne Wiesenthal zu informieren. Ein Verfahren gegen Silberbauer wurde eingeleitet – über Nacht stand er im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. «Die Affäre Silberbauer hat hier schrecklich viel Lärm gemacht», klagte der holländische Polizeipräsident Ynze Taconis seinem Wiener Kollegen in einem Schreiben vom November 1963. «Morgen kommt Wiesenthal nach Amsterdam. Wie man sagt, um sich hier in den Verrat der Familie Frank zu mischen. Er wird hier dann bestimmt nicht willkommen sein: Ich brauche Herrn Wiesenthal nicht für eine holländische Untersuchung!»

Schuld-, auch nur Verantwortungsbewusstsein fehlte der Familie Silberbauer. «[...] Er hat Kinder, Tiere und Blumen sehr gerne und solche Menschen können doch nicht so gemein handeln, das was [sic] man ihm zur Last legte», schrieb die Schwiegermutter an Otto Frank.

«Was würden Sie, Herr Frank, getan haben, wenn einer Ihrer Soldaten Ihren Befehl nicht befolgt hätte? – So musste auch er es tun.» Zur Aufklärung des Verrats trug Silberbauer nichts bei.

Anfang November 1964 wurden die Ermittlungen eingestellt und seine Suspendierung aufgehoben. Dagegen legte wiederum der damalige Wiener Polizeipräsident persönlich Einspruch ein. Nach einer weiteren Verhörrunde entschied die Disziplarkommission abermals die Aufhebung der Suspendierung. Ottos Zeugenaussage, Silberbauer habe sich bei der Verhaftung zwar «von oben herab», sonst jedoch korrekt verhalten, half ihm – so berichtete damals die österreichische Zeitung *Volksblatt* – dabei wesentlich.

Silberbauer kehrte in seine Stellung zurück – schliesslich «konnte ihm nicht nachgewiesen werden, dass er während der NS-Zeit Kenntnis davon hatte, dass die Juden in den Konzentrationslagern im Osten systematisch vernichtet wurden. Karl Silberbauer war lediglich ein untergeordneter Polizeibeamter, dem sicherlich nicht eines der grössten Geheimnisse der obersten deutschen Reichsführung anvertraut worden war», hiess es in der Begründung. Obendrein fehlten Beweise dafür, dass «Silberbauer sich allfällig an Judenvermögen bereichert haben könnte».

Von 1965 bis zu seiner Pensionierung wurde er im Polizeiinnendienst eingesetzt und musste vor allem Fingerabdrücke und Verbrecherfotos sortieren. Dass er ab Mitte der fünfziger Jahre als «Sonderverbindung» erst für Organisation Gehlen, dann für den Bundesnachrichtendienst aktiv war, wie ein Journalist 2011 in die Welt setzte, lässt sich nicht nachweisen. Dass ihn just Wilhelm Harster angeheuert haben soll, ist kaum denkbar. Der ehemalige Kommandeur des niederländischen SD war bereits im August 1943 nach Italien abgezogen worden – Monate bevor der «Sachbearbeiter» Silberbauer überhaupt nach Holland kam.

Karl Josef Silberbauer starb am 2. September 1972.³⁶⁰

EDWARD «HELLO» SILBERBERG wollte nach seiner Befreiung «einfach nur ein normales Leben führen, wie alle anderen Menschen». Weil seiner Familie im Versteck das Geld ausgegangen war, musste Hello in einer Möbelfabrik in Brüssel arbeiten. Als Holland – mehr als acht Monate nach Belgien – endlich auch frei war, wollte Hello gleich seine Grosseltern in Amsterdam besuchen. Er hatte jedoch keinen gültigen Pass und galt daher als staatenlos. Sein Antrag auf ein Einreisevisum für Holland wurde abgelehnt. Hello überquerte die Grenze nach Holland also illegal und fand schliesslich seine Grosseltern, die den Krieg versteckt auf einem Dachboden nahe Amsterdam überlebt hatten.

Doch in Europa wollte er auf Dauer nicht bleiben. Wie so viele andere hatten die Silberbergs schon vor dem Krieg in die USA auszuwandern versucht, zwar das Affidavit eines Onkels, aber keine Ausreisegenehmigung bekommen. Im Dezember 1947 bestieg Hello ein Schiff nach New York, seine Eltern kamen einige Monate später nach.

1950 wurde Hello zum Militärdienst im Koreakrieg einberufen und verlor noch einmal zwei Jahre seines Lebens. Nach seiner Rückkehr hielt er um die Hand seiner grossen Liebe Marlyse an, die er bereits in Brüssel kennengelernt, zwischendurch aber immer wieder aus den Augen verloren hatte. Sie heirateten, bekamen einen Sohn und eine Tochter. Ed, wie er sich nun nannte, wurde Teilhaber einer Vertriebsgesellschaft für Laborgeräte.

Das Tagebuch seiner kleinen Freundin Anne hatte er gleich nach Erscheinen gelesen und in einem aufwühlenden Brief darauf reagiert. «[...] Auch wenn Anne mich in ihrem Tagebuch nicht erwähnt hätte, wenn ich Sie alle gar nicht gekannt hätte, wäre ich durch diese Geschichte erschüttert worden. Denn wir, die wir mehr als zwei Jahre ein ‚Achterhuis‘ erlebt haben, verstehen und vergleichen jeden einzelnen von Annes Gedanken», schrieb er an Otto Frank. «Doch bin ich überzeugt, dass ich niemals mehr einen Menschen kennen werde, der diese Gedanken so sauber, treffend und zugleich so anklagend für die Zu-

kunft festlegen kann. Es ist für mich eine ehrenvolle Aufgabe, beim Verbreiten von Annes Werk behilflich zu sein.» Ed und Marlyse Silberberg leben in Sag Harbour, USA. Ed hält immer wieder Vorträge vor Schülern.³⁶¹

MARTINUS SLEGGERS, den Jan Gies nach dem Überfall vom 9. April 1944 gebeten hatte, das Haus in der Prinsengracht 263 besonders gut zu bewachen, arbeitete bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1955 als Nachtwächter. Der dreifache Vater starb am 20. September 1965 im Alter von 80 Jahren. Zu den Ereignissen um die Prinsengracht 263 war er, obwohl er stets in Reichweite wohnte, niemals befragt worden.³⁶²

OLGA SPITZER, in deren Villa Laret Anne Frank Mitte der dreissiger Jahre mindestens zweimal Ferien gemacht hatte, verbrachte bis 1969 fast jeden Sommer in Sils Maria. Am 9. Januar 1971 starb die engagierte Frau, deren Sozialprogramm für jugendliche Strafverbrecher bis heute als vorbildlich gilt. Ihr Haus hinterliess sie der Universität Genf, die es für Seminare nutzte und – zum Missfallen der Familie – schliesslich an einen privaten Bieter verkaufte.³⁶³

MILLY STANFIELD, Ottos zehn Jahre jüngere Cousine aus London, liess sich an der *Royal Academy of Music* zur Cellistin ausbilden. Die 1930er Jahre erlebte sie als Meisterschülerin Pablo Casals' und Korrespondentin von *The Strad*, dem Magazin für Saiteninstrumente. Während des Krieges trat sie in Benefizkonzerten für das Rote Kreuz auf; über das Schicksal der Franks, die sie zuletzt 1938 besucht hatte, blieb sie im Ungewissen – der Postverkehr zwischen Kriegsgegnern war unterbrochen. Unmittelbar nach Kriegsende empfing sie eine Nachricht von Otto: «Ich bin ein Bettler, habe alles verloren ausser mein Leben ...»

Auch wenn die beiden sich nur gelegentlich sahen, fühlten sie sich seit früher Jugend verbunden. «Die liberalen Ideen, das spätere freiere Denken in mir begannen sich in den Gesprächen mit den Franks zu formen», schrieb sie 1956 an Otto.

Im Juni 1945 wurde sie persönliche Sekretärin von Pablo Casals in England und britische Repräsentantin seiner internationalen Konzertsfestivals. In der Folge machte sie sich zudem als Verwalterin des von ihrem Freund und Kollegen Maurice Eisenberg gegründeten *London International Cello Centre* verdient, lehrte an verschiedenen englischen Schulen Cello und baute ihren Ruf als Musikkritikerin aus. 1967 zog sie in die USA, erst 1989, im Alter von neunzig, hörte sie zu unterrichten auf. Bis zu ihrem Tod am 14. Februar 2001 lebte Milly in einem Seniorenheim in West Orange, New Jersey.³⁶⁴

MAX STOPPELMAN musste Auschwitz am 18. Januar 1945 in einer der Todesmarsch-Kolonnen verlassen. «Erst kamen wir ins KZ Gleiwitz 1, wo wir von einer Baracke zur anderen gejagt wurden», schrieb Stoppelman in seinen knappen Tagebuchnotizen, «und es gab viele Tote, weil eine Gruppe Wächter ein sogenanntes Preisschiessen auf die Gefangenen machte. Dann wieder laufen, laufen nach Gleiwitz 2, dort wieder viele Tote durch Preisschiessen.» Von dort wurden die Gefangenen in offenen Waggons nach Mauthausen transportiert – «bei Zwischenstopps die Totgetretenen hinauswerfen ... sie wurden auf Berge geschichtet und verbrannt. Endlich in Mauthausen, wo in jeden Waggon vier bis fünf Brote geworfen wurden. Die noch Lebenden haben einander fast zerrissen ... es gab immer noch nichts zu trinken, nur Schnee gegessen.» Weil in Mauthausen kein Platz mehr war, ging die Todesfahrt weiter zum KZ Sachsenhausen-Oranienburg bei Berlin und von dort wieder südwärts ins bayerische KZ Flossenbürg. Als Max Stoppelman dabei erwischt wurde, wie er sich an einem Tag zweimal bei der Essensausgabe anstellte, wurde er schliesslich in das KZ-Aussenkommando Plattling im niederbayerischen Landkreis Deggendorf strafversetzt. Dort befreiten ihn als einen von wenigen Überlebenden die Amerikaner. Aus dem Krankenhaus in Plattling meldete er sich am 19. Mai 1945 bei Miep und Jan Gies: «Lieber Jan, Miep und hoffentlich meine liebe Mutter, ich befinde mich im Laza-

rett und werde ausserordentlich gut versorgt...» Jan hatte ihm und seiner Frau Stella im Herbst 1943 ein Versteck in Laren besorgt. Ihm war er deshalb besonders dankbar: «Jan war der flinkste.»

Im Juli 1945 kehrte Max nach Amsterdam zurück und fasste langsam Fuss – als Textilkaufmann. 1947 lernte er seine zweite Frau Lotte kennen. Er konnte sie aber erst 1951 heiraten, nachdem das Rote Kreuz den Tod seiner ersten Frau bestätigt hatte. Esther «Stella» Stoppelman-Delden war 24-jährig am 5. Dezember 1944 in Bergen-Belsen gestorben. Lotte und Max Stoppelman lebten in Bussum. Max verstarb 2005. Seine Mutter Henderina hatte bis 1979 gelebt.³⁶⁵

NATHAN «CHARLEY» STRAUS JR., Otto Franks Jugendfreund und nur fünfzehn Tage jünger als Otto, konnte die Franks 1941 trotz seiner angesehenen Stellung in New York und seines Vermögens nicht in die USA retten. Unmittelbar nach dem Krieg jedoch unterstützte er Otto. Schon in den 1920er Jahren hatte Nathan Straus sich einen Namen als Journalist und Lokalpolitiker gemacht, später war er Vorstandsvorsitzender der Radiostationen WMCA New York und WB-*NY* Buffalo und engagierte sich bei der *U.S. Housing Authority* für den sozialen Wohnbau. Er starb am 13. September 1961. Bis zu seinem Tod blieb er Otto Frank als Freund und Berater verbunden.³⁶⁶

IET «IETJE» SWILLENS bestand 1947 die Reifeprüfung am Amsterdamer Mädchenlyzeum und begann, Psychologie zu studieren. Als sie 1954 heiratete, brach sie ihr Studium ab. In den 1970er Jahren nahm sie es wieder auf. Nach ihrem Abschluss arbeitete sie als Lehrerin an einer berufsbildenden Schule. Ietje Swillens lebte bis zu ihrem Tod am 1. September 2001 in dem Amsterdamer Vorort Amstelveen.³⁶⁷

DIE TAGEBÜCHER warteten fast ein Jahr lang in Mieps Schublade auf Annes Heimkehr nach Amsterdam. Noch am selben Tag, an dem Otto Frank vom Tod seiner Töchter erfuhr, übergab Miep Gies ihm den

Stapel aus Annes rotkariertem Tagebuch, ihren Heften und 327 losen Seidenpapierblättern. «Ich hielt es in meiner Hand, aber ich konnte es nicht lesen», schrieb Otto seiner Cousine Milly Ende August 1945. «Vielleicht werde ich später die Kraft dazu finden.»

In den folgenden Monaten näherte sich Otto dem Nachlass seiner Tochter an, versuchte Ordnung in die Papiere zu bringen, las sie wieder und wieder, übersetzte einige Stellen ins Deutsche und sandte sie seiner Baseler Familie. «Ich kann von Annes Tagebüchern nicht abbleiben, dabei sind sie so unglaublich aufregend», so Otto. Und: «Die Tagebücher kann ich nicht aus der Hand geben, es steht zu viel drin, das für niemand anders bestimmt ist... ».

Bis Oktober 1945 tippte er sie schliesslich ab und stellte eine Auswahl jener Einträge zusammen, die ihm für ein Zeitdokument des Zweiten Weltkriegs «wesentlich» schienen. Annes Gedanken zu ihrem sexuellen Erwachen sparte er grossteils aus, auch in manche ihrer Schimpftiraden gegen die Mutter oder Fritz Pfeffer griff er ein. Dabei stützte er sich in erster Linie auf Annes überarbeitete Version, die sie auf die losen Blätter geschrieben hatte, und fügte nur einige Ergänzungen aus ihrer ursprünglichen Version sowie einige Beiträge aus ihrem Geschichtenbuch hinzu. Vom 29. März 1944 bis zum abrupten Ende des Tagebuchs am 1. August musste er auf die erste Version zurückgreifen; Anne hatte ihre Überarbeitung nicht mehr fertigstellen können.

Das von Ab Cauvern bearbeitete und von dessen Frau Isa sorgsam getippte Typoskript gab Otto Frank mehreren Freunden und Bekannten zu lesen. Einer von ihnen, Dr. Kurt Baschwitz, Professor für Publizistik und Massenpsychologie, ermutigte Otto zur Veröffentlichung. Es sei das «erschütterndste Dokument dieser Zeit», das er kenne, «auch literarisch ein verwunderliches Meisterwerk». Otto zögerte zunächst. Zum einen fand er die Briefe eines pubertierenden vierzehnjährigen Mädchens zu intim für eine Veröffentlichung, zum anderen hatte Anne doch deutlich gemacht, dass sie zwar eine berühmte Schriftstellerin werden wollte, ihr Tagebuch jedoch allein für

sie bestimmt war. Schliesslich kam er doch zu dem Schluss, dass eine Publikation in Annes Sinn wäre.

Einen Verlag zu finden war allerdings schwierig. Erst nachdem der bekannte Historiker Jan Romein das Werk am 3. April 1946 in einer kurzen Besprechung auf der Titelseite der holländischen Tageszeitung *Het Parool* gelobt hatte, meldeten sich interessierte Verleger. Den Zuschlag erhielt der COH tact-Verlag. Im März 1947 erschien schliesslich die erste holländische Ausgabe unter dem von Anne für ihren Roman vorgesehenen Titel *Het Achterhuis*. 1950 folgten die deutsche und eine französische Übersetzung, 1952 – unter dem Titel *Anne Frank: The Diary of a Young Girl* – die erste Bearbeitung für den amerikanischen Markt. Erst mit der Dramatisierung und deren weltweiten Aufführungen explodierte der Buchabsatz. Kritiker des Theaterstücks freilich orteten früh eine Tendenz zum «Erinnerungskitsch» und zur Banalisierung des Schicksals der Holocaust-Opfer.

Die erste Bühnenbearbeitung des amerikanischen Schriftstellers Meyer Levin hatte keine Produzenten gefunden. Auch Otto Frank distanzierte sich von Levin – und stützte sich dabei auch auf das Urteil seines New Yorker Freundes Nathan Straus jr. «Das Thema in Annes Tagebuch ist universell. Dass es von einem jüdischen Mädchen geschrieben wurde, ist zwar schön für alle Juden», meinte jener. «Mit Blick auf die Welt scheint es mir jedoch von entscheidendem Vorteil, würde das Stück von einem Nicht-Juden verfasst. Zum einen würde das die Universalität des Themas unterstreichen, zum anderen besteht meiner Ansicht nach kaum ein Zweifel, dass die Verdienste des Stücks sehr viel eher anerkannt würden.» Durchaus kalkuliert also, was Hannah Arendt 1962 als «billige Sentimentalität auf Kosten der grossen Katastrophe» nannte?

Auch mit der zweiten, von dem Ehepaar Albert und Francis Hackett-Goodrich verfassten Bühnenversion konnte Otto Frank sich nicht anfreunden. Zwei Jahre zogen sich die Überarbeitungen hin. Erst dann gab er das Stück frei. Am 5. Oktober 1955 wurde es in New York uraufgeführt – Otto Frank sah keine der Aufführungen.

Ende August 1956 feierte das Theaterstück – inzwischen mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet – in Göteborg Europapremiere, noch im selben Jahr tourte es durch den deutschen Sprachraum. In der Folge wurde das Tagebuch verfilmt.

Mit dem wachsenden kommerziellen Erfolg meldeten sich im Lauf der Jahrzehnte Stimmen, die die Echtheit des Textes anzweifelten. Besonders Leugnern der Judenvernichtung gefiel es, Annes Tagebuch eine Fälschung zu nennen. (Dass es sich tatsächlich um mehrere Tagebücher und zwei Fassungen handelte, war zu dieser Zeit noch nicht ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gedrungen.) Ende der 1950er Jahre trat beispielsweise der Lübecker Studienrat Lothar Stielau in die Öffentlichkeit, seit 1975 behauptete David Irving, das Tagebuch sei nicht echt, seit 1978 greift der Literaturprofessor und Holocaustleugner Robert Faurisson das Werk und seinen Herausgeber Otto Frank an. Der zögerte nicht, gerichtlich gegen diese Verleumdungen vorzugehen. Und bis heute muss immer wieder gegen Angriffe auf das Tagebuch ermittelt werden – wegen Volksverhetzung und obwohl die Verbreitung von Faurissons Machwerk gerichtlich verboten wurde.

Das Bundeskriminalamt in Wiesbaden sollte im Frühjahr 1980 im Auftrag des Landgerichts Hamburg die Authentizität der Tagebücher bestätigen und so weitere Anschuldigungen einer Gruppe von Neonazis entkräften. Zur Unterstützung der Arbeit sollte Otto alle Dokumente in Annes Handschrift, die sich zu diesem Zeitpunkt in seinem Besitz befanden, zur Verfügung stellen. So kooperativ der inzwischen greise Otto Frank sich sonst auch zeigte – Annes bis dahin unveröffentlichten Eintrag vom 8. Februar 1944, in dem sie über die Beziehung ihrer Eltern nachdenkt und den sie in ihrer überarbeiteten Tagebuchversion auf blauem Seidenpapier wiederholte, also bekräftigte, wollte er der Öffentlichkeit auch jetzt nicht zeigen.

Die Urfassung A des Eintrags konnte Otto nicht aus der Welt

schaffen – schliesslich hatte Anne sie auf gebundenen Seiten hinterlassen. Die – vermeintlich endgültige – Fassung B des Textes zu vernichten, wäre eine einfache und dauerhafte Lösung gewesen, doch für Otto kam sie – aus welchen Gründen immer – offenbar nicht in Frage. Zusammen mit einer von mehreren Einleitungen zum Tagebuch soll er die Seiten seinem Berater und Freund Cor Suijk, dem damaligen Finanzdirektor der Anne *Frank Stiftung* in Amsterdam, zur Aufbewahrung gegeben haben. Dem Bundeskriminalamt versicherte er in der Folge offenbar, dass sich keine weiteren von Anne verfassten Dokumente in seinen Händen befänden.

Das Bundeskriminalamt bestätigte zwar die Echtheit der Tagebücher – und gab aber mit seinen unklaren Angaben der sogenannten Kugelschreiberlegende Nahrung, die *Der Spiegel* fatalerweise verbreitete. Bis heute halten sich die Gerüchte von angeblichen Notizen mit Kugelschreiber im Tagebuch. Weil der Kugelschreiber erst deutlich nach dem Krieg eingeführt wurde, müsse das Tagebuch eine Fälschung sein. Derlei Behauptungen sind unwahr und irreführend. Tatsächlich untersuchten 1959/1960 die Hamburger Graphologinnen Dorothea Ockelmann und Minna Becker das Tagebuch, Ockelmann notierte allerhand in Kugelschreiber – nicht in Annes Tagebuch wohlgemerkt, sondern auf zwei eigenen Notizblättern, die später dem Tagebuch beilagen. Das bekräftigte 1987 auch Ockelmanns Sohn, selbst Handschriftenexperte.

Um die Entstehung der veröffentlichten Tagebuchfassung nachzuvollziehen und einen weiteren Beleg für die Authentizität von Annes Texten zu liefern, erarbeiteten Wissenschaftler des Amsterdamer NIOD in den 1980er Jahren eine vergleichende Studie der Versionen A, B und der von Otto Frank und Ab Cauvern editierten Version C. 1986 wurde die Arbeit als «vollständige, textkritische, kommentierte Ausgabe» der Tagebücher veröffentlicht. Erstmals waren alle Tagebuchtexte Annes zugänglich. Als die verantwortlichen Herausgeber die gesamte Version A jenes Eintrags vom 8. Februar 1944 in das Buch aufnehmen wollten, protestierten Ottos Hinterbliebene – seine

zweite Frau Fritzi und sein Neffe Buddy Elias. Annes Kommentar zur Ehe ihrer Eltern wäre nicht nur unfreundlich, sondern auch unwahr. Zudem hätte Anne dies drei Monate später selbst erkannt; das erkläre, warum sich keine Version B des Textes in dem Nachlass befinde. Damit folgten Fritzi Frank und Buddy Elias der Argumentationslinie Ottos. Die Mitarbeiter des NIOD wussten nichts von der Version B selben Datums, gaben deshalb nach und kommentierten die mit 8. Februar 1944 datierte Version A in einer Fussnote – einem Hinweis, dass «auf Ersuchen der Familie Frank» 47 (tatsächlich sind es 74) Zeilen gestrichen wurden, weil sie ein «äusserst unfreundliches und teils unrichtiges Bild der Ehe ihrer Eltern» wiedergäben.

1997 entschloss sich Cor Suijk, der Autorin dieses Buchs Einblick in jene bis dahin geheim gehaltenen Tagebuchseiten zu gewähren. Er verstand sich als Eigentümer der Seiten und berief sich auf Otto Franks angebliche Anweisung, erst dann über ihren Inhalt zu sprechen, wenn Otto und seine zweite Frau Fritzi nicht mehr damit konfrontiert werden könnten.

Die Autorin informierte den *Anne Frank Fonds* in Basel von der Existenz der Seiten und bat um Zusammenarbeit bei der Veröffentlichung. Der Fonds lehnte ab. Suijks Darstellungen seien unglaubwürdig. Nicht einmal seinen nächsten Familienmitgliedern habe Otto Frank Originale seiner Tochter überlassen. Zudem zeigte man sich besorgt, dass die Nachricht vom Auftauchen unbekannter Tagebuchseiten neuerlich Holocaustleugner ermutigen könnte, die Echtheit von Annes Werk in Frage zu stellen.

2001 schliesslich liess der Fonds die Zeilen in neuen Tagebuchausgaben weltweit veröffentlichen. «Einen der wichtigsten Schritte seit Jahrzehnten im Zusammenhang mit der Tagebuchpublikation», nannte die vermittelnde Literaturagentin diese Neuausgabe. Tatsächlich wurde das über Jahrzehnte, allzu negativ gefärbte Bild der Mutter-Tochter-Beziehung nun endlich auch im Tagebuch zurechtgerückt; denn Annes Eintragung ist nicht nur das Porträt einer von Vernunft geprägten Ehe, sondern protokolliert auch das wachsende Verständnis der Tochter für ihre Mutter.

Die Beziehung der beiden stand – das steht ausser Zweifel – zum Zeitpunkt des Eintrags an einer Wende, sie begann sich zu entwickeln und zu vertiefen.

Zwischenzeitlich hatte sich Cor Suijk mit dem NIOD, das sich auf Otto Franks Testament berief und Anspruch auf die Originalseiten erhob, geeinigt. Suijk übergab dem Institut die Seiten, im Gegenzug spendete das niederländische Ministerium für Bildung, Kultur und Wissenschaft 300'000 Dollar an Suijks amerikanische *Contemporary Holocaust Education Foundation*.

Die Ausgabe von 2001 beruht auf der Tagebuchausgabe von 1991, einer Leseausgabe, die Ottos Universalerbe, der *Anne Frank Fonds* in Basel, bei der Autorin und Übersetzerin Mirjam Pressler in Auftrag gegeben hatte. Pressler kennt die Versionen von Annes Tagebüchern gut. In den 1980er Jahren hatte sie die vollständige, textkritische, kommentierte Ausgabe ins Deutsche übersetzt. Nun erweiterte sie Otto Franks Fassung von 1947 um zahlreiche Passagen aus Annes erster Tagebuchversion, auf die Otto verzichtet hatte. Dem *Anne Frank Fonds* stand dabei eine möglichst umfassende Lesefassung für ein breites junges Publikum im Sinn, Otto Franks Eingriffe sollten möglichst rückgängig gemacht werden.

Die inhaltliche Erweiterung sei zeitgemäss und erhebe selbstverständlich keinen wissenschaftlichen Anspruch, antwortet der Fonds den Kritikern dieser Leseausgabe. Die Literaturwissenschaftlerin Laureen Nussbaum beispielsweise bedauert die «kommentarlose Mischung von Annes sorgsam überarbeiteter Version B mit spontaneren, unausgereiften Einträgen aus Version A». Sie würde zwar die Sensationsgier der Leser befriedigen, Annes eigentlichem literarischen Konzept jedoch zuwiderlaufen. Der Historiker und Mitherausgeber der textkritischen Tagebuchausgabe David Barnouw beklagte hingegen wirtschaftliche Interessen und den – misslungenen – Versuch, das Copyright an Annes Werk zu verlängern. Die neue Version ist heute in etwa 70 Sprachen übersetzt und in vielen Ländern ein Langzeit-Bestseller.

Die jährlichen Lizenzeinkünfte sollten, so hatte es Otto Frank be-

stimmt, zu deren Lebzeiten und bis zu einem Betrag von 80'000 Franken, seinen nächsten Verwandten zufließen. Deren Nachkommen sollten von der Regelung nicht profitieren. Darüber hinausgehende Einnahmen sollte der *Anne Frank Fonds* nach bestem Wissen und Gewissen spenden. «Wir sind eine Spendenorganisation», betont der Fonds. Wie viel er alljährlich spendet, legt er nicht im Detail offen, verweist aber auf die strengen Bestimmungen des Schweizer Stiftungsrechts. Der grösste Teil aus den Lizenzeneinnahmen und aus dem Ertrag des Stiftungsvermögens fliesse in Projekte zur Bekämpfung von Rassismus und Antisemitismus, an Initiativen zur Kinderhilfe und zur Völkerverständigung. Regelmässig werden auch Forschungsarbeiten gefördert. Zunehmend lege man Wert darauf, Projekte nicht nur finanziell zu unterstützen, sondern sich als Mitgestalter einzubringen. Dies soll beispielsweise mit dem «Projekt Aladin» gelingen. Zur Bekämpfung des Antisemitismus in der arabischen Welt wurde – mit finanzieller Unterstützung des Fonds – unter anderem *Das Tagebuch der Anne Frank* ins Arabische, Persische und Türkische übersetzt und frei zugänglich ins Netz gestellt.

Der *Anne Frank Fonds* definiert sich neu. Anne Frank und ihr Werk vor übermässiger Kommerzialisierung zu schützen, wie es Otto Franks Anliegen war, und das zum Mythos geratene jüdische Mädchen wieder in engeren Kontext mit ihrer Familiengeschichte zu stellen, stehe mehr denn je im Zentrum seines Wirkens. Schliesslich werden mit 1. Januar 2016, bei unverändertem Urheberrecht, Anne Franks Schriften, die die UNESCO 2009 in ihre «Liste des Welterbes der Dokumente von ‚universellem Interesse‘» aufgenommen hat, gemeinfrei sein.³⁶⁸

ELISABETH «BEP» VOSKUIJL wollte, um ihre Familie nicht in Gefahr zu bringen, nach der Verhaftung der Familie Frank nicht länger zu Hause wohnen. Sie suchte ein Untermietzimmer und fand es, etwa fünfzehn Fahrradminuten vom Zentrum entfernt, im Joos Banckers-

weg im Amsterdamer Westen bei einer Familie van Wijk. Deren Sohn Cor leistete Arbeitseinsatz in Deutschland – sein Zimmer stand leer.

Ende April 1945 wurde er von den Russen befreit, wenig später kehrte er heim. Das Mädchen in seinem Zimmer gefiel ihm auf Anhieb – und er gefiel dem Mädchen. Die bestehenden Verlobungen wurden gelöst, am 15. Mai 1946 feierte man Hochzeit.

Beps Vater Johannes Hendrik Vöskuijl erlebte die Geburt seiner Enkel nicht mehr. Der frühere Lagerleiter von *Opekta* erlag Ende November 1945 seinem Krebsleiden, am 1. Dezember 1945 wurde er im Beisein von Otto Frank beerdigt.

Bep und Cor van Wijk bekamen vier Kinder: Ton (1947), Cor (1948), Joop (1949) und Anne-Marie (1960). Die Familie hielt bis zu seinem Tod freundschaftlichen Kontakt zu Otto Frank. In den Nachkriegsjahren sah man sich etwa einmal monatlich, später etwa dreimal im Jahr. Für die Kinder war der Besuch von «Onkel Otto» stets ein Festtag.

Dass Bep van Wijk im Rahmen der Ermittlungen um den Verrat 1948 nicht verhört wurde, bezeichnet Miep Gies als einen «groben Fehler der Polizei». Dass Bep selbst öffentliche Auftritte mied, mag auch am Lebenslauf ihrer Schwester Hendrika Petronella gelegen haben. «Nellie» wurde am 26. Oktober 1945 verhaftet, vermutlich mehrere Jahre in Groningen festgehalten und schliesslich angeklagt. Der Vorwurf: Kollaboration mit den Deutschen. Erst 1953 konnte sie ihr Leben fortsetzen.

Sicher hätte Bep zur Klärung verschiedener Widersprüche beitragen können, auch in der Aussage der Putzfrau Lena Hartogvan Bladeren. Bei der Wiederaufnahme der Ermittlungen 1963 wurde Bep schliesslich doch befragt – allerdings nur zu der Rolle van Maarens.

Bep starb am 6. Mai 1983 in Amsterdam. Die Kriegserlebnisse hatten die einst so fröhliche junge Frau zu einer nervösen, um ihre Fassung ringende Person gemacht. Über den Tod der Untergetauchten, vor allem ihrer Freundinnen Anne und Margot Frank, kam sie bis zuletzt nicht hinweg.³⁶⁹

BETTY UND JUANITA WAGNER versuchten gleich nach Kriegsende, Kontakt zu ihren Brieffreundinnen Margot und Anne aufzunehmen, und sandten einen Brief an den Merwedeplein. Im September 1945 erreichte er Otto Frank. In einer ausführlichen Antwort schilderte er das Schicksal seiner Familie. Im Mai 1956 hörte Betty einen Radiobe-richt über den Broadway-Erfolg von Annes Tagebuch. Nun las sie das Buch, in dem sie fortan die Briefe, Fotos und Postkarten der Franks aufbewahrte. Wieder drei Jahrzehnte später überredete ein Bekannter sie, mit dem Konvolut – wahrscheinlich die einzigen Briefe der Frank-Mädchen in englischer Sprache – an die Öffentlichkeit zu ge-hen. Am 25. Oktober 1988 wurde es bei Swann in New York verstei-gert. Ein anonym Bieter erhielt den Zuschlag und überliess die Do-kumente dem *Simon Wiesenthal Center* in Los Angeles – als ein Herzstück der dortigen Dauerausstellung.

Juanita Jane Wagner lebte zuletzt in Redlands, Kalifornien. Am Weihnachtsabend 2001 erlag sie einem Herzinfarkt. Betty Ann arbei-tete als Lehrerin und gründete eine internationale Hilfsorganisation für Missionare und Studenten im kalifornischen Burbank, die sie massgeblich aus dem Versteigerungserlös finanzierte.³⁷⁰

ILSE WAGNER wurde im Januar 1943 aus Amsterdam ins Durchgangslager Westerbork gebracht und mehrere Wochen später – gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Grossmutter – ins Vernichtungslager Sobibor deportiert. Alle drei kamen am Tag ihrer Ankunft, dem 2. April 1943, in der Gaskammer ums Leben.³⁷¹

KAREL OSCAR MARIE WOLTERS, jener Rechtsanwalt, dem die Liqui-dation *Pectacons* überantwortet wurde, stieg im Verlauf des Jahres 1942 zum Assistenten von Meinoud M. Rost van Tonningen auf, dem nationalsozialistischen Präsidenten von *De Nederlandsche Bank*, Seyss-Inquarts Finanzberater und Leiter der Wirtschaftsprüfstelle. Im Februar 1943 meldete Wolters sich zum Missfallen seines Chefs zur Waffen-SS – er wollte an die Front.

3351

Cert. No. _____

AANVRAAG BUITENLANDSCH PASPOORT

voor (vestiging in) Europa

Naam Wolters

Voornamen Karel Oscar Maria

Echtg. van _____

Wed. _____

Geb. 4. 11. 1899 te Amsterdam

Beroep Advocaat Nat. 1^o

Adres 21 Egelshoekstraat

Met echtg. _____

Geb. _____ te _____

en _____ kinderen _____

Bijzonderheden _____

Oud paspoort 51-36 Amsterdam 46 40

Betaald f 2.00

Datum 20. 4. 41

Afhalen 21. 4. 41
31/2

Gezien, de Administrateur, Chef der Afdeling Verz. Reg. en Verk.,
ZEEVANDE

Industrie- en Handelsmuseum 5636-3-42-3000



Karel Oscar Maria Wolters.

Gegen seinen ausdrücklichen Wunsch wurde er jedoch als SS-Richter der Reserve abkommandiert. Ende September 1944 kam er schliesslich doch zum Kampfeinsatz an der Ostfront. Wenig vorher, am 5. September, wurde sein drei Jahre jüngerer Bruder Oscar, Medizinstudent und Widerstandskämpfer, im Lager Vught standrechtlich erschossen. Auch seine Schwester Aline kämpfte im Widerstand und wurde festgenommen.

Gegen Kriegsende traf Karel Wolters eine Kugel in die Schulter. Nach der Befreiung wurde er in Scheveningen inhaftiert, im Juni 1948 zu acht Jahren Haft verurteilt und aus der Anwaltskammer ausgeschlossen. Tatsächlich musste er mehrere Jahre Zwangsarbeit in einer Kohlegrube bei Limburg verrichten. Der Wiedereinstieg in sein Berufsleben gelang ihm in den frühen 1950er Jahren über eine Notarkanzlei, etwa 1960 liess man ihn nach mehreren Anträgen neuerlich als Anwalt zu. Karel Wolters starb am 15. November 1996.³⁷²

DOROTHEE SOPHIE WÜRZBURGER sass etwa ein Jahr lang in einem Amsterdamer Flüchtlingslager, einem früheren Waisenhaus, fest, wo Anne und Otto Frank sie mehrmals besuchten. Anfang Mai 1940, fünf Tage vor der deutschen Invasion, konnte Annes Grosscousine Hucky Holland endlich verlassen und zu ihren Eltern nach England fliegen.

Unmittelbar nach dem Krieg wanderte die Familie nach New York aus. Dorothee nannte sich fortan Monica und arbeitete als Fotomodell und Hausmannequin für das Nobelkaufhaus *Bergdorf Goodman* an der Fifth Avenue. Mitte der 1950er Jahre heiratete sie den aus Prag stammenden Frank Smith (gest. 23. Dezember 2003), der 1938 vor den Nationalsozialisten nach Schanghai geflohen war. Sie bekamen eine Tochter – Nicole – und einen Sohn. Tony wurde nur vier Jahre alt. Monica lebt in New York in der Nähe ihrer Tochter und ihrer Enkeltochter Sophie.³⁷³

Nachwort von Miep Gies

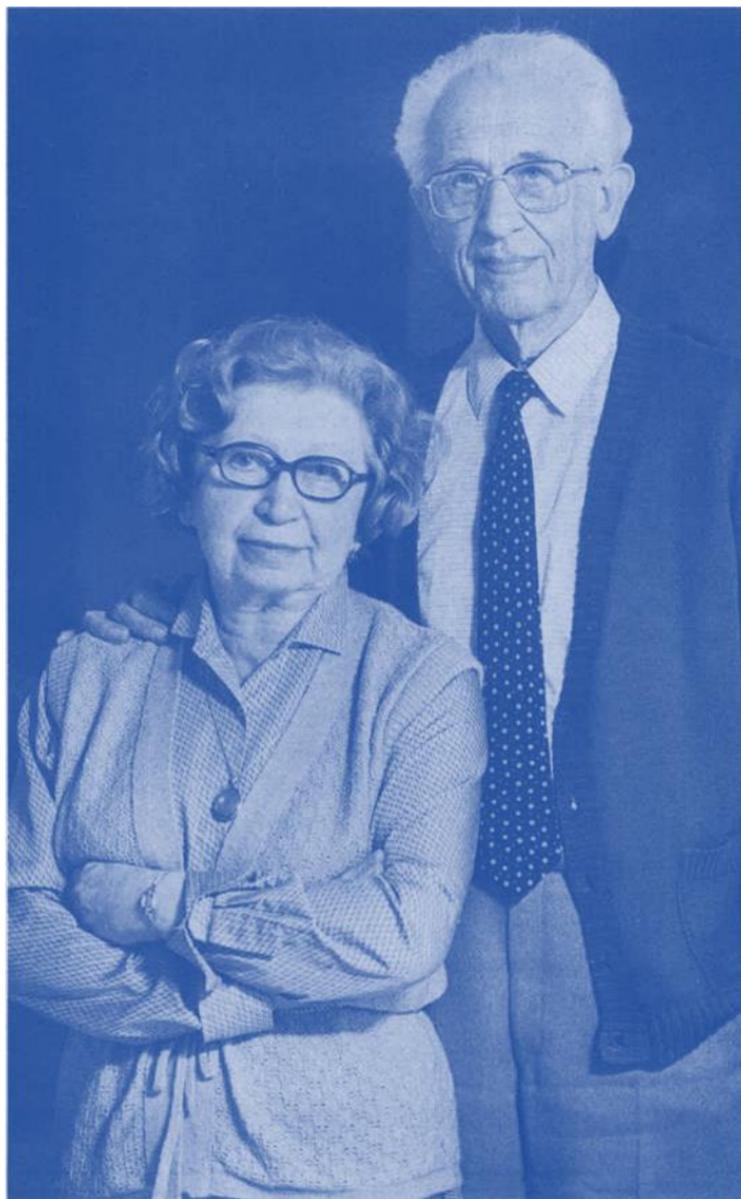
In den vergangenen fünfzig Jahren seit dem Erscheinen von Anne Franks Tagebuch wurde ich immer wieder gefragt, wo ich den Mut hernahm, der Familie Frank zu helfen. Diese Frage, manchmal bewundernd, manchmal ungläubig formuliert, hat mich stets unangenehm berührt. Ja, natürlich braucht man oft Mut, um seine menschliche Pflicht zu tun, natürlich muss man bereit sein, gewisse Opfer zu bringen. Aber das gilt doch für so viele Situationen im Leben.

Warum also, fragte ich mich immer und immer wieder, stellt ein Mensch eine solche Frage? Warum zögern so viele, ob sie ihren Mitmenschen überhaupt helfen sollen?

Erst langsam begann ich zu verstehen. Die meisten Kinder hören von klein an von ihren Eltern: «Wenn du recht brav und artig bist, wird es dir im Leben gutgehen.» Der Umkehrschluss wäre also: Wenn ein Mensch in Schwierigkeiten gerät, dann muss – muss – er sich schlecht benommen, muss einen ernsthaften Fehler gemacht haben – so einfach. Jeder bekommt das Leben, das er verdient – so einfach.

So leicht fällt uns dann die Entscheidung, uns für solch eine Person nicht einzusetzen, uns «rauszuhalten». So leicht?

Mein Leben belehrte mich eines Besseren. Ich habe geholfen, weil ich weiss, wie leicht Menschen in Not geraten, ohne unbedingt etwas falsch gemacht zu haben. Ich bin in Wien geboren und war zu Beginn des Ersten Weltkrieges fünf Jahre alt. Meine Mutter versicherte mir immer wieder, dass ich ein braves, liebenswertes Mädchen und sie mit mir zufrieden sei – zu Hause wie in der Schule.



Miep und Jan Gies, 1970er Jahre.

Als ich neun war, hatten wir nicht genug zu essen. Ich erinnere mich noch genau an dieses quälende Hungergefühl, diesen stechenden Schmerz im Magen, die unangenehmen Schwindelanfälle, gegen die ich ankämpfen musste. Den Schock, den ich erlebte, als mich meine Mutter im Rahmen einer Hilfsaktion für hungernde, bedürftige Kinder nach Holland schickte, werde ich nie vergessen. Es war ein klirrend kalter Dezembertag im Jahr 1920, als sie mich zum Zug brachte, mir ein grosses Schild mit einem fremden Namen um den Hals hängte, sich von mir verabschiedete und mich allein liess – notgedrungen natürlich. Aber das verstand ich erst viel später. Ich war stark untergewichtig, litt an Tuberkulose und fühlte mich schrecklich einsam. Womit hatte ich verdient, so krank und verlassen zu sein? Meine Mutter hatte mir doch versichert, dass ich nichts falsch gemacht hatte ...

Ich machte also schon als Elfjährige die Erfahrung, wie schnell man ganz und gar unschuldig in Schwierigkeiten kommt. Genau das, zeigt mir meine Erfahrung, galt auch für die Juden im Zweiten Weltkrieg. Deshalb war es selbstverständlich für mich, zu helfen, soweit es in meiner Macht stand.

Wenn wir erschüttert zur Kenntnis nehmen, dass sechs Millionen Kinder, Frauen, Männer in den Tod gejagt wurden, sollten wir uns bei der Frage nach dem «Warum» die weltweite Gleichgültigkeit der «ganz normalen» – übrigens durchweg anständigen, hart arbeitenden, oft gottesfürchtigen – Mitbürger vor Augen halten. Natürlich trägt das Naziregime die Verantwortung für diesen Massenmord, doch ohne die passive Haltung von so vielen (nicht nur in Deutschland und Österreich), im Grunde sicher guten Menschen hätte das grausame Morden gewiss nie dieses Ausmass erreicht.

Wenn, wie es mir tatsächlich auch heute noch passiert, junge Leute auf mich zukommen, weil sie nicht glauben können, dass Hitler die Juden völlig ohne Grund umgebracht hat, fürchte ich, dass diese Bemerkung genau jene Erziehung widerspiegelt, die davon ausgeht,

dass unschuldigen Menschen so etwas doch niemals zustossen würde. Ich erzähle diesen Leuten dann von Anne Frank und frage sie, ob sie womöglich annehmen, dass dieses Kind, dieses junge Mädchen irgendetwas getan hat, was ihr grausames Schicksal rechtfertigen würde. «Nein, natürlich nicht», antworten sie, meist sehr beschämt, «Anne Frank ist unschuldig.» «Genau», füge ich dann hinzu, «genauso unschuldig wie alle anderen sechs Millionen Juden.» Annes Leben – und ihr Tod – haben deshalb für all diejenigen symbolischen Wert, die heute Vorurteilen, Diskriminierung und Verfolgung ausgeliefert sind: Sie steht für die absolute Unschuld der Opfer.

Ich möchte das Erscheinen der Biographie *Das Mädchen Anne Frank* auch nutzen, um ein häufiges Missverständnis zu klären. Immer wieder heisst es, dass Anne die sechs Millionen Holocaust-Opfer symbolisiert. Diese Darstellung halte ich für falsch. Annes Leben und Tod ist ein individuelles Schicksal. Ein individuelles Schicksal – sechs Millionen Mal passiert. Anne kann nicht stellvertretend den Platz dieser vielen Individuen einnehmen, denen die Nazis ihr Leben geraubt haben. Sie soll es auch nicht. Jedes Opfer vertrat seine eigenen Weltanschauungen und Ideale, jedes Opfer hatte eine einzigartige, persönliche Bedeutung für seine Verwandten und seine Umgebung.

Genau das Gegenteil haben Hitler und seine Helfer in ihrem Rassenwahn darzustellen versucht: den Juden als gesichtsloses Feindbild. Gleichzeitig haben sie sechs Millionen Individuen, sechs Millionen Einzelschicksale ausgelöscht. Und der Grossteil der Menschen wollte es nicht einmal wissen.

Anne ist nur eine von ihnen. Ihr Schicksal macht uns jedoch den immensen Verlust, den die Welt durch den Holocaust erlitten hat, begreifbarer. Anne, ein einfacher Teenager, hat mit ihrem Talent Herz und Verstand von Millionen Menschen berührt und so ihr Leben bereichert – hoffentlich auch ihren Blickwinkel erweitert. Wie sehr, müssen wir uns bewusstmachen, hätte Anne, wie sehr hätten alle an-

deren Opfer, jeder auf seine Weise, zu unserer Gesellschaft beigetragen, wenn sie hätten leben dürfen.

Ich konnte Annes Leben nicht retten – und ich bin darüber tief erschüttert.

Ich konnte ihr jedoch helfen, zwei Jahre länger zu leben. In diesen zwei Jahren hat sie ihr Tagebuch geschrieben, das Millionen Menschen in aller Welt Hoffnung gibt und zu mehr Verständnis und Respekt aufruft. Das bestätigt meine Überzeugung, dass jeder Versuch besser ist als Untätigkeit. Ein Versuch kann schiefgehen, bei Untätigkeit ist der Misserfolg garantiert.

Ich konnte Annes Tagebuch retten und so dabei helfen, dass ihr grösster Wunsch in Erfüllung ging. *«Ich will von Nutzen und Freude sein für die Menschen, die um mich herum leben und die mich doch nicht kennen»*, vertraute Anne ihrem Tagebuch am 25. März 1944, etwa ein Jahr vor ihrem Tod, an. *«Ich will fortleben, auch nach meinem Tod.»* Und am 11. Mai notierte sie: *«Du weisst, dass es mein liebster Wunsch ist, dass ich einmal Journalistin und später eine berühmte Schriftstellerin werde.»*

Durch ihr Tagebuch lebt Anne nun wirklich weiter. Sie steht für den Sieg des Geistes über das Böse und den Tod.

Miep Gies (1909 – 2010)

Dank

Zahlreiche grosszügige Menschen haben mir ihre Zeit und ihr Vertrauen geschenkt, standen – immer wieder – zu stunden-, oft tagelangen Gesprächen zur Verfügung, beantworteten jede noch so detailversessene Frage mit Geduld und Interesse, wiesen mich auf wichtige neue Quellen hin und gewährten mir Einblick in viele vorher nie gezeigte Dokumente. Sie haben ihr Bestes getan, mich vor Fehlschlüssen zu bewahren, meinen Text gelesen und Verbesserungsvorschläge geliefert. Ohne ihre vielfältige Hilfe hätte ich dieses Buch nicht schreiben können. Ihnen allen bin ich aufrichtig dankbar.

In Holland: Jacqueline Sanders-van Maarsen und ihrem Mann Ruud, Kitty Gokkel-Egyedi, Lucia Hendriks-van Dijk (†), Iet Swillens (†), Jetteke Frijda und Anna Harting; Miep Gies (†), Paul Gies und Gerlof Langerijs; Bep Voskuijls Söhnen Ton und Joop van Wijk und Beps Schwester Wil van der Vennen-Voskuijl; Max und Lotte Stoppelman (†); Martha van Kuik (†); Frans Hofhuis; Nicolaas Wijnberg (†); Alfred Siegfried Cohen; Gerrold van der Stroom; David Barnouw und Hubert Berkhout vom NIOD; den früheren und heutigen Mitarbeitern der Anne Frank Stiftung Amsterdam: Rian Verhoeven, Joke Kniesmeijer (†), Yt Stoker, Dineke Stam, Hans Westra, Erika Prins, Tere-sien da Silva, Gertjan Broek, Karolien Stocking, Ronald Leopold, Jan Eric Dubbelman, Menno Metselaar, Inger Schaap, Bert van Rijn und zahlreichen anderen; Ben Wegman; Sytze van der Zee; H.C. Gierst-hove und dem Niederländischen Roten Kreuz; Dick van der Horst

und dem Büro für Denkmalschutz; Boudewijn Zwart, Glockenspielmester; Hans van der Veen und dem Theater Instituut Nederland; Job Lisman, seinem Team bei *Bert Bakker* und meiner Übersetzerin damals und jetzt, Gerda Meijer ink.

In den USA, Südamerika und Kanada: Laureen Nussbaum, geb. Klein, Seattle, und ihrem Mann Rudi (†); Nanette König-Blitz, ihrem Mann John, São Paulo, und ihrer Tochter Elizabeth Kahn, Miami; Barbara Rodbell-Ledermann, North Carolina, und ihrem Mann Martin (†); Ed «Helio» Silberberg und seiner Frau Marlyse, New Jersey; Monica Smith, geb. Dorothee Sophie Würzburger, und ihrer Tochter Nicole Smith, New York; Gerard Spitzer, New York; Eduardo M. Fraifeld und seiner Familie, Danville, VA; Betty Wallerstein, San Francisco; Irving Straus, Joseph N. Straus, Joan Adler und der Straus Historical Society, Smithtown; Rozemarijn van der Horst, Hawaii; Margaret Shannon, Washington Historical Research, Arlington, VA, und Janice E. Akerhielm, New York; Bob Wolfe und den National Archives, Washington; Carl Rheins und dem YIVO Institute for Jewish Research, New York; den Mitarbeitern des Anne Frank Centers, New York; Arthur Unger, New York; Alison Gold, Santa Monica; Suzanne Morine, Denver; Egon Andre-Münzenberg, Vancouver; Sara Bershtel, Roslyn Schloss und dem Team von Metropolitan Books und meinen Übersetzern Robert und Rita Kimber.

In Israel: Hannah Pick-Goslar und ihrer Familie, Jerusalem; den Mitarbeitern der Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem; den Mitarbeitern von Beit Theresienstadt, Givat Haim-Ihud; den Mitarbeitern des Central Archive for the History of the Jewish People an der Hebrew University, Jerusalem.

In England: Eva Schloss, London; Ernst Michaelis, Bushey.

In der Schweiz: Bernd «Buddy» Elias und seiner Frau Gerti, Basel; Elfriede «Fritzi» Frank-Markovits (†); Vincent Frank-Steiner und seiner Frau Martina, Basel; Yves Kugelmann, Barbara Eldridge, Christoph Knoch, Kathy Zarnegin und dem *Anne Frank Fonds*, Basel; Hansmartin Unger, St. Gallen.

In Österreich: Simon Wiesenthal (†) und den Mitarbeitern des Simon Wiesenthal Archivs, Wien; Jules Huf (†); Helmut Seyss-Inquart, Bürmoos; Gabriele Mayr und Ulrich Feix, Innsbruck; Christian Brandstätter, Wien.

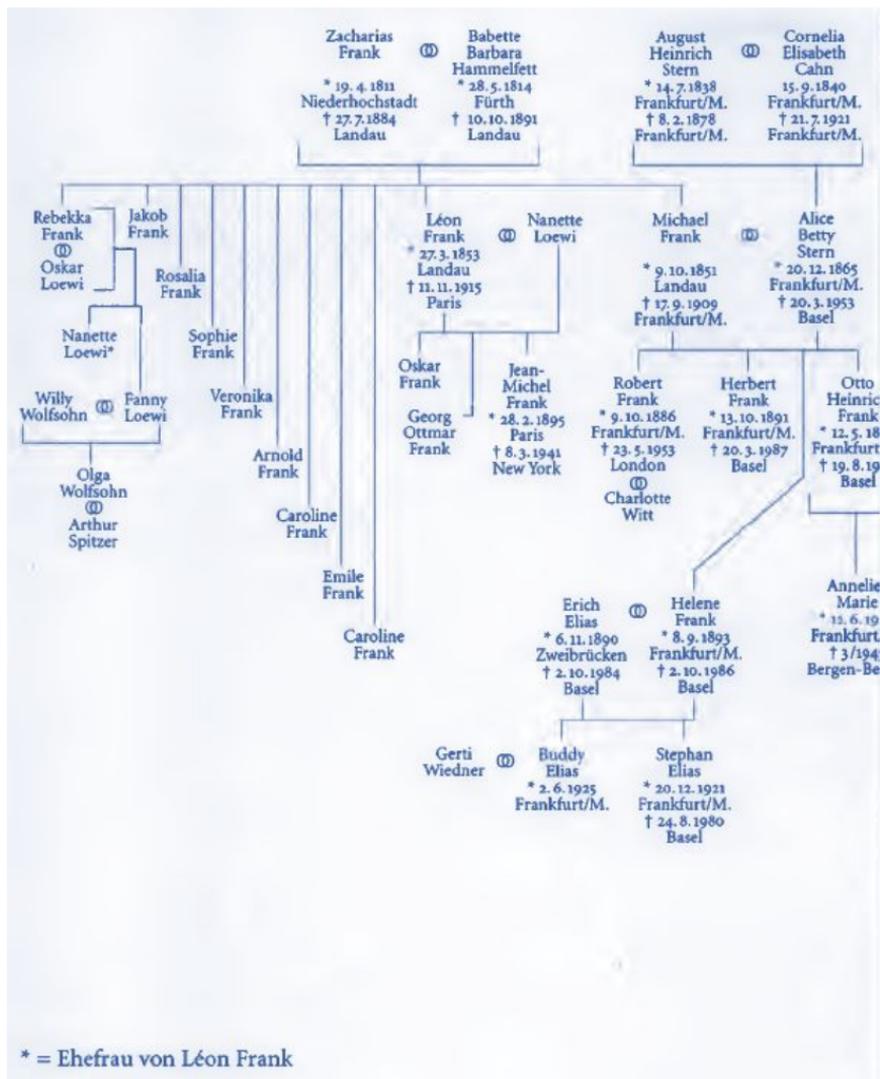
In Deutschland: Gertrud Trenz-Naumann (†), ihrem Mann Karl und Hilde Mag-Stab, Frankfurt; Cor Suijk, Aachen; Wolfgang Scheinberger, Radolfzell; Jaldä Rebling, Berlin; Monika Tatzkow, Berlin; Jürgen Bogdahn von der Entschädigungsbehörde Berlin; Jürgen Steen und dem Historischen Museum Frankfurt; Winfried Meyer und der Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen; Albert Knoll und der KZ-Gedenkstätte Dachau; Ingrid Kussmaul und Angelika Lochmann vom Deutschen Literaturarchiv Marbach; Manfred Capellmann und dem Frankfurter Lessing-Gymnasium; Gisela Hauff und der Aachener Victoriaschule; Herbert Lepper und dem Stadtarchiv Aachen; den Mitarbeitern des Landgerichts Aachen, des Kataster- und Grundbuchamts Aachen, der Jüdischen Gemeinde Aachen, der Aachener und Münchener Immobilien Gesellschaft; Uwe Wesp und dem Deutschen Wetterdienst; Mirjam Pressler; Johannes Thiele, Doris Janhsen, Ilka Heinemann und Lianne Kolf; meinem Lektor Bernhard Suchy, Peter Sillem und ihren Kollegen vom Fischer Verlag, die mein Manuskript zu diesem Buch geformt haben.

Vor allem möchte ich meinem Mann Rüdiger und unseren Kindern Sophie und Max danken. Sie haben mich auf dem weiten Weg zu dieser Neuausgabe mit Verständnis, Geduld und Liebe begleitet.

Anhang

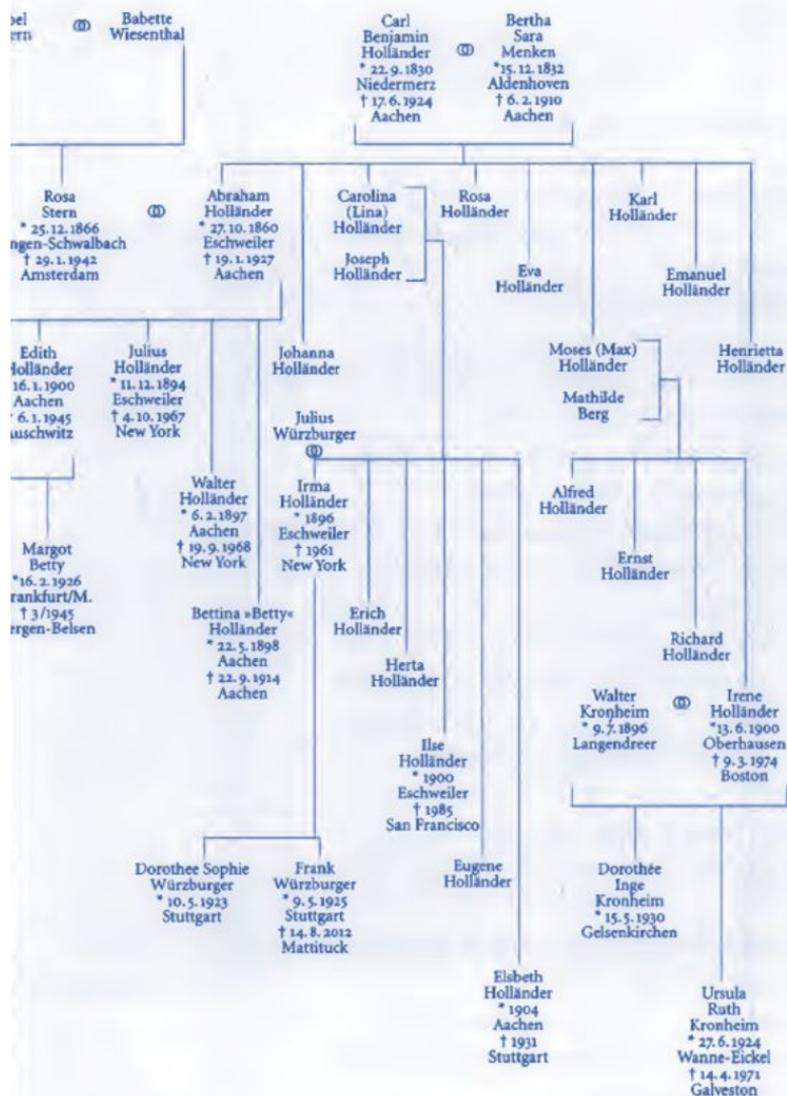
Stammbaum

FRANK



(mit freundlicher Genehmigung von Buddy Elias)

HOLLÄNDER



(mit freundlicher Genehmigung von Betty Wallerstein und Eduardo Mauricio Frajfeld)

Quellen

Verwendete Archive (u. a.)

- Anne Frank Stiftung, Amsterdam (AFS)
NIOD – Instituut voor Oorlogs-, Holocausten Genocidesstudies,
Amsterdam
Stadsarchief Amsterdam
Joods Historisch Museum, Amsterdam
Karner van Koophandel en Fabrieken, Amsterdam
Nationaal Archief, Den Haag
Het Nederlandse Rode Kruis, Den Haag
Het Utrechts Archief, Utrecht
Archief Herinneringscentrum Kamp Westerbork
Archief Eemland (Kamp Amersfoort)
Archief Nationaal Monument Kamp Vught
Privatarchiv Miep & Paul Gies, Hoorn
Privatarchiv Gerlof Langerjis, Amsterdam
Privatarchiv Rian Verhoeven, Amsterdam
Privatarchiv Ben Wegman, Meppel
- Anne Frank Fonds, Basel (AFF)
Privatarchiv Buddy und Gerti Elias, Basel
- Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten,
Entschädigungsbehörde, Berlin
Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Postdam
Hessisches Hauptstaatsarchiv, Wiesbaden
Landesarchiv Berlin

Stadtarchiv Aachen
Historisches Museum Frankfurt
Wirtschaftsarchiv IHK Köln und Frankfurt
Institut für Zeitgeschichte, München
Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar
Archiv des Internationalen Suchdienstes (ITS), Bad Arolsen
Deutsche Dienststelle (WASSt), Berlin
KZ-Gedenkstätte Dachau
Erich Maria Remarque Archiv, Universität Osnabrück
Archiv Der Spiegel, Hamburg
Deutscher Wetterdienst, Offenbach
Privatarchiv Gertrud Trenz, Frankfurt
Privatarchiv Cor Suijk, Aachen

Gedenkstätte Theresienstadt

Österreichisches Staatsarchiv, Wien
Simon Wiesenthal Archiv, Wien
Archiv der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, Wien
Privatarchiv Ulrich Feix, Innsbruck
Privatarchiv Jules Huf, Wien

Privatarchiv Ernst Michaelis, Bushey
Yad Vashem, Jerusalem
Beit Theresienstadt, Givat Haim-Ihud
Privatarchiv Hannah Pick-Goslar, Jerusalem

National Archives II, College Park, Maryland
Yivo Institute for Jewish Research, New York
Surrogate's Court, New York County
United States Holocaust Memorial Museum, Washington
Straus Historical Society, Smithtown
New York Public Library, New York
Massachusetts Archives, Boston

New York City Departement of Health
Privatarchiv Ed Silverberg, New Jersey
Privatarchiv Barbara Rodbell-Ledermann, North Carolina
Privatarchiv Eduardo M. Fraifeld, Virginia
Privatarchiv Monica Smith, New York
Privatarchiv Familie van der Horst, North Carolina
Privatarchiv Suzanne Morine, Colorado

Anmerkungen

Zitate aus Anne Franks Tagebuch

Anne Franks Tagebuchzitate sind, wenn nicht anders bezeichnet, der wissenschaftlichen Ausgabe ihrer Tagebücher entnommen:

Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation (Hg.): Die Tagebücher der Anne Frank. Vollständige, textkritische, kommentierte Ausgabe. Einführung von Harry Paape, Gerrold van der Stroom und David Barnouw – Zusammenfassung des Gerechtelijk Laboratorium von H. J. J. Hardy. Aus dem Niederländischen von Mirjam Pressler. Frankfurt am Main 1988. Diese Ausgabe enthält drei Versionen des Tagebuchs: Annes ursprüngliche (Version A), ihre überarbeitete (Version B) und jene Kombination aus beiden (Version C), die Otto Frank bearbeitete und 1947 erstmals herausgeben ließ.

- S. 192/Z. 31 5. Juli 1942, Version B, S. 246.
S. 193/Z. 32 20. Juni 1942, Version A, S. 223.
S. 201/Z. 5 »Mein erster Lyzeumstag«, in: Frank, Anne: Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus. Mit einer Einführung von Gerrold van der Stroom. Frankfurt am Main 2003. Anne Frank: Verhaaltjes, en gebeurtenissen uit het Achterhuis. Tekstverzorging en inleiding door Gerrold van der Stroom. Amsterdam 2001 (3. Aufl. 2005).
S. 213/Z. 2 14. Juni 1942, Version A, S. 216.
S. 213/Z. 26 14. Juni 1942, Version A, S. 216.
S. 215/Z. 29 24. Juni 1942, Version B, S. 240.
S. 216/Z. 27 12. Juni 1942, Version A, S. 215.
S. 219/Z. 28 24. Juni 1942, Version B, S. 241.
S. 231/Z. 1 24. Juni 1942, Version B, S. 241.
S. 231/Z. 33 15. Juni 1942, Version A, S. 218.

- S. 232/Z. 6 15. Juni 1942, Version A, S. 218.
- S. 232/Z. 19 25. Sept. 1942, Version B, S. 287.
- S. 234/Z. 27 In: Frank, Anne: Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus. Frankfurt 1982, S. 71.
- S. 235/Z. 26 8. Juli 1942, Version B, S. 250.
- S. 244/Z. 2 8. Juli 1942, Version A, S. 264.
- S. 245/Z. 28 8. Juli 1942, Version A, S. 251.
- S. 248/Z. 18 9. Juli 1942, Version B, S. 255.
- S. 252/Z. 21 27. März 1943, Version B, S. 403.
- S. 254/Z. 3 »Mittagspause«, 5. Aug. 1943, in: Frank, Anne: Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus.
- S. 254/Z. 22 Ebenda.
- S. 255/Z. 30 15. Juni 1943, Version B, S. 419.
- S. 255/Z. 32 »Die Freiheit im Hinterhaus«, 6. Aug. 1943, Frank, Anne: Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus; 15. Juni 1943, Version B, S. 419.
- S. 256/Z. 28 29. Sept. 1942, Version B, S. 302.
- S. 257/Z. 14 27. Sept. 1942, Version A, S. 303.
- S. 257/Z. 31 28. Jan. 1944, Version B/C, S 541; 2. Mai 1943, Version A, S. 410.
- S. 260/Z. 8 28. Jan. 1944, Version A, S. 541.
- S. 260/Z. 17 11. Juli 1943, Version B, S. 421
- S. 261/Z. 14 18. Okt. 1942, Version A, S. 335.
- S. 261/Z. 19 13. Jan. 1943, Version B, S. 384.
- S. 261/Z. 25 27. April 1943, Version B, S. 409.
- S. 261/Z. 30 14. März 1944, Version A, S. 606.
- S. 262/Z. 16 11. Nov. 1943, Version B, S. 479.
- S. 262/Z. 24 3. April 1944, Version A, S. 666.
- S. 262/Z. 33 14. März 1944, Version A, S. 607.
- S. 263/Z. 4 11. Juli 1942, Version B, S. 258.
- S. 263/Z. 9 29. Okt. 1943, Version B, S. 475.
- S. 264/Z. 8 20. Nov. 1942, Version B, S. 371.
- S. 264/Z. 24 21. Sept. 1942, Version A, S. 279.
- S. 264/Z. 33 20. Nov. 1942, Version B, S. 371.
- S. 265/Z. 25 25. Sept. 1942, Version A, S. 285.
- S. 267/Z. 6 25. Sept. 1942, Version A, S. 286.

- S. 268/Z. 1 15. Juni 1942, Version A, S. 228.
- S. 268/Z. 24 25. Sept. 1942, Version A, S. 286.
- S. 270/Z. 2 20. Okt. 1942, Version A, S. 337.
- S. 271/Z. 5 29. März 1944, Version A, S. 658.
- S. 272/Z. 9 7. Aug. 1943, Version B, S. 443.
- S. 273/Z. 5 22. Jan. 1944, Version A (Annes Kommentar zu ihrer Eintragung vom 10. Nov. 1942), S. 357.
- S. 278/Z. 7 28. Nov. 1942, Version B, S. 372.
- S. 278/Z. 18 11. Juli 1943, Version A, S. 425.
- S. 279/Z. 19 15. April 1944, Version A, S. 690.
- S. 284/Z. 23 4. Okt. 1942, Version A, S. 317.
- S. 284/Z. 26 20. März 1944, Version A, S. 630.
- S. 285/Z. 9 11. Juli 1943, Version B, S. 421.
- S. 285/Z. 13 20. Juni 1942, Version A, S. 227.
- S. 285/Z. 18 6. April 1944, Version A, S. 671.
- S. 285/Z. 22 8. Nov. 1943, Version A, S. 480.
- S. 286/Z. 9 28. Jan. 1944, Version B, S. 538.
- S. 286/Z. 20 11. Juli 1943, Version B, S. 421.
- S. 286/Z. 30 27. März 1943, Version B, S. 403.
- S. 287/Z. 3 6. April 1944, Version A, S. 671.
- S. 287/Z. 27 15. Juli 1944, Version A, S. 785.
- S. 287/Z. 34 15. Juli 1944, Version A, S. 786.
- S. 288/Z. 18 17. März 1944, Version A, S. 620.
- S. 288/Z. 27 18. Okt. 1942, Version A, S. 333.
- S. 289/Z. 24 16. Mai 1944, Version A, S. 740.
- S. 292/Z. 17 14. Aug. 1942, Version A, S. 270.
- S. 293/Z. 17 3. Okt. 1942, Version A, S. 314.
- S. 293/Z. 25 3. Okt. 1942, Version A, S. 314.
- S. 294/Z. 5 15. Juli 1944, Version A, S. 782.
- S. 294/Z. 18 2. April 1943, Version B, S. 407.
- S. 294/Z. 26 22. Jan. 1944, Version A, S. 529.
- S. 295/Z. 14 7. Mai 1944, Version A, S. 722.
- S. 295/Z. 20 7. Nov. 1942, Version B, S. 348.
- S. 295/Z. 29 7. Nov. 1942, Version B, S. 345.
- S. 296/Z. 23 17. März 1944, Version A, S. 621.
- S. 297/Z. 13 12. Jan. 1944, Version B, S. 520.

- S. 297/Z. 22 7. Nov. 1942, Version B, S. 348.
- S. 298/Z. 12 7. Nov. 1942, Version B, S. 349.
- S. 299/Z. 6 2. Jan. 1944, Version B, S. 504 f.
- S. 300/Z. 10 24. Dez. 1943, Version A und C, S. 499.
- S. 303/Z. 3 8. Febr. 1944, in: Anne Frank Tagebuch. Ergänzte Ausgabe. Frankfurt am Main 2001.
- S. 303/Z. 11 8. Febr. 1944, in: Anne Frank Tagebuch. Ergänzte Ausgabe. Frankfurt am Main 2001.
- S. 306/Z. 12 24. Dez. 1943, Version A, S. 499.
- S. 306/Z. 16 8. Febr. 1944, in: Anne Frank Tagebuch. Ergänzte Ausgabe. Frankfurt am Main 2001.
- S. 307/Z. 9 20. Nov. 1942, Version B, S. 371.
- S. 307/Z. 14 6. Jan. 1944, Version A, S. 517.
- S. 307/Z. 30 6. Jan. 1944, Version A, S. 517.
- S. 308/Z. 10 14. Okt. 1942, Version A, S. 327.
- S. 308/Z. 19 18. Febr. 1944, Version A, S. 566.
- S. 308/Z. 25 2. Sept. 1942, Version A, S. 273.
- S. 308/Z. 25 3. Okt. 1942, Version A, S. 315.
- S. 308/Z. 26 14. Aug. 1942, Version A, S. 261.
- S. 312/Z. 5 2. März 1944, Version A, S. 583.
- S. 312/Z. 16 12. März 1944, Version A, S. 603.
- S. 312/Z. 18 15. März 1944, Version A, S. 618.
- S. 312/Z. 19 16. April 1944, Version A, S. 691.
- S. 312/Z. 25 28. April 1944, Version A, S. 708.
- S. 312/Z. 33 Ebenda.
- S. 313/Z. 18 3. Mai 1944, Version A, S. 714.
- S. 314/Z. 2 26. Mai 1944, Version A, S. 751.
- S. 314/Z. 9 2. Mai 1943, Version A, S. 359.
- S. 314/Z. 10 26. Mai 1944, Version A, S. 751.
- S. 314/Z. 13 26. Juli 1943, Version A, S. 430.
- S. 315/Z. 29 28. Okt. 1942, Version A, S. 340.
- S. 316/Z. 24 26. Okt. 1942, Version A, S. 339.
- S. 316/Z. 29 9. Okt. 1942, Version B, S. 321.
- S. 317/Z. 9 19. Nov. 1942, Version B, S. 369.
- S. 317/Z. 26 19. Nov. 1942, Version B, S. 369. Anne schrieb diesen Eintrag im Frühjahr 1944.

- S. 317/Z. 27 29. Dez. 1943, Version A, S. 502.
- S. 318/Z. 15 29. März 1944, Version A, S. 663, bzw. 31. März 1944 in:
Ergänzte Ausgabe.
- S. 318/Z. 24 29. Okt. 1942, Version B, S. 342.
- S. 319/Z. 21 8. Nov. 1943, Version B, S. 480.
- S. 319/Z. 30 27. April 1943, Version B, S. 408.
- S. 321/Z. 8 5. Juni 1944, Version A, S. 755.
- S. 321/Z. 30 3. Nov. 1943, Version B, S. 477.
- S. 322/Z. 8 5. Aug. 1943, Version B, S. 441. Zum Einsatz des Staub-
saugers vgl. auch 3. Nov. 1943, Version B, S. 477.
- S. 322/Z. 26 12. Dez. 1942, Version B, S. 380.
- S. 323/Z. 12 30. Sept. 1942, Version A, S. 308.
- S. 323/Z. 15 15. Okt. 1942, Version A, S. 330 f.
- S. 323/Z. 23 1. Okt. 1942, Version B, S. 308.
- S. 324/Z. 27 27. Febr. 1943, Version B, S. 391.
- S. 326/Z. 17 29. März 1944, Version A, S. 659.
- S. 327/Z. 8 9. April 1944, Version A, S. 682.
- S. 327/Z. 9 9.(11.) April 1944, Version A, S. 677.
- S. 327/Z. 10 9. April 1944, Version A, S. 682.
- S. 328/Z. 1 29. März 1944, Version A, S. 661.
- S. 328/Z. 7 22. Mai 1944, Version A, S. 746.
- S. 328/Z. 15 11. April 1944, Version A, S. 684.
- S. 328/Z. 19 9. Okt. 1942, Version B, S. 324.
- S. 329/Z. 6 8. Nov. 1943, Version B, S. 481.
- S. 330/Z. 3 26. Mai 1944, Version A, S. 749.
- S. 330/Z. 17 23. März 1944, Version A, S. 615.
- S. 330/Z. 34 8. Nov. 1943, Version B, S. 480.
- S. 331/Z. 4 8. Nov. 1943, Version B, S. 480.
- S. 331/Z. 15 17. Nov. 1943, Version B, S. 485.
- S. 331/Z. 20 17. Nov. 1943, Version B, S. 485.
- S. 331/Z. 23 1. April 1943, Version B, S. 405.
- S. 332/Z. 24 17. April 1944, Version A, S. 695.
- S. 333/Z. 16 11. April 1944, Version A, S. 681.
- S. 333/Z. 24 25. Mai 1944, Version A, S. 748.
- S. 334/Z. 4 10. Aug. 1943, Version A, S. 457.
- S. 336/Z. 5 21. Aug. 1942, Version B, S. 271.

- S. 337/Z. 9 11. Mai 1944, Version A, S. 735.
 S. 337/Z. 15 15. Juni 1943, Version B, S. 418.
 S. 337/Z. 23 4. März 1943, Version B, S. 392.
 S. 337/Z. 25 25. April 1944, Version A, S. 703.
 S. 338/Z. 15 16. Sept. 1943, Version B, S. 468.
 S. 340/Z. 14 26. Mai 1944, Version A, S. 750.
 S. 340/Z. 32 1. Okt. 1942, Version A, S. 312.
 S. 341/Z. 15 19. Mai 1944, Version A, S. 741.
 S. 345/Z. 10 21. Juli 1944, Version A, S. 787.
 S. 348/Z. 28 13. Juni 1944, Version A, S. 766.
 S. 349/Z. 12 14. April 1944, Version A, S. 686.
 S. 349/Z. 16 23. Febr. 1944, Version A + B, S. 572.
 S. 354/Z. 1 11. April 1944, Version A, S. 684.
 S. 354/Z. 27 3. Okt. 1942, Version A, S. 315.
 S. 354/Z. 31 29. Okt. 1942, Version B, S. 343.
 S. 355/Z. 6 7. März 1944, Version A, S. 593.
 S. 355/Z. 15 29. Dez. 1943, Version A, S. 502.
 S. 355/Z. 23 30. Jan. 1944, Version A, S. 544.
 S. 355/Z. 28 11. April 1944, Version A, S. 683.
 S. 356/Z. 7 23. Febr. 1944, Version A, S. 573.
 S. 356/Z. 13 8. Nov. 1943, Version A, S. 484.
 S. 356/Z. 18 11. April 1944, Version A, S. 683.
 S. 356/Z. 24 11. April 1944, Version A, S. 683.
 S. 356/Z. 30 27. Dez. 1943, Version A, S. 500.
 S. 356/Z. 33 3. Nov. 1943, Version A, S. 476.
 S. 357/Z. 20 11. April 1944, Version A, S. 684.
 S. 357/Z. 25 13. Juni 1944, Version A, S. 765.
 S. 357/Z. 27 6. Juli 1944, Version A, S. 776.
 S. 358/Z. 4 12. März 1944, Version A, S. 604.
 S. 373/Z. 27 11. April 1944, Version A, S. 684.
 S. 379/Z. 20 27. Nov. 1943, Version B, S. 487 f.
 S. 385/Z. 2 12. Febr. 1944, Version A, S. 554.
 S. 385/Z. 27 24. Dez. 1943, Version A, S. 496 f.
 S. 386/Z. 3 30. Jan. 1944, Version A, S. 544.
 S. 386/Z. 19 12. Jan. 1944, Version B, S. 524.
 S. 386/Z. 34 21. Juli 1944, Version A, S. 788

- S. 387/Z. 24 15. Juli 1944, Version A, S. 781.
 S. 387/Z. 31 1. Aug. 1944, Version A, S. 791
 S. 388/Z. 11 3. Mai 1944, Version A, S. 714.
 S. 388/Z. 19 25. März 1944, Version A, S. 650.
 S. 388/Z. 28 5. April 1944, Version A, S. 670.
 S. 388/Z.33 11. Mai 1944, Version A, S. 735.
 S. 389/Z. 10 23. Febr. 1944, Version A, S. 573.
 S. 389/Z. 23 3. Mai 1944, Version A, S. 713.
 S. 389/Z. 27 1. April 1944, Version A, S. 684.

Quellen und Zitatnachweise

1 Die Rekonstruktion der Ereignisse vor und während der Verhaftung am Vormittag des 4. August 1944 verstehen sich als möglichst authentische Annäherung an die tatsächlichen Geschehnisse und basieren auf folgenden Quellen:

Interviews mit Miep Gies 1997-2007;

polizeiliche Vernehmung von Karl Josef Silberbauer, März 1964, «Protokoll der staatl. Kriminalpolizei» Amsterdam. Doc. I, K. J. Silberbauer; polizeiliche Vernehmung von Johannes Kleiman, 12. Jan. 1948, MvJ «Justizministerium», Strafakte W. G. van Maaren;

polizeiliche Vernehmung von W. G. van Maaren, 31. März 1948 und Okt. 1964, MvJ «Justizministerium», Strafakte van Maaren bzw. «Protokoll der staatlichen Kriminalpolizei» Amsterdam;

polizeiliche Vernehmung von Lammert Hartog, 20. März 1948, MvJ «Justizministerium», Strafakte W. G. van Maaren;

polizeiliche Vernehmungen von Otto Heinrich Frank, Dez. 1963, «Protokoll der staatlichen Kriminalpolizei» Amsterdam; alle Vernehmungsprotokolle befinden sich im Archiv des NIOD in Amsterdam;

Akte Silberbauer, Karl, Simon Wiesenthal Archiv, Wien;

Akte Karl Silberbauer, Archiv der Republik, in: österreichisches Staatsarchiv, Wien;

Eidesstattliche Erklärungen von Miep Gies und Bep Vöskuijl vom 5. Juni 1974, AFS;

Paape, Harry: Die Verhaftung, in: NIOD: Die Tagebücher der Anne Frank.

Vollständige, textkritische, kommentierte Ausgabe, aus dem Niederländischen von Mirjam Pressler, Frankfurt am Main 1988;

Shapiro, Eda / Kardonne, Rick: Victor Kugler. *The Man Who Hid Anne Frank*. Jerusalem 2008.

Gies, Miep und Gold, Alison: *Meine Zeit mit Anne Frank*, Bern und München 1987. Neuauflage 2009.

Eigentumsverhältnisse Prinsengracht 263, Katasteramt Amsterdam, nr. 3305/4;

Victor Kugler an Ernst Schnabel, Brief vom 17. Sept. 1957, AFS;

Interview mit Jan Gies, in: *Televizier magazine* vom 7. Mai 1977;

«Blik in de afgrond. Maarten Kuiper, misdadiger van de Euterpestraat», in: *Elseviers Weekblad* vom 29. Nov. 1947;

Interview mit Joop van Wijk (Sohn von Bep Voskuijl), 16. Mai 2007; Interview mit Paul Gies, 18. Mai 2007.

2 Otto Frank, Johannes Kleiman und Victor Kugler gaben nach dem Krieg übereinstimmend zu Protokoll, dass sie am Tag der Verhaftung vier Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes wahrnahmen. Ob sie recht hatten, lässt sich nicht mehr feststellen.

3 Wie viele Lagerarbeiter neben Lagerleiter Willem van Maaren und seinem Helfer Lammert Hartog am 4. August 1944 Dienst taten, ist ungeklärt. Miep Gies spricht in ihrem Buch davon, dass nach der Verhaftung noch zwei Arbeiter zugegen waren, die von dem Versteck im Hinterhaus nichts gewusst hatten. Demnach müssten – Willem van Maaren und Lammert Hartog eingerechnet – vier Arbeiter anwesend gewesen sein.

4 Sicher ist, dass Bep Voskuijl die Prinsengracht nach Eintreffen des Sicherheitsdienstes verliess – im Auftrag von Johannes Kleiman. Unklar ist hingegen, wann sie wiederkam. Während sie in ihrer eidesstattlichen Versicherung vom Juni 1974 zu Protokoll gab, noch am selben Tag, gegen fünf Uhr, zurückgekommen zu sein, soll sie ihren Kindern versichert haben, sich erst am nächsten Morgen wieder zur Arbeit gewagt zu haben. Miep Gies hingegen erzählte immer wieder, selbst noch im Verlauf des 4. August ins Hinterhaus gegangen zu sein. Und immer gab sie an, Annes Tagebuchaufzeichnungen gemeinsam mit Bep gefunden zu haben. Diese Unklarheit än-

dert nichts an der Tatsache, dass Bep und Miep gemeinsam beschlossen, die Tagebücher und losen Blätter in Mieps Schreibtischschublade aufzubewahren.

5 Edith Frank führte für Anne ein *Merkbuch für unser Baby*, für Margot ein *Merkbuch für das Leben unseres Kindes*. Beide Alben werden im Archiv der Anne Frank Stiftung (AFS), Amsterdam, aufbewahrt. Weitere Informationen zur Rekonstruktion von Anne Franks ersten Lebensjahren in Frankfurt lieferten Gertrud Trenz-Naumann, Iet Swillens, Hilde Stab und Buddy Elias. Dr. Jürgen Steen vom Historischen Museum Frankfurt half soziale, politische und familiäre Zusammenhänge zu klären.

6 Kati Stilgenbauer an Otto Frank, Brief vom 24. Febr. 1952, AFS.

7 Otto Frank im Gespräch mit Arthur Unger, unveröffentl. Interview, Febr. 1977.

8 Alice Frank-Stern an Otto Frank, zit. nach Pressler, Mirjam: Grüsse und Küsse an alle. Die Geschichte der Familie von Anne Frank. Frankfurt 2009.

9 Otto Frank zu Jean Schick-Grossman, in: Schick-Grossman, Jean: The story within her story, ca. 1950, AFS.

10 Otto Frank an Leni Frank, Brief vom 21. Juli 1917, AFS.

11 Otto Frank an die Veteranen des Lessing-Gymnasiums, 33. Kriegsbericht, Juli 1918, Lessing-Gymnasium, Frankfurt.

12 Lebenslauf Otto Frank, in: Entschädigungsakte Frank, Otto Heinrich, W 22054, Hess. Hauptstaatsarchiv, Wiesbaden.

13 Zit. nach Treitschke, Heinrich von: Unsere Aussichten, in: Preussische Jahrbücher, Nov. 1879.

14 Otto Frank zu Arthur Unger, Febr. 1977; Pressler: Grüsse und Küsse.

15 Buddy Elias, Basel, erklärte die Geschichten um die «beiden Paulas» und die Mäuse und die Abkürzung «I».

16 Monica Smith, New York, Interviews 1998 und 2011.

17 Otto Frank zu Jean Schick-Grossmann, a.a.O.

- 18** Edith Frank-Holländer an Gertrud Naumann, Brief vom 27. Jan. 1935. Gertrud Trenz-Naumanns Nachlass wird von ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn verwaltet. Darin befinden sich auch alle weiteren Briefe von Edith sowie jene von Otto Frank und Alice Frank-Stern an Gertrud Naumann.
- 19** Otto Franks Korrespondenz gehört dem *Anne Frank Fonds*. 2012 hat der Vorstand entschieden, die Briefe als Bestandteil des Anne Frank Fonds Basel (AFF) dem Jüdischen Museum der Stadt Frankfurt am Main zu übergeben. Kopien des Konvoluts befinden sich in der AFS, Amsterdam.
- 20** J. M. Frank. *Mémoire du Style*. Paris 1998.
- 21** «Verordnung zum Schutze des deutschen Volkes», Reichsgesetzblatt vom 4. Febr. 1933.
- 22** Handschriftl. Aufzeichnungen des Gen.Lt. Liebmann über die Ausführungen des Reichskanzlers Hitler vor den Befehlshabern des Heeres und der Marine vom 3. Febr. 1933; Thilo Vogelsang (Hg.), in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 2,1954.
- 23** Otto Frank an Helene Frank, Brief vom Mai 1917, a.a.O.
- 24** Zit. nach: Rosenstrauch, Hazel (Hg.) : *Aus Nachbarn werden Juden*. Berlin 1988.
- 25** Frankfurter Israelitisches Gemeindeblatt, Nr. 8,11. Jg., Frankfurt am Main, April 1933.
- 26** Reichsgesetzblatt 1933,1, S. 175,188, 222, 225.
- 27** Heine, Heinrich: *Almansor*, in: *Windfuhr, Manfred/Heinrich-Heine-Institut (Hg.): Heinrich Heine. Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Werke, Bd. V, Hamburg 1994.*
- 28** Informationen über die *Pomosin-Werke* Frankfurt, *Opekta Köln* und *Rohstoff-Verkehrs A. G. Glarus (Rovag)* stammen von Ulrich Feix (Interviews Juni 2007-Dez. 2011), Korrespondenz mit Jürgen Weise, Stiftung Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv zu Köln (April 2007); Klageschrift vor dem Landgericht Frankfurt am Main, Aktennotiz Robert Feix vom 10. Mai 1955, Robert Feix gegen Konservenfabrik und Trocknungs-

werke Hessenland GmbH. u. a. vom 31. Dez. 1937, beides: Privatarchiv (PA) Ulrich Feix, Innsbruck.

29 Interview mit Frans Hofhuis, Hilversum, 15. Mai 2007.

30 Otto Frank an Erich Elias, Brief vom 5. Aug. 1933, zit. aus: Rechtsanwalt Rudolf Nelken an Robert Feix, Brief vom 2. Nov. 1954, PA Feix.

31 Aktennotiz nach Gespräch zwischen Rechtsanwalt Joachim Rieke und Herrn Sauerbrey, beide *Pomosing-Werke*, Otto Frank und Johannes Kleiman im Dez. 1941, Kopie: AFS.

32 Otto Frank an Erich Elias, Brief vom 5. Aug. 1933, AFS.

33 In: Nelken an Feix, a.a.O.

34 Eidesstattlich versicherter Lebenslauf Otto Frank, in: Entschädigungsakte Frank, Otto Heinrich, W 22054, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.

35 Die Vermieterin hiess Marianne van Buren.

36 Interview mit Miep Gies.

37 Otto Frank an Helene Frank, Brief vom 28. Febr. 1916, AFF.

38 Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 21. Juli 1916, ebd.

39 Informationen über die Familie Holländer: PA Eduardo M. Fraifeld, Danville, VA, und Monica Smith, New York; Archiv der Victoriaschule, Aachen.

40 Otto Frank zu Jean Schick-Grossman.

41 Juliane Duke, *The New York Times*, 11. Juni 1989; Interview mit Barbara Rodbell-Ledermann, 5. März 1997.

42 Interview mit Elfriede «Fritzi» Frank-Markovits, 1997.

43 Edith Frank an Gertrud Naumann. Brief vom 23. Juli 1934.

44 Die erste Montessorischule Amsterdams war eine Privatinitiative und wurde bereits 1917 ins Leben gerufen. Zwischen 1926 und 1940 wurden dann insgesamt zehn öffentlich-rechtliche Montessori-Grundschulen (mit den Nummern 1-10) gegründet.

45 Interviews mit Hannah Pick-Goslar, Juli 1997. Auch Barbara Rodbell-Ledermanns Erinnerungen haben dazu beigetragen, diese Periode zu rekonstruieren.

46 Interview mit Anna Harting, Juli 1997.

47 Maurer, Trude: Auch ein Weg als Deutscher und Jude: Hans Goslar (1889-1945). Berlin 1990.

48 Otto Frank an Helene Frank-Elias, Brief vom 26. Nov. 1945, AFS.

49 Nach Informationen der Historikerin Erika Prins, AFS. Erinnerungen an Ediths Schwierigkeiten mit der holländischen Sprache stammen auch von Jacqueline Sanders-van Maarsen (zahlreiche Interviews und Briefwechsel, 1996-1998). Laureen Nussbaum (Interview April 1997, Briefwechsel 1997-2012) erzählte vom Leben deutscher Emigrantenkinder in Holland.

50 Edith Frank an Familie Hofhuis, undatierter Brief (ca. 30. Juni 1935), Privatbesitz Frans Hofhuis, Hilversum.

51 Archiv des Lessing-Gymnasiums, Frankfurt am Main; Archiv der Victoriaschule, Aachen.

52 Interviews mit Kitty Egyedi, 1997-1998. Damals bat Kitty mich, ihre Identität zu schützen und ihren Nachnamen nicht zu nennen. Daran hielt ich mich. Inzwischen wurde ihr Name mehrfach veröffentlicht, u. a. in: Anne Frank Stiftung (Hg.): In Anne Franks Haus. Eine bebilderte Reise durch Annes Welt. Amsterdam 1999. Frankfurt am Main 2004.

53 Lt. Reisepass von 1969 mass Otto Heinrich Frank 1,74 Meter. AFS.

54 zit. nach: Harry Paape: «... zugezogen aus Frankfurt am Main», in: NIOD: Die Tagebücher der Anne Frank. Vollständige, textkritische, kommentierte Ausgabe. Frankfurt am Main 1988, S. 9.

55 Aktennotiz Feix, a.a.O.

56 Sammlung Victor Kugler, AFS.

57 Interviews Miep Gies, Informationen Gerlof Langerijs.

58 Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 1. Sept. 1945, AFS. AFF.

- 59** Stephan Elias an seine Familie in Basel, undatierter Brief, ebd.
- 60** Margot Frank an Stephan Elias, Brief vom 20. Dez. 1936, AFF.
- 61** Irma an Ilse Holländer, undat. Brief, Privatbesitz Eduardo M. Fraiefeld, Virginia.
- 62** Rekonstruktion der Ereignisse nach PA Fraiefeld.
- 63** Margot Frank an Edith Jacobsohn, Postkarte vom 23. Dez. 1935, AFF.
- 64** Interviews mit Buddy Elias; Briefwechsel mit Gerard Spitzer, Okt. 1997.
- 65** Anne Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 30. Juli 1941, AFS.
- 66** Anne Frank an Familie Elias, Brief vom 30. Juli 1941, AFS.
- 67** Edith Frank an Gertrud Naumann, Brief vom 22. Dez., vermutl. 1937.
- 68** Entschädigungsantrag Walter Holländer an die Stadt Aachen, 1. August 1954, in: Archiv der Bezirksregierung Düsseldorf, Amt für Wiedergutmachung. Dort befindet sich auch Julius Holländers Entschädigungsantrag.
- 69** Jüdische Häftlinge im KZ Sachsenhausen 1936-1945. Ausstellung Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen. Oranienburg 1995.
- 70** Zit. nach: Breitman, Richard/Kraut AlanM.: American Refugee Policy and European Jewry 1933-45. Bloomington 1987.
- 71** Departement van Justitie aan Procureur-Generaal, fgd. Directeur van Politie te Amsterdam, Schreiben vorn 17. Nov. 1938. Archief van de Procureur-General aan het Gerechtshof te Amsterdam, 1930-1939, arch.nr. 307, inv.nr. 102, in: Noordhollands Archief, Haarlem.
- 72** Nach de Jong, Loe: Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog, del I, Voorspel. Den Haag 1969. S. 485-486.
- 73** Kopie von Walter Holländers Entlassungsschein, 1. Dez. 1938, in: Wiedergutmachungsakte Holländer, Walter. Original-Entlassungsliste vom 28. Nov. 1938 im Sonderarchiv zur Dokumentation für Naziverbrechen, Moskau.

74 *De IJzeren Garde*, Abschrift Amsterdam 1942, NIOD DOC II1060, Amsterdam.

75 Fussman, Cal: A Date With History. Milly Stanfield, The Woman Who Would Have Saved Anne Frank, in: *Newsday*, 16. März 1995.

76 Weisung Adolf Hitlers im Rahmen des Einmarschbefehls vom 11. März 1938, in: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof, Nürnberg, 14. Nov. 1945 – 1. Okt. 1946. Band XXXIV. Nürnberg 1949. S. 336.

77 Entschädigungsakte Walter Holländer.

78 Schriftliche Ausgangsgenehmigung vom 14. Dez. 1939, ebd.

79 Grundakte des königlichen Amtsgerichts zu Aachen, Band 169, Blatt 6724, Amtsgericht Aachen.

80 PA Eduardo M. Fraifeld.

81 Passagierliste vom 25. März 1939, New York Passenger and Crew Lists 1897-1957, in: Records of the Immigration and Naturalization Service, National Archives, Washington, D. C., Microfilm T715-6307.

82 Entschädigungsakte Julius Holländer.

83 Bescheinigung der Deutschen Golddiskontbank an den Oberstadtdirektor der Stadt Aachen, 28. Okt. 1955, ebd.

84 Grundakten des königlichen Amtsgerichts Aachen, Band 202, Blatt 8042, Amtsgericht Aachen.

85 Beglaubigte Abschrift, Seite 43 der Grundbuchakte Band 169, Blatt 6724, ebd.

86 Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom Dez. 1938, AFF.

87 Lt. Stempel in ihrem Reisepass reiste Rosa Holländer am 24. März 1939 nach Amsterdam. Julius Holländer wurde am 20. März 1939 am Merweplein 37 angemeldet. Karteisystem der Fremdenpolizei 1930-1971, GAA 5225 Archief van de Politie, inv.nrs. 3859-4140. Beide Informationen: AFS.

- 88** Edith Frank-Holländer an Willi und Hedda Eisenstaedt, Brief vom 24. Dez. 1937; Informationen über H. Eisenstaedt: Hedda Eisenstaedt an Otto Frank, Brief vom 16. Juni 1963, beides AFS.
- 89** Otto Frank an Nathan Straus, Brief vom 30. April 1941, Otto Frank File, YIVO Institute for Jewish Research, New York, ©: AFF.
- 90** Aktennotiz R. Feix, 10. Mai 1955, a.a.O.
- 91** Margot Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 2. Dez. 1937, AFS.
- 92** Otto Frank an Nathan Straus, ebd.
- 93** Edith Frank an Gertrud Naumann, Brief vom 22. Dez. 1937; Edith Frank an Gertrud Naumann, a.a.O.
- 94** Dem Antwortschreiben des US-Konsulats, Rotterdam, vom 25. April 1939 auf H. van Pels' Antrag auf Einreise in die USA ist zu entnehmen, dass «[...] Ihre Namen auf die Warteliste gesetzt wurden. [...] Schreiben Sie uns nicht. Wir kontaktieren Sie, wenn Sie an die Reihe kommen. Aufgrund der herrschenden Nachfrage ist der Zeitpunkt nicht absehbar.» Sammlung van Pels, AFS.
- 95** Otto Frank an Trude Heymann, Brief vom 29. Nov. 1963, AFS.
- 96** Nach Informationen von Erika Prins, AFS.
- 97** Dorothea Zucker-Franklin im Gespräch mit Erika Prins, AFS.
- 98** Otto Frank an Anne Frank, Brief vom 12. Mai 1939, zit. nach: Die Tagebücher der Anne Frank. Vollständige, textkritische, kommentierte Ausgabe. Frankfurt am Main 1988; 19. Juni 1942, Version A.
- 99** Edith Frank-Holländer an Willi und Hedda Eisenstaedt, ebd.
- 100** Margot Frank an Betty Anne Wagner, Brief vom 27. April 1940, Anne Frank an Juanita Wagner, Brief vom 29. April 1940. Beide: Simon Wiesenthal Center, Museum of Tolerance, Los Angeles. Kopien AFS.
- 101** Fussman, Cal: A Date with History, a.a.O.

- 102** «[...] die Papiere wurden dort zerstört.» Otto Frank an Nathan Straus, Brief vom 30. April 1941, Otto Frank File, YIVO.
- 103** Zit. nach: De Jong, Loe / Stoppelman, Joseph W.E: *The Lion Rampant. The Story of Holland's Resistance to the Nazis.* New York 1943.
- 104** Otto Frank in einem Vortrag 1968, AFF.
- 105** Anne Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom Nov. 1940, AFS.
- 106** Aktennotiz vom Dez. 1941, a.a.O.
- 107** Vgl. Klemann, HeinA. M.: *Nederland 1938-1948. Economie en samenleving in jaren van oorlog en bezetting.* Amsterdam 2002.
- 108** Gies, Miep/Gold, Alison: *Meine Zeit mit Anne Frank.* Bern / München / Wien 1987. S. 77 f.
- 109** Zur Frage der Lieferungen von *Pectacon* an die Wehrmacht vgl. auch: Barnouw, David/v. d. Stroom, Gerrold: *Wer verriet Anne Frank?* Münster 2005. S. 23 ff.
- 110** NIOD, Dok. I. W. G. van Maaren. Zit. nach Barnouw/ v. d. Stroom, S. 26.
- 111** Dies haben sowohl Walter Scheinberger als auch Ulrich Feix in Interviews mit der Autorin (Juni 2007) bestätigt.
- 112** Miep und Jan Gies im Gespräch mit Harry Paape, NIOD, 27. Febr. 1985, Abschrift AFS.
- 113** A. C. Ahlers an österr. Innenministerium, Brief vom 15. Jan. 1964, in: Akte Karl Silberbauer, Archiv der Republik, österr. Staatsarchiv.
- 114** Das belegen die erhaltenen Listen der Zentralauftragsstelle für die besetzten Niederländischen Gebiete (ZAS_t), NIOD, in: Barnouw/ v. d. Stroom. S. 24.
- 115** Akte Lewinsohn, Arthur, Reg. Nr. 160.768, Entschädigungsbehörde Berlin.
- 116** Johannes Kleiman, ca. 1954. Privataarchiv Miep und Paul Gies.
- 117** Margot Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom Dez. 1940, AFS.

- 118** Paape, Harry: «... zugezogen aus Frankfurt», in: Die Tagebücher der Anne Frank, a.a.O.
- 119** Zit. nach niederländischer Originalfassung, Faksimile in: Sijes, B. A.: De Februari-Staking, 's-Gravenhage 1954.
- 120** «Verordnungsblatt für die besetzten niederländischen Gebiete», Verordnung 6 (über die Meldepflicht von Personen, die ganz oder teilweise jüdischen Blutes sind), St. 2 vom 10. Jan. 1941.
- 121** Presser, Jacob: The Destruction of the Dutch Jews. Dutton 1969.
- 122** Margot Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 22. Febr. 1941, AFF.
- 123** Sijes, B. A.: De Februari-Staking. 's-Gravenhage 1954.
- 124** Zu Tonny Ahlers vgl. auch Lee, Carol Ann: Otto Franks Geheimnis; Barnouw/v.d. Stroom: Wer verriet Anne Frank?
- 125** Zit. nach Schnabel, Ernst: Anne Frank. Spur eines Kindes. Ein Bericht. Frankfurt am Main 1958.
- 126** Otto Frank an das Büro für nationale Sicherheit (BNV), Brief vom 21. Aug. 1945, Dossier A. C. Ahlers, Nationaal Archief, Den Haag.
- 127** Informationen über «De Voortrekkers» von Hans van der Veen, Theater Instituut Nederland, und Gerlof Langerijs, Amsterdam. In der Hörspielabteilung des Senders arbeitete zu dieser Zeit auch Otto Franks Freund Abraham Cauvern – dort begegnete er aller Wahrscheinlichkeit nach Job Jansen. Cauvern nannte sich Albert und konnte mit Hilfe eines falschen Ausweises lange Zeit vertuschen, dass er Jude war.
- 128** Otto Frank an BNV, ebd.
- 129** Aus Ahlers' Sozialversicherungsakte. Zit. nach: Slot, Eric/Arnoldussen, Paul: Verrader Ahlers een lastpak en avonturier, in: *Het Parool*. 28. März 2002.
- 130** Der damals noch minderjährige Tonny Ahlers wurde am 20. März 1938, mittags um 12.15 Uhr, von der Militärpolizei im Polizeipräsidium Amsterdam abgeliefert. Er war in Zutphen aufgegriffen worden, wo er versucht hatte, seinem Leben wegen einer «Liebesgeschichte» ein Ende zu set-

zen. Um 13.45 Uhr holte sein Vater ihn von dort ab. Protokoll der Gemeindepolizei Amsterdam, in: Gemeentearchief Amsterdam, arch.-nr. 5225, inv.-nr. 3213. Mit Dank an Gertjan Broek, AFS.

131 Vgl. Carol Ann Lee. Sie beruft sich auf die CABR-Akte von Tonny Ahlers.

132 *Het Parool*, 28. März 2002.

133 Dies behauptete Tonny Ahlers in Briefen vom 27. Dez. 1963, 15. Jan. 1964 und 20. Dez. 1966, Akte Silberbauer, Karl, österr. Staatsarchiv.

134 Am 15. Dez. 1942, wirksam mit 4. Febr. 1943, liess Ahlers sich bei der Amsterdamer Handelskammer als alleiniger Eigentümer von «Petoma» eintragen. Geschäftsfeld: Handel mit Surrogaten, die «keinen besonderen Vertriebsvorschriften» unterliegen, die also auch ohne Coupons gehandelt werden konnten. Archiv der Karner van Koophandel Amsterdam, nr. 33059114. Gegenüber Carol Ann Lee soll Ahlers Ehefrau Martha auf Geschäftsbeziehungen zwischen *Opekta* bzw. *Gies & Co* und *Petoma* hingewiesen haben. Im Interview mit Gerlof Langerijs und der Autorin (3. Nov. 2006) war Martha Ahlers zurückhaltender. Petoma sei «nur eine Phantasie ihres Mannes gewesen, nichts Ernstes». Kontakt zu *Opekta* habe es nie gegeben.

135 Otto Frank an Nathan Straus, Brief vom 30. April 1941, in: Otto Frank File, YIVO.

136 Adam und Zofia Kukulski an Otto Frank, Brief vom 6. März 1946, AFS.

137 Incoming Passenger and Mail Ships, in: *The New York Times*, 5. April 1939.

138 Kopie des Entlassungsscheins, Entschädigungsakte Walter Holländer. Walter Holländer wird auf der Passagierliste der Volendam vom 17. Dezember geführt. New York Passenger and Crew Lists 1897-1957, in: Records of the Immigration and Naturalization Service, National Archives, Washington, D. C., microfilm T715-6430. Lt. *The New York Times* (Incoming Passenger and Mail Ships) kam Walter am 30. Dezember 1939 in New York an.

- 139** Boston Committee for Refugees an Susan Kramer, National Refugee Service, Brief vorn 16. Juni 1941, in: Otto Frank File, YIVO. 20 Dollar entsprechen nach heutigem Geldwert etwa 250 Dollar.
- 140** Boston Committee for Refugees an Susan Kramer, a.a.O.
- 141** Nachruf auf J. Hiatt, www.clarku.edu / alumni / clarknews / spring01 / memoriam.cfm.
- 142** Otto Frank an Julius und Walter Holländer, Brief vom 20. Aug. 1945, AFS.
- 143** *Time Magazine*, 4. April 1932.
- 144** Den Aufenthalt in Sils Maria belegt eine Postkarte von Nathan Straus an Erich Elias vom 23. Juli 1928: «We are very happy here with Otto and Edith.» Archiv der Straus Historical Society, Smithtown.
- 145** Interviews mit Joseph Nathan Straus, New York (April/Mai 2007), und Joan Adler, Straus Historical Society (April 2007).
- 146** *Time Magazine*, a.a.O.
- 147** Otto Frank an Nathan Straus, Brief vom 30. April 1941. Otto Frank sprach vom «American Jewish Joint Distribution Committee», der seit 1914 vor allem in Europa tätigen Hilfsorganisation US-amerikanischer Juden für ihre jüdischen Glaubensgenossen.
- 148** Lt. «Vermögensliste» der Zentralstelle für jüdische Auswanderung, undat., ca. Jan. 1942, in: Archiv des Höheren SS- und Polizeiführers (HSSPF, Archiv 77), inv.-nr. 239h, NIOD, Amsterdam.
- 149** Helen Sachs Straus an Augusta Mayerson, Brief vom 28. Mai 1941, Otto Frank File, YIVO.
- 150** Augusta Mayerson an Nathan Straus, Brief vom 3. Juni 1941, ebd.
- 151** Otto Frank an Julius Holländer, Brief vom 24. Nov. 1941, Privatarchiv Paul und Miep Gies, © AFF.
- 152** Breckinridge Long an die Mitarbeiter des State Departments, Memorandum vom 26. Juni 1940, zit. nach: www.pbs.org/wgbh/amex/holocaust/filmmore/reference/primary/barmemo.html

- 153** Israel, Fred L.: *The War Diary of Brenckinridge Long*. Nebraska 1966.
- 154** Otto Frank an Nathan Straus, Brief vom 30. April 1941.
- 155** Entschädigungsakte Frank, Otto Heinrich, W 22054, Hess. Hauptstaatsarchiv.
- 156** Aalders, Gerald, in: *Daily News*, 12. Okt.1997.
- 157** Anne Frank an Alice Frank-Stern und Familie Elias, undat. Brief, AFF. Auch die Briefzitate in der Folge entstammen dem AFF.
- 158** Tonbandaufzeichnung Eva Kämpfer, Privatbesitz Barbara Rodbell-Ledermann.
- 159** Nathan Straus an Otto Frank, Brief vom 1. Juli 1941, Otto Frank File, YIVO.
- 160** Otto Frank an Nathan Straus, Brief vom 8. Sept. 1941.
- 161** Ebd.
- 162** Augusta Mayerson an Helen Straus, Brief vom 12. Nov. 1941.
- 163** Otto Frank an Nathan Straus, Brief vom 8. Sept. 1941.
- 164** Otto Frank an Julius Holländer, Brief vom 24. Nov. 1941, Privatarchiv Paul und Miep Gies.
- 165** Otto Frank an Alice Frank-Stern, Postkarte vom 14. Sept. 1941, AFF.
- 166** Presser, Jacob: *The Destruction of the Dutch Jews*.
- 167** Otto Frank an Nathan Straus, Brief vom 8. Sept. 1941.
- 168** Zit. nach Lee: *Otto Franks Geheimnis*.
- 169** Otto Frank an Nathan Straus, Brief vom 12. Okt. 1941.
- 170** Julius Holländer an Nathan Straus, Brief vom 6. Okt. 1941.
- 171** Augusta Mayerson an Maurice Krinsky, Boston Committee for Refugees, Brief vom 17. Okt. 1941.

172 Otto Frank an Julius Holländer, Brief vom 24. Nov. 1941, Privatarchiv Paul und Miep Gies.

173 Die Darstellung stützt sich auf: Paape, Harry: Zugezogen aus Frankfurt; Barnouw, David (Hg.): Correspondentie van Mr. M. M. Rost van Tonningen, Deel II, mei 1942-mei 1945. Amsterdam 1993; Lee: Otto Franks Geheimnis; Recherche Gerlof Langerijs; Entschädigungsakte Frank, Otto Heinrich, W 22054, Hess. Hauptstaatsarchiv.

174 Helen Straus an Augusta Mayerson, handschriftl. Brief vom 12. Nov. 1941, Otto Frank File, YIVO.

175 Augusta Mayerson an Julius Holländer, Brief vom 12. Nov. 1941.

176 Interviews mit Wolfgang Scheinberger und Ulrich Feix; Bericht des Claims Resolution Tribunal, Zürich 24. Okt. 2002.

177 Zwar war R. Feix offiziell KZ-Häftling, doch gelang es ihm, die zuständigen Behörden von seinen «kriegswichtigen» Experimenten mit Pektin zu überzeugen, seine Forschungen offiziell in den Dienst der Nazis zu stellen und «Ausgang» aus Dachau zu bekommen. Für die Amerikaner stand er deshalb nach dem Krieg vorübergehend unter Kollaborationsverdacht.

178 Zit. nach dem Sitzungsprotokoll. Kopie AFS. Es handelte sich um den Pomosw-Mitarbeiter Heinrich Siegfried Sauerbrey und den Rechtsanwalt des Unternehmens, Joachim Rieke.

179 Aktennotiz vom 10. Mai 1955, PA Ulrich Feix.

180 Aktennotiz des *National Refugee Service* vom 11. Dez. 1941, Otto Frank File, YIVO. «application for Cuban visas for Otto Frank has been cancelled. [...] let Mrs. Straus know to take no action in view of present international situation.»

181 Wesentliche Informationen zum Alltags- und Schulleben 1941 / 42 lieferten Jetteke Frijda (mehrere Interviews 1997/1998), let Swillens, Hannah Pick-Goslar und Jacqueline Sanders-van Maarsen.

182 Margot Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 11. April 1942, AFF.

- 183** Otto Frank an Julius Holländer, Brief vom 24. Nov. 1941, Privatarchiv Paul und Miep Gies.
- 184** Ebd.
- 185** Interviews mit Lucia Hendriks-van Dijk, Dez. 1997 bis April 1998.
- 186** Das Gästebuch der Familie Ledermann befindet sich im Holocaust Memorial Museum, Washington. D. C.
- 187** Im Hinterhaus las Anne Frank jedoch Egmont. Vgl. Frank, Anne: *Moomezinnenboek. Tekstverzorging en inleiding door Gerrold van der Stroom*. Amsterdam 2004. S. 79-81.
- 188** Interview mit Laureen Nussbaum, a.a.O.
- 189** Joodse Raad voor Amsterdam an Otto Frank, 22. Dez.1941 und 25. Dez.1941, AFS.
- 190** *Het Joodse Weekblad*, Vol. 47,27. Febr. 1942, AFS. Recherche Anne Frank Stiftung.
- 191** Diese und alle weiteren antijüdischen Verordnungen zitiert nach dem jeweiligen «Verordnungsblatt für die besetzten niederländischen Gebiete», in: Presser, Jacob: *The Destruction of the Dutch Jews*.
- 192** Nach unveröffentlichtem Originaltext Anne Frank, undatiert. Das rosa Blatt gehört zu jenen fünf losen Seiten, die Otto Frank aus dem Tagebuchkonvolut entfernte. Siehe auch Kap. 8.
- 193** Die Rekonstruktion der Ereignisse vor dem Untertauchen stützt sich auf die vergleichende Auswertung der Erinnerungen von Hannah Pick-Goslar, Jacqueline Sanders-van Maarsen, Jetteke Frijda, Barbara Ledermann, Edward Silberberg und Miep Gies.
- 194** *Het Joodse Weekblad*, 12. Juni 1942.
- 195** Annes Anzeige bei der Polizeistation Pieter Aertsstraat wurde ins dortige Tagesprotokoll aufgenommen. Den entsprechenden Eintrag fand der Historiker J. Vis im Mai 1999 im Gemeentearchief Amsterdam.
- 196** Margot Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 11. April 1942, AFF.

- 197** Otto Frank an Julius Holländer, Brief vom 24. Nov. 1941, Privataarchiv Paul und Miep Gies, © AFF.
- 198** Interviews mit Edward «Helio» Silberberg, New Jersey, März 1997, in der Folge Briefwechsel.
- 199** Interviews mit Käthe Kitty Gokkel-Egyedi, 1997/1998.
- 200** Otto Frank an Familie Elias, Brief vom 4. Juli 1942, AFF.
- 201** Archiv des Niederländischen Roten Kreuzes, Den Haag; NIOD, Amsterdam; Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Berlin; Interviews mit Ernst Michaelis, Bushey, 2008-2012; Stadtarchiv Amsterdam.
- 202** Entschädigungsakte Goldschmidt, Werner, Reg. Nr. 355 793, Entschädigungsamt Berlin.
- 203** Victor Kugler an Ernst Schnabel, Brief vom 17. Sept. 1957, Kopie AFS.
- 204** Ebd.
- 205** Interview mit Frans Hofhuis, Hilversum, Mai 2007.
- 206** Otto Frank an Helene Elias, Postkarte vom 5. Juli 1942, AFF.
- 207** *Het Joodse Weekblad*, 14. Juli 1942, Faksimile in: Presser, Jacob: *The Destruction of the Dutch Jews*.
- 208** Zitiert nach Schoenberner, Gerhard: *Der gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa. 1933-1945*. Hamburg 1960.
- 209** «Ein Zimmer voller Träume». In: *Annes Welt*. Anne Frank Stiftung. Amsterdam 2010.
- 210** Interview mit Boudewijn Zwart, Glockenspielmeister der Stadt Amsterdam, Januar 1998, in der Folge Briefwechsel.
- 211** Interviews mit Paul Gies und Gerlof Langerijs, 2007-2011.
- 212** Victor Kugler an Ernst Schnabel, Brief vom Sept. 1957, A: Schnabel, Ernst, DLA Marbach.
- 213** Interviews mit Jacqueline Sanders-van Maarsen, a.a.O.

214 Ebd.

215 Blitz-König, Nanette: Präsentation vor dem argentinischen Senat. Juni 2011.

216 Zit. nach Originaltext Anne Frank, undatiert.

217 Erklärung Otto Frank, undatiert, AFS.

218 Die Informationen über Fritz Pfeffer, Charlotte Kaletta, Werner Pfeffer, Gustav und Ludwig Löwenstein stammen aus den Entschädigungsakten Pfeffer, Friedrich Fritz (172185), Pepper, Peter (172070), Löwenstein, Gustav (315990), alle: Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten Berlin, Abt. I, Entschädigungsbehörde, aus der Korrespondenz von Kaletta und der Familie Löwenstein, 1939-1941, AFS und aus der Ausstellung «Vielleicht ziehen auch wir weiter», Anne Frank Haus 2012.

219 Victor Kugler an Ernst Schnabel, Brief vom Sept. 1957, a.a.O.

220 Fritz Pfeffer an Charlotte Kaletta, Brief vom 15. Nov. 1942, AFS.

221 In den Jahren 1932/33 galt für das Sorgerecht nach Ehescheidungen der § 1635 BGB a. F. (gültig von 1900 bis 1938): «Ist die Ehe aus einem der in den §§1565 bis 1568 bestimmten Gründe geschieden, so steht, solange die geschiedenen Ehegatten leben, die Sorge für die Person des Kindes, wenn ein Ehegatte allein für schuldig erklärt ist, dem andern Ehegatten zu; sind beide Eltern für schuldig erklärt, so steht die Sorge für einen Sohn unter sechs Jahren oder für eine Tochter der Mutter, für einen Sohn, der über sechs Jahre alt ist, dem Vater zu. Das Vormundschaftsgericht kann eine abweichende Anordnung treffen, wenn eine solche aus besonderen Gründen im Interesse des Kindes geboten ist; es kann die Anordnung aufheben, wenn sie nicht mehr erforderlich ist. Das Recht des Vaters zur Vertretung des Kindes bleibt unberührt.» In: Rosenberg, Curt: Ehescheidungen und Eheanfechtungen nach deutschem und ausländischem Recht. Berlin 1931.

222 Nach seiner Emigration und bis zu seinem Tod nannte Werner Pfeffer sich Peter Werner Pepper.

- 223** Charlotte Kaletta an Leah Löwenstein, Brief vom 10. Juli 1939, AFS.
- 224** Details zum sogenannten Koppelzug aus Frankfurt am Main und Berlin vom 26.9.1942 liefern Kingreen, Monica/Scheffler, Wolfgang: Die Deportationen nach Raasiku bei Reval, in: Scheffler, W. / Schulle, D. (Hg.): Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden. München 2003.
- 225** Otto Frank zu Jean Schick-Grossman, a.a.O.
- 226** Margots naturwissenschaftliche Begabung bestätigte Jetteke Frijda, a.a.O.
- 227** Otto Frank zu Jean Schick-Grossman, a.a.O.
- 228** Victor Kugler an Ernst Schnabel, Brief vom Sept. 1957, a.a.O.
- 229** Die Angaben über Annes Lesestoff stammen von Otto Frank, 1945, AFF.
- 230** Otto Frank an Helene Elias-Frank, Brief vom 31. Aug. 1917, AFF.
- 231** Schriftliche Erklärung von Miep Gies, 3. Dez. 1997.
- 232** Otto Frank, Vortrag 1968, AFF.
- 233** Ebd.
- 234** Ernst Schnabel an Tutti Bermann-Fischer, Brief vom Dez. 1957, A: S. Fischer, DLA Marbach.
- 235** Otto Frank zu Jean Schick-Grossman, a.a.O.
- 236** Ebd.
- 237** Otto Frank, Vortrag 1968.
- 238** Otto Frank an Helene Frank, Briefe vom 31. Aug. 1917, 16. Juni 1918, 27. Juni 1918, AFF.
- 239** Kopien der Verlobungs- und Hochzeitsanzeige, PA Eduardo M. Fraifeld.
- 240** Ernst Schnabel an Rudolf Hirsch, Brief vom 27. Febr. 1958, A: S. Fischer, DLA Marbach.

- 241** Otto Franks Bruder Herbert erzählte diese Geschichte ungefähr 1975 Cor Suijk.
- 242** Schriftliche Erklärung von Miep Gies, 3. Dez. 1997.
- 243** Archiv des Niederländischen Roten Kreuzes, Den Haag; Entschädigungsakte Schiff, Lutz Peter, Reg. Nr. 270762, Entschädigungsamt Berlin.
- 244** Anne Frank an Basel, Brief vom Sommer 1942, AFF.
- 245** Otto Frank an Basel, undat. Brief, ca. 1945, AFS.
- 246** van Liempt, Ad: Kopfgeld. Bezahlte Denunziationen von Juden in den besetzten Niederlanden. München 2005; polizeiliche Vernehmung von Karl Josef Silberbauer, März 1964, «Protokoll der staatl. Kriminalpolizei» Amsterdam. Doc. I, K. J. Silberbauer, NIOD, Amsterdam. Umrechnungskurs nach: Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis. www.iisg.nl
- 247** Am 17. März 1942 um 10.50 Uhr brach in der Prinsengracht 263 ein Feuer aus. Das gab Victor Kugler eine halbe Stunde später bei der Polizeistation Marnixstraat zu Protokoll. In: Polizeiakten, Stadtarchiv Amsterdam. Mit Dank an Gerlof Langerijs.
- 248** Otto Frank an Yad Vashem, The Righteous among the Nations, Brief vom 10. Juni 1971, AFF.
- 249** Entschädigungsantrag Lewinsohn, Arthur, Reg. Nr. 160768, und Akte Lewinsohn, Sighilde Flora Franziska, geb. Albinger, Reg. Nr. 302.016, Entschädigungsamt Berlin.
- 250** Informationen zu M. A. Wessels: Interviews von Gerlof Langerijs mit Betty Polak-Wessels, René Wessels und Sonja Mouw-Wessels, 2009; Archivmaterial u.a.: Stadsarchieff Amsterdam, IISG, Instituut voor Sociale Geschiedenis Amsterdam, Nationaal Archief, beeldbank, Kadaster Amsterdam, Karner van Koophandel en Fabrieken Amsterdam.
- 251** Der Name M. A. Wessels findet sich nicht auf den erhaltenen Calmeyer-Listen (Erich Maria Remarque-Archiv, Osnabrück). Da diese Listen unvollständig überliefert sind, kann es trotzdem sein, dass Wessels Nach-

fahren sich richtig erinnern und er tatsächlich Calmeyers Hilfe erfuhr.

252 Stam, Dineke: «Ik was de inbreker», in: *Anne Frank Magazine*.

253 Von Martinus Siegers' Namen sind mehrere falsche Schreibweisen im Umlauf – Slegers, Schlegers, Slagers etc.

254 Polizeibericht vom 9./10. April 1944, AFS. Informationen über Cornelis den Boef in: Stadtarchiv Asterdam sowie van der Zee, Sytze: Vogelvrij. De Jacht op de Joodse Onderduiker. Amsterdam 2010.

255 Dass es möglicherweise Kontakt zwischen Martinus Siegers und dem Polizisten Gezinus Gringhuis gab, hat Carol Ann Lee herausgefunden. Siegers Name und Adresse standen in Gringhuis' Notizbuch, das nach Kriegsende als Beweismaterial gegen ihn sichergestellt wurde. In: Otto Franks Geheimnis. Der Vater von Anne Frank und sein verborgenes Leben. München 2005.

256 Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 1. Sept. 1945, AFS.

257 Victor Kuglers gefälschter Ausweis mit Ausstellungsdatum 19. Jan. 1944 befindet sich im Archiv der AFS.

258 Kugler im Interview mit Evelyn Wolfe, 1972, Abschrift AFS.

259 Vorladung an Victor Kugler, Postkarte vom 2.11.1943, AFS.

260 Zu dieser Charakterisierung von Bep Voskuijl kam auch Ernst Schnabel, in: A: Schnabel, Ernst, DL A Marbach.

261 Kleimans Tochter Jopie war in der Anne-Frank-Literatur bislang als Corry bekannt. Zu ihrem Missfallen erhielt sie diesen Namen, um Verwechslungen mit «Jopie» Jacqueline van Maarsen zu vermeiden.

262 Frau von Hoeve zu Ernst Schnabel, ca. 1957, A: Schnabel, Ernst, DLA Marbach.

263 Das Schicksal von Henderina Saartje Stoppelman und Kuno van der Horst klärte Gerlof Langerijs in Interviews mit Kunos Schwester Roze-marijn van der Horst (2007-2012).

264 Interview von Teresien da Silva und Erika Prins mit Wil v. d. Vennen-Voskuijl, 9. März 2006.

- 265** Dass Anne in ihrem Eintrag vom 11. Mai 1944 (Version A) auf Beps Schwester Hendrika Petronella Voskuijl anspielt, enthüllte David Barnouw. In: Barnouw, David: *Het Fenomeen Anne Frank*. Amsterdam 2012.
- 266** Personenkarte Voskuijl, Hendrika Petronella, Stadtarchiv Amsterdam.
- 267** Victor Kugler an Otto Frank, Brief vom Dez. 1963, AFF.
- 268** Polizeiliche Vernehmung von J. J. de Kok, 26. Nov. 1963, «Protokoll der staatl. Kriminalpolizei» Amsterdam, Doc I, K. J. Silberbauer. NIOD.
- 269** Polizeiarchiv Amsterdam
- 270** vertraulicher Bericht der Rijksrecherche vom 5. Feb., 1964, in: Österr. Staatsarchiv, ADR, Akte Silberbauer, 55936-18/66
- 271** A. C. Ahlers an österr. Innenministerium / Karl Silberbauer, Brief vom 15. Jan 1964, in: österr. Staatsarchiv, ebd.
- 272** Österr. Staatsarchiv, ebd.
- 273** polizeiliche Vernehmung v. L. Hartog, 20. März 1948, MvJ «Justizministerium», Strafakte W. G. van Maaren.
- 274** schriftliche Erklärung von Miep Gies vom 18. Dez. 1997.
- 275** polizeil. Vernehmung von Anna Genot-van Wijk, MvJ, «Justizministerium», Strafakte van Maaren, NIOD, Amsterdam.
- 276** schriftliche Erklärung von Miep Gies vom 3. Dez. 1997.
- 277** Victor Kugler an Otto Frank, Brief vom 4. Feb. 1944, AFS.
- 278** Protokoll der Vernehmung von Willy Paul Franz Lages am 6. Dez. 1963, in: Österr. Staatsarchiv, ADR, Akte K. Silberbauer. Zum Zeitpunkt seiner Vernehmung sass der zu lebenslanger Haft verurteilte Lages noch im Gefängnis.
- 279** polizeiliche Vernehmung von Karl Josef Silberbauer, März 1964, «Protokoll der staatlichen Kriminalpolizei» Amsterdam, Doc. I, K. J. Silber-

bauer, NIOD. 280 Victor Kugler an Ernst Schnabel, Brief vom Sept. 1957, A: Schnabel, DLA Marbach.

281 Franz Ledermann an seine Tochter Barbara, Brief vom 7. Juli 1943, PA Barbara Rodbell-Ledermann.

282 Otto Frank, Vortrag 1968.

283 Interviews mit Kitty Egyedi, a.a.O.; Rachel van Amerongen-Frankfoorder und Janny Brandes-Brilleslijper im Gespräch mit Willy Lindwer, in: Anne Frank. Die letzten sieben Monate, Dokumentarfilm 1988.

284 Jaldati/Rebling: Sag nie, du gehst den letzten Weg. Erinnerungen. Berlin 1986. S. 395.

285 Interview mit Elfriede Frank-Markovits, 1997.

286 Otto Frank an Leni Elias, Brief vom 14. Sept. 1945, Kopie AFS.

287 Statistik Lager Westerbork, NIOD, Amsterdam.

288 Archiv des KL Auschwitz, in: Czech, Danuta: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945. Reinbek 1989.

289 Lenie de Jong-van Naarden im Gespräch mit Willy Lindwer, a.a.O.

290 Eline Hoekstra im Gespräch mit Cor Suijk, Januar 1998.

291 Interviews mit Edward «Helio» Silberberg, a.a.O.

292 Tagebuch SS-Hauptsturmführer Prof. Dr. Dr. Kremer, Eintrag vom 2. Sept. 1942, in: Schoenberger, Gerhard: Der gelbe Stern. Hamburg 1960.

293 Interviews und Briefwechsel Max Stoppelman, April 1997 bis April 1998.

294 de Winter-Lewy, Rosa: Aan de Gaskamer ontsnapt. Het Satanswerk van de SS. Doetinchem 1945.

295 Archiv des KL Auschwitz, in: Czech, Danuta: Kalendarium Auschwitz-Birkenau.

296 Schriftl. Aussage von Lin Jaldati vom 5. April 1951, Kopien im Nachlass Jaldati/Rebling, Akademie der Künste, Berlin und AFS.

- 297** Jaldati / Rebling: Sag nie, a.a.O.
- 298** Schriftl. Aussage Lin Jaldati, a.a.O.
- 299** Interviews mit Nanette König-Blitz, São Paulo, 1997-2012; König-Blitz, Nanette: Präsentation vor dem argentinischen Senat, Juni 2011.
- 300** Rosa de Winter, a.a.O.
- 301** Informationen des Internationalen Roten Kreuzes, Bad Arolsen, 5. März 1964, in: Akte Karl Silberbauer, Österr. Staatsarchiv.
- 302** Nanette Blitz an Otto Frank, Brief vom 31. Okt. 1945, Kopie PA Nanette Blitz-König, Original AFS.
- 303** Interviews mit Hannah Pick-Goslar, a.a.O.
- 304** Interview mit Iet Swillens, a.a.O., basierend auf einem Gespräch zwischen Hannah Pick-Goslar und Iet Swillens im Sommer 1945.
- 305** Internationaler Suchdienst Bad Arolsen mit Dank an den Anne Frank Fonds, Basel.
- 306** Interviews Max Stoppelman, a.a.O.
- 307** Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 8. Juli 1945, AFF.
- 308** Komitee des Internationalen Roten Kreuzes, Bad Arolsen, 9. Sept. 1958, in: Silberbauer, Karl, österr. Staatsarchiv.
- 309** Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 8. Juli 1945, AFF.
- 310** Interviews mit Hannah Pick-Goslar, a.a.O.
- 311** Otto Frank an Alice Frank-Stern, Postkarte vom 15. März 1945, AFF.
- 312** Pares, Andrew: 113. L. A. A. Regiment R.A. (D.L. I.) T. A.: The Story of Belsen. 1945.
- 313** Jaldati / Rebling, a.a.O.
- 314** Otto Frank hat mehrmals bekannt, dass er Anne unterschätzt hatte, u. a. in seinem Vortrag von 1968, a.a.O. und in dem Brief an Milly Stanfield, 28. April 1974, AFS.
- 315** Otto Frank, Vortrag 1968, AFF.

316 *Tonny Ahlers*: Barnouw/v.d. Stroom: Wer verriet Anne Frank; Lee: Otto Franks Geheimnis; Österr. Staatsarchiv, Akte Karl Silberbauer; Stadsarchieff Amsterdam; Kammer van Koophandel Amsterdam; NIOD; Internationaal Instituût voor Sociale Geschiedenis; Interviews von Gerlof Langerijs und Melissa Müller mit Martha Ahlers, 3. Nov. 2006, 4. Dez. 2006.

317 *Nanette Blitz*: Interviews mit Nanette König-Blitz, a.a.O.; Nanette König-Blitz an Otto Frank, Brief vom 31. Okt. 1945; Vortrag von Nanette König-Blitz vor dem argentinischen Senat, a.a.O.

318 *Sientje Blitz-Roos*: Stadtarchiv Amsterdam, Recherche Gerlof Langerijs.

319 *Isa und Ab Cauvern*: Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 12. Dez. 1945, AFF, AFS; Was schrieb das Kind?, in: *Der Spiegel*, 1. April 1959; Koosje van der Geest-Kurpershoek im Gespräch mit G. Langerijs; Nico Wijnberg im Gespräch mit G. Langerijs; Verkijk, Dick: Radio Hilversum 1940-1945. De omroep in de oorlog. Amsterdam 1974.

320 *Julius Dettmann*: polizeiliche Vernehmung von Karl Iosef Silberbauer, März 1964, «Protokoll der staatl. Kriminalpolizei» Amsterdam. Doc. I, K. I. Silberbauer, NIOD; Recherchen AFS; Recherchen Gerlof Langerijs.

321 *Lucia van Dijk*: Interviews mit Lucia van Dijk, a.a.O.

322 *Albert Anton Dreher*: www.joodsmonument.nl.

323 *Bernd «Buddy» Elias*: Interviews mit Buddy Elias, a.a.O.; div. Medienberichte.

324 *Kitty Gokkel-Egyedi*: Interviews, a.a.O.

325 *Alice Frank-Stern*: Interviews mit Buddy Elias, a.a.O.; Johannes Kleiman an Alice Frank-Stern, Briefkarte vom 20. Mai 1945, AFF; Otto Frank an Basel, Telegramm vom 27. Mai 1945, ebd.; Alice Frank-Stern an Otto Frank, Brief vom 19. Juni 1945, ebd.; Alice Frank-Stern an Otto Frank, Brief vom 4. Aug. 1945, ebd.

326 *Jean Michel Frank*: Martin-Vivier, Pierre-Emmanuel: Jean-Michel Frank, New York 2008; Pressler, Mirjam: Grüsse und Küsse an alle.

Frankfurt 2009. J. M. Frank. *Mémoire du Style*. Éditions Assouline. Paris 1998.

327 *Otto Heinrich Frank*: Otto Frank an Adam und Zofia Kukulski, Brief vorn 27. Aug. 1962, AFS; Otto Frank an Alice Frank Stern, Briefkarte vom 31. März 1945, AFF; Otto Frank an Leni und Erich Elias, Brief vom 21. Juni 1945, ebd.; Robert Frank an Otto Frank, Brief vom 1. Aug. 1945, ebd.; Otto Frank an Milly Stanfield, Brief vom 26. Aug. 1945, AFS; Otto Frank, Brief vom 16. März 1946, AFF; Otto Frank an Rudolf Ripa, Brief vom 9. Jan. 1947, AFS; Otto Frank an Robert und Lotti Frank, Brief vom 26. Juli 1945, ebd.; Julius Holländer an Otto Frank, Brief vom 25. Juli 1945, ebd.; Nathan Straus jr. an Otto Frank, Brief vom 25. Okt. 1945, ebd.; Otto Frank an Julius und Walter Holländer, Brief vom 20. Aug. 1945, AFF; Otto Frank an Robert und Leni Elias, Brief vom 7. Juli 1945, ebd.; Otto Frank an Joseph Sütten-dorf, Brief vom 13. Juli 1947, ebd.; Interviews mit Miep Gies, a.a.O.; v.d. Stroom, Gerrold: *Die Tagebücher, «Het Achterhuis» und die Übersetzungen*, in: *Die Tagebücher der Anne Frank*. Frankfurt am Main 1988; Informationen von Anna G. Steenmeijer, April 1998; Interviews mit Elfriede Geiringer und Eva Schloss, a.a.O.; Orden Oranje-Nassau, AFS; Otto Frank an Milly Stanfield, Brief vom 6. Dez. 1978; Interviews mit Buddy Elias, a.a.O.; Interviews mit Vincent Frank-Steiner, 1997-1998; Informationsbro-schüre des *Anne Frank Fonds*, Basel; Notarielles Testament von Otto Frank vom 15. Dez. 1978, AFF; Informationen des Eidgenössischen Depar-tements des Inneren, Bern; v.d. Stroom, Gerrold: *Anne Frank & Her Dia-ries*. Vortrag im Rahmen des Kongresses «History and Culture of the Jews in the Low Countries», London 17.-19. Juni 1997.

328 *Jetteke Frijda*: Interviews mit Jetteke Frijda, a.a.O., [www.joods- monument.de](http://www.joods-monument.de), Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 12. Dez. 1945, AFS.

329 *Jan und Miep Gies*: Interviews mit Miep Gies, a.a.O.; Interviews und Briefwechsel mit Paul Gies 2007-2012; PA Paul und Miep Gies; Gies, Miep / Gold, Alison: *Meine Zeit mit Anne Frank*, Bern und München 1987; Otto Frank an Robert und Lottie Frank, Brief 26. Juli 1945, AFS; polizeiliche Vernehmung von W. G. van Maaren, 31. März 1948 und Okt. 1964, MvJ

«Justizministerium», Strafakte van Maaren bzw. «Protokoll der staatlichen Kriminalpolizei» Amsterdam, Archiv des NIOD, Amsterdam; Otto Frank an Familie Elias, undat. Briefentwurf als Begleitschreiben zur Tagebuchabschrift, AFS; schriftl. Erklärung von Miep Gies vom 3. Dez. 1997; Notarielles Testament von Otto Frank vom 15. Dez. 1978; Einladung des deutschen Botschafters zur Überreichung des Bundesverdienstkreuzes an Miep Gies, Nov. 1989; Kanselarij der Nederlandse Orden an G. Langerijs, Brief vom 14. Aug. 2007, PA G. Langerijs.

330 *Werner Goldschmidt*: Entschädigungsakte Werner Goldschmidt, Reg. 355 793, Entschädigungsbehörde Berlin; Stadtarchiv Amsterdam; Schwarzschild, Eva: Niet lezen Als 't U blieft. Bitte nicht lesen. Tagebuch. Amsterdam 1999; Beit Theresienstadt.

331 *Hanneli Goslar*: Interviews mit Hannah Pick-Goslar, a.a.O.; Hannah Goslar an let Swillens, Postkarte vom 4. Aug. 1946, PA let Swillens; Anne Frank. Die beste Freundin. In: *FAZ*, 13. Juni 2004; Pohl, Hans Joachim: Der verlorene Transport. In: Verkehrsgeschichtliche Blätter, Jg. 25, Berlin 1998; [www.wikipedia.de/wiki/Verlorener Zug](http://www.wikipedia.de/wiki/Verlorener_Zug)

332 *Gezinus Gringhuis*: CABR 1945-1952, inv. nr. 75395, Dossier G: Gringhuis, NIOD; Recherchen Anne Frank Stiftung.

333 *Willem Grootendorst*: CABR 1945-1952, Inv.nr. 62190, W. Grootendorst; Recherchen Gerlof Langerijs, April 2006-März 2007, Prozessakte K. J. Silberbauer, NIOD.

334 *Lammert Hartog*: polizeiliche Vernehmung von Lammert Hartog, 20. März 1948, MvJ «Justizministerium», Strafakte W.G. van Maaren, NIOD; polizeiliche Vernehmung von Johannes Kleiman, 12. Jan. 1948, MvJ «Justizministerium», Strafakte W. G. van Maaren, ebd.; Erinnerungen Miep Gies; Barnouw / v. d. Stroom: a.a.O.

335 *Lena Hartog-van Bladeren*: polizeiliche Vernehmung von Lena Hartog, MvJ «Justizministerium», Strafakte van Maaren, NIOD; polizeiliche Vernehmung von Anna Genot-van Wijk, MvJ «Justizministerium», Strafakte van Maaren, ebd.; schriftliche Erklärung von Miep Gies vom 3. Dez. 1997; Barnouw/v.d. Stroom, a.a.O.

336 *Das Hinterhaus*: van der Land, Jos/Vuijsje, Herman: Het Anne Frank Huis – Een biografie. Amsterdam 2010; Miep Gies: Meine Zeit mit Anne Frank; PA Miep und Paul Gies; PA Ulrich Feix; Archiv des *Anne Frank Fonds*, Basel; programmatischer Text über das Anne Frank Haus und die Ziele des Internationalen Jugendzentrums, undat. Fragment, ca. 1963, AFF.

337 *Irene Holländer*: Interviews mit Eduardo M. Fraiefeld, 1997-1998; Otto Frank an Irene Holländer, Brief vom 13. Juni 1958, PA Eduardo M. Fraiefeld.

338 *Julius und Walter Holländer*: Julius Holländer an Otto Frank, Brief vom 29. Juni 1945, AFF; Julius Holländer an Otto Frank, Brief vom 27. Aug. 1945, ebd.; Otto Frank an Julius und Walter Holländer, Brief vom 1. Okt. 1952, ebd.; Entschädigungsakten Walter und Julius Holländer, Archiv der Bezirksregierung Düsseldorf; Otto Frank an Irene Holländer, Brief vom 13. Juni 1958, PA Eduardo M. Fraiefeld; Otto Frank an Irene Holländer, Brief vom 16. Jan. 1968, ebd.; Heinz Jacobowitz an Otto Frank, Brief vom 9. Juli 1961, AFS; Certificate of Death Walter and Julius Holländer, Division of Records, Departement of Health, Borough of Manhattan; Estate of Julius Hollander, rec. 2693, file 6645/1968, Surrogates Court, County of New York.

339 *Kuno van der Horst*: Kuno van der Horst an Otto Frank, Brief vom 7. Nov. 1952, PA Paul und Miep Gies; Interviews und Korrespondenz der Familie van der Horst (USA) mit G. Langerijs, 2008; Interviews und Korrespondenz von Rozemarijn van der Horst (Hawaii) und Marjon Kok (Holland) mit G. Langerijs 2008-2012.

340 *Job Jansen*: Akte Karl Silberbauer, 55.936-16/66: österr. Staatsarchiv; Stadsarchief Amsterdam, Persoonskaarten; www.bremermispoge.net; Lee, Carol Ann: Otto Franks Geheimnis; Sytze van der Zee: Vogelfrij.

341 *Martha Charlotte Kaletta*: Otto Frank an Peter Werner Pepper, Brief vom 20. Sept. 1945, Kopie AFF; Entschädigungsakte Löwenstein, Gustav, Akte 315.990, Entschädigungsamt Berlin; Entschädigungsakte Pfeffer, Fritz, Akte 172.185, ebd.; Kingreen, M. / Scheffler, W: Die Deportationen nach Raasiku bei Reval, in: Scheffler, W./Schulle, D. (Hg.): Buch der Erin-

nerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden. München 2003; Interviews Miep Gies, a.a.O.; Interviews Joke Kniesmeijer 1997; van der Zee, Nanda: De kamergeenoot van Anne Frank. Amsterdam 1990.

342 *Der Kastanienbaum*: Informationen Anne Frank Stiftung; div. Presseartikel.

343 *Sol Kimel*: Rochelle Fürstenberg: Heart to Heart, Hadassah Magazine, April 1995.

344 *Johannes Kleiman*: Otto Frank an Robert und Lottie Frank, Brief vom 7. Juli 1945, AFS; Interviews Miep Gies, a.a.O.; Briefwechsel Otto Frank mit Johannes Kleiman, 1950er Jahre, PA Paul und Miep Gies; Victor Kugler an Ernst Schnabel, Brief 1958, A: S. Fischer, Verlag /A: Schnabel, Ernst, DLA Marbach; Zitat Ernst Schnabel vom 27.2.1958, ebd.; Victor Kugler an Otto Frank, Brief vom 3. März 1959, AFS.

345 *Hannelore Klein*: Interviews mit Laureen und Rudi Nussbaum, 1997-2011.

346 *Victor Kugler*: Kardonne, Rick / Shapiro, Eda: Victor Kugler. The Man Who Hid Anne Frank; Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 1. Sept. 1945, AFS; Victor Kugler an Ernst Schnabel, undat. Schreiben, A: Schnabel, Ernst, DLA Marbach; Victor Kugler an Otto Frank, Brief vom 3. März 1959, AFS; Otto Frank an Milly Stanfield, Brief vom 13. Juni 1978, AFS; Interviews Miep Gies, a.a.O.

347 *Maarten Kuiper*: National Archives, Washington; Van der Zee, Sytze: Vogelfrij; Schaap, Inger: Sluipmoordenaars, De Silbertanne-Moorden in Nederland 1943-1945. Hilversum 2010; Interviews Gertjan Broek 2007-2011; Recherchen G. Langerijs; Recherchen AFS.

348 *Sanne, Ilse und Franz Ledermann*: Interviews mit Barbara Rodbell-Ledermann, a.a.O.; Ilse Ledermann an Barbara Ledermann, Brief vom 15. Nov. 1943, PA Barbara Rodbell-Ledermann.

349 *Barbara Ledermann*: Interviews mit Barbara Rodbell-Ledermann und Martin Rodbell, a.a.O.: Barbara Ledermann an Otto Frank, Briefe vom 10. Sept. 1947 und 13. Juni 1955, AFS.

350 *Arthur Siegfried Lewinsohn*: Entschädigungsakte Lewinsohn, Arthur, Reg. Nr. 160768, Entschädigungsamt Berlin; Stadtarchiv Amsterdam; Interviews und Korrespondenz Hansmartin Unger, St. Gallen, 2011.

351 *Willem Gerard van Maaren*: polizeiliche Vernehmung von W.G. van Maaren, 31. März 1948 und Okt. 1964, MvJ «Justizministerium», Strafakte van Maaren bzw. «Protokoll der staatlichen Kriminalpolizei» Amsterdam, NIOD; Interviews Miep Gies, a.a.O.; Paape, Harry: Der Verrat, in: Die Tagebücher der Anne Frank. Vollständige, textkritische, kommentierte Ausgabe, Frankfurt am Main 1988.

352 *Jacqueline van Maarsen*: Interviews Jacqueline Sanders-van Maarsen, a.a.O.

353 *Ludwig Jacob Mehler*: Informationen der AFS, www.joodsmonument.nl

354 *Gertrud Naumann*: Interviews mit Gertrud und Karl Trenz, a.a.O.

355 *Opekta*: Paape, Harry: Zugezogen aus Frankfurt, in: Die Tagebücher der Anne Frank, a.a.O.; Briefwechsel Otto Frank mit Johannes Kleiman, 1950er Jahre, PA Paul und Miep Gies; Firmenakten *Opekta* Köln und *Opekta* Amsterdam, PA Ulrich Feix.

356 *Werner Pfeffer*: Otto Frank an Peter W. Pepper, Brief vom 2. Sept. 1945, Kopie AFF; Entschädigungsakte Pepper, Peter Werner, Reg. Nr. 172.070, Entschädigungsamt Berlin; Interviews Miep Gies, a.a.O.; Interviews Joke Kniesmeijer, a.a.O.; Dokumentarfilm *Anne Frank Remembered* von Jon Blair.

357 *Lutz Peter Schiff*: Informationen NIOD, Amsterdam. Schreiben Niederländisches Rotes Kreuz, Den Haag, 1. Aug. 2000; Schreiben KZ-Gedenkstätte Dachau, 21. Jan. 2009; Entschädigungsakte Schiff, Lutz Peter, Akte 270.762, Entschädigungsamt Berlin.

358 *Anneliese Schütz*: Laureen Nussbaum im Gespräch mit der Autorin, a.a.O.; van der Stroom, Gerrold: Die Tagebücher, «Het Achterhuis» und die Übersetzungen», in: Die Tagebücher der Anne Frank. a.a.O.; Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 1. Sept. 1945, AFS; Otto Frank an Anneliese Schütz, Brief vorn 8. Mai 1960, AFS; «Was schrieb das Kind?», in: *Der Spiegel*, 1. April 1959.

359 *Arthur Seyss-Inquart*: Interview mit Helmut Seyss-Inquart, Bürmoos, 1997; diverse Zeitungsberichte, PA Helmut Seyss-Inquart; PA Cor Suijk, Aachen.

360 *Karl Josef Silberbauer*: polizeiliche Vernehmung von Karl Josef Silberbauer, März 1964, «Protokoll der staatl. Kriminalpolizei» Amsterdam. Doc. I, K. J. Silberbauer, NIOD; *Volksblatt*, 16. Okt. 1964, Wien; österr. Staatsarchiv, Akte Silberbauer Karl, 64.807/67/5; Simon Wiesenthal, Dokumentationszentrum des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes; Resi Hauser an Otto Frank, Brief vom 4. Dez. 1963, AFS; Interviews Jules Huf, Wien 1997; Stadtarchiv Wien: <http://www.wien.gv.at/kultur/archiv/geschichte/gestapo/biografien.html>; Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes; National Archives; Ritz, Christian: Schreibtschätzer vor Gericht. Das Verfahren vor dem Münchner Landgericht wegen der Deportation der niederländischen Juden (1959 – 1967). Paderborn u.a. 2012; Koch, Peter Ferdinand: Enttarnt. Doppelagenten: Namen, Fakten, Beweise. Salzburg 2011. Anders als das Buch verspricht, legt der Autor keine Beweise für die angebliche BND-Tätigkeit Silberbauers vor. Eigene Recherchen in den National Archives und im Simon Wiesenthal Archiv Wien sowie die Rücksprache mit den Wilhelm-Harster-Spezialisten Dr. Christian Ritz und Prof. Dr. Wolfgang Krieger legen nahe, dass der Autor irrt.

361 *Edward «Helio» Silberberg*: eigene Angaben im Gespräch mit der Autorin, a.a.O.; Hello Silberberg an Otto Frank, Brief vom 7. Juli 1947, AFS.

362 *Martin Siegers*: Informationen des Centraal Bureau voor Genealogie, Dossier M. Siegers; Recherchen G. Langerijs.

363 *Olga Spitzer*: nach Angaben ihres Enkelsohns Gerard Spitzer in Korrespondenz mit der Autorin, a.a.O.

364 *Milly Stanfield*: Otto Frank an Milly Stanfield, undat. Brief, ca. Mitte 1945, AFS; Milly Stanfield an Otto Frank, Brief vom 29. Nov. 1956, AFS; Fussmann, Cal: A Date With History, a.a.O.; Chadwick, Bruce: Grieving Cousin's Death, *Daily News*, 8. Dez. 1977; Nachruf, *The New York Times*, 4. März 2001.

365 *Max Stoppelman*: Interviews Max und Lotte Stoppelman, Bussum, 1997-2003; Tagebuchnotizen Max Stoppelman, PA Max Stoppelman; www.joodsmonument.nl

366 *Nathan Straus*: Interviews Joseph N. Straus, New York, 2007; Interview Joan Adler, Straus Historical Society, Smithtown N. Y.; N. Y. Public Library, New York; Briefwechsel Otto Frank mit Nathan Straus, AFS. YIVO Institute for Jewish Research, New York.

367 *let «Ietje» Swillens*: Interviews mit let Swillens, a.a.O.

368 *Die Tagebücher*: Otto Frank an Milly Stanfield, Brief vorn 26. Aug. 1946, AFS; Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vorn 30. Sept. 1945, ebd.; Nathan Straus an Otto Frank, Brief vorn 15. Jan. 1953, ebd.; Was schrieb das Kind?, in: *Der Spiegel*, 1.4.1959; Broschüre der Anne Frank Stiftung, undatiert; Nussbaum, Laureen: Die Schriftstellerin Anne Frank, in: Bauer, Barbara / Strickhausen, Waltraud: Für ein Kind war das anders. Berlin 1999; Barnouw, David: Het Fenomeen Anne Frank. Amsterdam 2012; Interviews *Anne Frank Fonds*, Yves Kugelmann, Nov. / Dez. 2012.

369 *Elisabeth «Bep» Voskuyl*: Interviews mit Tonvan Wijk, 2007; Interviews mit Joop van Wijk, 2007; Otto Frank an Alice Frank-Stern, Brief vom 1. Dez. 1945, AFF; schriftl. Erklärung von Miep Gies, 3. Dez. 1997; Informationen Yt Stoker, Amsterdam; Informationen Erika Prins, AFS; Notarielles Testament von Otto Frank, 15. Dez. 1978, AFF; Stadtarchiv Amsterdam.

370 *Betty und Juanita Wagner*: Goldman Rubin, Susan: Searching for Anne Frank. Letters from Amsterdam to Iowa. New York 2003.

371 *Ilse Wagner*: Jacqueline van Maarsen im Gespräch mit der Autorin, s. o.; Archiv des Niederländischen Roten Kreuzes, Den Haag.

372 *Karel Wolters*: Barnouw, David (Hg.): Correspondentie van Mr. M. M. Rost van Tonningen, Deel II, mei 1942-mei 1945. Amsterdam 1993; Doc.i KOM Wolters, NIOD; National Archief den Haag, CABR, NBI; PA Ben Wegman; Stadsarchief Amsterdam; Gerlof Langerijs im Gespräch mit Chantal van Dam et al.

373 *Dorothee Sophie Würzburger*: Interviews mit Monica Smith, 1997-2012, a.a.O.; div. Interviews mit Nicole Smith-Brody, 2010-2012.

Bibliographie – eine Auswahl

- Aalders, Gerard: Leonie. Amsterdam 2003.
- Anne Frank Haus (Hg.): Anne Frank. Eine Geschichte für heute. Amsterdam 1996.
- Anne Frank Stichting (Hg.): Die Welt der Anne Frank, 1929-1945. Amsterdam 1985.
- Anne Frank Stichting (Hg.): Anne Franks Haus. Eine bebilderte Reise durch Annes Welt. Amsterdam 1999, Frankfurt am Main 2004.
- Barnouw, David: Het fenomeen Anne Frank. Amsterdam 2012.
- Barnouw, David und van der Stroom, Gerrold: Wer verriet Anne Frank? Münster 2005. (Wie verraadde Anne Frank? Who betrayed Anne Frank? Amsterdam 2003.)
- Barnouw, David: Anne Frank voor beginners en gevorderden. Den Haag 1998. Dt.: Anne Frank. Vom Mädchen zum Mythos. München 1999.
- Barnouw, David: Rost van Tonningen, fout tot het bittere eind. Amsterdam 1994.
- Bauer, Yehuda: A History of the Holocaust. New York 1982.
- Benz, Graml, Weiss: Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München 1997.
- Boas, Jacob: Boulevard des Misères. The Story of Transit Camp Westerbork. Hamden 1985.
- Block, Gary/Drucker, Malka: Rescuers. New York 1992.
- Bouwens, Bram: Op papier gesteld. Amsterdam 2004.
- Crone, Michael. Hilversum unterm Hakenkreuz. Die Rundfunkpolitik der Nationalsozialisten in den besetzten Niederlanden 1940-1945. München 1983.
- Demant, Ebbo (Hg.): Auschwitz – «Direkt von der Rampe weg ...», Kaduk, Erber, Klehr: Drei Täter geben zu Protokoll. Reinbek 1979.

- Durlacher, Ornstein: *Het andere huis van Anne Frank*. Amsterdam 2006.
- Dwork, Deborah: *Kinder mit dem gelben Stern. Europa 1933-1945*. München 1994.
- Czech, Danuta: *Kalendarium der Ereignisse. Auschwitz-Birkenau 1939-45-Reinbeck* 1989.
- Eisenberg, Azriel (Hg.): *The Lost Generation. Children in the Holocaust*. New York 1982.
- Eiser, George: *Children and Play in the Holocaust. Games among the Shadows*. Amherst 1988.
- Feig, Konnilyn G.: *Hitler's Death Camps. The Sanity of Madness*. New York 1979.
- Feldhay Brenner, Rachel: *Writing As Resistance. Four Women Confronting the Holocaust*. Edith Stein, Simone Weil, Anne Frank, Etty Hillesum. Pennsylvania 1997.
- Fleming, Gerald: *Hitler und die Endlösung. «Es ist des Führers Wunsch ...»*. Wiesbaden/München 1982.
- Fuykschot, Cornelia: *Hunger in Holland. Life During the Nazi Occupation*. Amherst, NY 1995.
- Frank, Anne: *Die Tagebücher der Anne Frank*. Vollständige, textkritische, kommentierte Ausgabe. Einführung von Harry Paape, Gerrold van der Stroom und David Barnouw – Zusammenfassung des Gerechtelijk Laboratorium von H. J. J. Hardy – Hg. David Barnouw und Gerrold van der Stroom. Frankfurt am Main 1988. Niederländische Neuauflage 2001.
- Frank, Anne: *De Dagboeken van Anne Frank*. 6. Auflage. Amsterdam 2001.
- Frank, Anne / Pressler, Mirjam/Frank, Otto: *Tagebuch*. Die endgültige deutschsprachige Ausgabe. Frankfurt am Main 2002.
- Frank, Anne: *Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus*. Mit einer Einführung von Gerrold van der Stroom. Frankfurt am Main 2003.
- Frank, Anne: *Verhaaltjes, en gebeurtenissen uit het Achterhuis*. Tekstverzorging en inleiding door Gerrold van der Stroom. Amsterdam 2001 (3. Aufl. 2005).
- Frank, Anne: *Mooie-zinnenboek*. Tekstverzorging en inleiding door Gerrold van der Stroom. Amsterdam 2004.

- Van Gallen, Last D./Wolfswinkel, Rolf: Anne Frank and After. Dutch Holocaust Literature in a Historical Perspective. Michigan 1997-
- Genschel H.: Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich. Göttingen 1966.
- Gies, Miep / Gold, Alison: Anne Frank Remembered. The Story of the Woman Who Helped to Hide the Frank Family. New York 1987. Dt.: Meine Zeit mit Anne Frank. Bern und München 1987. Neuauflage 2009.
- Gilbert, Martin: The Holocaust. A History of the Jews of Europe during the Second World War. New York 1985.
- Gold, Alison L.: Erinnerungen an Anne Frank. Nachdenken über eine Kinderfreundschaft. Ravensburg 1998.
- Graver, Lawrence: An Obsession with Anne Frank: Meyer Levin and the Diary. Berkeley 1995.
- Groen, Koos: Als slachtoffers daders worden. Amsterdam 1994.
- Hansen-Schaberg, Inge (Hg.): Als Kind verfolgt. Anne Frank und die anderen. Berlin 2004.
- Hayes, Peter: Lessons and Legacies. The Meaning of the Holocaust in a Changing World. Illinois 1991.
- Herzberg A. J.: Kroniek der Jodenvervolging. Amsterdam 1978.
- Hilberg, Raul: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945- Frankfurt 1992.
- Hillesum, Ety: Het verstoorde leven. Dagboek van Ety Hillesum. 1941-1943. Haarlem 1981.
- Hillesum, Ety: Het denkende hart van de barak. Haarlem 1982. Dt.: Das denkende Herz der Baracke. Die Tagebücher der Ety Hillesum, 1941-1943. Freiburg 1983.
- Hirschfeld, Gerhard: Fremdherrschaft und Kollaboration. Die Niederlande unter deutscher Besatzung 1940-45. Stuttgart 1984.
- Hondius, Dienne: Absent – Herinneringen aan het Joods Lyceum Amsterdam 1941-1943. Amsterdam 2001.
- Höss, Rudolf: Kommandant in Auschwitz. Stuttgart 1958.
- Iskander, Sylvia Patterson: Anne Frank's Reading. In: Children's Literature Quarterly 13 (1988), S. 137-141. Calgary 1988.
- Israel, Fred L.: The War Diary of Brenckinridge Long. Nebraska 1966.

- Jakob, Volker/van der Voort, Annet: Anne Frank war nicht allein. Lebensgeschichten deutscher Juden in den Niederlanden. Berlin, Bonn 1988.
- Jäckel, Eberhard/Longerich, Peter/Schoeps, Julius: Enzyklopädie des Holocaust. Berlin 1993.
- Jäckel, Eberhard/Rohwer, Jürgen (Hg.): Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Stuttgart 1985.
- Joods Historisch Museum Amsterdam: Documents of the Persecution of the Dutch Jewry 1940-1945. Amsterdam, 2. Auflage 1979.
- De Jong, Louis: De Jodenvervolging I. Amsterdam 1978.
- De Jong, Louis: De Jodenvervolging II. Amsterdam 1978.
- De Jong, Louis: Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog. 14 Teile in 29 Bänden. 's-Gravenhage 1969-1991.
- De Jong, Louis: The Netherlands and Nazi Germany. Cambridge, MA / London 1990.
- Kirschnick, Sylke: Anne Frank und die DDR. Politische Deutungen und persönliche Lesarten des berühmten Tagebuchs. Berlin 2009.
- Klemann, HeinA. M.: Nederland 1938-1948. Economie en samenleving in jaren van oorlog en bezetting. Amsterdam 2002.
- Klüger, Ruth: Weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1992.
- Knoop, Hans: De Joodse Raad. Het Drama van Abraham Ascher en David Cohen. Amsterdam 1983.
- Kolb, Eberhard: Bergen-Belsen: Vom «Aufenthaltslager» zum Konzentrationslager 1943 bis 1945. Göttingen 1985.
- Korthals Altes, A.: Luchtgevaar. Amsterdam 1984.
- Kreutz, Annelie: Die Verfolgung der Juden im Dritten Reich in Aachen. 1. Staatsprüfung für das Lehramt. Bibliothek Yad Vashem. 1984.
- Lee, Carol Ann: The hidden life of Otto Frank. London 2002. Dt.: Otto Franks Geheimnis. Der Vater von Anne Frank und sein verborgenes Leben. München 2005.
- Lee, Carol Ann: Plug me Roses from the Earth. London 1998. Anne Frank. Die Biographie. München 2000.
- Lepper, Herbert: Von der Emanzipation zum Holocaust, Die Israelitische Synagogengemeinde zu Aachen 1801-1942.
- Lévy-Haas, Hanna: Vielleicht war das alles erst der Anfang. Tagebuch aus dem KZ Bergen-Belsen 1944-1945. Berlin 1979.

- Van Liempt, Ad: Kopgeld. Nederlandse premiejagers op zoek naar joden 1943. Amsterdam 2002. Dt.: Kopfgeld. Bezahlte Denunziation von Juden in den besetzten Niederlanden. München 2005.
- Lindwer, Willy: Anne Frank. Die letzten sieben Monate. Augenzeuginnen berichten. Frankfurt am Main 1990.
- Van der Lans, Vuijsje: Het Anne Frank Huis. Amsterdam 2010.
- Van Kolfschoten, Frank: De Koningin van Plan Zuid. Amsterdam 1997.
- Van Maarsen, Jacqueline: Anne en Jopie. Amsterdam 1990. Dt.: Meine Freundin Anne Frank. München 1997.
- Van Maarsen, Jacqueline: Ik heet Anne, zei ze, Anne Frank. Amsterdam 2003. Dt.: Ich heisse Anne, sagte sie, Anne Frank. Frankfurt am Main 2003.
- Van Maarsen, Jacqueline: De Erflaters. Herinneringen van de jeugdvriendin van Anne Frank. Amsterdam 2004. Dt.: Die Erbschaft. Erinnerungen der Jugendfreundin von Anne Frank. Frankfurt am Main 2006.
- Mayer, Anita: One Who Came Back. Ottawa 1981.
- Mechanicus, Philip: Waiting for Death. A Diary. London 1968.
- Meershoek, Guus: Dienaren van het gezag. Amsterdam 1999.
- Melnick, Ralph: The Stolen Legacy of Anne Frank: Meyer Levin, Lillian Hellman and the Staging of the Diary. New York 1997.
- Michman, Jozeph/Levie, Tirtsha (Hg.): Dutch Jewish History. Proceedings of the Symposium on the History of the Jews in the Netherlands, November 21 – December 3, 1982. Tel Aviv, Jerusalem 1984.
- Middelburg, Bart: Jeanne de Leugenaarster. Amsterdam 2009.
- Middelburg, Bart/Ter Steege, René: Riphagen. Amsterdam 1997.
- Moore, Bob: Refugees from Nazi Germany in the Netherlands, 1933-1940, Dordrecht 1986.
- Mosse W. E. (Hg.): Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik. Tübingen 1965.
- Niederländisches Rotes Kreuz (Hg.): In Memoriam. Den Haag 1995-
- Ortmeyer, Benjamin: Arbeiter streiken für die Juden: Die historische Bedeutung des Februar-Streiks 1941 in den Niederlanden. In: *Tribüne*. Frankfurt am Main 1992.

- Pätzold, Kurt: Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Dokumente des faschistischen Antisemitismus 1933 bis 1942. 3. Auflage, Leipzig 1987.
- Polak, Bob: Naar buiten, lucht en lachen! Literaire wandeling door het Amsterdam van Anne Frank. Amsterdam 2006.
- Poliakov, Léon/Wulf, Joseph: Das Dritte Reich und die Juden. Berlin/Wien 1983.
- Presser, Jacob: Ondergang. s-Gravenhage 1965.
- Pressler, Mirjam: Ich sehne mich so. Die Lebensgeschichte der Anne Frank. Weinheim und Basel 1992.
- Pressler, Mirjam: Grüsse und Küsse an alle. Die Geschichte der Familie von Anne Frank. Frankfurt 2009.
- Prose, Francine: Anne Frank. The Book. The Life. The Afterlife. New York 2009.
- Rebling, Eberhard: Sag nie, du gehst den letzten Weg. Erinnerungen Lin Jaldati. Berlin 1986.
- Ritz, Christian: Schreibtischtäter vor Gericht. Das Verfahren vor dem Münchner Landgericht wegen der Deportation der niederländischen Juden (1959-1967): Paderborn u. a. 2012.
- Van der Rol, Ruud/Verhoeven, Rian: Anne Frank. Hamburg 1993.
- Van der Rol, Ruud/Metselaar, Menno: Het verhaal van Anne Frank. Amsterdam 2004.
- Rosenberg, Alan/Myers, Gerald (Hg.): Echoes from the Holocaust. Philosophical Reflections on a Dark Time. Philadelphia 1988.
- Rosenfeld, Alvin H.: The Anne Frank We Remember, in: Dimensions, Vol. 5. No. 1.1989.
- Rosenfeld, Alvin H.: The Americanization of the Holocaust, in: Commentary. June 1995.
- Rosenfeld, Alvin H.: A Double Dying: Reflections on Holocaust Literature. Bloomington 1980.
- Roth, John K. /Berenbau, Michael (Hg.): Holocaust. Religious and Philosophical Implications. New York 1989.
- Rosenstrauch, Hazel (Hg.): Aus Nachbarn wurden Juden. Ausgrenzung und Selbstbehauptung 1933-1942. 2. Auflage, Berlin 1991.
- Sassoon, Agnes: Überlebt. Als Kind in deutschen Konzentrationslagern. Weinheim, Berlin 1992.

- Schaap, Inger: Sluipmoordenaars. De Silbertanne-Moorden in Nederland 1943-1944. Meppel 2010.
- Schnabel, Ernst: Anne Frank. Spur eines Kindes. Frankfurt am Main 1958.
- Schroth, Simone: Das Tagebuch. The Diary. Le Journal. Anne Franks Het Achterhuis als Gegenstand eines kritischen Übersetzungsvergleichs. Münster 2006.
- Schoenberner, Gerhard: Der gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa 1933-1945. Frankfurt am Main 1991.
- Staatliches Museum Auschwitz (Hg.): KL Auschwitz. Warschau 1980.
- Stapferhaus Lenzburg (Hg.): Anne Frank und wir. Zürich 1995.
- Steen, Jürgen/v. Wolzogen, Wolf: Anne aus Frankfurt. Leben und Lebenswelten Anne Franks. Historisches Museum. 3. Auflage, Frankfurt am Main 1996.
- Steenmeijer, Anna G.: A Tribute to Anne Frank. New York 1971.
- Stein, André: Quiet Heroes. True Stories of the Rescue of Jews by Christians in Nazi-Occupied Holland. Toronto 1988.
- Stigter, Bianca: De Bezette Stad. Amsterdam 2005.
- Van Dam, Chantal: Familieberichten. Amsterdam 1999.
- Van der Stroom, Gerrold: Anne Frank and Her Diaries. In: Dutch Jewry: It's History and Secular Culture. Leiden, Boston, Köln 2002.
- Van der Stroom, Gerrold (Hg.): De vele gezichten van Anne Frank. Visies op een fenomeen. Amsterdam 2003.
- Van der Stroom, Gerrold: Pleidooi voor Anne – schrijfster. In: Anne Frank 75. Amsterdam 2004.
- Van der Stroom, Gerrold: Anne Frank's Favorite Quotes Notebook. In: The Low Countries: Crossroads of Cultures. Münster 2006.
- Van der Stroom, Gerrold: Anne Frank ... en die vriendin heet Kitty. In: Tiende Jaarboek Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie. Amsterdam 1999.
- Verkijk, Dick: Radio Hilversum 1940-1945. de omroep in de oorlog. Amsterdam 1974.
- Van der Zee, Nanda: De kamergenoot van Anne Frank. Amsterdam 1990.
- Van der Zee, Sytze: Vogelvrij. De jacht op de joodse onderduiker. Amsterdam 2010.

- Verkijk, Dick: Radio Hilversum 1940-1945. Amsterdam 1974.
- Wiesenthal, Simon/Wechselberg, Joseph: Doch die Mörder leben.
München und Zürich 1967.
- De Winter, Rosa: Aan de gaskamer ontsnapt! Doetinchem 1945.
- Young, James E.: Writing and Rewriting the Holocaust. Narrative and the
Consequences of Interpretation. Bloomington 1988.

Abbildungsnachweis

- S. 40 ©AFF/AFS
- S. 55 ©AFF/AFS
- S. 71 Mit freundlicher Genehmigung von Eduardo M. Fraifeld
- S. 72 Mit freundlicher Genehmigung von Eduardo M. Fraifeld
- S. 74 Mit freundlicher Genehmigung von Eduardo M. Fraifeld
- S. 76 Mit freundlicher Genehmigung von Gertrud Trenz-Naumann
- S. 79 Mit freundlicher Genehmigung von Barbara Rodbell-Ledermann
- S. 82 Mit freundlicher Genehmigung von Barbara Rodbell-Ledermann
- S. 83 © Gemeentearchief Amsterdam
- S. 88 © United States Holocaust Memorial Museum Washington
- S. 94 Mit freundlicher Genehmigung des Lessing Gymnasiums Frankfurt am Main
- S. 95 Mit freundlicher Genehmigung der Victoria Schule zu Aachen
- S. 111© AFF/AFS
- S. 116 Mit freundlicher Genehmigung von Iet Swillens
- S. 131 Aachener Adressbuch 1914, S. 117
- S. 167 ©AFF/AFS
- S. 178 © Straus Historical Society
- S. 185 ©AFF/AFS
- S. 186 ©AFF/AFS
- S. 207 © United States Holocaust Memorial Museum Washington
- S. 209 ©AFF/AFS
- S. 226 © Photo Associated Press
- S. 250 © dpa, Deutsche Presse Agentur
- S. 266 Mit freundlicher Genehmigung von Jacqueline Sanders-van Maarsen
- S. 269 Mit freundlicher Genehmigung von Nanette König-Blitz
- S. 276 © AFF / AFS / Getty Images

- S. 290 Mit freundlicher Genehmigung von Eduardo M. Fraifeld
S. 298 Mit freundlicher Genehmigung von Eduardo M. Fraifeld
S. 310 Mit freundlicher Genehmigung von Ernst Michaelis
S. 311 © Ullstein Bilderdienst Berlin
S. 325 Mit freundlicher Genehmigung von Gerlof Langerijs
S. 334 © AFF / AFS / Getty Images
S. 362 Mit freundlicher Genehmigung von Ed Silverberg
S. 367 © IMAGNO / Austrian Archives
S. 376 © National Archives Washington
S. 409 © www.beeldbankwo2.nl
S. 411 © www.beeldbankwo2.nl; © National Archives Washington
S. 422 © Yad Vashem
S. 429 © www.beeldbankwo2.nl
S. 440 © österreichisches Staatsarchiv Wien
S. 455 Mit freundlicher Genehmigung von Gerlof Langerijs
S. 458 © loe Vitty / Los Angeles Times

Verlag und Autorin danken allen Rechteinhabern für die freundliche Genehmigung zur Reproduktion der Abbildungen. Falls trotz aller Sorgfalt rechtmässige Ansprüche an den Verlag gestellt werden sollten, wird er selbstverständlich Korrekturen bzw. übliche Vergütungen vornehmen.

Personenregister

- Ahlers, Antoon (Tonny) Christiaan
13,126,173 f., 341 f., 390 f.
- Ahlers, Martha 342, 390 f., 488
- Angeren, Frans J. M. 66 f.
- Aragon, Louis 48
- Baschwitz, Kurt 447
- Beckerle, Adolf Heinz 158, 199
- Bene, Otto 243
- Blair, Jon 406, 436
- Blitz, Bernard Martijn 391
- Blitz-Davids, Helena Victoria
392
- Blitz, Martijn Willem 391
- Blitz, Nanette (Nanny) 267 f.,
373, 375 f., 378, 391 f.,
siehe König-Blitz, Nanette
Bolkestein, Gerrit 270 f.
- Bormann, Martin 158
- Bossen-Broks, Anna Sophia 341
- Boudewijn, Henny, siehe van
der Horst-Boudewijn 462,
335.419
- Bremer, Jetje 173 f., 420 f., 306
- Broks, Anna Sophia 340 f.
- Broks, Johan Marie Joseph
340 f.
- Buntenbach, Laura Maria (siehe
Kugler) 330
- Bythiner-Pfeffer, Vera Henriette
279, 436
- Calmeyer, Hans Georg 325, 425
- Cauvern, Abraham 392, 394,
405, 447, 449
- Cauvern, Isidora (Isa) 156, 306,
334, 392 f.
- Cocteau, Jean 48, 52, 398
- Colijn, Hendryk 144
- Dali, Salvador 49
- Den Boef, Cornelis 327
- Diaghilev, Sergej 48
- Dickens, Charles 289
- Dijk, Lucia van 205, 394
- Döring, Kurt 341
- Dreher, Albert Anton 232, 395
- Duke, Juliane 78, 79
- Dunselmann, Antonius Theodorus
Johannes Maria 176, 196
- Egyedi-Gokkel, Käthe «Kitty» 96,
218, 220 f., 265, 268, 271 f.,
287, 299, 352 f., 360, 396

- Eisenstaedt, Hedda 134
- Eisenstaedt, Willi 134
- Eichmann, Adolf 24, 222, 318,
327, 350
- Elias, Bernd (Buddy) 112 f.,
395 f., 450
- Elias, Erich 59 f., 66, 68, 156, 281,
399
- Elias-Wiedner, Gerti 395
- Elias-Frank, Helene 52, 59 f.,
70 f., 156, 238, 289, 395, 403
- Elias, Oliver 396
- Elias, Patrick 396
- Elias, Paul
- Elias, Stephan 70, 105
- Éluard, Paul 48
- Faurisson, Robert 448
- Feix, Ida 199 f.
- Feix, Robert 61, 66 f., 100, 199 f.,
435
- Feix, Ulrich 464
- Fischer, Walter 199
- Fraifeld Jenkins-Kronheim,
Dorothy (siehe Kronheim,
Dorothy) 416
- Frank-Stern, Alice Betty 30,
41 f., 48, 70 f., 110, 305, 359, 396,
416
- Frank-Witt, Charlotte 70
- Frank-Holländer, Edith 22, 24 f.,
29 f., 38 f., 42, 45, 53, 55, 57, 64
f., 68, 70, 73 f., 80 f., 86 f., 89
f., 95, 99, 100, 102f., 110,
113,127 f., 133 f., 143, 148 f.,
156, 161, 169, 176, 179, 187,
190 f., 194, 204, 206, 209, 213
f., 221, 232 f., 238, 244 f., 248,
257, 262, 273, 277, 289 f., 302
f., 306,309, 351 f., 354, 358 f.,
367, 370 f., 376 f., 383, 397,
399, 415 f., 418
- Frank-Markovits, Elfriede (Fritzi)
401 f., 434, 450, 463
- Frank, Herbert 49, 50 f., 62, 70,
105, 113, 281, 305, 403, 416
- Frank-Schott, Hortense 49
- Frank, Jean-Michel 48, 52, 398
- Frank, Léon 48
- Frank, Margot 19, 22 f., 25, 28 f.,
39, 41 f., 45, 52 f., 64f., 75f., 92
f., 98, 103, 105, 110, 112, 113,
127, 133, 134, 138, 139, 141, 144
f., 148, 150, 155, 161,162, 164,
168, 170, 179, 184, 191, 194, 202
f., 206, 209, 216 f., 225, 232 f.,
235, 237 f., 244 f., 248, 252,
256 f., 270, 273 f., 277, 283 f.,
285, 295 f., 300, 302, 308 f.,
312, 319, 345, 350 f., 354, 357
f., 367, 370 f., 377 f., 383 f.,
395, 397, 403, 416, 425, 453
- Frank, Michael 30,35,38,43,48,
51, 59, 60 f., 68, 70,135,306
- Frank, Nanette 48
- Frank, Otto Heinrich iof., 18f., 21,
22f., 28 f., 46 f., 51 f., 56, 57, 59
f., 64 f., 73, 75, 86 f., 89, 93 f.,
98, 99 f., 108 f., 113 f., 122, 126
f., 130,132, 134 f., 140, 145, 148,
151 f., 156 f., 163 f., 168 f., 172 f.,
179 f., 186 f., 193 f., 203 f.,

- 212 f., 217, 221, 223, 225, 232 f.,
243, 245, 246, 248 f., 251, 254
f., 270, 273 f., 277 f., 281 f., 288
f., 293 f., 316, 318, 320 f., 323 f.,
326, 328 f., 330, 332 f., 338,
340 f., 344, 347, 351, 354 f.,
365, 380 f., 387, 389, 390 f.,
408, 414f., 430 f., 438 f., 444 ff
- Frank, Robert 49, 70, 113, 399,
400, 403
- Frijda, Herman 403
- Frijda, Jetteke 203, 403
- Frijda, Leo Herman 403
- Fünten, Ferdinand aus der 210 f.,
222 f.
- Geiershöfer, Hermann (Armand)
99
- Gelder, Jan van 96, 97
- Genot-van Wijk, Anna 344, 413
- Genot, Petrus Josephus 344, 413,
421
- Giacometti, Alberto 49
- Giacometti, Diego 49
- Gies, Jan 25, 27, 101 f., 137, 165,
185, 196 f., 200, 237, 252, 254,
259, 260, 273, 286, 327, 333 f.,
339 f., 380, 400, 402 f., 419,
423, 443, 445, 458,
- Gies, Miep (=Santrouschitz, Her-
mine) 11, 13 f., 17 f., 25 f., 101 f.,
136 f., 157, 158, 160, 165, 185 f.,
237 f., 244 fr., 248, 252 fr., 260,
262, 267, 272 f., 281, 286, 291,
306, 311, 315 f., 319, 321, 328 f.,
333 f., 338, 380 f., 392, 400 f.,
419 f., 423, 432, 437, 445 f.,
453, 457 f., 462
- Gies, Paul 405, 462
- Göring, Hermann 117
- Gold, Alison 405, 463
- Goldschmidt, Werner 234 f., 238,
240, 245, 360, 406 f.
- Gorkom, Jan van
- Goseling, Carolus Maria
- Joannes Franciscus 123
- Goslar, Hannah (Hanneli) 78,
80f., 90, 96 f., 115, 117f., 140f.,
161 f., 201 f., 212, 216 f., 220,
224, 238, 240, 255, 267 f., 373,
378f., 383 f., 392, 407 f.
- Goslar, Hans 86 f., 89, 117, 143,
212, 241, 384,
- Goslar, Rachel Gabriele (Gabi)
161 f., 212, 373, 379, 401, 408 f.
- Goslar, Ruth 80, 90, 161, 380
- Gringhuis, Gezinus 21, 26, 327,
409 f.
- Grootendorst, Willem 21, 26, 410,
412
- Grynszpan, Hershel 117
- Hackett-Goodrich, Albert und
Francis 448
- Haluschka, Helene 287
- Harster, Wilhelm 442
- Hartog, Klaas 344, 412
- Hartog, Lammert 19, 26, 343 f.,
412 f.
- Hartog-van Bladeren, Lena 13,
343 f., 412 f., 453

- Hartog, Meta 73 f.
- Heine, Heinrich 65, 289
- Helming, Helene 96
- Hendrik, Jacobus Johannes 252,
337, 452
- Henneicke, Wim 317
- Heuskin, Jacques 135
- Heydrich, Reinhard 144
- Hewijermans, Herman 126
- Himmler, Heinrich 63,377,
- Hindenburg, Paul von 57
- Hitler, Adolf 9,18,33,46 h, 55 f.,
63, 86 f., 109, 120, 124, 126 f.,
138, 143 f., 150, 152, 154, 163,
169, 205, 227, 255, 290, 328,
345, 459, 460
- Hoeve, Henk van 260, 333
- Hofhuis, Bep 91 f.
- Hofhuis, Frans 91
- Hofhuis, Josef «Joop» 67, 236,
340
- Holländer, Abraham 42,71, 73,
74,130,
- Holländer, Bettina (Betty) 30, 105
- Holländer, Carl Benjamin 72 f.
- Holländer, Elsbeth, 73 f.
- Holländer, Ernst 129
- Holländer Frieda 73
- Holländer, Ilse 73
- Holländer, Irma 73
- Holländer, Julius 42, 65, 73, 77,
121 f., 129 f., 133, 177, 179, 194
f., 198, 200, 238, 400 f., 416,
418 f.
- Holländer-Berg, Mathilde 71, 107
- Holländer, Max Moses 71, 73
- Holländer, Meta (vgl. Hartog) 73
f.
- Holländer, Richard 107
- Holländer-Stern, Rosa 42, 71, 122
f., 129 f., 133, 179, 187, 214
- Holländer, Walter 42, 53, 65,73,
119 f., 177, 179, 194, 227, 238,
400 f., 416 f.
- Holzer, Siegfried 415
- Houwaart, Dick 438
- Hüsken, Walter 53f., 64
- Irving, David 448
- Jacobowitz, Heinz 416, 418
- Jacobsohn, Edith 110
- Jansen, Jetje 174, 306, 421
- Jansen, Josephus (Job) Marinus
173 f., 306, 329, 340 f., 390,
420, 421, 430
- Jansen, Josephus Marinus jr.
- Jansen, Robert 421
- Jong, Louis de 438
- Kaletta, Martha Charlotte 137,
217, 276 f., 280 f., 333, 421 f.,
436
- Kaliski, Lotte 279
- Kämpfer, Eva 188 f.
- Kämpfer, Raymond 188
- Kimel, Sol «Sally» 97, 423
- Klee, Alfred 117, 380
- Kleiman, Dirk 331
- Kleiman, Joke 331
- Kleiman, Jopie 265, 331

- Kleiman, Johannes 18 f., 25, 27,
135 f., 160,165,196,198 f., 235,
248, 252, 254, 261, 270, 272 f.,
281, 286, 318 f., 324, 331 f.,
340, 343 f., 347 f., 396, 412,
414, 424, 426, 428, 432, 435
- Klein, Hannelore (Hansi) 207 f.,
425
- Kniesmeijer, Joke 423, 462
- Kolle, Jan 157
- Könitzer, Eva 33
- Könitzer, Heidi 33
- Könitzer, Otto 32 f.
- Könitzer, Otto jr. 33
- Kosterlitz, Rudolf 437
- Kosterlitz-Lewin, Erika 437 Kou-
dachev, Irina von
- Kremer, Johann 365 f.
- Kronheim, Dorothy 416
- Kronheim-Holländer, Irene 74, 107
- Kronheim, Ursula (Ulla) 107 f.
- Kronheim, Walter 108
- Kugler, Victor 20 f., 25, 27, 61,
100,156,165, 235 f., 248, 252,
254 f., 262, 273, 278, 286,318,
320 f., 328 f., 343 f., 424 f., 432
- Kugler, Laura Maria 330
- Kugler, Lucia (Lucy) Sophie
- Kuik, Martha van (siehe Ahlers)
- Kuiper, Maarten 21, 428 f.
- Kuinders, Johannes
(siehe Kugler) 330
- Kukulski, Adam 398
- Kukulski, Zofia 398
- Kupers, Toosje 235
- Kuperus, Hendrika 192
- Lages, Willy Paul Franz 345
- Landmann, Ludwig 58
- Ledermann, Barbara (=Waarts,
Barbara) 87 f., 150, 154, 430
- Ledermann-Citroen, Ilse 88, 206,
428
- Ledermann, Franz 87 f., 206, 350
f., 428
- Ledermann, Susanne (Sanne)
88,428,430,78,81 f., 87, 97,
133, 150, 154, 186 f., 203, 206,
217, 220, 267 f., 350
- Levin, Meyer 448
- Levy, Joel 227
- Lewin, Erika (siehe Kosterlitz)
- Lewinsohn, Arthur «Apo» 159 f.,
246,323 f., 431 f.
- Long, Breckinridge 182 f.
- Look, Franz Theodor 125
- Löwenstein, Ludwig 280
- Löwenstein, Gustav 280, 422
- Maaren, Willem Gerardus van 18
f., 27 f., 157, 320, 337 f., 343,
404 f, 412, 432 f, 453
- Maarsen, Jacqueline van 204 f.,
217 f., 224, 232, 239 f., 244,
255, 265 f., 331, 343, 375, 433
f., 462
- Marxveldt, Cissy van 218, 265, 273
- Mehler, Ludwig Jacob 139, 434
- Mengele, Josef 365
- Montessori, Maria 92 f., 96

- Müller, Heinrich 119
Mussert, Anton Adriaan 126
- Naumann, Gertrud 32 f., 39, 44 f.,
68, 72, 76 f., 80, 92, 99, 108 f.,
113, 328, 434, 464
Nielsen, Arie Cornelis 284
Nussbaum, Rudi 425 f., 463
- Oldenboom, Herr 157
Oeverhaus, Gerard 194
- Pares, Andrew 383
Pels, Auguste van 17, 23, 136, 247,
273, 291, 309, 318, 321, 358,
372, 378 f.
Pels, Hermann van 23, 136 f., 156,
233 f., 254f., 259 f., 262
Pels, Peter van 19, 22, 217, 231,
247, 273, 277, 307f., 319, 322,
351, 357 f., 380 f.
Peters, Andrew
Pfeffer, Fritz 17, 23, 137, 217, 275 f.,
311, 332 f., 348, 354, 358, 377,
380 f., 421, 436, 446
Pfeffer, Hans Werner (= Pepper,
Peter) 436 f.
Picasso, Pablo 48
Pieron, A, Frederik Johannes
324
Pirovano, Ignazio 398
Praag, Henri van 220, 415
Pressler, Mirjam 451, 464
Puls, Abraham 414
- Rademacher, Franz 222
Rath, Ernst vom 117
Räuter, Hanns Albin 171 f., 192,
196, 215, 241 f., 428
Reiner, Ab 97
Rieke, Joachim
Rodbell, Martin 430 f.
Romein, Jan 447
Roosevelt, Franklin D. 115, 181,
183
Rosenthal, Margot 378
- Sanders, Ruud 433
Sauerbrey, Heinrich Siegfried
Scheinberger, Alexander
Scheinberger, Emmy 199, 265
Scheinberger, Ernst 199, 435
Scheinberger, Heinz 199, 435
Scheinberger, Walther 199,
435
Schiff, Lutz Peter 231, 307 f., 310,
437
Schloss, Eva 463
Schneider, Emeline Margarete 34,
109, 328
Schott, Hortense (siehe Frank-
Schott, H.)
Schütz, Anneliese 206 f., 438 f.
Schuschnigg, Kurt von 154
Severing, Carl 86
Seyss-Inquart, Arthur 154, 164 f.,
192, 215, 438, 454
Siemons, Jan 261
Silberbauer, Karl Josef 20 f.,
23 f., 342, 345, 391, 403, 405,
412, 433, 439 f.

- Silberberg, Helmut (Hello= Mertens, Edmond) 217, 219, 224, 228, 232, 244, 362 f., 442 f., 463
- Silberberg, Leo 363 f.
- Silberberg, Marlyse 443, 463
- Siegers, Martinus 327, 443
- Smith, Frank 456
- Smith, Monica 456, 463
- Smith, Nicole 463, 456
- Smith-Brody, Sophie
- Spitzer, Arthur 111
- Spinoza, Baruch 289, 396
- Spitzer-Wolfsohn, Olga 111, 112, 443
- Stab, Hilde 32 f.
- Stab, Marianne 32
- Stanfield, Milly 59, 105, 126 f., 134 f., 148, 399 f., 402, 444, 446
- Stern-Cahn, Cornelia Elisabeth 71, 171
- Stielau, Lothar 448
- Stilgenbauer, Kati 31, 34,
- Stoppelman, Lotte 445, 462
- Stoppelman Meier «Max» 380 f., 444, 445, 462
- Stoppelman-Delden, Esther Stella 380, 445
- Stoppelman-van der Reis, Henderina Saartje 334 f., 380 f.
- Straus, Nathan 178, 180 f., 189 f., 194 f., 198, 236, 400, 445, 448
- Stravinski, Igor 48
- Streicher, Julius 63
- Suchtelen, Nico van 285
- Süttendorf, Joseph 401, 502
- Swillens, Iet (Ietje) 115 f., 119, 205, 265, 408, 446, 462
- Taconis, Ynze 441
- Trenz, Karl 434
- van der Held, Herr 157
- van der Horst-Rambonnet, Catharina 335
- van der Horst-Boudewijn, Henny 419, 335
- van der Horst, Hendrik 419
- van der Horst, Kuno Lodewijk 335, 339, 419 f.
- van Langen, Lucia (Lucie) Sophia Maria (siehe Kugler) 427
- Voskuijl, Elisabeth «Bep» (= Wijk, Bep van) 18 f., 26, 160, 260, 272 f., 284, 311, 334, 336, 344, 402, 413, 452, 462
- Voskuijl, Hendrika Petronella «Nellie» 273, 336 f., 453
- Voskuijl, Johannes Hendrik 252, 335 f., 452
- Voskuijl, Wilhelmina «Wil» 336
- Wagner, Betty Ann 145, 453 f.
- Wagner, Ilse 97, 454, 217, 267, 268
- Wagner, Juanita Jane 145, 453
- Wessels, Maurits Alexander 20, 324 f., 414

Wiesenthal, Simon 433, 438, 440,
453, 464
Wijnberg, Hans 326
Wilhelmina von Oranje 147, 151,
163
Winter, Rosa de 354, 370, 376 f.,
398
Winterberger, Rolf 232
Wolters, Aline 454
Wolters, Karel Oscar Marie 196 f.,
454 f.
Wolters, Oscar 454
Wronker, Paul 406 f.
Wronker-Goldschmidt, Rosel 407
Würzburger, Dorothee Sophie (=
Smith, Monica) 227, 456, 463